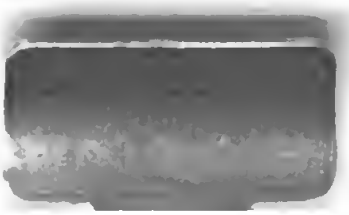
AP30
.G4
v.12
pt.1



Digitized by Google

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Jahrgang 1896.

Erstes Quartal.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.

310143

AP30
.G4
v.12
pt.1

L.L.J (German)

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Alten, Adam, Die nationalökonomischen und sozialpolitischen Ferienkurse in Berlin 112
Asmus, Martha, Wieder ein Frauenfeind! 392
Bartolomäus, R., Vornehmheit und Sittlichkeit 172
Bienenstein, Karl, Rudolf Lothar 307
Crêpe de Chine, Wiener Brief 252
Dichteralbum, Unser, mit Beiträgen von Paul Althof, Wilhelm Arent, Hans Benzmann, Karl Bleibtreu, Emanuel von Bodman, Hans H. Busse, Gustav Adolf Erdmann, Ernst Fest, Albert Geiger, Bruno Golz, Victor Gomulicki, Curt Heinrich, F. E. Köhler-Haußen, Johanna Lankau, Willy Lentrodt, Theodor Lessing, Oskar Linke, Carl Maria, Alfred Niedermann, Heinrich von Reder, Hans Schenk, Wilhelm von Scholz, Gottlieb Steger, J. L. Windholz 31, 177, 318
Driesmans, Heinrich, Die Politik der Natur und die Natur der Politik . . 4
Eller, George, Englische Maler 124
Epstein, S. S., Paul Bourget als Lyriker 18
Fels, Max, Aus dem Münchener Kunstleben 402
Goldstein, Julius, Spiritisten und Spiritaster 241
Heinrich, Curt, Einsichten und Aussichten 387
Jack-Jickerits, S., Nicht ebenbürtig 346
Kritik: Bibliographie: S. 146, 290, 434. — Dramen: S. 274, 420. — Englische Litteratur: S. 142, 279. — Französische Litteratur: S. 139, 429. — Frauenbewegung: S. 287. — Graphologie: S. 428. — Italienische Litteratur: S. 433. — Kolonialschriften: S. 278. — Litteraturgeschichte: S. 426. — Lyrik und Epos: S. 267, 414. — Polnische Litteratur: S. 284. — Romane und Novellen: S. 128, 263, 405. — Skandinavische Litteratur: S. 143. — Soziale Litteratur: S. 135, 423. — Spanische Litteratur: S. 282. — Theologie und Philosophie: S. 427. — Theosophische Litteratur: S. 276. — Vermischtes: S. 146, 288. — Volksbildung: S. 277.
Kuhn, Emil, Materie und Geist 377
Langmann, Philipp, Die Brücke 330
Lothar, Rudolf, Paul Verlaine 302
Maria, Carl, Christnacht. Drama in 3 Akten 41
Mayer, Wilhelm, Aus dem Frankfurter Kunstleben 255
Meier-Gräfe, J. A., Pariser Theater 259
Merian, Hans, Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter! 1
Arnold Böcklin 222
Nisle, Charlotte, Das Messer mit dem beinernen Griff 191

Seite

Oswald, Eugen, Artus und Ginevra (516—1895) 98
Ritter, Hermann, Erinnerungen an Anton Rubinstein 382
Saint-Froid, Jules, Die geisteskranken Psychiater 362
Schikowski, Dr. John, Aus dem Berliner Kunstleben 119, 246, 397
Schimkus, K., Der Kapitalismus und die Landwirtschaft 149
Schwann, Dr. M., Individualismus 368
Sommerfeld, A. v., Die Walküre 214
Starkenburg, Heinz, Fiat injuria, pereat mundus 293
Steiger, Edgar, Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“ 231
Stoffel, Fritz, Knackeule 357
Unfeld, Wilhelm, Der Tannenzapfenfrieder und die Birkenlies 92
Wigger, Hedwig, Portugiesische Zeitungen 235

Porträts:

Paul Bourget.
Arnold Böcklin.
Rudolf Lothar.

Maint visage du temps meurt
Me servait dans plus d'un poème
Et tristement je me souviens
D'avoir toujours été le même

Inquiet, malade et subtil
Tendre et changeant comme une femme
Dites mauvais à quoi sert-il
D'avoir tant regardé mon âme ?

Paul Bourget

Januar 1896.

Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!

Eine Neujahrsbetrachtung von Hans Merian.

(Leipzig.)

Es ist Winter geworden. Die Bäume starren steif und kalt in den grauen Himmel hinein, und unter den Füßen des Wanderers raschelt das braune Laub, das, vom Regen angefeuchtet, jenen eigenartig moderigen Duft verbreitet, der die Nerven so eigentümlich berührt, so fad und doch wieder so wohlig ruheverheißend.

Über die weiten grauen Äcker schwebt mit schwerem ungelenkem Fluge der Rabe, und ein frierendes Amselpärchen pickt an den dunkelroten Beerendolden der Ebereſche. Ein feiner silberner Dunst liegt über der Landschaft und verwischt die Umrisse der fernen Stadthäuser, die im Nebel zu zerrinnen scheinen wie ein Traum.

Es ist so ruhig, als ob die flüchtige Zeit stille stünde, um Atem zu schöpfen.

Und ich breche mir ein totes entblättertes Reislein und stecke den armen Proletarier zu den großen vornehmen Chrysantemumblüten auf meinem Schreibtische, die in ihren zarten gewählten Farben mir den Lenz ins behaglich durchwärmte Zimmer lügen, — als Mahnung, daß es Winter geworden, und daß der Tod mit fahlem Fittig über die Ebene streicht.

Der letzte Tag des Jahres ist verglommen, und bald neigt sich das alternde Jahrhundert zum Sterben — —

Wir sind müde geworden. — Wir haben die Waffen aus der Hand gelegt, — und die ewig lauernden Mächte der Finsternis erheben wieder frech das Haupt und wollen Gewalt über uns gewinnen — — —

Und wie ich so sitze und sinne, fällt das milde Licht der rotverhangenen Lampe auf einen Holzschnitt, den mir der Zufall mit den verschiedensten Zeitungsblättern auf den Arbeitstisch geweht hat. „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ steht unter dem Bilde, das nach einer Idee des deutschen Kaisers von Prof. Knackfus gezeichnet ist. Und ich nehme das Blatt zur Hand und betrachte es lange.

Warum kann ich meinen Blick nicht davon abwenden? Fesselt mich der Kunstwert des Blattes? Kaum. Denn die Reproduktion ist mäßig. Aber immer wieder höre ich die Mahnung: „Völker Europas, schützet eure heiligsten Güter!“

— Auf einem Felsenriff stehen schlanke Frauengestalten, die durch die üblichen Attribute als die Nationen Europas charakterisiert werden. Vor ihnen steht der Erzengel Michael mit flammendem Schwerte und deutet nach dem fernen Osten, wo aus den asiatischen Steppen wilde Feuerbrände emporlodern, über denen der abenteuerliche chinesische Drache dahinfaucht und in einer Wolke von Rauch und Qualm die Sinnbildstatue des sanften Buddha erscheint.

Ich glaube die donnernde Rede des Erzengels zu hören, den Kampfruf gegen das hereinbrechende Asiatentum.

Aber während ich auf das Bild starre, beginnt es sich zu wandeln. Wie bei einem alten Palimpseste unter der Mönchsschrift ein längst vergessener Text erscheint, so tauchen unter den Linien der Zeichnung andere Umrisse auf. —

Das Asiatentum ist der finstere Fetischismus, der starre Glaubens- und Dogmenzwang, die Übung lichtscheuer, wollüstiger und blutiger Opferriten, die Priesterherrschaft und die Knebelung des freien Gedankens.

Das Asiatentum ist die Willkürherrschaft, die Tyrannei der Mächtigen und das kriechende Sklaventum der Massen, die Anbetung und Vergöttlichung größenwahnsinniger Herrscher, die Knechtung und Bedrückung der Völker.

Das Asiatentum ist sinnloser Prunk, üppige Schwelgerei, Müßiggang und Verweichlichung der Reichen und schamlose Aussaugung der versklavten Arbeit. — — —

Und ich sehe den Königssohn Siddhârtha aus dem Geschlechte der Çâkja am Gangesstrande wandeln und die Menschen befreien von den finsteren Irrlehren des Götterglaubens, ich sehe, wie er sich seiner eitlen Königswürde entkleidet, wie er all seinen Reichtum von sich thut und, in selbst gewählter Armut lebend, seine Brüder das Mitleid lehrt mit aller lebendigen Kreatur. — —

Und ich sehe, wie zur selben Zeit, als Gautama Buddha im fernen Indien die Augen schloß, der reichgeschmückte Perserkönig Xerxes aufsprang von seinem goldenen Throne, den er sich hatte errichten lassen, um in müßiger Ruhe dem Kampf seiner Flotte zuzuschauen, und wie er zornig mit den Füßen

stampfte, weil das freie Volk der Griechen es wagte, bei Salamis seine Schiffe zu zerstören und seine Despotenmacht zu zertrümmern — — —

Und ich sehe den großen Propheten Joschua ben Joseph von Nazareth, der da sprach: „Selig sind die Armen; denn das Himmelreich ist ihr. Selig sind die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr."

Und ich sehe, wie er von den Mächtigen dieser Erde gekreuzigt ward auf Golgatha, dafür, daß er den Bann gebrochen der alten Götter und der finsteren Religionssatzungen, dafür, daß er die Gleichheit aller Menschen gepredigt und zu den ärmsten seines Volkes gesprochen hatte: „Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid."

Und ich sehe, wie die Völker Europas die Heilslehre Christi begierig ergreifen, und wie sie ihnen zum Banner wird, um das sie sich scharen, und das ihnen voranflattert in den Schlachten gegen das asiatische Barbarentum, durch viele Jahrhunderte.

Und ich sehe, wie sich der Wolf in den Schafspelz hüllt, wie sich das Barbarentum heuchlerisch in das Gewand Christi kleidet, und wie immer neue Geisteshelden und Blutzeugen dagegen aufstehen. Ich höre einen Savonarola, einen Huß, einen Luther, einen Giordano Bruno predigen. Ich sehe, was der europäische Geist erschaffen und errungen im Kampfe der Wissenschaft und der Kunst gegen das Barbarentum — — — — — — — — und ich sehe unser heutiges deutsches Reich:

Die Willkür tastet nach den schwer errungenen Rechten des Volkes. Der Knechtsinn geht um. Die Delatoren, von denen uns Tacitus in seinen Annalen erzählt, sind wieder aufgestanden, Angeber und Denunzianten tauchen an allen Ecken und Enden auf, die Majestätsbeleidigungsprozesse schießen wie Pilze aus der Erde, und übereifrige Richter sprechen das Urteil nicht nur über Thaten und über Worte, sondern auch über Gedanken, und nicht nur über positive Gedanken, sondern auch über Gedanken, die der unbeliebte Delinquent hätte haben können, oder über Gedanken, die beim Zuhörer des Redners sich vielleicht vermuten ließen. Der dolus eventualis steht in Blüte. Das freie Wort ist geknebelt. Die Forschung beugt sich dem herrschenden System. Die Lehrfreiheit der Hochschulen wird illusorisch, und die Fakultäten neigen sich stumm der Gewalt. Der Müßiggang schwelgt im Wohlleben und der Geldsack setzt sich mit spielender Leichtigkeit über Recht und Sitte hinweg, während die Arbeit darbt und in ihrer Armut das teuer gewordene Recht nicht mehr erkaufen kann. Die hehre Kunst seufzt in den Banden kleinlicher Polizeiverordnungen, während die sittenverrohende Barbarei der Tingeltangel sich ungehindert breit machen darf.

Wir sind blasiert, entnervt, müde — — — —
Es ist hohe Zeit: Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter! — —
Da tönen zwölf dumpfe Schläge durch die Nacht. — Glockengeläute. — Ein neues Jahr hat begonnen.

Ich fahre auf aus meinen Träumen. Aber noch immer tönt mir der Spruch des Kaisers in den Ohren. Mögen ihn die Neujahrsglocken hinaustragen in die Lande, und mögen sie besonders der deutschen Jugend zurufen: Zeiget euch als Männer, stolz vor Königsthronen, freien Geistes und freien Wortes. Entledigt euch der schlappen Décadence und der Fin-de-siècle-Misere, laßt eure vornehm sein sollende Müdigkeit fahren, zeigt, daß euch noch warmes rotes Blut durch die Adern rollt und Begeisterung im Herzen sitzt: Wahret eure heiligsten Güter! — — — — — — — —

Bei meinen Chrysanthemumblüten steckt noch das tote Reislein, die Mahnung, daß es Winter geworden, und daß der Tod mit fahlem Fittig über die Ebene streicht. Ich nehme es in die Hand und betrachte es genauer. In seinen alten Blattnarben haben sich schon wieder kaum merkliche spitze braune Knöspchen angesetzt. Es ist also doch nicht tot. Unter der starren Hülle arbeitet das Leben. Über ein Kleines wird die Sonne aufs neue die Erde küssen. Dann werden alle die armen frierenden Reislein ihre Knospen sprengen und werden das Land mit einem neuen blühenden Lenz beschenken, daneben die künstlich zum zartgefärbten Chrysanthemum gezüchtete Goldwucherblume nichts mehr sein wird als ein unschönes Unkraut.

Die Politik der Natur und die Natur der Politik.

Von Heinrich Driesmans.

(Berlin.)

Das einzige Kennzeichen, das allen Philosophen von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag gemeinsam eignet, ist dies, daß ihre Systeme bezüglich der Aussichten des Menschenwesens auf Erden sämtlich in hoffnungsloser Resignation ausklingen. So sehr die philosophischen Systeme im allgemeinen wie im einzelnen einander widersprechen mögen — der Widerspruchsgeist scheint ja überhaupt die Mutter aller Philosophie zu sein —, darin kommen doch alle überein, daß es mit der irdischen Zukunft der Menschheit — nichts ist. Der Atheist wie der Gottesgläubige, der Materialist wie der

Spiritualist, kennt keine Menschenzukunft; beide Arten unterscheiden sich von einander nur darin, daß die einen auf die Aussichtslosigkeit der Weltentwickelung, allein aus sich heraus zu einem Ziele zu gelangen, wegen des Mangels einer mächtigeren jenseitigen Hilfe schließen, während den anderen in der gläubigen Annahme des Vorhandenseins einer solchen Hilfe aus dem Jenseits oder der „vierten Dimension" alles Irdische unzulänglich und unauskömmlich erscheint. Der freie Denker hält die menschliche Höherentwickelung aus sich selbst heraus für unmöglich, der Gottesgläubige hält sie für überflüssig — das ist der ganze Unterschied; im übrigen stehen beide dem Weltwesen gleich skeptisch gegenüber, beide haben gleich wenig Vertrauen zu der Leistungsfähigkeit der Natur.

Recht besehen ist der freie Denker, wie er bisher in die Erscheinung trat, auch nur eine Spielart der uralten erstlichen Menschenform: des Gottesgläubigen. Genau wie der letztere glaubt er an Wunder, an wunderbare Geschehnisse, die in der Vergangenheit sich ereignet haben sollen, an eine seltsame Entstehung und Entwickelung des Weltwesens, die er sich nur etwas wissenschaftlicher und vernunftgemäßer zurechtlegt, als sein kritikloser leichtgläubiger Mitbruder; und genau wie dieser steht er dem gegenwärtigen Leben völlig verständnislos gegenüber und kann sich nicht davon überzeugen, daß die selben sinnlich-greifbaren Mächte, die die vergangene wunderbare Entwickelung hervorriefen, noch in jedem Augenblicke vorhanden und in ungeschwächter Kraft wirksam sind, sodaß sie nicht geringere wunderbare Umwälzungen und Vervollkommnungen der Lebensformen künftig zu vollbringen imstande sein dürften. Aus der Thatsache, zum Beispiel, daß die polaren Schneegrenzen unaufhaltsam gegen den Äquator vorrücken, schließt der Gelehrte unbedenklich, daß die ganze Erde einst so unbewohnbar sein werde, wie es die Polargegenden jetzt sind, daß also, mögen auch noch so hohe Kulturzustände erreicht werden, ein Zweck des Welt- und Lebensprozesses nicht abzusehen sei. Das gilt nicht nur von den materialistischen Gelehrten, die das Wesen der Natur in ihrer äußeren sichtbaren Gesetzlichkeit für erschöpft halten, sondern in gleicher Weise auch von den anderen, die sich einen gewissen Glauben bewahrt haben und ein „unerforschliches Etwas" in der Natur wie im eigenen Innern „still verehren", das über die sinnenfällige Erscheinungswelt mit ihrer erbarmungslosen Gesetzlichkeit triumphiert: beide sind nicht, oder nur in den seltensten Ausnahmen, imstande, wie stark auch ihr Glaube an ein allwaltendes und endlich obsiegendes Gutes sein, und in wie geläuterten Formen er sich bewegen mag, diesem ihrem Glauben — auf die Beine zu helfen und ihn das Laufen zu lehren. So seltsame Geschehnisse der Vergangenheit sie auch für möglich, für erwiesen halten, durch welche die ganze naturgemäße Entwickelung und das gegenwärtige

Leben zustande gekommen sein soll — wie die wunderbare Entstehung des organischen Lebens aus dem sogenannten anorganischen, die Entwickelung der Menschheit aus dem Tierstande durch die Bedrängnis der ersten Eiszeit, sowie die Herausbildung einer erhöhten Menschenform aus der ursprünglichen durch die zweite —, so können sich die Herren Gelehrten doch nicht zu der Überzeugung durchringen, daß ebenso wunderbare, wenn nicht noch weit wunderbarere Geschehnisse auch in Zukunft noch bevorstehen können, bevorstehen müssen, da es immer die selbe eine Natur ist, die das Leben erwirkt, und auf ein Ziel, auf erhöhtes Formleben hindrängt.

Für den, der die Natur in ihrer umfassenden Einheitlichkeit und Harmonie versteht, kann indessen kein Zweifel darüber obwalten, daß, wenn uns etwa eine dritte Eiszeit bevorstehen sollte, diese so wenig imstande sein würde, das Gesamtleben auf Erden zu vernichten, wie die erste und zweite dies vermochten. Denn wenn die einstmaligen niedrig organisierten Lebewesen den Fährnissen, die über sie hereinbrachen, Widerstand leisten und sich geringeren Wärmegraden anpassen konnten, so muß es doch als sinnlos und lächerlich angesehen werden, zu glauben, die hochorganisierte weit lebenskräftigere und anpassungsfähigere Menschenform, diese einzige Form der Lebewesen, die unter allen Klimaten aushalten kann und technische Mittel aller Art zu Gebote hat, sei unfähig, eine gleiche Probe zu bestehen und sich in ähnlicher Weise wie ihre Vorfahren zu noch vollkommenerer Form durchzuarbeiten. Es sollte dies eigentlich die selbstverständliche Annahme sein, daß eine Macht gleich der Natur, die solche Wunder gewirkt hat, wie sie in der Entwicklungsgeschichte vorliegen, die gleichsam die Lebensprobe in ihren vollkommeneren bewußten Erzeugnissen bestanden hat, — daß eine solche Macht ewig unerschöpflich an Auskunftsmitteln ist und ihre wundersamen Wege geht, unerschütterlich, wie sie ihr ins Herz geschrieben sind. Einen Zweifel daran zu hegen, sollte man meinen, sei das Absurdeste des Absurden und könne nur einem ganz verschrobenen Kopfe einkommen.

Indessen so ist es nicht, wie allbekannt. Es gilt im Gegenteil für absurd, das natürliche Wesen auch künftig und allezeit dessen fähig zu halten, was es in der Vergangenheit schlagend bewiesen hat: seiner Unzerstörbarkeit und unausgesetzten Steigerung zu höherem Formleben. Wer behaupten wollte, das Menschenwesen werde ohne Frage eine kommende Eiszeit bestehen, das gegenwärtige Menschentum mit seinen vielfachen technischen Auskunftsmitteln sei bei weitem nicht die letzte, denkbar höchste Form des organischen Lebens, eine fernere Steigerung, Wandlung, „Entpuppung" unterstehe keinem Zweifel, — der würde einfach ausgelacht werden. Der andere hingegen, dessen Zukunftsglaube auf so schwachen

Füßen steht, daß er an der Kraft der Natur verzweifelt, gilt als der vernünftige denkreife Mensch. Woher mag diese Verkehrung des Menschengeistes wohl kommen, daß ihm das Offenbare, Vernünftige, zum Unsinn, und das eigentlich Unsinnige, die Verzweiflung an der natürlichen Kraft, zum einzig Annehmbaren wird? daß er sich so wenig zu dem umfassenden Begreifen der Natur durchzuarbeiten vermag? Sollte etwa der geistige „Notstand", in den der Mensch sich durch die Aussichtslosigkeit alles irdischen Lebens und Strebens versetzt sieht, welch letztere die übergewaltigen Eindrücke des ewigen Werdens und Vergehens, die der menschliche Verstand nicht zu bewältigen vermag und die ihn erdrücken, ihm so eindringlich predigen, — sollte dieser Notstand, dieser geistige Kampf ums Dasein, oder besser: Kampf ums „geistige" Dasein, etwa ein Kunstgriff sein, dessen die Natur sich bedient, jenem zu vergleichen, den sie auf frühern Entwicklungsstufen anwandte, als die Lebewesen in erschwerte, zu härterem, grausamerem Kampf ums Dasein herausfordernde Lebensbedingungen gerieten, in welchen sie zu tüchtigeren widerstandsfähigeren Lebensformen erstarkten? Sollte der erneuerte Kampf ums Dasein, dieser Kampf ums „geistige" Dasein, zu welchem gerade die höchststehenden menschlichen Wesen sich genötigt sehen, etwa bezwecken, die letzteren zu größerer Regsamkeit, zu energischerer Bethätigung ihrer Kräfte und geistigen Gliedmaßen anzuspornen, um leistungsfähigere, vollkommenere Formen des Menschenwesens zu erzielen, — sollte auch hier eine „Auslese" walten?

Sehen wir genauer zu, so finden wir, daß der Glaube an die unerschöpfliche Kraft der Natur und an das Sieghafte des Lebewesens keineswegs erloschen ist, sondern nur in anderer Form zum Ausdruck kommt und in das Getriebe des Gesamtlebens eingreift, in einer Form, die sich dem gewöhnlichen Auge entzieht; daß er ganz unabhängig und ungestört von dem Meinen der Menschen auf sein Ziel hinarbeitet und sich der Menschen, ob sie den Glauben an einen glücklichen Fort- und Ausgang des Weltprozesses auch zu bekennen sich weigern, doch als Mittel bedient, diesen Glauben zu bethätigen. Denn wunderbarerweise sind es gerade diejenigen, die sowohl ein jenseitiges als ein diesseitiges Lebensziel leugnen, welche mit einzigartigem Pflichtgefühl und rührendster Hingebung es sich angelegen sein lassen, dem Guten, dem Vernünftigen, dem Nützlichen und wahrhaft Zweckmäßigen, dem Wahren und Schönen zum Sieg zu verhelfen, das heißt mit anderen Worten, den Glauben zu stärken und zu bekräftigen, daß in der Natur unerschöpfliche Kräfte wirksam sind, die mit Notwendigkeit auf die Verwirklichung eines höheren Formlebens hinarbeiten und dessen Möglichkeit in immer nähere Sicht rücken. Diese „Ungläubigen" sind also gerade durch die Gewissenhaftigkeit, mit der sie sich der Lebens-

aufgabe widmen, gleichsam, als wenn sie auch nicht den Schatten des Verdachtes aufkommen lassen wollten, daß es ihnen an „gutem Willen" fehle — die Träger und Vorkämpfer der Glaubenskraft, während ihre „gläubigen" Mitbrüder, die den Einlaßschein zu irgend welchen jenseitigen glücklichen Gefilden sicher in der Tasche zu haben meinen, es sich hienieden bekanntlich entschieden leichter machen. Zugleich beweist dies, wie ohnmächtig und wertlos alles menschliche Meinen und Dafürhalten ist, wie die Natur, das natürliche Wirken, sein Spiel, ja ich möchte sagen, seinen „Spott" damit treibt, indem es, wie in diesem Falle, die Einen — die Selbständigeren, Tüchtigeren, Widerstandsfähigeren — durch intellektuelle Glaubensunfähigkeit zu nimmerruhenden Kämpen der natürlichen Glaubenssache bestimmt und sie unbewußt das vertreten läßt, was sie bewußt ablehnen, während eben dieses natürliche Wirken die anderen — weniger Selbständigen und Sittlichtüchtigen — durch eine falsch gerichtete Glaubensfähigkeit abseits hält und von dem Mitbewerb um größere Lebenskräfte ausschließt. Die oben erwähnte „Auslese" waltet also auch hier, in der höheren menschlichen Lebenssphäre, mit unfehlbarer Sicherheit ihres Amtes.

Es ist nicht nur eine Naturwahrheit, sondern geradezu die Wahrheit der Natur, daß die letztere zu Werkzeugen, um den Glauben an ihre Sache, an ihr „Unternehmen" — wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen — zu bekräftigen, sich immer gerade die Ungläubigen, das heißt die „Abtrünnigen" herausucht, nicht nur im religiösen Leben, sondern auch im politischen, gesellschaftlichen, künstlerischen, geistigen, kurz, in allen Verhältnissen. Wenden wir uns zur Gegenwart, so finden wir, daß diese Wahrheit sich neuerdings bei den Vertretern der sozialdemokratischen Bewegung auf eigenartige Weise bekundet. Ich schicke voraus, daß ich mit dem, was ich im nachfolgenden sagen werde, nicht im entferntesten bezwecke, ein politisches Urteil abzugeben oder nach irgend einer Richtung Partei zu ergreifen, sondern das Gesagte rein als Schilderung eines „Vorgangs", also rein „künstlerisch" aufgefaßt wissen will. Diese Männer also, behaupte ich, welche sich Sozialdemokraten nennen und gegen die herrschende Moral, gegen die herrschende Gesellschaftsordnung, kurz, gegen alles „Herrschende" so energisch Front machen, sehen sich in ihrem Radikalismus genötigt, mit dem relativ Guten der gegenwärtigen Lebensanschauung auch alle Gebrechen, die ihr anhaften, abzustreifen, und somit eine strengere Moral und Pflichterfüllung sich zur Aufgabe zu machen, als sie der lax gewordene bürgerliche Sittenkodex vorschreibt. Und indem sie dies thun, das heißt, indem sie eine gesundere Sittlichkeit wenigstens zur Schau tragen, erziehen sie weite Volksschichten unbewußt zu dieser Sittlichkeit und zu einer vernünftigeren menschenwürdigeren Weltanschauung überhaupt. Sie wollen, daß ihre sozia-

listische Sache sich von der verrotteten bürgerlichen abhebe, sie wollen, daß die erstere als die gerechtere menschenwürdigere edlere erscheine, und dieser Antrieb macht sie zu Bahnbrechern einer Weltanschauung, die in der Form, wie sie in die Erscheinung tritt, ursprünglich gar nicht in ihrem Plane gelegen, macht sie zu Werkzeugen der urnatürlichen, auf die Durchsetzung des Thätig-Freien, -Formvollen und -Reinen gerichteten Absichten. Besonders bemerkenswert ist hierbei wiederum der „Rollentausch", den die Natur zur Erreichung ihrer Zwecke vornimmt, indem sie gerade die Radikal-Ungläubigen, die in jeder Hinsicht Abtrünnigen und aus der guten Gesellschaft Ausgestoßenen in ihren „Dienst" nimmt, während sie den „Guten" und „Gerechten", den Kämpfern für Religion und Sitte, den Säulen der bestehenden Ordnung die ganze Rückständigkeit und den Kulturabstand überläßt und sie durch ihren „Glaubensfanatismus" von jedem Fortschritt in der Veredelung ihrer sittlichen Kräfte und von der Gewinnung neuer, frischer Kräfte überhaupt, die nie der „Besitz", sondern immer nur ein gewisser „Notstand" gewährleistet, ausschließt. Es gewinnt somit fast den Anschein, als ob das Bekennen eines Glaubens, wie immer geartet er sein möge, das Gefährlichste, die Entwickelung und den Fortschritt am meisten Hindernde sei, und daß die völlige Glaubenslosigkeit allein dazu befähige, des Glaubens an die gute Sache der Natur zu *leben*, das heißt, den letzteren zu *bethätigen*, daß Einsamkeit, Verlassenheit, daß das Ausgestoßensein aus den jeweiligen herrschenden Verhältnissen allein eine Anspannung und Regsamkeit der Kräfte herbeizuführen vermöge, die höhere, tüchtigere Lebenswerte zu schaffen imstande ist. Zugleich gewährt uns diese Thatsache einen Einblick in die nahen Beziehungen des christlichen zu dem natürlichen Wesen, und zeigt uns, ein wie wahrhafter Geistesblitz der Natur — allerdings nicht sowohl das Christentum, als vielmehr das Jesustum war; denn der Weise von Nazareth wählte bekanntlich zu Verkündern seiner Ideen auch „Verlassene", „Ausgestoßene" und „Geächtete", Zöllner und Sünder, während er den „Besitzenden", den Guten und Gerechten, denen, die ihrer Rechtgläubigkeit sicher zu sein meinten, seinen ganzen Unwillen entgegen brachte, zum Beweise, daß es keinerlei Bekenntnis, sondern allein der *gute Wille*, der Wille zur That, der gute „Geist des Unbewußten" thut, der sehr wohl mit „bewußter" Glaubens- und Gottesleugnung bestehen kann und vielleicht sogar in gewissem Grade damit verbunden sein muß.

Wir ersehen also, daß sowohl nach dem christlichen als nach dem natürlichen Gesetze die Wahrheit und das Heil stets bei denen ist, die *nicht* im „Besitze" sind — sei es in materieller, sei es in geistlich-geistiger, sei es in welch anderer Hinsicht. Jeder „Besitz" schließt den Geist der Wahrheit aus; denn er ist etwas Festes, während der letztere das Flüssige, das

Flüchtigſte des Flüchtigen iſt und ſtets bei denen weilt, die nur auf die eigene Kraft geſtellt ſind und keinerlei Unterſtützung durch eine unperſönliche Macht, ſei es eine Partei, ſei es eine Staatsgewalt oder ein durch die letztere geſtütztes Syſtem zur Verfügung haben. Die Wahrheit kann niemals bei denen ſein, denen eine äußere unperſönliche Macht zur Seite ſteht; denn die Macht verſcheucht die Wahrheit wie ein Windſtoß die Muſik. Nur wer ganz allein auf die eigene Kraft angewieſen iſt, dem wird die Wahrheit zu teil, der allein kann *wahr* ſein, weil er *unbeſtochen* iſt. Die „Beſitzenden" in jeder Hinſicht mögen ſich daher hüten und mögen es ſich angelegen ſein laſſen, ihren Beſitz vor dem Geiſte und der Kraft zu rechtfertigen, indem ſie ihn in den Dienſt der letzteren ſtellen, wenn ſie nicht von dem ehernen Geſetze der *Lebenswahrheit* gerichtet ſein wollen.

Jeder Beſitz iſt ein Raub, eine Verſündigung an der lebendigen Wirkſamkeit der natürlichen Kraft, wenn er nicht als Mittel verwandt wird, der letzteren zu energiſcherer Kraftentfaltung zu verhelfen. Wie jede Verſündigung, jedes Verbrechen auf den, der ſich deſſen ſchuldig macht, zurückfällt und ihn, wenn er auch der äußeren Gerichtsbarkeit entgeht, doch unausweichlich dem inneren Richterſpruche überantwortet, das heißt, zu keiner wahren inneren Lebensfreude mehr kommen läßt, ſo wirkt in ähnlicher Weiſe der „verbrecheriſche", den produktiven Kräften vorenthaltene Beſitz auf ſeinen Inhaber zurück, indem dieſes *äußere* „unrechte Gut" ihn daran hindert, *innerlich* recht zu gedeihen und ſich die Unbefangenheit, die Unbeſtochenheit und die Unſchuld des natürlichen Wirkens, das heißt den Sinn für die *Lebenswahrheit* zu bewahren. Die Beſitzenden ſind, wie alle Brecher der natürlichen, oder, was dasſelbe bedeutet, ſittlichen Geſetze — Geprellte, betrogene Betrüger; denn ſie alle kommen darin überein, daß ſie den wahren Genuß und die Lebensfreude nicht in der Selbſtbethätigung ihres ganzen Menſchen, in dem unſchuldigen Selbſtgenuſſe ihrer vollen menſchheitlichen Kraftäußerung ſuchen, ſondern in der ausſchweifenden Bethätigung der einzelnen Triebe, ſeien es auch ſogenannte „moraliſche", wie der Erwerbstrieb, der Forſchungstrieb, der religiöſe Trieb. Alle dieſe Triebe, auch die geiſtiger Natur, wirken, wenn ſich die Kraft in ihnen einſeitig erſchöpft, nicht anders auf den Geſamtorganismus, wie jede ſinnliche Ausſchweifung; ſie zerrütten den Menſchen und rauben ihm den Sinn für die Lebenswahrheit, wenn er das Erſtrebte als dauernden Beſitz feſthalten will, anſtatt es als Mittel zu neuem, höherem Streben zu verwerten.

Wie es einerſeits nichts Abſolutes, Indifferentes in der Geſamtnatur giebt, wie vielmehr jede Weſenserſcheinung durch alle übrigen bedingt und von ihrer Umgebung abhängig iſt, ſo *verharrt* andererſeits keine Erſcheinung in der abhängigen Paſſivität, ſondern jede ruft einen Gegenſatz, eine Gegen-

wirkung hervor, mit welcher zusammen sie sich aus ihrer abhängigen Einseitigkeit wieder zu einem geschlossenen Ganzen, zu einer Totalität, und somit zu einem „Absoluten" erhebt. Jede Farbe fordert ihre Komplementärfarbe, jeder Pol seinen Gegenpol, jeder Stoß den Gegenstoß. Der Centrifugalkraft im Kosmos steht die Centripetalkraft gegenüber, der Schwerkraft die Starrheit. Es giebt keine Kraftwirkung im Weltall, die einsam und wirkungslos verliefe, es giebt überhaupt keine „einheitliche" Kraft, keine Urkraft als solche in der Erscheinungswelt, so wenig wie es die „Urmaterie" giebt, sondern nur differenzierte Kräfte oder „Kraftdifferenzierung", gleich wie es auch nur differenzierte Stoffe, aber keinen Grundstoff giebt, auf welchen sich alle anderen Stoffe zurückführen ließen. Und jede Kraftäußerung ruft, wie im Großen, im Kosmos, so im Kleinen augenblicklich das ganze Kräftesystem, mit welchem sie unzertrennlich verbunden ist, in die Erscheinung. Ebenso verläuft auch keine organische Wirkung ohne die entsprechende organische Gegenwirkung. Jede Lebensäußerung fordert ihren Gegensatz, ihren Widerspruch heraus, insofern als sie immer nur eine einseitige Kraftäußerung sein kann, die beim Erscheinen mit Naturnotwendigkeit ihren Zusammenhang mit dem ganzen geschlossenen System der irdischen Kräfte verrät und den „Ring" bloßlegt, in welchem sie verläuft. Wenn wir nun dieses Spiel der Kräfte, das im kosmischen und anorganischen Leben so offenkundig vor Augen liegt, und auch im organischen Leben unschwer zu erkennen ist, im gesellschaftlich-politischen Leben verfolgen, dann werden wir finden, daß die Gesetzmäßigkeit sich auf dem letzteren Gebiete genau in derselben Weise vollzieht, wie in der gesamten Natur, das heißt, daß die Dauer eines Gesellschaftssystems in dem Gleichgewicht der Kräfte begründet ist, welches letztere durch eine flotte Auslösung der Gegensätze gewährleistet wird. Wie dem menschlichen Mikrokosmos ein Kräftesystem einwohnt, welches ein Abbild des makrokosmischen Kräftegebäudes ist, so stellt jedes geschlossene System, und somit auch jedes Gesellschaftssystem, ein Abbild des Ursystemes dar.

Fassen wir nun die Wechselbeziehungen der Kräfte auf dem Gebiete der Organisation näher ins Auge, so werden wir erkennen, daß, gemäß dem soeben dargelegten Gesetze der Kräftespannung, je einseitiger und ausschließender die Richtung ist, welche eine Kraftäußerung nimmt, desto mächtiger und gewaltsamer die Gegenwirkung, der Gegenstoß sein muß, den sie hervorruft. Scharfe Kontraste fordern einander heraus. Wie Licht und Gegenlicht (Lichtverneinung — Schatten), so entsprechen Kraft und Gegenkraft (Kraftverneinung — Stoff) einander. Andererseits, je milder und abgetönter, das heißt, je umfassender, je mehr von der Gesamtkraft enthaltend und einen je größeren Teil des geschlossenen Kräftesystems einbegreifend eine Wirkung

ist, desto harmonischer, entsprechender äußert sich der Gegensatz, desto rhythmischer klingt er in den Anschlagston hinein. Die Wirkung — welcher Art und wie hoch sie auch gegriffen sein mag — ist ein bloßer Schall, ein Nichts. Erst mit ihrer Gegenwirkung zusammen bildet sie ein Ganzes, Zweckmäßiges, Abgeschlossenes, stellt sie eine Leistung, einen Fortschritt, eine Entwicklungsthat dar. Und diese Leistung wird um so bedeutender und weittragender sein, je harmonischer abgetönt die Wirkung, der „Klang" war, welcher die ihm gemäße Gegenwirkung, den „Einklang" forderte. Wir brauchen uns nur an die Musik zu erinnern, um zu wissen, wie dies gemeint ist. Gleichwie jede schwingende Saite ihren Oberton in der entsprechenden Saite weckt, gleichwie Baß und Violine durch ihr Zusammenwirken die Melodie schaffen, so schwingen die Lebenskräfte im Anorganischen, Organischen und nicht minder im Menschheitlich-Bewußten einander entgegen und schaffen durch ihr harmonisches Zusammenklingen die Melodie, die That, die Entwickelung, und andererseits durch ihr gewaltsames Aufeinanderprallen und dissonierendes Durcheinanderschwirren die Verzögerung, die Hemmung, den Rückschritt. Mit Recht hat Schopenhauer die Musik als das reinste Abbild vom Wesen des Lebens bezeichnet; denn sie giebt die kosmische Idee frei von allem zeitlich und räumlich Bedingten, allem Zufälligen in ihrer reinen Wesenheit wieder.

Die Weisheit, welche wir hier festlegen wollen, ist also recht eigentlich eine „musikalische Weisheit". Wir wollen, daß die Erkenntnis Gemeingut werde, wie wesentlich der Erfolg jeder Wirkung durch ihre Gegenwirkung bedingt wird, und daß, wenn etwas Dauerndes, Heilsames erzielt werden soll, auf die letztere fast noch mehr ankommt, als auf die erstere. Das Rechnen mit der „Gegenwirkung" macht im Grunde das Wesen der echten Politik aus — nicht allein der Politik im gewöhnlichen Sinne, sondern auch der Kunst, ja der Religion, kurz, jeder menschlichen Lebensäußerung; freilich mit dem Unterschiede, daß dieses „Rechnen" nur im ersten Falle ein bewußtes, während es in den letzteren ein unbewußtes ist, in dem Sinne etwa wie Leibnitz die Musik als ars nescientis se numerare animi definierte. Künstler und Denker haben es daher sehr viel leichter als zum Beispiel Politiker und Erzieher, den harmonischen Ausgleich von Wirkung und Gegenwirkung zu erreichen, da sie nicht wie die letzteren mit äußeren, fremden Mächten, sondern bloß mit den eigenen, inneren Empfindungen zu thun, beziehungsweise zu kämpfen haben. Sie brauchen sich nur der künstlerischen oder geistigen „Macht des Unbewußten" in den Augenblicken, wann diese Gewalt über ihre Person zu gewinnen strebt, zu überlassen, sie brauchen nur der „gebietenden Stunde" zu gehorchen, um den Prozeß des Kräfteausgleichs glatt und harmonisch

ſich vollziehen zu ſehen, — verſpüren ſie doch dieſen Prozeß am eigenen Leibe, im Spiel und Widerſpiel ihrer Empfindungen und erleben das Ergebnis in der künſtleriſchen Schöpfung oder in dem ſich klärenden Gedanken mehr als ein übernatürliches göttliches Geſchenk, denn als eigenes Verdienſt. Anders die Politiker und Erzieher. Sie haben mit Mächten zu thun, die ſich ihnen nicht im Innern „fühlbar" machen, und denen ſie ſich nur zu überlaſſen brauchten, wie die Schwangere dem ſich regenden neuen Leben in ihrem Leibe „gehorcht", um ein lebenverbürgendes Gebilde zu ſchaffen. Sie haben vielmehr mit fremden äußeren Weſen zu thun, mit denen ſie kein leibliches fleiſchliches Band verknüpft, ſie haben die ſchwerere Aufgabe, die vielfachen und verſtreuten Kräfte einer Menſchengeſellſchaft, eines Volkes in ähnlicher Weiſe auf einen harmoniſchen Einklang hinzuleiten, wie der Künſtler ſeine Seelen-, und wie der Denker ſeine Geiſteskräfte zuſammenfaßt, um ein künſtleriſches oder geiſtiges Ziel zu erreichen. Wie die beiden letzteren, ſo haben es zwar auch die Politiker und Erzieher mit einem „Körper" zu thun, deſſen Macht und Lebensäußerung durch unbewußte Verkettung bedingt wird, aber ſie haben keine perſönliche Gewalt über dieſen Körper, ſie bilden nur ein winziges Glied desſelben. Sie müſſen alſo die „unbewußte Macht" dieſes Körpers in ganz anderer Weiſe handhaben, als Künſtler und Denker die des ihrigen, ſie müſſen bewußt mit ihr zu rechnen verſtehen, die „Kräfte" und das „Gelände", das heißt, die obwaltenden Verhältniſſe gegen einander abwägen und einem guten Strategen gleich die Kräfte völlig auszunützen und zu möglichſter Wirkung kommen zu laſſen verſtehen. Sie dürfen ferner keine Kräfteregung ſich ſelbſt überlaſſen oder gar zurückhalten, ſondern müſſen alle in den „Schlachtenplan" einzugliedern verſtehen und für neuen Zuzug in dieſem Plane ſtets Raum übrig haben, das heißt, ſie müſſen, dieſen Plan für neu hinzukommende Kräfte ſtetig zu erweitern, immer die geiſtige Elaſtizität bewahren können.

Politiker und Erzieher können alſo von der „Kriegskunſt" recht lernen — und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich behaupte, ſie können nur von ihr lernen — wie ſie ein Volk oder eine Gemeinſchaft zum guten Ziele führen können. Im Kriege mit einem äußeren Feinde iſt der Volkskörper in der höchſten Spannung, alle Kräfte ſind aufs Äußerſte geſteigert; er befindet ſich in einer ähnlichen Spannung, wie der Körper des Künſtlers in dem Augenblicke, wann er der „gebietenden Stunde" gehorcht. Die geringſten Fehler und Verſehen ziehen unberechenbare Folgen nach ſich und können alles verderben; jede vernünftige, zweckmäßige Anordnung hingegen trägt tauſendfältige Früchte. Die Kriegskunſt, die nicht mit Unrecht „Kunſt" heißt, iſt alſo in techniſcher Hinſicht das Vorbild der politiſchen und der Erziehungskunſt; denn wo es die höchſten Aufgaben zu bewältigen gilt, wo

die Volkskräfte vor das Sein- oder Nichtsein gestellt sind, da zeigen sie sich auch im höchsten Einklang und in der höchsten Leistungsfähigkeit, da zeigt es sich, auf welchem technischen Wege Einklang und Leistungsfähigkeit der Volkskräfte in höchstem Maße zu erreichen sind. — Wenn wir also den Satz zugeben, daß der Kriegszustand, in welchem die Volkskraft in der höchsten Spannung und Regsamkeit ist, für alle übrigen Lebenszustände des Volkes vorbildlich ist, und daß die beste Kriegskunst darin besteht, die selbständigen Kraftregungen der einzelnen Körper, wie roh und kulturwidrig sie auch sein mögen, möglichst auszunutzen und zur rechten Wirkung kommen zu lassen, dann muß es befremden, im gewöhnlichen politischen Leben eine ganz und gar gegenteilige Taktik beobachtet zu sehen. Denn die Staatsleitungen sind weit davon entfernt, einem guten Strategen gleich, alle sich regenden selbstthätigen Kräfte in Rechnung zu stellen und zur Mitwirkung heranzuziehen, sowie die Leidenschaften und Spannungsverhältnisse zur rechten Wirksamkeit gelangen zu lassen, um das Ganze zu einem guten Ziele zu führen; sie erinnern sich höchst selten des Satzes, daß noch nie ein Feldherr siegte, der seine Truppe nicht für sein Ziel zu begeistern wußte, sondern sie allein durch Zwang und Gewalt beherrschte, und sie ahnen nicht, daß, was von der Strategie, in erhöhtem Maße von der Politik gilt. Unsere Staatsleiter sind vielmehr ängstlich bemüht, alle selbständigen Regungen im Volke zurückzudämmen und zu unterdrücken, wenn diese sich nicht ohne weiteres in ihren Regierungsplan eingliedern lassen wollen, und sie treiben diese Regungen zu erbittertem Widerstande und zu gewaltsamen Ausbrüchen, indem sie ihren „Plan" nicht entsprechend zu erweitern und den sich geltend machenden Volkskräften nicht darin Raum, Spielraum zu schaffen vermögen. Denn das eben kennzeichnet den echten Politiker, daß er von keiner Regung im Volke, mit welcher er ursprünglich nicht gerechnet und die ihm den Plan stört, peinlich berührt, sondern daß er freudig überrascht ist, wenn sich überhaupt etwas im Volke „regt", wenn sich Leben und selbstthätige Kraft zeigt. Der Politiker muß wissen, daß er, wie der Stratege, nur durch die überschäumende Kraft seiner Truppe etwas erreichen und den Sieg erstreiten kann, er muß wissen, daß er sich keine solche Regung, so widerspenstig und gewaltthätig sie auch auftreten mag, entgehen lassen darf, sondern alle Lebensäußerungen in seinen Plan hineinziehen muß. Wären unsere Staatsleiter in diesem Sinne Politiker, dann müßten sie erkennen, wo die Ursache ihrer Fehler und Mißerfolge zu suchen ist, nämlich ganz einfach darin, daß sie auf eigene Faust Politik machen wollen, anstatt die Politik des Volkes zu machen, dessen Leitung sie in Händen haben. Unsere Staatsleiter haben keinen Glauben und kein Vertrauen zu der Lebenskraft des Volkes. Sie

meinen, das letztere nach Belieben maßregeln zu können. Sie wissen nichts davon, daß jedes Volk als Ganzes eine sittliche Idee verkörpert, daß ein „Unbewußtes" in ihm, wie in dem einzelnen Körper mächtig ist, das sich durchleben und ausleben will, und auf ein Ziel hinarbeitet, — und daß es eben die Aufgabe des Politikers, des Volksleiters ist, dem Volke auf den rechten Weg zu diesem Ziele zu verhelfen. Wie viele unserer Politiker haben sich wohl schon zu der Gedankenreife und der Höhe sittlicher Anschauung erhoben, um zu erkennen, daß auch die widerspenstigen und verbrecherischen Elemente notwendige Bestandteile des Volkes sind — notwendig insofern nämlich, als sie durch die derzeitige falsche Politik bedingt werden, welche die gesamten Kräfte, insbesondere die ausschweifenden und irregeleiteten, nicht zu fassen und zum guten Ziele zu leiten weiß, welche sich also diese „freien Kräfte" entgehen läßt, gleich einem schlechten Feldherrn, der seine Truppe nicht völlig beherrscht und mit einem Teil derselben nichts anzufangen weiß, so daß dieser sich selbst überlassen bleibt? Denn es sind immer die Fehler der Leitung, die sich solchermaßen in der Politik wie in der Strategie rächen, einer Leitung, die nicht imstande ist, alle Fäden, alle Kraftregungen zusammenzuleiten. Der Volkskörper ist wie jeder andere Körper ein Ganzes, Abgeschlossenes, einheitlich Organisches. Jede Unterdrückung einer Lebensregung, wie roh, wie tierisch geartet sie immer sein möge, hat eine Störung des ganzen Getriebes zur Folge. Jede solche Störung andererseits ist ein Wink und Warnungszeichen dafür, daß es die Leitung in etwas hat ermangeln lassen; denn es bekundet sich dadurch, daß eine Lebensäußerung nicht zu ihrem Rechte kommt, daß sie sich selbst überlassen bleibt und verwahrlost. — Wenn wir das politische Leben unserer Tage aus diesem Gesichtspunkte betrachten, werden wir erst das rechte Verständnis dafür bekommen. Nehmen wir wiederum die Sozialdemokratie. Was in ihr zum Ausdruck kommt, ist im Grunde nichts anderes, als das in dem geistig mündig gewordenen Volksganzen sich geltend machende Bedürfnis nach gerechteren zeitgemäßeren sozialen Einrichtungen, welches Bedürfnis jedoch von den Staatsleitern hartnäckig zurückgewiesen und mit allen Mitteln zu ersticken versucht wird. Hier haben wir also ein recht augenfälliges Beispiel für die in Geltung bestehende verkehrte rückständige Politik, welche eine im Volkskörper sich äußernde energische Lebens- und Strebensregung, die dem Ganzen hätte zum Besten dienen und es außerordentlich hätte fördern können, gedanken- und gewissenlos unterdrückt und den beginnenden erhöhten Gesundungsprozeß, den jede derartige energische Lebensregung ankündigt, in ein unheilbares Siechtum verwandelt.

An der Zerrüttung und dem Niedergange eines Volkes sind stets die Leitenden schuld; denn so lange sich in einem Volke noch selbständige Kräfte

regen, kann es von ſich aus nicht zugrunde gehen; es beweiſt ja eben dadurch, daß es gegen die verkehrte Politik ſeiner Führer reagiert, ſeine Lebensfähigkeit. Die verſchiedenartigen Kräfte im Volksleben ſind wie die Inſtinkte im menſchlichen Körper: ſie warnen, ſie lehnen ſich auf, wenn dem letzteren etwas Beeinträchtigendes widerfährt, und ſie geraten in Aufruhr, wenn der Körper dauernd in eine naturwidrige Lage zu geraten droht. Dieſer Aufruhr der Inſtinkte, beziehungsweiſe Kräfte, iſt das beſte Zeichen für die geſunde Beſchaffenheit, das heißt die Reaktionsfähigkeit des Körpers. Wäre es anders, ſo müßte er ſchon eine abgeſtorbene Maſſe ſein. Der Volkskörper will leben; er will leben wie es die Natur in ihn gelegt, nicht wie es einzelne Menſchen gern haben möchten und ihm vorſchreiben wollen. Alle ſeine Triebe und Neigungen will er zur Geltung bringen; denn ſie alle haben ihre Berechtigung, ihre notwendige Stelle in ſeinem Lebensplane, die ihnen unter keinen Umſtänden entzogen werden kann, ohne daß der ganze Lebensprozeß aufs Empfindlichſte beeinträchtigt und ſchließlich zugrunde gerichtet wird.

Wir können uns daher, ſo paradox dies klingen mag, gar nichts Beſſeres wünſchen, als das, was wir an der ſozialdemokratiſchen Bewegung haben — wohlverſtanden nur an der „Bewegung", der „Kraftregung", die ſich in ihr kundgiebt, wobei eine Befürwortung ihrer Ziele ſelbſtverſtändlich ausgeſchloſſen iſt —; denn ohne ſie, das müſſen wir uns eingeſtehen, würde ſich eine gerechtere Auffaſſung der ſozialen Verhältniſſe nicht ſo ſchnell Bahn gebrochen haben. Es iſt die allgemeine Anſicht, daß die leitenden Kreiſe aus freien Stücken niemals einen Finger gerührt haben würden, um die Lage des Volkes nachhaltig zu verbeſſern, wenn ſie nicht aus Furcht vor der Sozialdemokratie dazu gedrängt worden wären. Ein geiſtreicher Mann hat ſogar jüngſt behauptet, wenn es die ſozialdemokratiſche Partei nicht gäbe, dann müſſe Deutſchland ſich dieſelbe ſchaffen. Was ſollte auch eine Regierung ohne Oppoſition? Dann brauchte es ja gar keine Regierung mehr, man hätte dann den aſiatiſch-mongoliſchen Normalſtaat. Wenn wir die Verhältniſſe vernünftig betrachten, können wir es daher nur gut heißen, daß bei uns Staat und Sozialdemokratie als zwei faſt gleich mächtige, einander gewachſene, gleich dogmatiſche und herrſchbegierige Faktoren ſich gegenüber ſtehen. Dieſe beiden Pole ſind es, welche das Volksganze allmählich zu neuem, höherem Leben erwecken werden. Sie bilden den allgemeinen Reibungsapparat, zwiſchen deſſen Kraftſphären alle hindurch müſſen. Die ſchwächeren Atome fliehen dabei dem einen oder anderen Pole zu, um dort haften zu bleiben und ihr geiſtig-politiſches Eigenleben einzubüßen; die kräftigeren leiſten beiden Widerſtand und erſtarken zu einer ſelbſtändigen dritten Macht, die den beiden anderen Abbruch thut. Jetzt triumphiert die

Sozialdemokratie, und es ist gut, daß sie triumphiert — vorausgesetzt, daß der heutige Staat ihr immer ein gewachsener Gegner bleibt, daß beide sich als Mächte gegenüberstehen, von denen keine die andere unterkriegen kann. Die Sozialdemokratie ist sich freilich auch nicht bewußt, daß sie durch ihre dogmatische Beschränktheit eine neue, höhere Macht heraufbeschwören hilft, die ihr einstmals das Heft aus der Hand winden wird, ebensowenig wie die staatserhaltenden Mächte sich dessen bewußt waren, daß sie durch ihre verstockte Rückständigkeit die erstere heraufbeschwören halfen; sie scheint zu meinen, daß sich die Natur, das Leben, ja, der gesamte Kosmos ein für allemal von ihr, wenn sie erst „so weit" sein werde, werde kommandieren lassen. Der Gedanke ist ihr noch nicht gekommen, daß auch sie einst ihre Aufgabe erfüllt haben und zum alten Eisen geworfen werden könnte, daß die Natur auch sie einst abschütteln könnte, wenn die Kohle zur Schlacke geworden. Sie scheint zu meinen, daß von allen Lebensformen sie allein die Ausnahme machen werde. Und gerade diese Verblendung, diese Selbstgefälligkeit ist ihr Verhängnis; gerade dies ist ferner unsere Hoffnung und Zuversicht, daß noch eine höhere Macht im Spiele ist, die den bestehenden Mächten stets zur rechten Zeit und im rechten Punkte eine dicke Binde umlegt, so daß sie, indem sie bloß auf ihr eigenes Wachstum und ihre Machtentfaltung bedacht sind, unbemerkt ein neues, höheres Leben in die Erscheinung rufen, zu dessen Werkzeugen sie sich unbewußt hergeben, und von dem sie schließlich überwältigt und beseitigt werden.

Die geistigen und politischen Richtungen sind im Grunde auch nichts anderes, als „Naturspiele", wenngleich auf einer so hohen Stufe der Organisation, daß die „Natur", wie der Dichter im Schauspiel, über den Dekorationen und der Handlung momentan völlig vergessen wird, und die letztere ganz selbständig vor sich zu gehen und außer Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu stehen scheint. Sie unterstehen dem polaren Spannungsgesetz, wie die gesamte übrige Natur; sie sind bloß Werkzeuge in der Hand des All-Künstlers, die ideellen Zwecke des Gesamtlebens zu fördern. Je einseitiger und ausschließender eine Richtung ist, je mehr Lebensregungen des Mikrokosmos, dem sie angehört, sie vernachlässigt, desto entschiedener fordert sie den Lebensprozeß heraus, eine um so energischere Gegenwirkung ruft sie in die Erscheinung. Die Gegenwirkung ist also der Prüfstein für die Vollkommenheit, Ganzheit und Abgeschlossenheit einer Richtung, sie ist der Spiegel, worin ihr Wesen erschaut und ihre Zulänglichkeit, beziehungsweise Unzulänglichkeit, erkannt werden kann, worin sie erkennen kann, daß sie niemals, wie doch jede Richtung von sich meint, ein Ganzes, Fertiges, Abgeschlossenes, ein Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck sein kann: daß nämlich die gegensätzlichen Richtungen zu ihrem Bestehen ebenso

notwendig ſind, wie ſie ſelbſt zum Daſein der letzteren. Wenn ſolche Richtungen, beziehungsweiſe ihre Vertreter, ſich in dieſem „Spiegel“ beſchauen wollten, dann müßten ſie ſich in ihrem Beſtreben, vor allem für ihre Partei, für das Sonderintereſſe, dem ſie dienen, zu wirken und die anderen ſie nicht anſprechenden Richtungen zu bekämpfen oder doch beſtenfalls zu ignorieren, unendlich kindiſch vorkommen; denn ſie würden erkennen, daß ſie, gleich den zu Anfang erwähnten „Gläubigen“, beziehungsweiſe „Ungläubigen“, immer genau das Gegenteil von dem heraufbeſchwören, was ſie ſelbſt energiſchſt anſtreben, und ſo ihr eigenes unſertiges Bemühen höchſt ſelbſt auf ein beſchränktes Maß zurückdämmen und wieder zu Nichte machen helfen, — daß ſie mit Naturnotwendigkeit, gegen ihren Willen, unbewußt im Dienſte des höheren, wahren Lebens ſchaffen, an dem ſie keinen Teil haben, und das ſie mit Füßen tritt als die Stufen, über die hinweg es zu dem Piedeſtal vollkommenerer Lebensformen emporſteigt.

Paul Bourget als Lyriker.

Von S. S. Epſtein.

(Berlin.)

Non me rebus, sed mihi res.

Ich konnte dieſem Thema nicht widerſtehen.

Es war zu verlockend!

Seit Monaten läßt es mich nicht ruhen, ganz nebelhaft und vag im Anfang, ſpäter immer feſtere Formen annehmend, und ſchließlich kryſtallhell, zur Ausgeſtaltung drängend.

Bourget als Lyriker?! Allons donc!

Einen Menſchen von einer Seite anſehen wollen, von der ihn die meiſten Leute gar nicht kennen, ja nicht einmal vermuten.

Wohl kann man bei den Litterarhiſtorikern leſen, daß Bourget auch lyriſche Gedichte geſchrieben, aber darüber wird meiſtens raſch hinweggegangen; ja, man nimmt Bourget quaſi vor ſich in Schutz, als ob er etwas Unrechtes gethan, als ob ſeine Gedichte ſo eine Art weit ins Mannesalter hineinreichenden Ausläufer ſeiner Flegeljahre wären.

Und darum höre ich ſchon um mich den Ausruf: Paul Bourget als Lyriker! quelle farce! Solche „Jugendſünden“ ſollte man doch nicht ernſt

nehmen, und noch viel weniger einem Manne quasi vorhalten, der nun durch seinen Eintritt in die Reihen der vierzig Unsterblichen den letzten Zipfel des Gewandes seiner Jugendthorheiten abgestreift hat.

Ich aber sage: nicht „quoique", sondern „parceque"; nicht, obwohl Bourget Romanschriftsteller ist, interessiert er mich als Lyriker, sondern gerade und eben deshalb.

Die Schule der „impersonalité dans l'art" und der Naturalismus haben doch viel mehr Schaden angerichtet, als man gemeiniglich zu glauben versucht ist.

Vor allem haben wir durch die naturalistische Kunstauffassung verlernt, immer dessen eingedenk zu sein, daß Künstler und Kunstwerk eins sind, daß in jedem dichterischen Produkt nur so viel Wertvolles steckt, als es Individuelles enthält.

Der Naturalismus aber brachte es mit sich, daß wir uns äußerst warm für sämtliche Helden einer Dichtung interessieren können, ohne für das Gefühlsleben des Künstlers auch nur das geringste Interesse zu zeigen.

Der Naturalismus war auf dem besten Wege, die Individualität umzubringen.

Wer aber, wie ich, von der Ansicht ausgeht, daß man nur aus der Individualität heraus, und nicht aus dem Produkt, den Künstler verstehen lernen kann, der wird sich mit mir freuen, wenn er bei einem so streng analysierenden Künstler, wie Bourget, solch eine Anzahl persönlicher Revelationen findet, wie in dessen lyrischen Gedichten.

Auch im Epiker und Dramatiker steckt ja zweifellos viel Lyrisches, nur wissen wir nicht, in welchem seiner Helden der Lyrismus zu suchen ist, und ob er sein individuelles Fühlen und Wollen in *einen* Helden hineingelegt, oder in einzelnen Strichen und Lichtern auf alle seine Gestalten verteilt hat.

Wie könnte dem auch anders sein, da doch die erzählende Form, Stoff und Inhalt den Dichter zwingen, seine Individualität hinter seine eigenen Gestalten zu verbergen, während der Lyriker, umgekehrt, alles nur dazu verwendet, um seine Individualität der Außenwelt in seinen Liedern zu verkünden.

Während sich der Dramatiker, nolens volens, mit dem beschäftigen muß, was außerhalb seiner vorgeht, ist die ganze Außenwelt für den Lyriker nur Veranlassung, sich mit sich selbst zu befassen, seinen Blick nach innen zu kehren und sich selbst an seinem eigenen Empfinden zu ergötzen.

Und wenn wir daher einerseits einen Villon, einen Byron, einen Goethe, einen Musset in ihren Gedichten ihr ganzes Leben durchleben sehen, so kommt andererseits nicht viel davon heraus, wenn man, gleich Taine, solche Individuen aus ihrem Milieu heraus zu erklären versucht.

Es giebt nämlich der Entstehungsart nach zwei Arten von Kunstwerken. Die einen drücken die Formel der Zeit aus, sie sind das Produkt ihres Milieu, welches sie wiederspiegeln; es ist dies die Kunst der Talente, ich möchte sie centripetal nennen.

Die zweite ist diejenige, welche mit der Umgebung nichts Gemeinsames hat, welche alle Vorgänge in sich verarbeitet; es ist eine Kunstgattung, in der die Dinge und Vorgänge das receptive Individuum total anders, oft ganz unkenntlich verlassen, als wie sie von außen aufgenommen wurden, gleich einem Lichtstrahl, der beim Durchgang durch eine gefärbte Fläche dieselbe sowohl der Beschaffenheit, wie auch der Richtung nach modifiziert verläßt; diese Gattung ist die centrifugale. Man kann sie nur von innen heraus erklären; es ist die Gattung der Genies, welche ja allem und jedem ihr individuelles Gepräge aufdrücken.

Zu dieser letzten Kunstgattung kann man Paul Bourget zählen und er selbst sprach sich in der Rede, die er aus Anlaß seiner Aufnahme in die Akademie hielt, gegen die Sklaven des Milieus aus.

„Diejenigen Schriftsteller," sagt er, „welche über Menschen und Menschheit die tiefsinnigsten Dinge geschrieben, haben diese nicht ihrer persönlichen Erfahrung zu verdanken, welche oft gering war, nicht ihrem Leben, welches oft flach und monoton verlief: sie besaßen die Intuition. So hatten Shakespeare und Balzac, welche uns Werke voller Wahrheit und Schönheit hinterließen, materiell nicht die Zeit, um inmitten der vielen Sorgen und Aufgaben des täglichen Lebens diejenige Kenntnis der Vorgänge und Dinge zu erwerben, welche die Existenz an diejenigen verleiht, die da viel erlebt und gesehen. Im Gegensatz dazu zeugen die Memoiren und Korrespondenzen, auf die unser Zeitalter so erpicht ist, selbst dann, wenn sie von Personen herstammen, deren Leben breit und zum Überfließen voll war, durchaus von keiner besonderen Tiefe des Gedankens oder von einer bemerkenswerten Erfahrung."

Wollte man nun eine Biographie seines Geistes schreiben, so dürfte man von keinem anderen, als von dem von ihm selbst oben gekennzeichneten Standpunkt ausgehen.

Zu einer Zeit, wo die französische Moderne ihren Ausdruck einzig im Naturalismus fand, und wo man an kein Heil außerhalb seiner glaubte, ging Bourget abseits vom großen Heerhaufen der Zola-Satelliten seine eigenen Wege, über die Rätsel, die tiefen menschlichen Probleme nachgrübelnd, die uns kein Milieu erklären kann.

Nicht die minutiös genaue Deskription der Umgebung, nicht die kinetoskopisch peinliche Wiedergabe aller Mienen und Bewegungen eines Individuums reizten sein Interesse, sondern die seltsamen Widersprüche,

geheimen Seelenkrankheiten, die Neurosen des modernen Gemütes waren es, die sein Versenken herausforderten.

Und darum hat die Analyse Bourgets, als Lyriker, für mich noch das besondere Interesse, weil ich, um ihn zu verstehen, kein Milieu zu konstruieren brauche, denn er ist selbst eines; weil er die ganze Außenwelt in Beziehung zu sich bringt, und nicht umgekehrt, weil er einem Spiegel gleicht, an dem nichts vorüber kann, ohne sich darin abzuspiegeln.

Aber dieses Spiegelbild zeigt uns nicht die scharfen Konturen der Realität, es ist leicht umflort von dem Schleier, den sich die Phantasie des Träumers um die Gebilde der Wirklichkeit gezaubert.

Und so könnte man über sämtliche Gedichte Bourgets seinen eigenen Spruch als Motto setzen: „Et comme si, à parler juste, rêver n'etait pas une manière de vivre."

Was sucht eigentlich der Lyriker in seinem künstlerischen Schaffen?

Erlösung von der Wirklichkeit; er fühlt sich in den kurzen Augenblicken am wohlsten, wo es ihm gelingt, sich von dem Alltagsleben, welches ihn gleich einem Polypen mit seinen Tentakeln mächtig festhält, zu befreien; nicht beschreiben oder beobachten will er die Erscheinungen, sondern sie zu sich in enge Beziehung bringen und deuten. Deshalb macht er aus dem widerlichen Alltagsleben einen Traum, märchenhaft schön und wollüstig schmerzhaft zugleich, einen Traum, der ihm gestattet, all die kleinen Sorgen und Mühen zu vergessen, wo er sich als Mensch fühlt, mit allen rein menschlichen Freuden und Leiden.

Und, indem er zur Überzeugung gelangt, daß dieser Traum das einzige Narkotikum sei, welches ihm das Leben erträglich und lebenswert zu machen imstande ist, träumt er in seinen Liedern weiter. Er träumt weiter, trotzdem er als Dichter jeden Schmerz doppelt durchfühlen, jede Thräne noch einmal weinen muß.

Aber die Thränen des Dichters sind eben die kostbaren Perlen, die er mit der Zeit zu einer Perlenschnur aneinanderreiht von wundervoller Pracht und Schöne.

Wie einer von Schmerz gepreßten Brust eine Thränenflut Linderung verschafft, so dem Dichter das Dichten.

Indem er produziert und seine Seele offenbart, begiebt er sich eines Teiles seiner Subjektivität und schafft sich auf diese Weise Erleichterung, befreit sich von seinem Schmerz.

Und eben diese Offenbarung der Seele ist es, die „beauté pure", wie sich Bourget ausdrückt, die uns am Lyriker interessiert, und nicht seine Psychologie oder Beobachtungsgabe; diese Offenbarung, die es mit sich bringt, daß der Lyriker in jedem seiner Verse machtvoll die Souveränität des „Ich" proklamiert und es zur einzigen Realität erhebt.

Kurz, es ist das „sentiment personnel“ die einzige psychologische Basis, auf welcher der Lyriker steht.

Faßt man das früher Gesagte ins Auge, so ergiebt sich die Möglichkeit, einen kurzen Blick in die Geisteswerkstatt des Lyrikers zu thun.

Ein anderes ist das Schaffen der Epikers, worunter ich in einem Sinne alle nicht-lyrischen Kunstgattungen zusammenfasse und ein anderes wieder das Schaffen des Lyrikers.

Was der Epiker uns giebt, ist nicht mehr ganz unmittelbar und andererseits doch wieder unmittelbar.

Unmittelbar aus dem Grunde, weil wir beim Lesen und Genießen seines Kunstwerkes den Reiz kennen, die Veranlassung, als deren Reaktion das Kunstwerk hervorging.

Mittelbar darum, weil zwischen dem Epiker und seinem Werke etwas Fremdes, Unpersönliches liegt; der Epiker oder Dramatiker verhält sich zu seinem Werk, wie Subjekt zum Objekt in zeitlicher Aufeinanderfolge.

Ganz anders verhält es sich nun mit dem Lyriker. Dieser ist und bleibt Subjekt und Objekt in einer Person und zu gleicher Zeit.

Seine Wirkung auf uns wird also viel kräftiger und unmittelbarer sein, wie diejenige des Epikers und Dramatikers; denn während wir bei den letzteren in jeder seiner Personen nach demjenigen Teil seiner Individualität, welche er hineinlegte, erst suchen müssen, ist der Lyriker ganz und ausschließlich Individualität.

Schildert uns der Nicht-Lyriker den Schmerz, die Freude, Liebe noch so ergreifend, so wird er niemals imstande sein, auf uns die unmittelbare Wirkung des Lyrikers hervorzubringen, denn dieser ist selbst Schmerz, Freude, Liebe in einer Person.

Ein Beispiel.

Wir haben als objektiven Vorgang den Sang der Nachtigall; hier kann uns der Epiker dieser Sang so anschaulich schildern, daß wir, suggestiv angelegt, wohl imstande sind, mit dem Ohr zu hallucinieren und diesen Sang zu hören.

Aber niemals werden wir erfahren, was der Dichter beim Sang der Nachtigall empfand.

Und nun der Lyriker! Den Effekt hervorzurufen, den zu erzielen es dem Epiker gelang, ist erst in zweiter Linie seine Absicht; er will uns vielmehr diejenige Stimmung suggerieren, in welche ihn die Triller und Übergänge versenkten, denjenigen Zustand seines Nervensystems, welcher Folge des äußeren Reizes war, und seinerseits zur Folge die künstlerische Produktion hatte.

Aber in diesem Vorgang liegt die Ursache, welche uns den Lyriker nicht so leicht eigen werden läßt, wie den Epiker und Dramatiker.

Die erzählenden und beschreibenden Kunstgattungen stellen wohl an unsere Reflexion, an unseren Schönheitssinn, an unser Mitleid Anforderungen, der Lyriker verlangt von uns nichts an Nerven, sein abgestimmte Nerven und reizbare Nerven. Denn die Veranlassung zu einem lyrischen Gedicht kann weitab von dem liegen, was es behandelt.

Eine Melodie, ein Vers, eine klangvolle Assonanz, eine schöne Geste können im Lyriker ein Gedicht hervorrufen und dieses soll recurrent in uns wieder eine ähnliche Stimmung erzeugen, wie diejenige, welche den Dichter zum Schaffen trieb. Und hier ergeben sich die Anknüpfungspunkte zwischen Lyrik und Musik, die uns Schillers Worte erklären: „Die Empfindung ist bei mir anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand, dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemütsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee."

Dieser äußere Reiz, die Veranlassung, durch welche bei Bourget die Stimmung zum Gedicht entsteht, ist die Natur und insbesondere die Landschaft. Ich habe nicht bald einen lyrischen Dichter gefunden, auf den sich das Wort Amiels „un paysage est un état d'âme" so gut anwenden ließe, wie auf Bourget.

Was immer uns für ein Vorwurf in seinen Gedichten begegnet, sei es die Offenbarung seiner Liebe, oder seiner Sensibilität, wir können immer im voraus sagen, daß die Produktion von irgend einem Naturschauspiel bestimmt wurde. —

Im ganzen sind es zwei Bände Gedichte, die Bourget uns als lyrische Offenbarung spendete. In den Jahren 1872—1873 erschien der Cyklus „Au bord de la mer", auf welchen 1874—1875 „La vie inquiète" folgte. In den nächsten zwei Jahren (1876—1878) schrieb er „Edel" und endlich (1878—1882) „Les aveux".

Seither erschienen nur sporadisch Sonette von ihm, wiewohl man in seinen „Etudes et portraits" ebenfalls sehr viel Lyrisches findet.

Was die äußere Form der Gedichte anbelangt, so kann sie den Einfluß der „Parnassiens" kaum verleugnen; der individuelle Stil und die Kürze der Komposition sind zweifellos ein parnassisches Vermächtnis, welches auf Bourget überkam, und von ihm weiter auf Richepin übertragen wurde.

Die Verse sind schön und rein, glatt und fließend, die Reime, im Gegensatz zu älteren französischen Lyrikern, rein phonetisch gehalten, so daß er „air" mit „mer", „puissant" mit „sang", „croisées" mit „baisers" reimt.

Wenn aber die „Parnassiens", in ihrer Sucht, musikalisch zu wirken, oft in den Fehler verfielen, den Inhalt der Form zu opfern, so daß ihre Verse manchmal nichts anderes vorstellen, wie ein leeres, wenn auch wohl-

und volltönendes Wortgeklingel, ſo zeigen Bourgets Gedichte vor allem das Streben, ſich ſelbſt auszudrücken, die Art und Weiſe zu zeigen, den Geſichtswinkel, unter dem er die Außenwelt ſieht.

„J'ai dit ce que je vois, comme je vois."

In ſeinen Gedichten iſt kein Raum für Wiſſenſchaft, wie bei Leconte de Lisle, er iſt nicht lyriſcher Philoſoph, wie Sully Prudhomme, er will nichts erzählen, nichts beſchreiben:

„Mes vers n'auront pas dit la couleur de vos yeux:
Êtes vous pâle ou rose? Êtes vous blonde ou brune?
Je garde pour moi ce secret precieux,
Comme un sylphe en son coeur garde le rayon de lune."

Er will nichts anderes, als uns ſeine Art zu empfinden offenbaren.

Und es iſt ſeltſam, wie dieſer in ſeinen Romanen ſo unerbittliche Analyſt, dieſer „maniaque de psychologie", plötzlich ganz Senſibilität wird, wenn er ſich einem Naturſchauſpiel gegenüber ſieht, wie er ſich dem Zauber einer Meeresbrandung, der Illuſion, welche eine Mondlandſchaft um uns flicht, hingiebt, der Illuſion, welche den Adepten Stendhals in einen „contemporain de ces songes à jamais dissipés" verwandelt.

„Et je demeurais muet, l'âme ravie,
Tout éperdu devant la beauté de la vie."

(La chapelle.)

Das Anſchauen der Natur iſt ihm ein Heilmittel gegen den ſchalen Poſitivismus des täglichen Lebens. Sein Geiſt, der vor allem Vulgären zurückſcheut, ſucht und findet in der Natur diejenige „beauté pure", nach welcher ſeine Seele überall leidenſchaftlich verlangt.

In der Natur wird er von ſeinem Peſſimismus geheilt, innerhalb ihrer ſcheint ihm das Leben ſchön und lebenswert, und Peſſimiſt wird er erſt wieder, wenn die Ekſtaſe vorüber iſt.

Der Lyriker Bourget iſt zweifellos Peſſimiſt, er nennt das Herz des Dichters

„une urne
Où s'amassent les pleurs qui tombent du ciel noir."

(L'espace.)

aber ſein Peſſimismus iſt nicht Weltanſchauung, ſondern bloß Stimmung. Einmal klagt er:

„La terre à mon âme endormie
Est bien lourde, que faire? — Attends."

(La petite couleuvre bleue.)

und ein andermal ſingt er:

„Ce monde est meilleur que tout autre,
Le Paradis, je n'en veux pas.
Tont mon sonvenir tient an nôtre,
Toute ma vie est ici-bas."

(Pensées d'antomne.)

Bald heißt es bei ihm:

„Et je ne connais jamais la peine sans remède,
Du coeur humain blessé qui ne veut pas guerir."

(Remords dans l'avenir.)

und dann gleich darauf:

„Que m'importait le tendre et sublime mensonge
Des héros, quand j'avais tout le coeur exalté
Par l'apparition d'une réalité." (Edel IV, 2.)

Bourgets Peſſimismus iſt alſo, wie geſagt, nichts als Stimmung, die ihn aus der Wirklichkeit in die Gefilde der Illuſion hinüberträgt und ihn auf dieſe Weiſe zum idealen Lebensgenuß fähiger macht.

Die Freude iſt ihm durch den Glorienſchein des Ideals verklärt, und ſelbſt im Schmerz findet er jenen ſonderbaren ſelbſtanalyſierenden Genuß, welcher den Niedergangstypus kennzeichnet.

Dieſer Typus charakteriſiert ſich nicht dadurch, daß er zu viel geſehen oder bis zur Überſättigung gelebt, ſondern ſein Hauptmerkmal beſteht im Selbſtanſchauen, in der Selbſtanalyſe, wodurch er beſonders ſenſitiv und für äußere Eindrücke empfänglich wird.

„Faible coeur, qui repugue le travail de la vie
Et que toute beauté trouble trop fortement."

(Tears, idle tears.)

In dieſen zwei Verſen iſt die Charakteriſtik der modernen Seele beſſer ausgedrückt, wie in den längſten Abhandlungen, ebenſo wie in den zwei folgenden Strophen die Urſachen des Lebensüberdruſſes, und des Zerfalls mit ſich ſelbſt, mit einer eigentümlichen, an Shelley oder Keats gemahnenden Melancholie niedergelegt ſind.

„Vous disiez: »D'où vous vient cette amertume immense,
»Cet incurable ennui qui vous jette à genoux,
»Et pourqnoi ce dégoût de vivre, qui commence
»A prendre les meilleurs et les plns purs de vous.«

Moi je vous reponds: »Nous voulons trop de monde,
»Et ce monde épuisé ne peut douner assez
»Pour remplir jnsqu'au bord notre âme profonde,
»Car nous portons en nous tous les siècles passés.«"

(Après une lecture de Sully Prudhomme.)

Der Peſſimismus legt jedoch die Thätigkeit des Dichters durchaus nicht lahm, ſondern ſpornt ihn zu neuer Thätigkeit an, die allein imſtande iſt, ihn den Kummer und die Mühen des täglichen Lebens vergeſſen zu machen.

„Je hais, comme la mort, les coeurs étiolés,
Qui, sans orgueil, ayant borné leurs destinée
Au travail qu'apportait avec soi la journée,
Ont vécu sans génie, et s'en sont consolés."
(Ambition.)

Dieſes Streben erlaubt ihm aber auch zugleich, ſich von den Durchſchnittsmenſchen, von ihrer Meinung zu emancipieren und einzig für ſich, ſeinen Empfindungen, ſeinen Idealen zu leben.

„Aime n'importe qui, mais aime et sois heureux
D'un sourire et d'une caresse.
Laisse gronder les sots, car ce n'est pas pour eux
Que tu choisis une maitresse."
(Carpe diem.)

Das Suchen nach dieſem idealen Moment iſt ein ferneres bezeichnendes Merkmal Bourgets; ſowie er es einerſeits im Anſchauen der Natur ſucht, ſo ſtrebt er andererſeits danach in der Liebe.

Sein Liebesverlangen hat zweifellos nichts von der krankhaft platoniſchen Empfindſamkeit der Minneſänger und Troubadours; ſein Ideal liegt eben in der irdiſchen Liebe:

„La belle enfant que j'ai choisie,
Ses cheveux, sa bouche et ses yeux,
Sa jeunesse et sa poésie,
Je ne les aurai pas aux cieux."
(Pensées d'automne.)

ja, er geſteht ſelbſt mit einem gewiſſen Anflug von Melancholie zu, daß das alte Sprichwort: „Tout passe, tout casse, tout lasse", auch für die Liebe gilt:

„Nous n'avons pas même assez d'âme,
Pour aimer et souffrir toujours."
(Pensées d'automne.)

Aber deswegen iſt er doch weit entfernt, bei ſeinem Mädchen nichts, als den brutalen Sinnestaumel zu ſuchen.

Was ihm die Liebe vor allem begehrenswert macht, iſt die darin verborgene Poeſie, die veredelnde Wirkung, die ſie auf ihn ausübt.

Die Maske der Libertinage, mit der er ſich umgiebt, und zwar nicht ſo ſehr, weil ſie Modeſache, ſondern ihm ein Schutzwall iſt, dazu geeignet, ſeine innerſten Gefühle vor dem Blick der unberufenen und rohen Neugierigen zu ſchützen, dieſe Maske fällt, ſobald er ein warmes Gefühl empfindet,

„Je ne suis plus l'ami fantasque
Que, par caprice, un beau matin,
Tu débarrassas de son masque
De sceptique et de libertin."
(Heures de regret.)

und er ist entrüstet, wenn seine Liebe sich einem Weib zuwendet, das sich ihrer nicht als würdig erweist:

„S'il est un sentiment qui déshonore l'âme,
C'est d'aimer une femme indigne, et de saisir,
A l'heure extasiée et tendre du plaisir,
Dans sa voix un écho de son métier infâme."
(Débauche.)

Was ihn vor allem im Problem der Liebe interessiert, ist der fortwährende Kampf der Geschlechter, „mit periodisch eintretender Versöhnung".

In diesem Kampf sucht er die Erklärung für die Doppelheit des Frauencharakters, welche er dann so unerbittlich schonungslos im „Coeur de femme" und „Cruelle énigme" durchführte.

Die Reinheit der Gedanken, die Unschuld, von wie langer Dauer mögen sie wohl sein?

„Elle cause avec moi sans peur et sans desseins,
Elle n'a pas quinze ans et déjà ses deux seins
Se gonflent doucement et tendent son corsage,
Encore un peu de temps et peut-être demain
Vous aurez, belle enfant, à jamais passé l'âge
Où vous me souriez en me tendant la main."
(Portrait.)

dann aber kommt diese

„acre reflexion empoisonnant l'amour",
(Edel II, 3)

welche nur für Momente erlaubt, uns ganz dem beseligenden Gefühl hinzugeben.

„Longtemps à chaque éclat de sa gaité menteuse
Quand elle jettera ses deux bras à mon cou,
Tour a tour familière et tour a tour boudeuse,
Je penserai, qu'elle a le coeur je ne sais où.

Je ne sais où, parmi le pays de ses songes!
Là seulement fleurit son étrange Idéal,
Là tout en elle est triste et libre des mensonges
Dont elle s'est masquée en entrant dans le mal."
(Le sommeil sincère, 2.)

Wie hoffnungslos, trostlos müßte es da, nach solchen Erfahrungen, um unsern Dichter stehen, wenn nicht das Bedürfnis nach Liebe stärker wäre, als all die Enttäuschungen.

„Amour, Amour! le lierre enlace le château
Les mousses ont rongé le blason qui s'efface
Les cent ans vont finir ce soir; oh viens bientôt
Beau cavalier, que rien ne lasse."
(Espoir d'aimer.)

wenn nicht endlich vor einer wahren Liebe alles Frühere verſchwinden würde, wie ein Lampenlicht vor dem ſiegreich hereinbrechenden Sonnenſchein:

„J'aime et je n'ai j'amais aimé. J'aime et j'espére
C'est l'aube en moi d'un jour indiciblement pur."
(Edel V, 2.)

Fragen wir uns nun, wie dieſe wahre Liebe beſchaffen ſein muß, ſo finden wir auch hier das heiße Verlangen nach dem Traum, nach der Erlöſung aus der Wirklichkeit; er wünſcht ſich eine Freundin, welche

„sait tout les cieux, et ne connait rien de l'homme"
(Remords dans l'avenir)

und auch darin charakteriſiert er ſich als feinfühliger Niedergangtypus, daß er mit Ekel vor der rein fleiſchlichen Liebe flieht, die ſo viel verſpricht und nichts, als einen großen Katzenjammer hinterläßt; er iſt vielmehr

„Rejoui seulement par la pure lumière
De l'éternel amour, vierge et sans volupté."
(Remords dans l'avenir.)

Auch hier ſtoßen wir wiederum auf das Leitmotiv ſämtlicher Bourgetſcher Gedichte, auf das heiße Beſtreben, aus dem Leben einen Traum zu machen, einen Traum, welcher ihm die Ungerechtigkeiten des Lebens vergeſſen macht, welches unter ſeinem Rad nicht nur einzelne hervorragende Individuen zermalmt, ſondern auch über ganze Klaſſen von Menſchen hinweggeht.

„Crée pour dominer les foules, et pour faire
Se prosterner le monde aux pieds de ta chimère,
Tu n'avais pas de quoi payer un vêtement."
(A la mémoire d'Adrien Juvigny.)

Und dann, wenn er an ſeinem Schreibtiſch ſitzt, und ſich mit Muße ſeiner künſtleriſchen Produktion hingiebt, huſcht es plötzlich wie ein dunkler Schatten über ſein Gemüt und er glaubt von weitem ein Stöhnen zu vernehmen, welches ſich aus der Bruſt der geknechteten Menſchheit entringt.

„La misère! ... Pourquoi ce spectre douloureux s'interpose-t-il soudain entre toute émotion nouvelle et mon imagination? Vous est-il arrivé parfois, au sortir d'un plaisir ... de rencontrer un ouvrier ivre, et votre coeur ne s'est-il pas serré comme sous l'étreinte d'un vague remord ..... La page que j'écris amoureusement sur le coin de ma table bien rangée, le loisir nécessaire aux impressions que j'essaie de noter de mon mieux, le loisir nécessaire à la curiosité de ceux qui liront ces notes, tout cela est fait du sang et des larmes des déshérités. Cette affreuse idée est vraie partout." (Etudes et portraits, II, 170.)

Dieſe Idee iſt überall wahr!

Überall empfindet er die Brutalität des ſozialen Lebens ebenſo intenſiv, wie zu einer Zeit, wo er noch Jüngling war und „persuadé que le Bien est la seule loi du monde“.

Nun aber fragt es ſich, ob ein Traum, auch wenn er noch ſo ſchön iſt, uns über die Wirklichkeit hinwegzutäuſchen imſtande iſt.

Ja, ſagt uns der Dichter, inſoferne wir uns darüber klar ſind, oder imſtande ſind, uns zu überzeugen, daß die Welt nichts iſt, als unſere Vorſtellung.

Wie ſollten wir auch anders exiſtieren können? Woran uns anklammern?

In das Univerſum hineingeworfen und von allen Seiten von äußeren Eindrücken gedrängt, was haben wir von der Außenwelt für einen Begriff, wenn nicht die Idee, die wir uns davon machen? Die Idee, die bei uns die Stelle der Realität vertritt. Denn dieſe Realität ſelbſt, wie leicht täuſcht ſie uns, wie macht ſie uns zum unfreiwilligen Objekt ihres Mummenſchanzes.

„La nature, elle aussi, nous trompe et peut changer:
C'est assez d'un chalet nouveau sur la plage
Ou d'un arbre coupé dans un cher paysage,
Pour qu'a nos souvenirs tout devienne étranger.“

(Le dernier bonheur.)

Wollen wir daher von dieſer Realität, dieſem „dieu atroce et taciturne“, wie ſich Verlaine ausdrückt, etwas genießen, ſo kann das nur auf dem Wege des äſthetiſchen Genuſſes geſchehen, durch Berauſchen an einer Landſchaft, durch Anſchauen eines großen und erhabenen Naturſchauſpiels.

Und nur dadurch, daß wir es dahin bringen, uns, wie Schopenhauer ſagen würde, alles Individualwollens zu entäußern, und uns dem Univerſalwillen hinzugeben, können wir einen Blick in das Allerheiligſte der Natur thun.

„Nul n'adora peut-être avec plus d'espérance
L'âme de notre obscur et mystique univers.“

(Remords dans l'avenir.)

Und hier kehren wir zum dritten Mal zum Ausgangspunkt aller Bourgetſchen Poeſie zurück: Nur der äſthetiſche Genuß kann uns das Leben lebenswert machen, nur der äſthetiſche Genuß wirkt verfeinernd und veredelnd auf uns.

Deshalb iſt in einer Welt, in der es mehr keine Götter und Heroen giebt, der Künſtler dazu berufen, gleich einem Prieſter, die ewige Schönheit zu verkünden.

„En ce siècle, où les Dieux sont éteints, j'éstime
Que l'artiste est un prêtre, et doit pour rester tel,
Devouer tout son coeur à l'Art, seul Dieu réel,
Comme un consul Romain une dépouille opime."
(L'Art.)

Es iſt daher nicht leicht, Künſtler in des Wortes edelſter und wahrſter Bedeutung zu ſein; denn erſtens iſt die Kunſt durchaus kein Spielzeug, oder ein müßiger Zeitvertreib,

„Ami, l'art vrai n'est pas, quoique la foule dise,
Un jouet, qu'on reprenne ou qu'on quitte à sa guise."
(Sincérité.)

ferner muß die ganze Exiſtenz des Künſtlers in ſeinen Werken liegen,

„Qu'est notre oeuvre, en effet, sinon notre existence
Bonne ou mauvaise? — et c'est pourquoi l'oeuvre est intense."
(Vers écrits à Florence.)

alle ſeine Gedanken, all ſein Sehnen, all ſein Suchen muß im einzigen großen Trieb, in demjenigen des Schaffens aufgehen:

„Créer! sentir les mots palpiter sur la page,
Les entendre frémir d'amour, pleurer de rage,
Et moi-même avec eux vibrer, souffrir, crier . . . .
Être en eux comme Dieu dans le monde: — créer."
(Edel I, 2.)

und daher muß der Künſtler ſelbſt von ſeiner ethiſchen Miſſion tief durchdrungen ſein.

„L'habilité des mains change l'homme en manoeuvre
S'il n'y joint pas le feu dont était transporté
Le grand Vinci devant la suprême Beauté."
(Sincérité.)

Man ſollte glauben, eine ſchier unüberbrückbare Kluft liege zwiſchen Bourget dem Lyriker und Bourget dem Pſychologen.

Und doch iſt dem nicht ſo!

Seine Romane und ſeine Gedichte zeigen uns dieſelbe Individualität von zwei verſchiedenen Seiten, aber es iſt und bleibt doch immer dieſelbe Individualität mit denſelben Anſichten über Außenwelt, Liebe, Kunſt.

Manch' einer wird vielleicht aus dieſen Gedichten mehr, ein anderer weniger herausleſen.

Ich aber habe das, was ich hier niederſchrieb, überhaupt nicht herausgeleſen, ſondern herausempfunden.

Vor Definitionen und Begriffsaufſtellungen habe ich mich ſorgſam gehütet.

Denn — kann man überhaupt die Schönheit eines Kunſtwerkes definieren? Ebenſowenig wie den Ausdruck eines Blickes, den Ton einer Farbe, den Klang einer Stimme.

Man muß eben die Farbe ſehen, die Stimme hören.

Und ſo ſage ich denn: man muß Paul Bourgets Gedichte leſen.

Unſer Dichteralbum.

Federzeichnungen.

Flott fuhr an mir vorüber
Conteſſe mit ihren Juckern.
Sie grüßte mich mit der Peitſche,
Die Pille zu verzuckern.

Ein Lieutenant ritt zur Seite
Mit goldverſchnürter Pikeſche.
Sie lachte. Er ſtrich den Flaumbart
Und folgte der Kaieſche.

Sie ſchwanden mir aus den Augen
Im wirren Straßengetriebe —
Der Liebſchaft brachte zum Opfer
Conteſſe getreue Liebe.

Sie ſpielte das Piano
In ſtiller Sommernacht
Und hat die offnen Fenſter
Dabei nicht zugemacht.

Die Leidenſchaft, die Sehnſucht
Und heiß erregtes Blut
Toll tönten aus den Saiten,
Mir wurde ſchwül zu Mut.

Ich lauſchte ihrem Spiele
Und war davon entzückt,
Da ſprach zu mir die Gattin:
Die drüben iſt verrückt.

Mit zwei allerliebſten Kindern
Kam die Dame ins Café,
Beide waren weiß gekleidet,
Weiß wie friſchgefallner Schnee.

Zierlich tunkten ſie den Kuchen
In die fette Milch hinein,
Und ich freute mich der Kleinen,
An der Kindheit Sonnenſchein.

Doch ich wußte, wer geworben
Um der Dame Gunſt und Huld
Und auch, daß der Kinder Unſchuld
War geboren aus der Schuld.

Die Schultaſch' an der Seite
Schritt es kokett dahin,
Kein Kind mehr, noch kein Backfiſch,
Beiläufig zwiſchen drin.

Es ſchwenkte flott das Röckchen
Mit elegantem Knix,
Wenn es ein Bub begrüßte
In modiſch feſcher Wichs.

Es fühlte ſich als Fräulein
Und nahm ihn ſchon als Herrn,
Wenn's nicht zur Schule müßte,
Ging's durch mit ihm ſo gern.

Es ſprach der Krebs zur Auſter:
Seitdem ich dich erblickt,
Sind wunderbare Feſſeln
Mir um das Herz geſtrickt.

Die Auſter dacht: Ein Freier —
Und ſchloß die Schale auf.
Da nahm der Krebs von rückwärts
Zu ihr geſchwind den Lauf.

Die Auſter ſchloß die Schale,
Hielt feſt den Krebs geklappt,
Der konnt' nicht mehr entrinnen,
So dumm hineingetappt.

Jüdin ſie und er ein Chriſt,
Gläubig nicht beklommen,
Blieben beide ſich getreu
Trotz dem Haß der Frommen.

Unter einem Roſenſtrauch
Sind ſie nachts geſeſſen
Und in Liebe haben ſie
Alles Leid vergeſſen.

Als nach ihrem Hochzeitsfeſt
Früh die Vögel ſangen,
Sind ſie noch zum Standesamt
Arm in Arm gegangen.

München. Heinrich v. Reder.

Sachſentaufe.

Der Saale Fluten rauſchen am Strand,
Getrübt, verſchlammt vom zerſtampften Sand.

Denn Schar auf Schar drängt heran mit Haſt,
Kaum daß das Ufer die Menge faßt.

Was haben heut die Geſchornen für Plag'l
Kaum daß ſich die Hand noch zu heben vermag,

Die über die Köpfe ohn' Unterlaß
Hinſpritzt der Taufe weihendes Naß.

Der Kaiſer das Auge vor Wonne ſchloß,
Ein Erzbild auf hohem Bretonenroß.

Da ſchlägt aus dem Wirrſal an ſein Ohr
Ein höhnendes Sachſenwort empor.

„Taufwaſſer des Herrn? — ein Sorbenknecht
„Fänd' es für ſchmutzige Mähren zu ſchlecht.

„Herr Karl wohl hält uns beſſres nicht not,
„Bei Verden zum Glück doch färbt' er's rot!"

Zu Karl ſpricht Manſur, der Sarazen:
„Einen frommen Täufling preis ich den!

„Was, Kaiſer, gewinnſt du für deinen Gott
„An dieſem Sachſen mit ſeinem Spott?"

Der Kaiſer glättet den Schnurrbart ſpitz.
„Sein Sohn ſchon verlernt des Alten Witz.

„Kniebeugen, Heidel wer das erzwingt,
„Zu allem andern die Völker bringt.

„Germanenart hat ſteifes Genick,
„Für blind' Gehorchen nur wenig Geſchick.

„Am Blutſtein ſelbſt, das Todesgeſtöhn,
„Des Götterhains verworren Getön,

„Mit allen Schauern der Opfernacht,
„Hat kaum die Stirnen zum Sinken gebracht.

„Ich aber lehre knieen geſchwind.
„Schon übt es ihr grimmer Wittekind.

„Ein winzig Glöcklein mit dünnem Geſchell
„Wirft mir die Wilden zu Boden ſchnell.

„Das iſt die Weisheit vom Petersdom,
„Ja, Freund, nichts über den Alten zu Rom!

„— Sie denken wohl nur vor Gott zu knie'n
„Und lernen dabei doch Disziplin,

„Und beugen ſich jeder Kutt' am End',
„Das frommt auch für weltlich Regiment!"

Das dunkle Auge des Mauren ſinkt
Zur Tiefe, wo raſtlos der Strahl aufblinkt,

Den weiter ſchleudert, ohn' Unterlaß,
Die Pfaffenhand als taufendes Naß.

Sein Blick, von ſchattender Wimper umſäumt,
Verdüſtert in ferne Zeiten träumt,

Wo mit dem Glöcklein, ſo dünn es klingt,
Des Halbmonds verſinkender Schimmer ringt.

München. Alfred Niedermann.

Ein Stück Totentanz.

I.

Der Hochzeitsabend lockt mit Tanz und Schmaus,
Viel Lichter funkeln in die Nacht hinaus.

Viel Stimmen gehn, vom Wind verſtreute Klänge,
Und Harf' und Geige ſchallen durchs Gedränge.

Viel Schatten ſchweben haſtig gleich Geſpenſtern
Vorüber an den hellbeglänzten Fenſtern.

Und drunten ſteht das Volk. Hinauf es lauſcht,
Wie oben toller ſtets die Freude rauſcht.

Schmerzhafte Gier nach Luſt in den Geſichtern,
So ſtarrt hinauf es nach den hellen Lichtern.

Wer tritt heraus ſo ſtolz auf den Balkon?
Der Burgemeiſter. Hochzeit hält ſein Sohn.

Der ſtolzeſte der Ratsherrn zu ihm tritt,
Des Bräutleins Vater, mit gewicht'gem Schritt.

Die güldnen Ketten auf der beiden Bruſt,
Die Ratsinſignien funkeln voller Luſt.

Die Finger ſchmückt manch ſeltner Edelſtein,
Wert, eines Königs Fingerſchmuck zu ſein.

Der Mantel von Brabantertuch umwallt
Gar ſtolz die achtungheiſchende Geſtalt.

So ſtehen ſie und ſchauen ſtumm hinab,
Und drunten wird ſo ſtill es wie im Grab.

Ein ſeltſam Lächeln wie ein flüchtig Licht
Erhellt des Burgemeiſters Angeſicht.

Zu dem Genoſſen ſpricht der Herr der Stadt:
„Was dünkt Euch? Machen wir die Lungrer ſatt?"

Er winkt. Die Diener lauſchen ſeinem Wort,
Und tummeln ſich geſchäftig wieder fort.

Zum Neuverwandten wendet er ſich drauf:
„Nun erſt erfreu' ich mich der Jahre Lauf.

So viel ſie auch uns Glück und Gut gebracht,
Ihr vollſter Segen blüht aus dieſer Nacht.

Heut' fließt zuſammen mein und Euer Blut,
Nun keinem Fürſten weicht mein ſtolzer Mut."

Der andre drauf: „Mir ſchwebt ein Wölklein nur,
Ein finſtres, über meines Glückes Flur.

Mir brachten Briefe heut' in früher Stunde
Von Gent und Brügge eine böſe Kunde.

Der ſchwarze Tod — doch haltet's noch geheim! —
Der ging dort auf aus ſchlimmer Sünden Keim.

Wie Gottes Racheheer die Seuche hauſt,
Was ich erfuhr, davon mir noch jetzt grauſt.

In wenig Tagen ſchrieb zweitauſend Leichen
Ins Antlitz ſie des Strafgerichtes Zeichen.

Sie naht ſich ſchneller als die ſchnellſte Flotte,
Die ſtärkſte Mauer wird an ihr zum Spotte.

Nicht Fluß noch Berg vermöchten ſie zu hemmen,
Kein Arzt der Welt vermag ſie einzudämmen.

Bewahr' uns Gott! Aus jedem Hauch der Luft
Kann uns die Ladung treffen in die Gruft!"

„Ei was! Ihr ſeht zu ſchwarz! Kommt mit herein
Und ſpült die Todesmahnung fort mit Wein!

Die Seuche iſt noch fern! Verbannt die Sorgen!
Die Falten weg! Das Ernſte ſchiebt auf morgen!

Seht nur, wie die ſich unten drängen, ſtoßen,
Wie um die Gaben faſt ſie ſich erboſen!"

„Ja!" ſpricht der andre. „Mögen ſie ſich laben!
Sie ahnen's nicht, wen ſie im Nacken haben —"

II.

Duftſchwüle Nacht. Von tauſend Blüten
Gerüche in den Lüften brüten.

Kein Vogellaut! Die Nachtigall
Verſtummte vor des Feſtes Schall.

Der Fluß, der murmelt ſeine Weiſe
Vorbei am Garten dumpf und leiſe.

Die Sterne lauſchen ſeltſam matt,
Der Mond liegt in den Wolken ſatt.

Vollmond — ſein dunſtbeſchwerter Schein
Fließt in den Garten fahl herein.

Dem Brautpaar irrt er auf den Wegen
Beklemmend wie ein übler Segen.

Sie fliehen vor dem wilden Jubel,
Dem immer tollern Feſtestrubel.

Sie lockt des Gartens ſtille Tiefe,
Als ob dort wie ein Märchen ſchliefe,

Dort in dem halberhellten Grunde
Die Ahnung einer Wonneſtunde.

Und zu der Laube Schattendunkel
Läd't ſeiner Blicke heiß Gefunkel.

Dort flüſtert zum Vermählungskuß
Den dunkeln Grundakkord der Fluß.

Doch plötzlich ſchreckt ſie auf: „Ein Schritt
Vom Hauſe her — o lauſch' — ein Tritt!"

„Sei ſtill! Sei ſtill! Der Nachtwind nur
Geht leiſe pochend über die Flur.

Sei ſtill, mein Lieb! Laß willenlos
Dich betten in der Wonnen Schoß —"

Und ſchwüler ſie der Duft umfängt,
Und ſchwerer ſie die Nacht umhängt.

Das Flüſtern wird zum Seufzen gemach,
Den Seufzern folgen die Küſſe nach —

„Horch! Horch! Von neuem welch ein Schall!"
„Mein Lieb, es war die Nachtigall —"

„Nein — nein! Wie ſeltſam nur mir iſt,
Als müßt' ich ſterben zu dieſer Friſt.

Die Blumen ſenden gift'gen Hauch
Und Mond und Sterne trübt ein Rauch!

Weh mir — dort — auf dem Fluß — das Weib
Ein ſchwarzer Mantel deckt den Leib —"

„Wo? Sprich!" „Dort — wehe! Sieh nicht hin!
Betäubung ſchlägt mir Herz und Sinn!

Sie lenkt ans Land den düſtern Kahn —
Sie kommt hierher — ſie faßt mich an —

Weh mir! Sie zerrt vom Haupt den Kranz,
Schleppt fort mich aus des Lebens Tanz —

Ach — hilf mir doch!" Mit blaſſem Munde
Stürzt blitzgetroffen ſie zum Grunde.

Ein jähes, totenhaftes Schweigen.
Der Jüngling will zur Braut ſich neigen.

Da weht ein Hauch, kommt's wie ein Wort,
Es nimmt ihm alle Mannheit fort.

Es raunt ihm zu — er fühlt ein Beben —
Zu Eis gerinnt ſein warmes Leben!

Ein Todesſchauer faßt ihn an.
„Geſpenſt, ſag deinen Namen an!

Was willſt du hier?" „Ich komm' zum Feſt."
„Wer biſt du, ſprich!" „Ich bin die Peſt."

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Tabaksrauch.

(Nach dem Engliſchen von Ella Wheeler).

Im Munde träge die Cigarette,
So lauſch' ich, wie Maud und der Sänger M'Key
Die Stimmen verweben zu einem Duette.
Und wie ich lauſche, da kehren kokette,
Vergangene Tage, — vergäß' ich doch ſie, —
Verführeriſch lachend wieder zurück,
Ach, Tage voll Jugend und Liebe und Glück.

Und wie ich lauſche, entſchwindet das Zimmer,
Die Teppiche, Möbel, die Sänger, der Sang,
Mauds zierliches Haupt mit dem goldigen Schimmer.
Statt deſſen ſeh' ich, — vergeß' ich's denn nimmer, —
Umrahmt von Locken, blauſchwärzlich und lang,
Ein Antlitz. — Dein Antlitz iſt es, Liſette.
Oh daß ich es niemals geſehen hätte!

Ich ſehe dich — wo? Was ſchert mich die Stätte!
— Du wirſt dich erinnern, ich weiß es, Liſette. —
So zierlich-gebrechlich, ſo koſig und chic,
Und im Auge den ſeltſam verheißenden Blick,
Der feſſelt gleich erzener Kette. —
Gelächter entſchlüpfen und Schelmengedanken
Den Lippen ſo rot, wie der Wein, den wir tranken.

Zwei winzige Halbſchuh' mit Rieſenroſetten,
Sie lagen verſchmitzt unter'm Röckchen, — es zieht
Zur Decke der Blaudampf der Cigaretten,
Zerflattert und bildet groteske Silhouetten,
Wir aber ſingen dasſelbe Lied,
Und zwiſchen den Verſen, da preßt ſich mein Mund
Auf den roſigen Hals dir, die Schultern ſo rund.

In deinem Leibe glüht heimliches Feuer.
Wie biſt du beſtrickend, — ſo bräutlich, Liſett'!
Ja, du haſt alles, was Männern teuer,
Und keinen Gatten als Schreckungeheuer,
Du biſt eine freie Griſett'!
Und deine Liebe iſt ohnegleichen,
Der wahre Schlüſſel zu Himmelreichen! — — — —

Sie ſind zu Ende mit ihrem Duette,
Mein blondes Weib und der Sänger M'Key. —
„Du brennſt Dir den Rock mit der Cigarette!
Deine Wimpern ſind feucht! Beim Himmel, ich wette,
Es hat gerührt Dich die Melodie!" — —
Ich lächle und lüge nach Gattenbrauch:
„Laß, Liebſte! Es iſt nur der Tabaksrauch!"

New-York. Gottlieb Steger.

Abend.

Das friſche Laub! Hoch quirlt der Schaum
Im alten, alten Graben.
Den gelben Mond am Eichenbaum,
Sag, möchteſt du ihn haben?

Wenn ich ihn legte in deine Hand,
Was würdeſt du mit ihm machen?
„Ich hängte ihn daheim an die Wand
Zu meinen Flitterſachen.

„Und ging ich zu Bett und ohne Licht,
Wenn alles liegt im Dunkeln,
Dann würde er auf meinem Geſicht
Und deinem Bildnis funkeln."

Begroſe.

Ach, die Thüre
Thut ſchon auf den dunkeln Schlund!
Gieb mir nun den nahen Mund,
Und nun gieb ihn wieder.
Hängſt ſo jung in meinem Arm,
Und die Brüſte, jung und warm
Woll'n ſie durch das Mieder.

Wärſt du kommen
Heute frei zu mir ins Haus.
Löſchten alle Lichter aus,
Würden uns beſitzen.
Mußt ja doch! Dein Blick iſt feucht,
Und dies dämmernde Geleucht,
Glaube! wird noch blitzen.

O wie ſchwellen
Deine Lippen friſch und rot.
Daran trinken bis zum Tod!
So mit dir vergehen!
— „Komm." — Zu dir? O Süßchen du!
Alſo raſch den Riegel zu
Und dann: auf die Zehen!

Konſtanz. Emanuel von Bodman.

Kein Mitleid.

Heil nun die goldne Stunde ausgenoſſen,
Führt ihr das blaſſe Mitleid in den Saal;
Geht wieder heim! Iſt auch das Feſt verfloſſen,
Ich ſage euch: Es war ein Göttermahl!

Der Freudenpurpur hing an hellen Wänden,
Und Weinduft zog wie Weihrauch durch den Raum,
Der Mondſchein wand mit lichten Silberhänden
Millionen Sterne um den Lebensbaum.

In goldnen Schalen ſchwammen rote Roſen,
Die Nachtigallen jauchzten durch die Nacht,
Und bei der Cympel liedertollem Toſen
Iſt liebelächelnd Amor aufgewacht.

Zu Ende iſt's! — Bis auf den letzten Tropfen
Verkoſt — verkoſtet iſt das Göttermahl,
Doch — die Erinn'rung hör ich jubelnd klopfen!
Geht! führt das blaſſe Mitleid aus dem Saal!

Dresden. Johanna M. Lankau.

Der Heiligenfang.

Eine tragikomiſche Hiſtorie.

Als ehemals noch Überfluß
An Heiligen vorhanden,
Lebt' auch ein Heil'ger, Pfiffikus,
Berühmt in allen Landen.
Er ſprach nicht ja, er ſprach nicht nein,
Stand immer nur auf einem Bein
Und ließ durch milde Gaben
Die liebe Seele laben.

Gar mancher fromme Pilgerchor
War ſchon zu ihm gekommen
Und hatte mit andächt'gem Ohr
Sein — Schweigen auch vernommen.
Es küßte brünſtig Groß und Klein
Dem Heiligen das heil'ge Bein
Und nahm den ſtummen Segen
Des Pfiffikus entgegen.

Die Stadt, darin der Heil'ge ſchwieg,
War ſtolz auf dieſe Ehre;
Und ihres Glückes Größe ſtieg,
Als kund ward dieſe Märe:
Ein ferner Ort tauſcht' gerne ein
Den Heil'gen auf dem einen Bein
Für einen Sternenſeher
Und großen Säulenſteher.

Natürlich ward mit Spott und Hohn
Der Handel abgeſchlagen.
Faſt ging's der Deputation
Dabei noch an den Kragen.
Drauf brachte Braten man und Wein
Dem frommen Mann auf einem Bein
Und füllte ihm die Taſchen
Mit Wurſt und vollen Flaſchen.

Und ſchmunzelnd ließ St. Pfiffikus
Die Würſte bald ſich ſchmecken
Und thät ob dieſem Hochgenuß
Sich alle Finger lecken.
Und als dann endlich ſich allein
Der Heil'ge ſah auf einem Bein,
Begann er von den Flaſchen
Ein Weniges zu naſchen.

Der feuervolle Syrerwein
Schien herrlich zu bekommen
Dem Heil'gen auf dem einen Bein;
Denn kaum hatt' er genommen
Den erſten Zug vom Traubenblut,
Als auch die ganze Rebenflut
Mit ſichtlichem Behagen
Verſchwand in ſeinem Magen.

„Zwar hab ich ſtets," denkt er bei ſich,
„Auf einem Bein geſtanden,
Doch nur ein Trunk macht ſicherlich
Mein Gleichgewicht zu Schanden.
Drum wird es wohl am beſten ſein,
Ich ſtell' mich noch aufs zweite Bein."
Und flugs die zweite Flaſche
Langt er aus ſeiner Taſche.

Ach, lieber Heiliger, jetzt halt,
Sonſt wird dir's ſchlimm ergehen!
Man merkt es ſchon, du kannſt nun bald
Nicht mehr recht grade ſtehen.
Denn als die zweite Flaſche leer,
Schwankt er bedenklich hin und her
Und ſucht durch Balancieren
Den Halt nicht zu verlieren.

Nun ſchaudere, mein lieber Chriſt,
Ob dem, was deiner wartet.
Das Ganze war mit Hinterliſt
Erſt ſorglich abgekartet.
Als man vorhin — ich ſagt' es ſchon —
Entließ die Deputation,
Da hatten die Geſchmähten
Beim Abſchied noch gebeten:

„So wollet denn dem frommen Herrn
Von uns die Flaſchen ſpenden
Und ſagen ihm: wir würden gern
Ihm ſpäter mehr noch ſenden."
Dann wünſchte man zur Reiſe Glück.
Doch jene kehrten bald zurück,
Um auf verborg'nen Wegen
Auf Lauer ſich zu legen.

Als der Natur die dunkle Nacht
Den Mantel umgehangen,
Sind auf den Socken leiſ' und ſacht
Zum Heil'gen ſie gegangen.
Da lag der ſtarke Glaubensheld,
Vom ſtärkern Syrerwein gefällt,
Mit kläglicher Gebärde
Gar hilflos auf der Erde.

Und eins, zwei, drei greift jetzt im Nu
Ein jeder von der Rotte
Mit feſten Händen kräftig zu;
Fort geht's im ſchnellen Trotte.
Und als ſie grüßt der Morgenſchein,
Zieh'n ſie zu ihrer Stadt hinein,
Um hier ganz ohne Schaden
Den Heil'gen abzuladen.

Doch zu derſelben Zeit begab
Man ſich im andern Orte
Zum Stand des Pfiffikus hinab.
O ſchweigt, ihr matten Worte!
Wie könntet ſchildern ihr denn je
Das „Weh!" und „Ach!", das „Ach!" und „Weh!",
Womit die leere Stelle
Umbrauſt des Volkes Welle!

Zwei Flaſchen nur fand man am Platz,
Wo jener einſt geſtanden.
Man hob ſie auf im Kirchenſchatz,
In dem ſie noch vorhanden
Als koſtbare Reliquie
Von dir, o sancte Pfiffice.
Doch wo du ſelbſt geblieben,
Fand nirgends ich geſchrieben.

Weilburg a. Lahn. Guſtav Adolf Erdmann.

Christnacht.

Drama in drei Akten von Karl Maria*).

(Köln.)

Personen.

Pfarrer Marnegge.
Die Pfarrerin.
Arnold, stud. theolog., } beider Söhne.
Theodor, }
Elly Wedding, Mündel des Pfarrers.
Rasche, Förster.
Steinbring, Referendar.
Der Küster.
Ein Waldarbeiter.

Ort der Handlung: Ein Gebirgsdorf im westlichen Deutschland.
Zeit: Gegenwart.

Erster Akt.

Der Schauplatz ist in allen drei Akten das Wohn- und Arbeitszimmer des Pfarrers Marnegge.

Pfarrer (sitzt am Schreibtisch und arbeitet. Er steht auf, nimmt ein Buch vom Regal und schlägt darin nach, dann setzt er sich wieder und beendet seine Schreibarbeit): So . . . . so (nickt zufrieden mit dem Kopfe) — hätten wir! (Er liest einige Stellen nochmals durch.)

Pfarrerin (kommt, eine Kaffeetasse auf einem Tablett, mit dem Förster durch die Thüre im Hintergrund rechts, sie tuscheln leise miteinander).

Förster (zeigt in die Ecke neben der Thür): Hierhin?

Pfarrerin (deutet auf den Sofatisch und tritt mit dem Förster an diesen heran, ihre Gesten veranschaulichen die Form des Christbaumes, bruchstücksweise hört man): — Recht schön — so — Zweige nicht zu eng —

Förster (nickt): Mache schon — (greift in die Tasche und holt ein Fläschchen für die Pfarrerin hervor) — vom Apotheker — so — für (er deutet auf den Pfarrer).

Pfarrerin (flüstert weiter mit dem Förster).

Förster (lauter): Weihnachtspredigt? (Er zeigt auf den Pfarrer.)

Pfarrerin: Pst — Pst.

---

*) Die „Christnacht" wurde von dem Verein „Versuchsbühne" (Leiter: Dr. Bruno Wille) am 8. März 1895 im Centraltheater in Berlin zum ersten Male aufgeführt. Ins Holländische übersetzt, erlebte das Drama am 4. Oktober d. J. seine Première am Grand Théâtre in Amsterdam und seitdem mehr als 20 Aufführungen in Holland.

Pfarrer (aus ſeiner Verſunkenheit auffahrend): Wa . . . was? — Weihnachts . . . . (In anderem Tone): Ach ſo — Herr Förſter — Morgen!

Förſter (am Schreibtiſch): Gratuliere auch —

Pfarrer (zerſtreut): Wozu denn?

Förſter: Daß der Arnold . . . . .

Pfarrerin (dem Pfarrer auf die Schulter klopfend): Aber Mann! (zum Förſter): Er thut ja nur ſo! — Die ganze Nacht hat 's Telegramm auf ſeinem Nachttiſchchen gelegen. (Plötzlich, auf ihren Mann zu): Denk Dir, die Poſt müßt' ſich verſpäten, meint der Herr Förſter, der Hohlweg ſei voll Schnee gerutſcht.

Pfarrer (langſam aufſtehend): Schad't nichts! — wo der Junge doch ſchon ſo lange weg war! — (Zur Pfarrerin): Sind meine Stiefel geputzt?

Pfarrerin (erſchrocken): Aber Mann, Du willſt doch nicht heut ſchon ausgehen?

Förſter (kopfſchüttelnd): Geſtern noch im Bett! . . . .

Pfarrerin (mit dem Fläſchchen in der Hand): Wart' wenigſtens bis —

Pfarrer (ärgerlich): Mir fehlt ja nichts mehr! — Wo denn? — Muß zur kranken Lieſe mal —

Pfarrerin: Bleib doch — Theodorchen will ja grade hin —

Pfarrer (barſch): Muß ſelber — auch wegen der Kirchenbücher und — (er wendet ſich zum Schreibtiſch zurück und kramt herum).

Pfarrerin (leiſe zum Förſter): Immer nur ſeine Pflicht im Kopf! — (Macht ſich am Sofatiſch zu ſchaffen.)

Förſter (zum Pfarrer, die Schnupftabaksdoſe öffnend): 'ne Priſe?

Pfarrer (nimmt): Danke! — So — nnn ſehen Sie mal hier . . . . . (Er zeigt dem Förſter einen Stoß Bücher auf ſeinem Schreibtiſch, öffnet einige davon und läßt die Titelblätter leſen, ſie tuſcheln leiſe zuſammen.)

Theodorchen (durch die Seitenthür links, eine dickleibige Blindenbibel unter dem Arm, in Mantel und Hut, mit dem Stock vorſichtig ſich weitertaſtend).

Pfarrerin (zu Theodorchen): Komm — ich hab's ſchon mitgebracht —

Theodorchen (tappt bis an den Tiſch).

Pfarrerin (reicht ihm die Taſſe): Ganz klamme Hände haſt Du ja?

Theodorchen: Hab Orgel geſpielt — die Kirche war ſo kalt — (er trinkt).

Pfarrer (zum Förſter): Hier dies beſonders! (Er klopft auf einen Bücherrücken.)

Theodorchen (zur Pfarrerin leiſe): Mutter, hat Elly mich ſpielen gehört?

Pfarrerin (ſtreichelt ihm übers Haar): Glaub's kaum — ſie war immer in der Küch' bei mir. — Trink nur recht heiß! — (Tritt zum Pfarrer und Förſter): Nun Mann, was zeigſt Du denn da?

Förſter (auf den Bücherſtoß deutend): Arbeitsmaterial! — Alles!

Pfarrer (wohlgefällig): Für den Arnold! —

Pfarrerin: Mein Gott, — ausruhn muß er ſich jetzt doch —

Förſter: Und endlich Skat lernen, — iſt ja gar kein richtiger Student geweſen! —

Pfarrer (unmutig): Ausruh'n! — Skat! — Papperlapapp! — Hat wichtigeres zu thun — ſoll jetzt die Feder ordentlich gebrauchen lernen —

Pfarrerin: Haſt Dich doch auch nie mit ſo 'was abgeplackt?

Pfarrer: Leider Gotts nicht! — weil's mir nie aus den Fingern wollt' — (mit Nachdruck): und ſo nötig hat's die Kirche! — (Mit der Hand auf den Tiſch ſtoßend): Drucken laſſen ſoll der Junge! — nicht nur die Skribenten, die an keinen Gott im Himmel mehr glauben! — (In anderem Tone, kurz): Förſter! (Macht eine Geſte dazu, Förſter öffnet ſeine Doſe und läßt den Pfarrer eine Priſe nehmen, der hierauf durch die Seitenthür links geht.)

Theodorchen (ſetzt die Taſſe nieder, betroffen): An keinen Himmel glauben? — Mutter, giebt's denn ſolche Leute?

Pfarrerin: Geſehen hab' ich noch keine, es giebt aber welche!

Theodorchen (ſchüttelt den Kopf, bleibt ſtehen, als wolle er noch etwas ſagen, tappt dann langſam an ſeinem Stocke nach der Thür rechts im Hintergrund).

Pfarrerin (zu Theodorchen): Vorſichtig — mit dem Schnee! —

Theodorchen (bleibt an der Thüre ſtehen, in Gedanken vor ſich hin): Es giebt aber welche. (Ab.)

Förſter (ihm nachblickend): Das unter dem Arm' — war das ſeine Blindenbibel?

Pfarrerin: Ja — und ſo gern lieſt er draus vor — der kranken Lieſe jeden Tag jetzt — mit dem Stocke findet er den Weg ſchon hin.

Förſter (zieht ſein Pfeifchen heraus): Kann ich, bitte . . .

Pfarrerin (einfallend): Hier! (Geht ans Nähtiſchchen zur Streichholzbüchſe.)

Förſter (indem er anzündet): Richtig — ja! Der Referendar iſt mir im Schlitten begegnet — er brächt' die Sachen erſt ſpäter — er möcht' gern den Arnold treffen. —

Pfarrerin (befriedigt): Da ſieht man, wie ſich alle auf den Jungen freuen! (Hält die Hand aufs Herz.) — Wie's mir klopft! —

Förſter (paffi ſein Pfeifchen): Wenn er bald zum erſtenmal aushelfen darf! (Geſte.) Im Talar — „liebe Gemeinde" —

Pfarrerin: Ich hoff', der Konſiſtorialrat ſchreibt heut noch —

Pfarrer (kommt zum Ausgehn fertig aus der linken Seitenthür zum Förſter): So — nun los!

Pfarrerin (zum Förſter): Alſo 'nen recht ſchönen Chriſtbaum! (Eilig zum Pfarrer): Mann! — Wenn Du an der Ecke vorbei kommſt, bring 'n paar Cigarren für den Jungen mit.

Pfarrer (brummt): Immer ihn verwöhnen! — kann Pfeife rauchen! (Geht zur Thür im Hintergrund rechts.)

Pfarrerin (bittend): Heut? — 's iſt doch 'was Beſonderes —

Pfarrer (unter der Thür ſich umwendend): Beſonderes? Man ſtudiert ſeine Semeſter — macht's Examen — punktum! (Ab.)

Förſter (an der Thür lächelnd): Er kauft ſie ſchon. (Ab.)

Pfarrerin (nimmt aus der Schublade des Sofatiſches ein weißes Tiſchtuch und deckt den Tiſch damit, dann ruft ſie durch die Thür im Hintergrund links): Elly! — Elly!

Elly (von hinten her): Frau Pfarrerin!

Pfarrerin: Setz' das Gemüſe ab, die Poſt verſpätet ſich. (Sie holt aus dem Wandſchränkchen Gläſer, dann Meſſer, Gabeln und Löffel und verteilt ſie über den Tiſch.)

Elly (kommt durch die Thür im Hintergrund links mit Tellern).

Pfarrerin (lächelnd): So 'nen roten Kopf haſt Du gekriegt!

Elly (fängt an, die Teller aufzuſtellen): 's iſt vom Feuer wohl —

Pfarrerin: Das Ungewohnte! — ſo 'rumhantieren — anſtatt Hefte zu korrigieren. (Sie nimmt den Reſt der Teller Elly aus der Hand.) Setz' Dich jetzt ein bißchen! (Stellt die Teller ſelber auf.)

Elly (ſetzt ſich und ſtreicht ſich die Haare zurück).

Pfarrerin: Was koſten jetzt die Eier bei Euch in Leipzig?

Elly (lächelnd): Weiß wirklich nicht, in die Küche komm' ich nicht.

Pfarrerin (holt eine Flaſche Wein aus der Ecke und ſetzt ſie auf den Tiſch): So geteilte Arbeit — das iſt doch nichts Rechts — immer nur Stunden geben —

Elly (zuckt die Achſel): Wenn man nun aber gern in der Stadt lebt' . . .?

Pfarrerin (kopfſchüttelnd): Wie man das ſagen kann! (Setzt ſich Elly gegenüber.)

Elly (lebhafter): In der Stadt — ich weiß nicht — die Leute da — es iſt doch viel heller in den Köpfen —

Pfarrerin: Sie wiſſen vielleicht mehr — mag ſein! — aber für drüben brauchen ſie es nicht, — und ob ſie's glücklicher macht? (Schüttelt den Kopf.)

Elly (ſchweigt, den Kopf geſtützt).

Pfarrerin: Willſt Du mir 'mal meinen Strickſtrumpf geben? — ich muß immer was zu thun haben!

Elly (holt vom Nähtiſchchen den Strickſtrumpf herüber und geht dann langſam ans Fenſter rechts): Wie alles eingeſchneit liegt!

Pfarrerin: Ja! Sonſt hätten wir den Arnold ſchon hier.

Elly (am Fenſter): Hat er ſich eigentlich verändert?

Pfarrerin (ſtrickt): Größer geworden iſt er in den zwei Jahren ſchon —

Elly (langſam): Ich — meine — ſonſt . . . . . .

Pfarrerin: Fleißiger noch — zu fleißig beinah! — die Ferien — immer wollt er früher weg — die Bibliotheken — und — überhaupt Berlin — (Zählt halblaut die Strickſtrumpfmaſchen): Eins, zwei, drei, vier.

(Kurze Stille.)

(Fährt fort): Wie man nur ſo werden kann? — Kein Stündchen wünſcht' ich mich fort von hier! —

Elly (leiſe): Die erſte Zeit — da hatt' ich auch Heimweh!

Pfarrerin (ſteht auf und geht ſtrickend langſam ans Fenſter rechts, Elly neben ſich): Wenn's einem der liebe Gott auch ſo beſchert hat, wie mir! — Immer ſtill hier im Hauſe! — kochen und nähen und (beide ſtehn am Fenſter) — zwiſchendurch 'mal 'nausgucken, wie jetzt — nach der alten Pappel — abends dann ein Stückchen Bibel —

Elly (leiſe): Sie ſind ſo gut, Frau Pfarrerin!

Pfarrerin (mitleidig): Ja — Du — armes Kind — immer draußen ſein, — in der Welt —

Elly (ruhig): Ich will's ja ſo.

Pfarrerin (fährt fort): Jetzt nach Berlin — wo Du wildfremd — allein reiſen —

Elly (lächelnd): Thut mir nichts . . . .

Pfarrerin: All' die fremden Leut', wenn ich noch denk' — neulich, als ich Theodorchen zurückholt'!

Elly: Die Route iſt doch ſonſt ſchön? —

Pfarrerin (ſetzt ſich ans Nähtiſchchen): Wir mußten im Hotel eſſen — table d'hôte — ich und Theodorchen beteten nur — niemand ſonſt —

Elly (ſetzt ſich neben die Pfarrerin).

Pfarrerin (fröſtelnd): Wie ſie alle auf uns guckten, ſo ſpöttiſch! — nein! — ich reiſ' nicht mehr!

Elly (in plötzlicher Gefühlswallung): Frau Pfarrerin — ſo 'n goldenes Herz haben Sie. (Sie nimmt raſch die Hand der Pfarrerin und küßt zweimal drauf.)

Pfarrerin (betroffen): Aber Kind? — Kind? —

Elly (raſch): Nicht wahr — auch ſpäter — Sie denken immer 'n bißchen gut von mir . . . .? (Sie ſteht auf und wendet ſich ab.)

Pfarrerin (beſorgt): Aber Kind — ſag'! — was iſt Dir?

Elly (ſetzt ſich ſchnell nieder): Nichts! . . .

Pfarrerin: Geſtern Abend — biſt ſo ſpät aufgeblieben.

Elly (entſchuldigend): Ach Gott — es war nur ſo — ich ſaß ſo auf meinem Zimmer — alte Erinnerungen — wie oft alles ſo anders kommt, wenn — man ſich entwickelt . . . . . .

Pfarrerin (verwundert): Entwickelt?

Elly (achſelzuckend): Wenn man 'nauskommt — unter neue Intereſſen —

Pfarrerin (horcht auf): Du? (Legt den Finger auf den Mund.)

Elly (ſteht auf): Ein Schlitten! (geht ans Fenſter) — vom Gut der! — (Es klingelt.)

Pfarrerin (nickt vor ſich hin): Für die Armleutbeſcherung —

Elly (geht hinaus und kommt mit dem Referendar zurück).

Referendar (trägt Pelzmantel, unter der Thür zu Elly im Gespräch): Also Arnold noch nicht da? (In anderem Tone): Doch gut bekommen gestern bei uns?

Elly: Gewiß — danke.

Pfarrerin: Ah — Sie — Herr Referendar!

Referendar (auf die Pfarrerin zu): Schönen guten Morgen, Frau Pfarrerin —

Pfarrerin (aufstehend): Danke — gleichfalls! Wollen Sie Ihren Pelz nicht ablegen?

Referendar: Bin nur auf 'n Sprung hier — aber 'n bißchen aufknöpfen. (Knöpft den Pelz auf.)

Elly (auf den Stuhl deutend): Bitte!

Referendar (setzt sich): Grüße von Hause — und dann (Geste) solch Paket — wo soll's der Kutscher —

Pfarrerin: Beim Küster am besten — der weiß schon —

Referendar (schickt sich an, aufzustehen): Da will ich gleich —

Elly (fix): Bitte — ich ruf's ihm schon! (Ab.)

Referendar (ruft nach): Aber —

Pfarrerin (lächelnd): Nein — Sie halte ich hier — man sieht Sie so selten —

Referendar (nimmt einen Brief aus dem Portefeuille): Da kann ich ja schnell meines Auftrags mich ent— (übergiebt den Brief). An Herrn Pfarrer — wegen Fräulein Elly—'s Anerbieten —

Pfarrerin (überrascht): Also soll wirklich?

Referendar (nickt): Tante ist wie behext — immer nur Fräulein Elly — Fräulein Elly — (Schmunzelnd): Nun — 'rausgemacht hat sich das Lehrerstöchterchen auch!

Pfarrerin (da Elly kommt): Pst! (Geste, daß er schweigen soll.) Mein Mann muß die Sache erst wissen.

Referendar (zu Elly): Ich hab' auch 'n Christkindchen für (er deutet auf die Pfarrerin) mitgebracht. — (Lacht): Raten!

Pfarrerin (neugierig): Nun?

Referendar (zieht ein Zeitungsblatt aus der Tasche und faltet es auseinander): Was um an den Baum zu hängen!

Elly: Zeitung?

Referendar (zur Pfarrerin): Bitte, hier! (Zeigt auf eine Stelle.)

Pfarrerin (liest einige Augenblicke stumm, dann erfreut): Ah! gedruckt steht's! — Elly! — sieh' mal hier, (hält Elly die Zeitung hin, liest halblaut, bruchstücksweise): — Sohn des geschätzten Pfarrers — Lizentiatsexamen bestanden — unsere Segenswünsche —

Referendar: Nun?

Pfarrerin (bewegt): Sie haben —?
Referendar (vergnügt): Geſtern Abend — brühwarm — wie ich's (zeigt auf Elly) hörte — gleich 'rübergeritten ins Redaktiönchen —
Elly: War wirklich nett von Ihnen —
Pfarrerin (bewegt, wiſcht ſich die Augen): Daß Sie das für unſeren Jungen gethan haben! —
Referendar (lacht): Hat's nur verdient! — die deutſchen Aufſätze, die er früher immer für mich gemacht hat!
Pfarrerin: Kommen Sie jetzt doch öfters — Sie ſind ja nun auch ganz hier — und der Arnold wird's ſo einſam hier haben —
Elly (unterbrechend): Sie haben ſich wohl etwas aus den Augen verloren —?
Referendar: Seit dem Gymnaſium — (zuckt die Achſeln) eigentlich nur ein paar Bierkarten —
Pfarrerin (lieſt die Zeitungsnotiz für ſich nochmals durch).
Elly: Nicht wahr — in München haben Sie immer ſtudiert, erzählten Sie geſtern?
Referendar (ſich in den Stuhl zurücklehnend): Selbſtredend — wie man überhaupt anderswo ſtudieren kann! (Schüttelt verächtlich den Kopf, — hingeriſſen): — München — die Iſar! —
Pfarrerin (indem ſie das Zeitungsblatt zuſammenfaltet): Ich muß noch 'runter — Herr Referendar —
Elly (will aufſtehen).
Pfarrerin (drückt ſie auf den Stuhl zurück): Nein, Elly — Du vertrittſt mich hier — (Zum Referendar): Hier die Nummer — wir ſind ja auch abonniert — aber die hier — nicht wahr —?
Referendar (aufſtehend): Bitte ſehr — natürlich — meine Empfehlung an den Herrn Gemahl —
Pfarrerin: Danke —
Referendar: Daß die raſche Beſſerung ſo bliebe —
Pfarrerin: Danke. (Ab.)
Elly (auf den Stuhl deutend): Bitte!
Referendar (ſetzt ſich unſchlüſſig): Muß noch ins Städtchen 'rüber — mein Amtsrichter —
Elly (erſtaunt): Iſt denn Sitzung heut?
Referendar (zuckt die Achſeln, dann): — aber Frühſchoppen — muß hin — ſonſt knurrt er. (Er ſieht nach der Uhr.) Schad' — hätt' den Arnold gerne noch geſehen — oder wollen Sie ihn für mich 'was foppen?
Elly (erſtaunt): Foppen? Wieſo? —
Referendar: Daß er jetzt wieder ſo hübſch kuſch iſt — und vor'm halben Jahr noch — (lacht): der kleine Schäker!
Elly (geſpannt): Nun —?

Referendar: Fragen Sie mal —: nach dem Café Bauer — Ecktischchen — damals bei den Litteraten —

Elly (unterbrechend): Waren Sie selbst . . . . . .

Referendar (rasch): Nein — gehört nur — zufällig so —: ein Korpsbruder von mir — erzählt' mir da mal von 'nem Marnegge —

Elly (ungläubig): Dem Arnold?

Referendar (nickt): Ließ ihn mir schildern — 's stimmte — (im Erzählertone fortfahrend): geredet hätte der! — ganz rebellisch — und vom neuen Litteraturfrühling — und — und (abbrechend, lachend): Litteraturfrühling — das moderne Zeugs —

Elly (betroffen): Seit wann hat er denn solche Kontrebande im Kopf?

Referendar: Kontrebande! (Schüttelt den Kopf mit abwehrender Geste): Der fromme Junge! Durchgeprügelt hat er mich mal, weil ich ans Christkindchen nicht mehr glauben wollt'! (Leichthin): Ein Einfall nur — wie er so manchmal (macht eine Geste, die ausdrückt, daß es sich nur um eine Temperamentssprudelung handle) — hänseln Sie ihn aber doch (er steht auf) — aber nicht, wenn der Alte dabei ist (sieht sich nach seinem Hut um).

Elly (indem sie ihm seinen Hut reicht): Ihr Hut . . . .

Referendar (verbeugt sich dankend, fährt dann im früheren Tone fort): Man kennt das ja selbst von Haus her.

Elly: Auch mal Kontrebande gehabt?

Referendar (lacht): Darnach früg' mein Alter nichts — nein — (er knöpft sich den Pelz zu) nur mal 'n bißchen Schulden! — Habe die Ehre! (Geht zur Thür.)

Elly: Meine Grüße — Fräulein Tante besonders!

Referendar: Danke.

Elly: Eine Frage noch, bitte!

Referendar: Gern!

Elly: Sie sind ja Jurist —

Referendar (wehrt ab).

Elly: Ihr Amtsrichter, der hat auch die Vormundschaftssachen, nicht wahr?

Referendar: Gewiß! Ihre auch!

Elly: Ja . . . . . ich kenne ihn nicht — schlägt er leicht was ab?

Referendar: Zum Beispiel?

Elly: Wenn ich —

Referendar: 'was mit Ihnen? Nur ruhig — was der Pfarrer will, thut er gleich! — Guten Morgen. (Ab.)

Elly (bleibt einige Augenblicke lang nachdenklich stehen, setzt sich dann an den Nähtisch und stützt den Kopf, aus ihren Gedanken heraus): Was der Herr Pfarrer will! (Sie schüttelt den Kopf, steht auf, um hinauszugehen, es klopft.) Herein!

Arbeiter: Der Förſter ſchickt mich — der Chriſtbaum — im Hof drunten liegt er —

Elly: Schön — ja!

Arbeiter: 'ne Axt hab ich, — wenn ich noch den Holzfuß hätt' —

Elly (ſich beſinnend): Hm — wird wohl im Keller ſein — kommen Sie mal mit. (Beide ab.)

(Kurze Pauſe.)

Arnold (trägt Mantel und Hut, in der Hand ein Reiſeköfferchen, ſehr erregt): Alſo, ſo viel beſſer geht's mit Vater? wirklich? (Er ſetzt das Köfferchen neben die Thür nieder.)

Referendar: Das ſchon! — Aber 'rausplatzen damit — jetzt — partout nicht! — jetzt nach der Freude! —

Arnold (wirft ſich auf einen Stuhl): Daß Mutter ſo übertrieben hat! Halb am Sterben glaubt' ich ihn — (ſpringt auf).

Referendar (beſchwichtigend): Ruhig — ruhig, Arnold! —

Arnold (knirſchend): Haſt gut reden. (Setzt ſich nieder.) Wüßt's Mutter doch erſt! — Hätt' ich geſtern noch Zeit zum Brief gehabt! — (Springt auf, macht einen Gang durchs Zimmer.)

Referendar: Du?

Arnold (fragend): Hm?

Referendar: 's iſt ja's mündliche nur —

Arnold (am Fenſter, trommelt mit den Fingern).

Referendar: Hol's doch heimlich nach!

Arnold (zuckt die Achſel).

Referendar: Wärſt doch der erſte Student nicht, der —

Arnold (zwiſchen die Zähne durch): Heute muß es Mutter noch wiſſen, (kurze Pauſe) mit Vater — das arrangier' ich ſpäter.

Referendar (neben ihm): Vertuſch' doch die Geſchichte! — 's geht ja — ein paar Monat' — (einflechtend): Geld pump' ich Dir — reiſ' dann in der Stille, —

Arnold (losbrechend): Ich will's Examen nicht mehr machen, — überhaupt nicht!

Referendar (unmutig): Menſch, faſele doch nicht ſo —

Arnold (wirft ſich in einen Seſſel am Nähtiſch, den Kopf zwiſchen den Händen).

Referendar (kopfſchüttelnd): Menſch, Menſch, wie war es überhaupt möglich, daß Du —

Arnold (aufſpringend): Möcht 'nen Spaziergang mit Dir machen, (neſtelt an ſeinem Rock) 'raus — 'raus hier — die Hitze!

Referendar: Du — hör — erſpar's den Eltern doch!

Arnold (verzweifelt): Einmal müſſen Sie's doch wiſſen!

Referendar: Sie glauben's nun 'mal! — (Hand auf Arnolds Schulter): Beſchlaf's wenigſtens 'mal — ich muß jetzt weg — aber morgen komm' ich —

Arnold (ins Wort fallend): Ja, — ich möcht' Dich gern 'mal auf länger ſprechen —

Referendar: Sag' alſo noch nichts!

Arnold (zweifelnd): Auch Mutter nicht?

Referendar: Verdirb ihr den Chriſtabend nicht! Hätteſt Du ſie vorhin geſehen, wie ſie —

Arnold: Aber morgen dann ſicher.

Referendar: Vorher aber fahren wir noch zuſammen aus — um 9 Uhr — ich hol' Dich im Schlitten — (innehaltend): Pſt — Deine Mutter!

Arnold (zwiſchen den Zähnen durch): Morgen ſag' ich ihr's ſicher.....

Referendar: Pſt! Elly iſt auch hier — der Förſter kommt auch!

Arnold: Daß das ganze Haus heut voll Leuten ſein muß!

Pfarrerin (kommt aus der Thür im Hintergrund links, ſie ſieht Arnold erſt, als ſie einige Schritte im Zimmer iſt, aufſchreiend): Arnold!

Referendar: Ja, da iſt er.

Pfarrerin (auf Arnold zu): Seit — ſeit wann denn?

Referendar: Abgeſangen hab' ich ihn unten noch — 'raufgebracht! —

Arnold: Zu Fuß bin ich über den Berg — die Poſt blieb ſtecken —

Pfarrerin (indem ſie Arnold liebkoſt): Mein Gott, — durch den Schnee! — Haſt gewiß naſſe Füße davon? —

Arnold (ſchüttelt den Kopf): Laß nur! (In plötzlicher Aufwallung): Mutter! (Er drückt ihr die Hände.)

Pfarrerin (in quellendem Herzenston): Junge — Junge — lieber Junge Du. —

Arnold: Und mit Vater — ich höre (er macht eine Kopfbewegung zum Referendar hin) — er iſt ſchon aus?

Pfarrerin: Er war nicht zu halten!

Arnold: Solche Angſt hatteſt Du mir gemacht — Dein letzter Brief.....

Pfarrerin: Der junge Arzt — der ſah wohl zu ſchwarz — und dann — als Dein Telegramm kam — das war die beſte Arznei — gleich wollt' er aus dem Bett 'raus — (abbrechend): aber nun laß' mich Dich 'mal anſehn (ſie dreht Arnold dem Licht zu).

Referendar: 'n bißchen abgearbeitet ſieht er aus.

Pfarrerin (mitleidig): 's Examen war wohl ſchrecklich?

Referendar (raſch): Wenn's vorbei iſt, nicht mehr dran denken!

Pfarrerin: Da haben Sie ganz recht, Herr Referendar, — komm', Arnold — ſetz' Dich aufs Sofa jetzt (ſie drückt ihn aufs Sofa): willſt Du nicht was Warmes trinken?

Arnold (nervös-gequält): Laß nur — danke — ich hab' Kopfweh — ich möcht' was auf mein Zimmer gehen —

Pfarrerin (ohne auf ihn zu hören, ruft zur Thür links im Hintergrund hinaus): Elly! — Elly! — Arnold iſt da — bring' was Kaffee! —

Arnold (nervös): Ruf' doch nicht alle Leut' zuſammen!

Pfarrerin (befremdet): Aber Junge —?

Referendar (entſchuldigend): Die lange Reiſe — die Nacht —

Pfarrerin (wieder ausgeſöhnt): Werd' ihn ſchon wieder 'rauspflegen — (zum Referendar): Iſt das ein Weihnachten diesmal — hab' mich noch nie ſo gefreut!

Arnold: Wir ſind doch unter uns?

Pfarrerin: Der Förſter kommt — warum meinſt Du? — Hm? — (Sie reibt an ſeinem Rock): Haſt 'nen Flecken hier —

Arnold: Ich meinte nur — gar nichts hab' ich für Euch zu Weihnachten mitgebracht! — Ich dacht', ich fänd's hier ſo anders — wegen Vater kein Chriſtbaum —

Pfarrerin: Ach, Junge — in meiner Herzensangſt — ich hab's wohl zu ſchlimm geſchrieben (raſch ſich umwendend).

Elly (kommt mit Tablett und Kaffeetaſſe).

Pfarrerin: Elly — ſieh 'mal, wer da ſitzt — kennſt Du den noch —?

Elly (lächelnd): Etwas — ja! (Zu Arnold): Ich gratuliere — Arnold!

Arnold (kurz): Danke! — Dir iſt's inzwiſchen immer gut gegangen?

Pfarrerin (zu Arnold mit leiſem Vorwurf): Schreibfaulpelz, fragen mußt Du das? — (indem ſie über Ellys Scheitel ſtreichelt): Wie ſie gewachſen iſt, nicht wahr?

Arnold (nickt, dann mit raſchem Blick über ſie hin): Schade — kein Zopf mehr! —

Referendar (ſich verabſchiedend): Es bleibt alſo dabei, Arnold! morgen — im Schlitten —

Pfarrerin: Wär' doch Elly morgen noch hier! — die führ' gewiß gern . .

Arnold (unterbrechend zu Elly): Mußt Du ſchon wieder fort?

Elly: Heut Abend ſchon . . . .

Referendar (zu Elly): Grüßen Sie's Brandenburger Thor von mir. (Ab.)

Arnold (erſtaunt): Nach Berlin gehſt Du?

Elly: Ja — Charlottenburg!

Pfarrerin: 'ne Filiale vom Inſtitut . . . .

Arnold (zu Elly): Gefällt Dein Beruf Dir —?

Förſter (iſt während der letzten Worte unter der Thür im Hintergrund rechts erſchienen, halb zurückgewendet): Willſt du wohl — Caro — nach Hauſe! Ich werd' dir! (Schließt die Thür, auf Arnold zu): Hurrah! — hoch! Univerſitätszeit endlich 'rum — gratuliere, Junge! (Abbrechend): Ent-

ſchuld'ge mal! (Öffnet das Fenſter links, ruft hinaus): Herr Referendar, (Pauſe) meinen Caro — bitte — nehmen Sie ihn bitte zu mir mit — 's Luder iſt mir nachgelaufen — (Pauſe) danke, — danke — (Schließt das Fenſter und geht Arnold die Hand ſchütteln): Alſo bei Muttern wieder —!

Arnold (nickt dann): Und mit Ihnen?

Förſter (ſetzt ſich): Ein graues Haar mehr und 'n Zahn weniger. (Nimmt eine Prieſe.) Nun erzähl' Du aber 'mal was! — (Polternd): Aber erſt Bruſt 'raus! — Bruſt 'raus! — (Nach einer kleinen Weile, in der er ihn prüfend betrachtet): Hätt' Dich mir übrigens fideler gedacht!

Arnold (kurz): Bin ſchlecht auf dem Damm heut. (Er fängt an, ſeine Remontoiruhr aufzudrehen.)

Pfarrerin: Wenn er mir nur nicht krank wird!

Förſter (polternd): Krank — verfederfuchſt iſt er nur! Waldluft, — Waldluft! — Soll bald rote Backen haben!

Pfarrerin: Die könnte die Elly auch gut gebrauchen!

Förſter: Die zwei! — ja! — einen Sommer lang 'mal im Wald — Holz klein machen bei mir. (Lacht.) — Muskeln hätt' der Jung' (umſpannt ſeinen linken Oberarm) — und die Elly — hier ſchön rund (macht zwei runde Geſten).

Pfarrerin (kramt am Nähtiſch): Pſt! — Pſt! —

Elly: Aber — (Ordnet am Sofatiſch.)

Förſter (ſcheinbar knurrig zu Elly): Willſt Du mir noch was? Bin Dir ſchon böſe genug.

Elly (entſchuldigend): Ich konnte ja wirklich geſtern Abend nicht. — Gutsbeſitzers ließen mich nicht fort. Ins Forſthaus kam ich doch immer ſo gern! —

Förſter (verſöhnt): Wirklich? — na — mal Patſchhand her — ſo — (Er giebt ihr die Hand.) Willſt Du's ganz wieder gut machen?

Elly: Gern — wie?

Förſter (ſchwerfällig aufſtehend): Denk' Dir — der alte Erlenſtumpf (er zeigt mit dem Daumen rückwärts über die Schulter) — ſtände hier!

Elly (fragend): N?

Förſter (fährt fort): Und Du drauf — wie früher, wenn ich Dich (macht eine Geſte, die beſagt, wenn ich Dich auf den Baumſtumpf ſtellte).

Elly (ſieht ihn fragend an).

Förſter (ungeduldig): Na — von Geibel das — wirſt doch noch wiſſen?

Elly (auflachend): Jetzt verſteh' ich — das Gedicht!

Förſter: 'türlich — alſo los!

Elly (zweifelnd): Jetzt — hier?

Pfarrerin (zum Förſter): Was machen Sie denn da für Faxen! — Elly muß 'runter.

Förſter (zu Elly): Raſch — los!

Elly: Wenn's Ihnen Freude macht. (Sie ſteht über die Stuhllehne geſtützt, während des Deklamierens erhebt ſie ſich aufrecht und bewegt ſich einige Schritte vorwärts. Sie beginnt leiſe, ihre anfängliche Zurückhaltung ſchwindet raſch, bis ſie, allmählich ſich ſteigernd, mit vollendeter Deklamierkunſt vorträgt):

„Mit dem alten Förſter heut'
Bin ich in den Wald gegangen,
Während hell im Frühgeläut
Aus dem Dorf die Glocken klangen.
Golden floß ins Laub der Tag,
Vöglein ſangen Gottes Ehre,
Faſt als ob der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.
Und wir kamen ins Revier,
Wo umrauſcht von alten Bäumen
Junge Stämmlein ſonder Zier
Sproßten auf beſonnten Räumen.
Feierlich der Alte ſprach:
Siehſt Du über unſern Wegen
Hochgewölbt das grüne Dach?
Das iſt unſrer Ahnen Segen.
Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauſchen,
Von Geſchlechte zu Geſchlecht
Geht im Wald ein heilig Tauſchen.
Was uns Not iſt, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern,
Aber das iſt unſer Teil,
Daß wir gründen für die Spätern.
Drum im Forſt auf meinem Stand
Iſt's mir oft, als böt ich linde
Meinem Ahnherrn dieſe Hand,
Jene meinem Enkelkinde."

(Während der letzten Worte ſtreckt ſie die Hände nach rechts und links, den Blick aufwärts.)

(Kurze Pauſe.)

Förſter (der ergriffen zugehört, wiederholt leiſe): „Drum im Forſt auf meinem Stand" — (aus ſeiner Rührung mit Mühe den derben Ton zurückgewinnend): Famos haſt Du's gemacht, Kind! — Grad' als ob meine Bäume um mich 'rumſtänden. — (Elly übers Haar ſtreichelnd): Schön haſt Du's ja damals ſchon gekonnt, — aber ſo wie jetzt!

Elly: Im Wald' früher, mein ich, klang's beſſer. —

Förſter: Im Wald' früher! — Ja — ja — (er ſetzt ſich hin) armes Stadtkind nun! — Den Eichhörnchen kannſt Du jetzt nicht mehr zugucken.

Elly (geht mit Tablett und Taſſe ab durch die Thür im Hintergrund links): Aber den Menſchen dafür, — an denen ſtudiert ſich's auch ſchön!

Förſter (ſteht auf, ſieht, die Hände in den Joppentaſchen, ihr kopfſchüttelnd nach): Kleine Klugſcheißerin, Du! (Zu Arnold, der vor ſich hinſtarrt): Rappel' Dich doch 'mal auf, (klopft ihm auf die Schulter) kein Wort ſagſt Du ja!

Arnold: Zugehört hab' ich —

Förſter (warm): 'ne Pracht, wie die deklamiert, nicht?

Arnold (geht langſam ans Fenſter): Könnt' gleich auf die Bühne damit —

Pfarrerin (iſt während der letzten Sätze eingetreten und macht ſich am Tiſch zu ſchaffen): Was red'ſt Du denn da? — (Ungehalten): Wenn's Elly hörte! würd' ſich's ſchön verbitten.

Arnold (gleichmütig, am Fenſter): Warum?

(Man hört Stimmen von außen.)

Pfarrerin (erſtaunt-unwillig): Bühne? Lieber doch Äpfel auf dem Markt verkaufen! —

Förſter (zur Thüre gehend): Sie kommen! —

Pfarrerin: Endlich! (Eilt zur Thür im Hintergrund links, ruft heraus): Elly — die Suppe! (Dann zurück zum Pfarrer und Theodorchen.)

Pfarrer (kurz angebunden, mit verborgener Gefühlsunterſtrömung): Wieder im Elternhauſe, Junge! — ſchön! — (Er drückt ihm die Hand.) — Ich bin zufrieden mit Dir, — ich ſpreche Dir's hiermit ausdrücklich aus.

Arnold: Wie raſch Du Dich erholt haſt, Vater. Es hatte Dich doch hart angepackt!

Elly (kommt mit der Suppe und fängt ſofort an, die Teller zu füllen).

Pfarrer (indem er der Pfarrerin Hut und Mantel giebt): Man nimmt eben, was Gott ſchickt —

Pfarrerin (hilft Theodorchen aus dem Mantel).

Pfarrer: Du ſiehſt blaß aus — ſchwere Fragen im Examen?

Pfarrerin: Laß doch bis ſpäter, — Theodorchen möcht' auch dran —

Theodorchen (tappt näher, Arnold geht raſch auf ihn zu): Deine Hand! Lieber, lieber Bruder! —

Arnold (herzlich): Theodorchen! —

Theodorchen (bittend): Jetzt wollen wir immer viel zuſammen ſein, nicht wahr? — (Beſcheiden): Viel Rechts bin ich ja nicht, — aber lernen möcht' ich gern von Dir. —

Pfarrerin (gleichzeitig zum Pfarrer): Möchteſt Du Deinen Schlafrock nicht anziehen?

Pfarrer (wehrt ab).

Arnold (zu Theodorchen): Du biſt ja inzwiſchen ſo geſchickt geworden; — Korbflechten —

Theodorchen: So ſchön war's in der Blindenanſtalt — leſen kann ich ſogar, — (indem er nach dem Tiſch zurücktappen will, auf den er ſeine Blindenbibel gelegt): gleich zeigen will ich's Dir —

Pfarrerin: Kommt zu Tiſch jetzt — Kinder — hier — ſo — Herr Förſter (indem ſie Plätze anweiſt) — Heut' giebt's was Gut's zu eſſen — nein — hier neben mich, Junge —

Pfarrer (zu Theodorchen): Theodorchen!

Theodorchen (betet): „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt und ſegne, was Du beſcheret haſt. Amen!

Pfarrerin: Amen.

Alle (leiſe): Amen.

(Alle fangen an, ſchweigend ihre Suppe auszulöffeln.)

Pfarrerin (einen Augenblick innehaltend): Schmeckt's auch, Junge? (Sie ißt weiter.)

Förſter (wiſcht ſich den Mund): Iſt eigentlich jemand im Examen durchgefallen?

Pfarrerin: Stört ihn doch jetzt nicht!

Arnold (indem er weiter ißt, kurz): Ja! — Einer! —

Theodorchen: Die armen Eltern!

Pfarrerin: Die ganze Weihnachtsfreud' für die weg! —

Förſter: Hoffentlich ſagt er's erſt nachher.

(Kurzes Schweigen, alle eſſen weiter.)

Pfarrerin: Iſt das heut mal ein ſchöner Tiſch voll!

Förſter: Ja — und daß Ihr Euch die Elly wieder wegholen laßt! — Wenn's mein Mündel wär' —

Pfarrerin: Ja — kaum hier!

Pfarrer (kurz): Pflichtſache. (Zur Pfarrerin): Frau, gieb mir noch ein Klößchen.

Pfarrerin (indem ſie willfahrt): Im Sommer kommt ſie dafür um ſo länger her! (Rundfragend) Nimmt jemand noch Suppe?

Theodorchen: Bis dahin iſt dann auch der Arnold ſo weit — dann hörſt Du ihn 'mal predigen!

Förſter: Ja — das kann er von dem hier lernen. (Er klopft dem Pfarrer auf die Schulter.)

Pfarrerin (ängſtlich zu Arnold): Nein — auf der Kanzel — nie Dich ſo ereifern!

Pfarrer (unwillig ins Wort fallend): Wenn einem heutzutag' nicht die Galle übergehen ſollt'!

Förſter: Ja — auf's Land kommen ſie jetzt ſchon —

Pfarrer (ins Wort fallend): Agitieren —

Förſter (zu Arnold): Neulich bei den Wahlen —

Pfarrerin (fängt an, die Gläſer zu füllen).

Pfarrer (ſich mehr und mehr erhitzend): Geſchwatzt haben ſie: es ſei nichts mit der Bibel und all dem —

Förſter (einfallend): Nur ducken wollt' man die Arbeiter damit —

Pfarrer: Es gäb' gar kein Jenſeits —

Pfarrerin (beſchwichtigt ängſtlich): Mann — ſtill — der Arzt — Du weißt doch —

Pfarrer (ohne darauf zu hören): Solch' ein Unglaube — öffentlich! — dreinſchlagen möcht' man gleich! (Er ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch.)

Theodorchen (begütigend): Deine Pfarre iſt ja rein!

Förſter: Und Arnold ſorgt ſchon, daß ſie's bleibt — (abbrechend zu Arnold): Was für ein Kirchenlicht kannſt Du eigentlich noch werden?

Elly (ſammelt die Teller ein, ſcherzend): Generalſuperintendent wohl?

Förſter (hebt ſein Glas): Generalſuperintendent! — Anſtoßen drauf!

Pfarrerin (vergnügt): Da thu' ich mit!

Pfarrer: Proſt!

Förſter: Proſt!

Theodorchen (indem er ſein Glas vorſichtig nach der Richtung von Arnold hinhält): Bruder — komm auch an mein Glas! bitte. (Sie ſtoßen an.) Wie muß Dir heut zu Mute ſein!

Elly (geht ab).

(Der Vorhang fällt ſchnell.)

Zweiter Akt.

Zimmer, wie vorhin. Nachmittag desſelben Tages. Der Sofatiſch iſt abgeräumt. In der Zimmerecke rechts ein Chriſtbaum, mit Kerzen beſteckt.

Pfarrer (ſteht am Schreibtiſch und zündet ſich die Pfeife an, geht dann langſam zum Nähtiſch und ſetzt ſich neben die Pfarrerin): Laß die Hände 'mal was ruhn!

Pfarrerin (ſtrickt weiter): Ich bin ja geſund — Du mußt Dich nur pflegen —

Pfarrer (rauchend): Ich hab' mein altes Gewicht ſchon bald wieder, ſiehſt Du! (Er hält ſeine rechte Hand hin.) Der Trauring ſitzt ſchon wieder feſter —

Pfarrerin (ſtreichelt die Hand): Dem ſieht man die dreißig Jahr' nicht an, ſo ſchön glatt iſt er noch —

Pfarrer: Der ihn trägt, iſt dafür um ſo rauher, — nicht, Frau?

Pfarrerin (erſtaunt): Aber, lieber Mann!

Pfarrer (weiterrauchend): Bin oft ein alter Murrkopf geweſen, — ſchad't nichts! — Das Reſtchen Leben bleiben wir deshalb doch noch zuſammen, was meinſt Du, Frau?

Pfarrerin (bewegt): Wie gut Du heute bist, lieber Mann! (Sie greift nach seiner Hand.)

Pfarrer (streicht sich über die Augen): Ja, mir ist so milde heute zu Mut, — 's ist wohl Weihnachtsstimmung.

Pfarrerin (lächelnd): Sag's doch nur offen — 's macht, der Arnold ist zurück.

Pfarrer (halb widerstrebend): Nun ja!

Pfarrerin: Bist Du nicht auch ein klein wenig stolz auf den Jungen?

Pfarrer: Ja — gezogen hab' ich ihn mir, wie ich ihn haben wollte.

Pfarrerin: So'n guter Junge — all die Jahre, eigentlich nie ein Widerwort —

Pfarrer (brummt): Widerwort? Ich hätt' ihn auch! (Kurzes Schweigen.)

Pfarrerin (nachdem sie halblaut die Strickstrumpfmaschen gezählt): Wie ich froh bin, daß wir ihn nun ganz wieder bei uns haben. (Stockend): Mir war so, als käm' 'ne fremde Ader in ihn —

Pfarrer: Wüßt' nicht. Stiller ist er geworden, wie als Kind —

Pfarrerin (seufzt leise): Verschlossener —

Pfarrer (die Pfeife aus dem Munde nehmend, ernst): Ist Dir was aufgefallen?

Pfarrerin (zögernd): Hm — ich mein' nur manchmal: — es drückte ihn was — Wie er heut nach Tisch wegstürzte.

Pfarrer (beruhigt): Wollt nur 'was Luft kneipen —

Pfarrerin (schüttelt den Kopf und fährt fort): Diesen Sommer schon — als Du operiert warst —

Pfarrer (stutzig): Nun?

Pfarrerin: Nachts — an Deinem Bett — wenn er so dafaß — in die Kerze stierte —

Pfarrer: Fehlte ihm was?

Pfarrerin: Ich frug's 'mal — da drehte er den Kopf nur weg, — ich könnt' ihn doch nicht verstehn — und — und — Du erst recht nicht —

Pfarrer (sehr ernst): Was hieß das?

Pfarrerin: Ich weiß nicht — er steckte 'n Heft weg, an dem er gerad' schrieb.

Pfarrer (macht einen Gang durchs Zimmer, bleibt dann vor der Pfarrerin stehn): Sonderbar — hast's mir nie erzählt —

Pfarrerin (entschuldigend): Aufgeregt hätt's Dich ja nur — und — und 's war ja auch weiter nichts —

Pfarrer: Wenn auch! Ich will nichts vertuscht haben — damals — auf dem Gymnasium —

Pfarrerin (fällt rasch ins Wort, entschuldigend): Die paar Bücher, die er nicht lesen durfte! (Änderte den Ton zum leisen Vorwurf): Wenn Du nicht immer so heftig gegen ihn wärst, — sonst bist Du doch nicht so —

Pfarrer (geht auf und ab): Sonſt?! — Aber mit dem Arnold — das iſt 'was anderes. — (In plötzlicher Erregung): — Wenn mir der mißraten wär'! — (Einflechtend): 's Theodorchen überlaß ich Dir —. (In tiefer Bewegung.) Aber der Arnold — mit ſeinem großen Verſtand — die Kirchenämter, die er noch bekommen kann. (Er ſetzt ſich wieder neben die Pfarrerin.)

Pfarrerin (ins Wort fallend): Wenn er nur ſtill hier Pfarrer wird — bald 'ne Frau hat — und recht, recht viel Kinder! — Dürft' ich doch ſchon kleine Strümpfchen ſtricken!

(Kurzes Schweigen.)

Pfarrer (rauchend): Was die Pfeife heut gut zieht!

Pfarrerin (lächelt): Elly hat ſie rein gemacht, — merkſt Du's jetzt erſt? — die anderen bringt ſie auch gleich!

Pfarrer (langſam): Sag' 'mal — gefällt Dir die Elly noch ſo, wie früher?

Pfarrerin (ſtockend): Sie iſt ſehr klug — (nach einigem Beſinnen): und auch lieb — (raſcher): ja, gewiß, und auch lieb —

Pfarrer (nicht zufrieden): Ihre ganze Art — ſo — ſo ſelbſtändig — was ſie will, das will ſie.

Pfarrerin: Ich hab ſie ja auch gerne — aber (kopfſchüttelnd): — ich weiß nicht — (eifrig) was ſo 'n rechtes Mädchen iſt, das darf doch nicht länger müßig ſtehn, als 'ne Taube braucht, ein Korn aufzuheben — (innehaltend, langſamer) und die Elly — geſtern — am Fenſter hat ſie geſtanden — 'ne halbe Stunde lang — 's Nähzeug lag auf dem Tiſch und — ſie näht wirklich noch ſchlecht.

Pfarrer (gleichmütig): Wenn ſie erſt Hausfrau iſt — (tippt der Pfarrerin bedeutungsvoll auf den Arm): hm — was meinſt Du eigentlich —

Pfarrerin (leiſe): Früher — ich dacht' auch manchmal ſo — aber — nicht 'mal geſchrieben haben ſie ſich — (abbrechend): Theodorchen, der iſt doch am treueſten, — neulich — der alte Apfelbaum unten — nicht gelitten hat er's, als der weg ſollte —, die Elly hat ihren Namen mal 'reingeſchnitten.

Pfarrer (nach einer kurzen Pauſe): Hm — das mit Gutsbeſitzers — Du haſt ſie doch nichts merken laſſen?

Elly (kommt aus der Thür im Hintergrund links, einige Pfeifen in der Hand).

Pfarrerin: Pſt!

Elly: So — Herr Pfarrer — hier ſind die übrigen Pfeifen auch. (Geht zum Pfeifenſtänder und ſtellt die Pfeifen hinein.)

Pfarrer (vergnügt): Brav von Dir, Kind! — ſtopf' mir gleich mal eine —

Pfarrerin (neben Elly, die nach dem Tabaksbeutel ſucht): Hier — rechts. (Zieht eine Schreibtiſchſchublade auf.)

Elly (fängt an zu ſtopfen): Der Teig iſt angerührt —
Pfarrerin: Schön, brennt's Feuer auch gut?
Elly (nickt).
Pfarrerin (geht nach der Thüre im Hintergrunde links).
Elly (nachrufend): Ich hab' noch nicht fertig geſpült — ich komme gleich —
Pfarrer: Nein, bleib hier! —
Pfarrerin: Er möcht' abrechnen mit Dir — ich mach' ſchon ſelber. (Ab.)
Elly (langſam, indem ſie die Pfeife zum Pfarrer trägt): Ich wollt' ohndies heut noch — ich hab' ein (ſtockt) Anliegen.
Pfarrer (ſteht auf und geht zum Schreibtiſch): So — ſo — erſt müſſen wir aber (ſchließt auf und kramt Papiere heraus, murmelt dabei): ſo — die Sparkaſſenbücher — eins, zwei, drei — ſo — die Quittungen — nun, wo iſt das denn? Ach ſo, hier. (Er nimmt ein letztes Dokument heraus und ſetzt ſich dann an den Nähtiſch.) Komm', hier iſt's heller —
Elly (ſetzt ſich beklommen neben ihn).
Pfarrer: Hab' neulich Rechnung ablegen gemußt — ſo — (ſchiebt ihr Papiere hin) da iſt's ganze Conto — ſchlag' 'rum, das iſt's zweite Jahr — rechts das dritte . . . . . hier (er zeigt mit dem Finger) addiert — und da — die ganzen Ausbildungskoſten — — und ſubtrahiert — haſt Du 'nen Bleiſtift?
Elly: Ja. (Nimmt einen Bleiſtift aus der Taſche.)
Pfarrer: Rechne 'mal nach.
Elly (murmelt).
Pfarrer: Nun?
Elly: Reſt 2753 Mark.
Pfarrer: 's ſtimmt — (lächelnd): 'ne nette Ausſteuer für ſpäter: —
Elly (fragend): Iſt's Kartoffelfeldchen nicht mehr —
Pfarrer (unterbricht): Doch — das haſt Du noch — aber 280 Mark ſind geboten dafür — dem Vormundſchaftsgericht iſt's recht.
Elly (raſch): Lieber nicht — ich hab' Vater 'mal 'n Feuerchen drauf machen ſehen, — 's iſt meine einzige Erinnerung an ihn.
Pfarrer: Schön, Kind, — 's wird alſo weiterverpachtet. — (Er packt die Papiere zuſammen.) Brauchſt Du jetzt Geld?
Elly: Danke — nein — mein erſtes Quartalsgehalt —
Pfarrer (ſteht auf und ſchließt alles wieder weg): Richtig, ja! — immer ſparſam ſein — wenn Deine Mutter ſich's nicht ſo abgedarbt hätt' — (Nickt mit dem Kopfe vor ſich hin. — Kurzes Schweigen.)
Elly (zaghaft): Herr Pfarrer —
Pfarrer (wendet ſich um): Noch was?
Elly: Mein Anliegen —

Pfarrer (kommt zum Nähtiſch zurück): Wo hapert's denn — erſt ſteck' mir aber die Pfeife an — (Steht auf und holt ſein Hauskäppchen.) — Mein Hauskäppchen noch! — (Setzt ſich.) Nun los — heut könnt'ſt Du um 'was Tüchtiges bitten, Du kriegteſt es.

Elly (ſtockend): Ich wollt' nun — ich bin nun achtzehn Jahre alt —

Pfarrer (zieht an ſeiner Pfeife): Die andre Pfeife zog doch beſſer — (Fragend): Hm?

Elly (fährt fort): Da geht es — nicht wahr — ich könnt' jetzt für großjährig erklärt werden?

Pfarrer (erſtaunt): Wie?

Elly: Es giebt 'n Geſetz ſo —

Pfarrer: Hm — ja — aber was ſoll denn das?

Elly: Dann könnt' ich ſelbſtändig über mich beſchließen.

Pfarrer (ſieht ſie ſprachlos an).

Elly (raſch, ängſtlich): Und allein Kontrakte machen —

Pfarrer (mit wachſender Befremdung): Wozu brauchſt Du das denn?

Elly (ſenkt den Kopf).

Pfarrer: Den neuen Vertrag unterſchreib' ich ja —

Elly: Das wär' dann — nicht mehr nötig — Oſtern möcht' ich austreten —

Pfarrer (unmutig): Was fängſt Du für Geſchichten an?

Elly (beklommen): Es befriedigt mich nicht mehr — ſo — das Unterrichtgeben — (leiſer): jetzt nicht mehr.

Pfarrer (zufrieden): Da haſt Du's. Wollteſt ja damals nicht auf mich hören —

Elly (einfallend): Damals — ja — da dacht ich mir nichts Schöneres, als aufs Seminar zu dürfen —

Pfarrer (wohlwollend): Haſt Du's endlich eingeſehen, was richtige Mädchenſach iſt? — Wenn Dir der Haushalt jetzt lieber — unſer Haus, Kind, ſteht Dir offen.

Elly (aufſtehend, entſchloſſen, aber mit zitternder Stimme): Nein, Herr Pfarrer, — es wird ſich von jetzt ab mir ganz verſchließen —

Pfarrer: Kind! Was iſt denn nur?

Elly (mühſam): Denn Pfarrhaus und — Bühne ſind zweierlei —

Pfarrer (perplex): Bühne?

Elly (ruhiger): Ja, Herr Pfarrer!

Pfarrer (erhebt ſich und legt die Pfeife weg): Was ſoll das?

Elly: Ich habe mich ſeit einem Jahre — ſchon im — ſtillen für ſie vorbereitet.

Pfarrer: Elly — biſt Du — (faßt ihr Handgelenk) haſt Du Deinen geſunden Verſtand nicht mehr?

Elly (angſtvoll): Sie dürfen's mir nicht abſchlagen, — nein — nein. Nicht wahr, wenn's Vormundſchaftsgericht bei Ihnen anfrägt —

Pfarrer (unterbricht ruhig): Wie heißt Du?

Elly (befremdet, ſtockend): Elly Wedding.

Pfarrer: Wo geboren?

Elly (ſchlägt die Hände vors Geſicht).

Pfarrer (ſich wegdrehend): Ich wollt' nur ſehen, ob Du noch — (ſtreicht ſich, auf Elly blickend, über die Stirn).

Elly (leidenſchaftlich): Dann müßt' ich warten, bis ich mündig bin — ein Jahr — und noch ein Jahr — und noch ein Jahr — (bittend): Herr Pfarrer!

Pfarrer (geht auf und ab).

Elly (raſcher): Und jetzt gerade, wo ich jung bin — da iſt's die beſte Zeit —

Pfarrer (bleibt am Sofatiſch ſtehen, mißt Elly von oben bis unten — zwiſchen den Zähnen): Nicht zu glauben — ſo was!

Elly (atmet erregt): Schon auf der Schul' war ich immer ſo froh, wenn ich ein Gedicht aufſagen durfte — (hält inne, langſamer): und damals —

Pfarrer (barſch): Was damals?

Elly (ſchneller): Wußt' ich noch gar nicht, was Theater —

Pfarrer (hereinpolternd): Brauchteſt Du heut' noch nicht zu wiſſen — (Geht erregt auf und ab.)

Elly (fährt mit heftigem Atem fort): Wie ich's erſte Mal drin ſaß, (hält inne und ſchauert zuſammen in der Erinnerung daran, leiſe): ich zitterte — (erregter, die Handballen zuſammenpreſſend): nachher zu Hauſe — ins Kopfkiſſen hab' ich geweint —

(Kurze Pauſe.)

Pfarrer (mit raſchem Entſchluß): Hol' Dir 'n Glas Waſſer, Kind — bring' mir auch eins mit —

Elly (ungewiß): Herr Pfarrer —

Pfarrer (milde): Still' jetzt —

Elly (füllt am Sofatiſch zwei Gläſer und bringt ſie zum Schreibtiſch).

Pfarrer (indem er auf den Stuhl neben ſich deutet): So — ſetz' Dich hierher.

Elly (ſetzt ſich).

Pfarrer (aufmunternd): Trink 'nen Schluck — ſo — (in ruhigem Erzählerton): Du warſt geſtern bei Gutsbeſitzers — wie gefiel Dir die Tante dort?

Elly (ungewiß, wo es hinaus ſoll): Gut.

Pfarrer (zufrieden): Schön. — Sie muß nach Italien — auf 'n Jahr —

Elly (einſchaltend): Sie erzählte 's mir —

Pfarrer: An die Riviera zunächſt —

Elly (ſieht ihn zerſtreut an).

Pfarrer: Du haſt ihr gut gefallen — ſo beleſen ſeiſt Du — ſie ſchrieb mir heut. (Er zieht einen Brief aus der Taſche und lieſt drin.) Willſt Du als Geſellſchafterin mitgehen —

Elly (verdutzt): Ich?

Pfarrer (lieſt aus dem Briefe bruchſtückweiſe): Wohntet am Meer — ſpäter ging 's nach Florenz.

Elly (halb für ſich, ſehnſüchtig): Das Meer — Florenz —

Pfarrer (ernſt): Ich wollte Dir nichts davon ſagen — Du ſollteſt nicht aus der Arbeit 'raus — ſo'n Leben verwöhnt —

Elly (nickt).

Pfarrer: Aber nun — auf andere Gedanken mußt Du — Du darfſt mit — ich erlaub's.

Elly (ſtottert zwiſchen Freude und Zweifel): Italien ſehen?

Pfarrer: Da ſiehſt Du, wie gut ich's mit Dir meine —

Elly (ratlos): Ja — gewiß — Italien —

Pfarrer (trägt die Gläſer zum Sofatiſch zurück und trinkt einen Schluck): Ja — ein Stück Welt bekommſt Du zu ſehen — ich hab' graue Haare und kenn's noch nicht! —

Elly: Früher — wenn ich die Landkarte ſah — reiſen! — reiſen! — dacht' ich immer — aber — (Sie ſtockt.)

Pfarrer (ſetzt ſich auf den Sofatiſch): Hm?

Elly (geht langſam zum Pfarrer hin): Aber jetzt, Herr Pfarrer — mein Gott (ſie ringt die Hände) da müßt' ich ja meine Abſicht aufgeben.

Pfarrer (ſteht erzürnt auf): Jetzt wird's mir bald zu bunt —

Elly (raſch): Ich darf kein Jahr verlieren, ſonſt — (Die Stimme verſagt ihr.)

Pfarrer (heftig): Bethörtes Kind, wer ſagt Dir, ob Du überhaupt —

Elly (fällt ins Wort): Doch — (haſtig): der Direktor —

Pfarrer (unterbricht polternd): Was für 'n Direktor —?

Elly (raſch): Vom Stadttheater — der will mich in Berlin empfehlen.

Pfarrer (wütend): So — ſo —

Elly (gleichzeitig): Seinem Töchterchen gab ich Franzöſiſch, — 's letzte Mal — ich durft' ihm 'was vorſpielen — da ſagte er — (Sie hält erregt inne.)

Pfarrer (verächtlich): Nun?

Elly (erſchüttert vor Freude): Ich hätt' eine — Zukunft!

Pfarrer (ingrimmig): Das alſo hat Dir den Kopf verdreht? — (Geringſchätzig): 'ne Zukunft — pah — ob vielleicht 'n Dutzend dumme Hände klatſchen! (Er macht einen Gang durchs Zimmer.) Und was für eine Art von Leben —

Elly (ſetzt zum Sprechen an).

Pfarrer (bleibt vor ihr ſtehen): Und unerfahren, wie Du biſt —

Elly (inſtändig): Herr Pfarrer!

Pfarrer (fährt faſt gleichzeitig fort): In einer Atmoſphäre! (Sich wegwendend): Und dafür Dein ſicheres Brot aufgeben zu wollen —

Elly (in Verzweiflung): Ich hab' ja ſo viel ich brauche — ſpäter verdien' ich ſchon — (Ein paar Schritte näher zum Pfarrer): Ein Zimmerchen will ich ja nur — mein bißchen Eſſen — (ringt vor Erregung nach Luft) — aber — (Sie ſchlägt ſchluchzend die Hände vor ihr Geſicht.)

(Kurze Pauſe.)

Pfarrer (ſteht kopfſchüttelnd vor Elly — milder): Ein großes Mädchen, wie Du, ſich ſo zu vergeſſen — (Ruhiger, da Elly weiterſchluchzt): So große Stücke hat man auf Dich gehalten —

Elly (ſchluchzt): Ich will mich ja auch brav halten —

Pfarrer (ſich wegwendend, halb für ſich): Das ſagt man — nachher kommt's anders.

Elly (raſch): Ich verſprech's Ihnen —

Pfarrer (wieder dicht vor Elly, in eindringlichſtem Tone): Daß Du ſelber nicht einſiehſt, 'was beſſeres wert zu ſein —

Elly (ſieht ihn an).

Pfarrer (ärgerlich, da Elly nicht antwortet): Da — (macht Geſten) vor den Leuten zu ſtehn — (wütend): lauter erfundenes Zeug —

Elly (ſich mehr und mehr in Glut redend): Wenn Sie's 'mal an ſich gefühlt hätten — (in anderem Tone): ich ſitze da (ſchildert ſtoßweiſe): und lerne — die Lampe brennt ſtill — da ſängt's hier (ſie legt die Hand aufs Herz) zu klopfen an — (glühend): und ich erleb's alles, wie wirklich (macht erſchüttert ein paar Schritte vor) — Eltern hab' ich keine — kein Zuhauſe — (bricht überwältigt in die Kniee, die Hände vor dem Geſicht): nur meine Kunſt — (ſtammelnd): meine Kunſt!

(Pauſe.)

Pfarrer (ſitzt am Schreibtiſch, den Kopf aufgeſtützt, mit beginnender Rührung, in der ein Reſt Unwille noch nachklingt): Unbegreifliches Kind!

Elly (wiederholt): Nur meine Kunſt!

Pfarrer (halb für ſich): Wie ſollt' ich's verantworten? —

Elly (ſich erhebend): Ich trag' ja die Folgen — und dann —: mein Vormund ſind Sie ja nur — und meine Mutter, — lebte ſie noch, ſie hätte ja geſagt, — nicht wahr? (Einige Schritte näher an den Pfarrer.)

Pfarrer (ſchweigt, die Hand vor den Augen).

Elly: Nicht wahr? — Und Sie müſſen's doch machen, wie ſie's gethan hätt' — deshalb ſind Sie ja mein Vormund! — ſonſt wär's ungerecht gegen mich — ungerecht!

(Da der Pfarrer ſchweigt, geht ſie mühſam an den Nähtiſch und ſetzt ſich, den Kopf zwiſchen die Hände geſtützt.)

Pfarrer (geht langſam ans Fenſter, nach kurzem Kampf mit ſich): Ich — werde — Rückſprache nehmen —

Elly (ſpringt mit einem Freudenſchrei auf): Herr Pfarrer — (atemlos): Ja — ich will Ihnen die Adreſſen aufſchreiben — (eilt zum Schreibtiſch): die vom Direktor — und —

Pfarrer (kurz): Unnötig.

Elly (kleinlaut): Ich dachte —

Pfarrer: Meinetwegen kannſt Du über Dich disponieren — ich hindre es nicht — beantrage es —

Elly (erfreut): Was Sie wollen, thuts Vormundſchaftsgericht auch — (zögernd): aber, wenn Sie es mir nun — (mit Betonung): ſo — erlaubten — dann könnten Sie ja mein Vormund blei— (Beendet das letzte Wort nicht.)

Pfarrer (mit barſchem Ernſt): Nein! — Meinſt Du, Deine Theaterkontrakte möcht' ich ins Haus geſchickt bekommen? (Mit kurzer Handbewegung): Ich habe noch zu thun jetzt. (Fängt an, unter ſeinen Papieren zu kramen.)

Elly (geht unſchlüſſig nach der Thür hin).

Pfarrer (zögernd): Elly —

Elly (bleibt ſtehen).

Pfarrer: Komm' noch mal her.

Elly (naht).

Pfarrer (bewegt): Iſt's Dir wirklich Ernſt?

Elly (nickt ängſtlich).

Pfarrer (gedämpft): Wenn Du nun draußen biſt — Dein neues Leben — und 'mal 'ne ſtille Stunde kommt — (leiſe): — ſehnt ſich nichts in Dir?

Elly (ſenkt den Kopf).

Pfarrer: Hier im Hauſe — wir alle haben Dich gern gehabt. (Leiſe, mahnend): Elly!

(Schweigen.)

Elly (mit ſich ringend): Ich — weiß — nur, wenn ein Wunſch käme und wollte zwiſchen mich und — mein Ziel — (ſie macht eine Geſte, die beſagt, ich ſchöbe den Wunſch beiſeite).

Pfarrer (eindringlich): Elly!

Elly (bewegt, ſtockend): Nur — ein Mädchentraum —

Pfarrer (nimmt ein Buch, ſetzt ſich an den Nähtiſch, um zu leſen).

Elly (ſchüchtern): Herr Pfarrer —

Pfarrer (ohne das Buch zu ſenken): Was denn noch?

Elly (bittend): Ich möcht' nicht im Böſen von Ihnen gehen —

Pfarrer (ſenkt das Buch): Möcht'ſt Du Bedenkzeit haben?

Elly (ſieht ihn ängſtlich an, ſetzt zum Sprechen an).

Pfarrer: Wenn die Ernüchterung kommt — (ernſt): ich habe Dich gewarnt —

Elly (aus tiefſtem Herzen): Ernüchterung? So tief ſitzt's bei mir — geſtern — (Sie bricht ab.)

Pfarrer (milde): Nun?

Elly (verlegen): 's war eigentlich nicht recht von mir — aber —

Pfarrer (ſieht ſie ruhig an).

Elly (fährt unſicher fort): Als ich der kranken Lieſe vorlas, ſo fiebrig lag ſie da — die Augen ſo — (macht Geſten, die ausdrücken, daß die Augen unſtät umherrollten — raſcher): da dacht ich immer —

Pfarrer: Was dachteſt Du?

Elly: Als Gräfin Eſſex — im letzten Akt — ſo müßte ich ausſehen —

Pfarrer (wirft empört ſein Buch auf den Tiſch): Elly!

Elly (ängſtlich, raſch): Ich weiß, es war lieblos von —

Pfarrer (unterbricht): Was laſeſt Du vor?

Elly (kleinlaut): Die Bibel —

(Es klingelt.)

Pfarrer (erhebt ſich mit gerunzelter Stirn).

Elly (raſch): Sie ſind mir böſe, — die Frau that mir ja auch wirklich leid —

Pfarrer (unterbricht ſie finſter): Geh' öffnen!

Elly (geht zögernd öffnen).

Pfarrer (macht ein paar Schritte ins Zimmer hinein, es arbeitet heftig in ihm).

Elly (kommt zurück): Theodorchen ſchickt — mit der Lieſe ging's ſchlimmer — ob Sie ihr's Abendmahl —

Pfarrer (unterbricht eilig): Unten — hol' Wein — 's Fläſchchen —

Elly: Es ſei alles ſchon da —

Pfarrer (eilt zur Thüre): Gut.

Elly: Soll ich mitgehen — helfen?

Pfarrer (kalt, mit einem langen Blick über ſie hin): Um's Dir (mit beſonderer Betonung): mitanzuſehn? — Nein, geh beſſer ans Grab Deiner Eltern — bete dort und ſammle Dich, haſt's ſehr nötig. (Ab.)

Elly (bleibt einige Augenblicke ſtehen, langſam das Haar aus den Schläfen ſtreichend, ſetzt ſich dann an den Nähtiſch, den Blick ſtarr vor ſich hin. Sie geht dann zum Klavier, öffnet es und ſchlägt ein paar Akkorde an, bricht ab und bedeckt das Geſicht mit den Händen).

Arnold (den Mantel loſe über den Schultern, kommt durch die Thür im Hintergrund rechts. Ohne Elly bei der eingetretenen Dämmerung zu bemerken, ſetzt er ſich an den Sofatiſch, zieht ein Manuſkript aus der Taſche und blättert drin).

Elly (aufſtehend, geht langſam vom Klavier zum Sofatiſch).

Arnold (aufblickend): Du?

Elly (ſetzt ſich).

Arnold: Allein hier?

Elly: Dein Vater iſt aus — wo warſt Du?

Arnold: Im Wald — lauter Tannen — und Schnee — Schnee (er ſtützt ſchwermütig den Kopf) und ſo ſtill — wie hier —

(Schweigen.)

Arnold (indem er die Handfläche auf den Tiſch legt, langſam, aus der Erinnerung heraus): Hier — an dem Tiſch — haben wir manchmal unſere Schularbeiten zuſammen gemacht — (in anderem Tone): Iſt das lange her! — (Er ſteht auf.)

Elly (langſam): 'n paar Jahre! —

Arnold (gleich nachdenklich): Mir kommt's wie eine Unendlichkeit vor. (Er ſetzt ſich an den Nähtiſch und überblickt von dort das Zimmer).

(Schweigen.)

Arnold (langſam): Wie die Uhr da tickt — das Lutherbild da — Vaters Pfeifen — (ſeufzt): Dieſer Friede hier — (nickt mit dem Kopfe vor ſich hin — leiſer): Friede! —

Elly: Ja, den kennt man draußen nicht, wo wir herkommen.

Arnold (halb für ſich, glühend): Aber dafür die Sehnſucht — den Fortſchritt — das Ringen —

Elly (ruhig): Und die ſind mir — (leiſer): lieber —

Arnold (mit einem Anflug von Spott): Wie Du das wiſſen willſt — junges Ding Du?

Elly (leiſe): Weil ich hab' wählen müſſen —

Arnold (dreht den Kopf nach ihr hin): Wozwiſchen?

Elly (indem ſie langſam vom Sofatiſch ein paar Schritte zu Arnold hinübermacht — mühſam): Vater hat's mir vorhin erlaubt, was ich wollte — (langſamer): Ich bin bald ſchon unterwegs — (indem ſie ſich zum Gehen wendet): Werd' recht glücklich hier —

Arnold (verdutzt): Was iſt denn los?

Elly (ſtockend): Hörſt's ſchon vom Vater! —

Arnold (fällt ins Wort): Kannſt doch —

Elly (ſchüttelt den Kopf und wendet ſich zum Gehen — leiſe): Wir ſind uns ja ſo fremd geworden —

Arnold (ärgerlich, ſetzt ſich wieder): Meinethalben — (durch die Zähne): Hab' ſchließlich auch Beſſeres zu thun. (Schlägt ſein Manuſkript auf und lieſt.)

Elly (geht zur Thür).

Arnold (raſch): Halt' — möcht' nur wiſſen — Du deklamierſt ſo gut, — wie kommt das?

Elly (ſchweigt).

Arnold (ärgerlich): Kannſt den Mund doch wenigſtens aufthun — (wiederholt ſeine Frage): wie kommt das?

Elly (nach kurzem Zögern): Weil ich zur Bühne will —

Arnold (ſtarrt ſie an): Zur B . . . . (Springt auf.)
Elly (ruhig): Spring' nicht auf! —
Arnold: Das — hat — vorhin — Vater —?
Elly (unterbrechend): Hätt' gedacht — etwas freier hättſt Du draußen denken gelernt — hört' heut Morgen ſo 'was — (gleichgültig): iſt wohl ſchon aus. (Will gehn.)
Arnold (ein paar Schritte ihr nach): Aber bleib' doch — Ding Du?
Elly: Ich muß —
Arnold (raſch): Nenn' doch nicht weg —
Elly (müde): Laß! — Ich hab' Kopfweh von vorhin —
Arnold: Mit Vater wohl — glaub's — kam wohl hart auf hart —
Elly (nickt, die Augen geſenkt).
Arnold (mißt ſie von oben bis unten): Der Mut! — (Abbrechend): Biſt aber auch nur's Mündel von auswärts — aber ich (deutet mit den Augen auf die Familienbilder an der Wand rechts): Urgroßvater — Onkel — Großvater — alle im Bäffchen —
Elly (ein paar Schritte näher, erſtaunt): Wie meinſt Du —?
Arnold (geht durchs Zimmer, wütend): Daß mich der Storch hier ins falſche Haus gebracht hat! —
Elly (mit zögernder Angſt): Ich verſteh' Dich wirklich nicht!
Arnold (ohne auf ſie zu hören): Sache! (Bleibt plötzlich vor ihr ſtehen): Alſo bei Vater wirklich? Haſt Dich vor ihn hingeſtellt — (macht einige Geſten) geſagt: ſo und ſo — und das und das — (dreht ſich ab, knirſcht): andre Leut' hätten 's längſt auch ſo machen ſollen — (Geht an's Fenſter rechts.)
Elly (folgt ihm): Arnold, was iſt denn geſchehen? 's Examen haſt Du doch grad.
Arnold (unterbricht ärgerlich): Examen! Pah! — (Wirft ſich in den Seſſel.) Pech gehabt nebenbei! —
Elly (erſchrocken): Arnold!
Arnold (verächtlich): Egal! Wär' jedenfalls meine Feuilletons weiterſchreiben gegangen.
Elly (ſieht ihn ſprachlos an).
Arnold: Was ſtarrſt Du mich denn ſo an?
Elly (mühſam): All' — das — 's iſt ſo plötzlich für mich —
Arnold (geht zum Nähtiſch und nimmt das Manuſkript): 'türlich, wenn man ſich nie ſieht — komm' 'mal her —
Elly (neben Arnold).
Arnold (zeigt ihr das Titelblatt).
Elly (erſtaunt, nachdem ſie geleſen): Von Dir?
Arnold (nickt): In drei Akten —
Elly (zweifelnd): Die Geſchicht' mit Dir?

Arnold (nickt): Ein Pfarrerssohn, der geht und nach seinem Kopfe lebt — (wirft das Manuskript auf den Tisch): Schluß!
Elly (angstvoll): Arnold — Deine Eltern —
Arnold (unterbricht sie): Eltern! Einmal muß man doch selber wissen, was man will —
Elly: Heut Mittag noch — bei Tisch — die Freude —
Arnold (kurz): Müssen sich dreinfinden —
Elly (bestimmt): Nein — Arnold — Du darfst —
Arnold (kurz): Hast Du Deinen neuen Beruf lieb?
Elly (Hand aufs Herz): Und ob!
Arnold: Na also! ich meinen auch —
Elly: Ich bin anderleut Kind, aber Du —
Arnold (barsch): Kann nicht helfen! — (Setzt sich an den Sofatisch.) M.—s Blättchen. (Schlägt die Zeitung auseinander.) „'n Regenfaß zu verkaufen bei Witwe Schmidt" — interessant! (Schlägt mit der Hand auf den Tisch.) Und hier sitz' ich nun noch Monat' und Monat' herum, bis sie's kapieren, daß ich — (Springt auf.) Wär' ich erst wieder in Berlin —
Elly (zuredend): Arnold — Du bist so — (ängstlich): übereile nur nichts — all' die Jahre hast Du studiert —
Arnold (ungeduldig): Und?
Elly (zaghaft): Willst Du's Examen nicht . . .
Arnold (fällt ins Wort): Nochmal machen? (Lacht auf): Wollt' denen hier ja nur noch 'ne letzte Freude machen, eh' ich — (bricht ab und geht durchs Zimmer) 's war 'ne Kateridee, mir da noch rasch 'was einpauken wollen!
Elly (ängstlich): Kommt da nicht —?
Arnold (knurrt): Hör' nichts!
Elly: 's war wohl nur die Pumpe — (Will zum Fenster.)
Arnold (stehenbleibend): Wie willst Du's eigentlich machen — willst Du auf 'ne Theaterschule —?
Elly (sich umwendend): Für Ostern bin ich — (sie bricht ab). Pst —
Pfarrerin (kommt mit Kaffeegeschirr aus der Thür im Hintergrund links): Kinder, denkt Euch nur — auf dem Stuhl bin ich in der Küch' eingeschlafen — (Sie setzt die Tassen auf den Tisch.) So 'was! — Hättet sonst Euren Kaffee schon längst — aber nun macht rasch — und dann hier die (sie legt ein Bund Kerzchen auf den Tisch) noch anstecken. (Gießt ein.)
Elly (rückt ihre Tasse zu sich heran): Danke.
Pfarrerin: Sag' mal, Junge — (Sie schenkt Milch ein.)
Arnold (wehrt ab): Genug!
Pfarrerin: Wie ist's denn mit Deinen Socken, — viele zerrissen? — Pack' doch den Koffer 'mal aus!

Arnold: Morgen — 's iſt ja Zeit.

Elly (wehrt ab): Keinen Zucker — danke! —

Pfarrerin (ſitzt im Sofa): Iſt das 'mal gemütlich hier — (kurzes Schweigen) aber plaudert doch was, vorhin wart ihr doch ſo eifrig daran! (Einflechtend zu Arnold): Ich trink 'mal aus Deiner Taſſe. (Nimmt die Taſſe.)

Elly (will eine neue Taſſe holen): Soll ich . . .

Pfarrerin (verhindert es): Laß — 's lohnt nicht — (Sie ſieht das geöffnete Klavier.) Haſt Du Klavier geſpielt? — Sing' bitte 'mal was!

Elly (zum Klavier gehend): Die neuen Noten — ich weiß nicht, ob —

Arnold (unterbrechend): Verſuch's doch.

Elly: Wenn Du willſt . . . (Sie blättert in einem Notenheft.)

Pfarrerin (tuſchelt mit Arnold): Haſt Du Dich gut unterhalten mit — (Geſte nach Elly hin.) Mit der kann man jetzt ſo gelehrt ſprechen von „entwickeln" und — Pſt —

Elly (ſchlägt einige Akkorde an und ſingt dann):

Still wie die Nacht,
Tief wie das Meer
Soll meine Liebe ſein!
Wenn Du mich liebſt
So, wie ich Dich,
Sollſt Du mein eigen ſein!
(Wiederholt): Sollſt Du mein eigen ſein!

(Sie hält inne.)

Pfarrerin (beſorgt mit gedämpfter Stimme): Arnold, fehlt Dir was?

Arnold: Nein, nichts, Mutter — (Er ſpringt auf): 'n ſchönes Lied — kannte 's noch nicht — (Neben Elly.)

Elly (lieſt die Worte halblaut vor):

Still wie die Nacht,
Tief wie das Meer
Soll meine Liebe ſein!

Pfarrerin (nickt): Schön, ja (mit raſcherem Tone): als ich jung war, ſagte man's einfacher: „Hab' Dich von Herzen lieb, das glaube mir!"

(Sie fängt an, das Geſchirr aufs Tablett zu ſtellen.)

Elly (am Tiſch, leert ihre Taſſe).

Pfarrerin (fährt fort): Ich weiß noch, wie ich's geſungen — 's erſte Mal, als Vater eingeladen war bei uns, — wie mir die Stimme gezittert! — und dazu war's vor Tiſch, und ich dacht' immer, ob ich auch nichts falſch gekocht hätt' —

Arnold (ſtreichelt die Hand der Pfarrerin): Mutter —

Pfarrerin (ſieht auf): Nun, Junge, biſt froh, wieder daheim zu ſein? Hatt' ſchon Angſt, ganz weggewöhnen könnt'ſt Du Dich von hier —

Elly (ſetzt ihre Taſſe noch aufs Tablett): Bitte — hier noch —
Arnold (zur Pfarrerin): Heut Abend, wenn die andern zu Bett ſind —
Pfarrerin (fragend): N?
Arnold: Wir plaudern dann auch 'n bißchen, nicht wahr?
Pfarrerin (ſtutzig): Haſt was beſonderes?
Arnold (blickt zur Seite): Nein, aber wenn man ſo lang' weg war —
Pfarrerin (ſchickt ſich zum Weggehen an): Gern, Junge — hol' mal jetzt die übrigen Kerzenhalter (deutet mit dem Kopf nach dem Schränkchen hin).
Arnold (geht und holt).
Pfarrerin (ſchnell in Ellys Ohr): Du, wenn noch 'n Brief kommt (ſie macht eine Gebärde, die ausdrückt, dann bring' ihn heimlich mir) 'ne Überraſchung —
Elly (nickt).
Pfarrerin (indem ſie mit dem Kaffeegeſchirr durch die Thür links abgeht): Nun macht aber auch den Chriſtbaum fertig —
Arnold (zwiſchen den Zähnen): Chriſtbaum ſchmücken —
Elly (leiſe): Sagſt Du Mutter heut' noch 'was?
Arnold: Das mit dem Examen, ja! —
Elly (bittend): Sei gut zu ihr. (Seufzend): Hätt' ich meine Mutter noch!
Arnold: Sie hilft mir auch noch die ganze Sach' — (bricht ab): wenn' ihr erſt 'mal plauſibel iſt —
Elly: Mit Vater, — verſprich's mir — nur nicht plötzlich —
Arnold (kurz): Mach' ſchon —
Elly: Er iſt ſo alt — (zögernd): überhaupt —
Arnold (unterbricht ärgerlich): Fängſt Du ſchon wieder an —
Elly (zaghaft): Ich bin wohl dumm darin, aber —
Arnold (aufſtehend, geht zum Nähtiſch): Herrgott! Was iſt denn ſchließlich dabei, daß einer 'was anderes wird, als ſie zu Hauſe wollen — (kurz): kommt alle Tage vor —
Elly (ſchon halb überzeugt, folgt ihm an den Nähtiſch): 's iſt eigentlich wahr — (in anderem Ton): aber, als Du noch ſo klein warſt, (deutet Kindeshöhe an) da ſollteſt Du ſchon —
Arnold (unterbricht): Eingeredet hat man's mir — nachher mußt' ich mir den Kopf zerquälen, wie ich loskäm' — und bin immer noch — (bricht ab und ſtützt den Kopf).
Elly (ſitzt am Nähtiſch und ſteckt Kerzchen in Hülſen).

(Schweigen.)

Arnold (langſam): Die Stille!
Elly (legt die Hände in den Schoß): Kein Laut!
Arnold (ſteckt ſich eine Cigarette an; läßt das Etui und die Streichhölzer auf dem Nähtiſch liegen).

(Schweigen.)

Arnold (rauchend): Heut Morgen — dacht' ich mir doch gleich 'was —
Elly (indem ſie an den Kerzchen weitermacht): Mit dem Gedicht —?
Arnold (nickt): Hatt'ſt Deine Sach' famos gemacht —
Elly (ſenkt den Kopf, leiſe): Hätt' beſſer ſein können —
Arnold: In Dir ſteckt 'was. —
Elly: Meinſt wirklich? —
Arnold (rauchend): Kenne das —
Elly: Haſt Du 'n Meſſer bei Dir — das Kerzchen hier —
Arnold (nimmt ein Meſſer aus der Taſche): Hier.
Elly (ſchabt an einem Kerzchen).
(Schweigen.)
Elly (ſtockend): Sag' 'mal, Arnold, wenn Du wirklich wieder nach Berlin kämſt —
Arnold (rauchend): N?
Elly (zaghaft): Hilfſt Du mir dann manchmal?
Arnold: Gern — hab mir 'n paar Thaler geſpart, die —
Elly (unterbricht): Nein — ſo m—
Arnold: Mit Norwegen hat's keine Eil' — nimm ſie nur —
Elly: Nein, ich meine nur — (langſamer): wenn ich 'ne neue Rolle hab' —
Arnold: Gern, Elly.
Elly (beſcheiden): Ich weiß noch ſo wenig —
Arnold (ſteht auf und ſchlendert durchs Zimmer): Wenn Du erſt 'mal drin biſt — andre ſiehſt — (raucht weiter).
Elly: Ging's Dir auch ſo?
Arnold (nickt): Als ich ſah, wie ſie alle empor wollten: Schriftſteller — Maler —
Elly (unterbrechend): Freunde von Dir?
Arnold (nickt): Prächt'ge Kerls —
Elly (ſchnell): Die alle ſchon 'was ſind?
Arnold (raſch): Werden!
Elly (wirft ihr Kerzchen hin): Arbeiten will ich auch, ſo lange noch ein Öltröpfchen in der Lampe iſt, — (kleinlaut): wenn ich mich nur durchringe! —
Arnold (ſteht vor ihr): Hat ſich 'was!
Elly (leiſe): Du kannſt das ſagen —
Arnold: Wenn's einem hier (greift nach der Stirn) glüht, Hauptſach'! dann fleißig ſich 'ranhalten — etwas guter Stern — (zuverſichtlich): dann geht's.
Elly (den Kopf geſtützt, halb für ſich): In dem großen, großen Berlin —
Arnold (läßt ſeine Cigarette ausgehn, ohne ſie wegzulegen): Wenn ich noch daran denk', wie ich das erſte Mal — (erzählt bruchſtückweiſe): aus dem

Dreckdorf hier —: Friedrichſtraße — das Lichtgeflirr — Gewühl — (macht ein paar Schritte vor) ſpäter, wenn ich oft auf der Siegesſäule ſtand — ich ſo klein — unten die unermeßliche Stadt — (nickt vor ſich hin) und dacht': hier mitthun dürfen — (leidenſchaftlich): 'ne Feder haben — (greift mit der linken Hand raſch ans Herz) 's Herzblut ihr geben! — (ſtreicht ſich über die Augen, ſich beruhigend): Ja! — Ja! — (Wirft ſich in den Seſſel am Nähtiſch.)

Elly (hat ihn geſpannt angeſehen, ſpringt dann auf, neidiſch): Ich hab' mir auch immer gewünſcht, 'n Junge zu ſein, — (atmet heftig).

Arnold (nickt): Wenn Du ſtricken mußteſt —

Elly: Weißt Du das noch —?

Arnold (nickt): Einmal hatt'ſt Du Dich ins Kornfeld verſteckt: — ich ſollt' Dich holen — blieb aber bei Dir —

Elly (fällt ins Wort): Nachher kriegten wir beide Prügel —

Arnold (lacht hell auf).

Elly: So haſt Du damals gelacht, als das Korn ſo ſchön um uns 'rum war. (Setzt ſich wieder und nimmt ein neues Kerzchen.)

Arnold (ſteckt die Cigarette wieder in den Mund).

Elly (brennt ein Streichholz an): Iſt Dir wohl ausgegangen —? Warte! —

Arnold (läßt ſich das Streichholz an die Cigarette halten): Danke. (Raucht.)

(Schweigen.)

Arnold (langſam): Sag' mal, biſt Du mir eigentlich böſe?

Elly (blickt auf).

Arnold: Die ganze Zeit — ich hatt' Dich total vergeſſen —

Elly (leiſe, beſcheiden): Böſe? (ſchüttelt den Kopf): — wenn Du Dich meiner nur etwas annehmen wollteſt —

Arnold (ſteht auf, erfreut): Thu' ich — Hand her! —

Elly (giebt ſie, zögernd): Ich bin ja noch nichts —

Arnold (lacht): Bin auch erſt 'n bißchen, macht nichts! — Tauſende haben klein angefangen —

Elly (aufſtehend, deutet mit der Hand nach dem Kruzifix überm Schreibtiſch): Könnt' ich noch ſo beten, wie früher, — wie wollt' ich —

Arnold (kurz): Laß! — aus eigner Kraft iſt mehr —

Elly (fängt an, mit Arnold auf und ab zu gehen): Glaubſt Du denn auch nicht mehr an —? (Sie bleiben unter dem Kruzifix ſtehen.)

Arnold (dreht ſich ab): Laß!

Elly (folgt ihm nachdenklich): Ich hätt' Dich noch ſo viel zu fragen — (kurze Pauſe, dann bittend): ſpäter — was Du ſchreibſt, — läßt Du mich's immer leſen?

Arnold (erfreut): Abends bring' ich's Dir mit. —

Elly (mit leuchtenden Augen): Ja — und dann — nicht wahr? (Haſtiger): Dann rück' ich den Tiſch weg — (atmet ſchnell), daß Platz iſt — und — und zeig' Dir — wie ich die neue Scene gelernt — (Mit ſteigender Erregung): Könnt' ich doch gleich ſchon anfangen, (rückt, ohne zu wiſſen, den Nähtiſch ein Stückchen zur Seite) — wie mit dem (faßt ſich an die Schläfen) Fieber krieg' ich's, wenn ich ans Theater denk' — (Atmet haſtig.)

Arnold (entzückt, feuert ſie an): Mußt Du auch — mußt Du auch!

Elly (dankbar): Du verſtehſt mich ſo gut, Arnold — ich freu' mich ſo drüber — (ruhiger): ſonſt vor den Leuten — ſchäm' ich's mich ſo zu ſagen, — daß ich (wirft ſich in den Seſſel am Nähtiſch, den Kopf zwiſchen den Händen) gern 'was Großes werden möcht' — (in ſchluchzender Erregung): 'was Großes — (Legt die Stirn auf die Tiſchplatte.)

Arnold (über ſie gebeugt): Prächtiges, prächtiges Geſchöpf — Du — (ſtreicht ihr übers Haar, tröſtend): machen ſchon —

Elly (verharrt in ihrer Stellung): Wenn nun 'was dazwiſchen kommt — Vater Dich hierhält —

Arnold: Iſt nicht!

Elly: Mutter redet's Dir aus — dann wirſt Du Pfarrer und hilfſt mir nicht —

Arnold: Frühjahr ſpäteſtens —

Elly (aufſtehend, ruhiger): Gieb mir Dein Stück wenigſtens mit — (will das Manuſkript vom Nähtiſch nehmen) ich ſchick's Dir zurück, wenn Du hierbleibſt —

Arnold (nimmt das Manuſkript): Nein — noch nicht —

Elly (raſch): Brauchſt Du's noch?

Arnold (langſam, das Manuſkript zwiſchen den Händen): Siehſt Du — all mein Tiefſtes liegt wohl drin — (er ſtockt) aber — (Er ſchüttelt unmutig den Kopf.)

Elly (beſcheiden): Könnt' ich helfen? —

Arnold (plötzlich): Ja — Dein Kopf giebt's vielleicht her — (ungeſtüm): zuſammen durcharbeiten müßten wir's.

Elly: Was fehlt noch?

Arnold (nach dem Ausdruck ſuchend): Es — es muß noch etwas darüber hin — ſo — ſo — weißt Du (er taſtet mit den Fingerſpitzen leiſe in die Luft) wie Morgenduft über Bergen. (Auf und ab mit Elly.)

Elly (ſtehenbleibend, langſam): Nicht wahr, wenn man ein Stück Leben nachformt, wie es wirklich iſt, das nennt man Wahrheitskunſt?

Arnold: Ja — Elly!

Elly (nachdenklich): Warum die Leute ſie nicht leiden mögen — (ſtockend, die ineinandergeſchlungenen Hände vor die Stirn preſſend): das Leben iſt doch ſo tief und ſo reich —

Arnold (ergänzend): Und so unendlich —

(Sie bleiben rechts vor dem Fenster stehen.)

Arnold (tief Luft holend): Fenster auf! — (Er öffnet das Fenster.)

(Schweigen.)

Elly (hinausblickend): Weißt Du, was ich 'mal mit Dir sehen möcht'?

Arnold (neben ihr, in fragendem Ton): M?

Elly: Die Alpen —

Arnold (in sich versunken): Ja — höher, immer höher steigen —

Elly (resolut): Später, wenn ich mir ein Häufchen zusammengespart — (Sie nickt vor sich hin, als wolle sie sagen: dann werd' ich reisen können. — Zu Arnold in anderem Tone): Bezahlt man Dich gut?

Arnold: 's geht — ich brauch' wenig. — Hab' auch bald 'ne feste Stelle —

Elly: Bei mir wird's knapp sein, — schad't nichts — läßt man die Butter vom Brot —

(Sie gehen langsam zum Sofatisch und wieder zurück zum offenen Fenster.)

Elly (halb für sich, hinausblickend): Die Dämmerung —

Arnold (nickt): Schön!

Elly (lebhafter): Morgendämmerung ist mir noch lieber —

Arnold (fragend): M?

Elly: Da hat man den ganzen Tag noch und kann vorwärts machen —

Arnold (ungeduldig die Arme reckend): Ja — vorwärts machen — jung sein —

Elly (glühend): Zukunft haben —

Arnold (rasch): Werte schaffen —

Elly (rasch): Auf der Bühne —

Arnold (rasch): Am Schreibtisch —

Elly: Werden wir glückliche Menschen sein!

(Kurzes Schweigen.)

Elly (mit raschem Atem): Nun zünden sie in Berlin auch die Lichter an —

Arnold (legt seine Hand kameradschaftlich auf ihre Schulter): Weißt Du — abends — wenn wir uns den Kopf müd' geschafft, dann bummeln wir noch 'was die Linden entlang —

Elly (nickt).

Arnold (geht, den Arm leicht in Ellys Arm gelegt, mit ihr zum Sofatisch): Niemand kennt uns dann noch —: dann drücken wir uns den Arm 'was fester —: später werden sie uns schon kennen —

Elly (stehenbleibend, inbrünstig): Ja — 'nen Namen wollen wir uns machen —

Arnold (ergänzend): Daß etwas von uns übrig bleibt, wenn wir tot sind —

Elly (überschauert): Tot sind —

Arnold: Was zitterst Du so?

Elly (leiſe): Tot — iſt dann alles aus?

Arnold (zuckt die Achſeln): Ich glaub' — (raſcher): aber was thut's — (glühend): Wir leben ja — (er nimmt ihre beiden Hände und drückt ſie gegen ſeine Stirne): Fühlſt Du, wie heiß? (langſam, wie berauſcht): wir — leben —

Elly (durſtig ſtammelnd): Wir — le — ben — (lehnt ſich leiſe an ihn).

(Man hört die ſchweren Atemzüge von beiden.)

Theodorchen (tappt an ſeinem Stocke durch die Thür im Hintergrund rechts herein, er trägt Mantel und Hut, unter dem Arm die Blindenbibel): Biſt Du da — Elly?

Elly (verwirrt): Ja — Theodorchen — Arnold auch!

Theodorchen: Ich hab' gewartet auf Dich — Du wollteſt ans Grab Deiner Eltern — Vater ſagte ſo —

Elly (verlegen): Ja — ich wollte — und wollte auch —

Arnold (geht und ſchließt das Fenſter): Dir iſt wohl kalt geworden — komm! ſetz' Dich! —

Theodorchen (leiſe): Elly — ich möcht' Dich um 'was bitten —

Elly (hilft ihm): Zieh den Mantel aus. (Sie legt den Mantel über den Stuhl.)

Theodorchen (plötzlich einen Brief aus der Taſche ziehend): Hier — 'n Brief — für Vater — der Briefträger begegnete mir —

Elly (raſch): Schon gut — (ſie trägt den Brief auf den Schreibtiſch, ohne daß Arnold es bemerkt).

Theodorchen: Was ich ſagen wollte, trägſt Du noch 'nen Zopf?

Elly (lacht): Nein, — warum?

Theodorchen: Ich meine nur — früher — als Du klein warſt — da durft' ich ihn manchmal anfaſſen, und Du führteſt mich dann —

Arnold (weich): Nun kennſt Du ja die Wege —

Theodorchen (zu Elly): Darf ich — mit der Hand — Dir 'mal übers Haar fühlen, wie Du's jetzt trägſt —

Elly (neben Theodorchen): Gern (ſie ſenkt etwas den Kopf) ſiehſt Du?

Theodorchen (taſtet mit bebenden Fingern ſcheu über den Scheitel): So — ſo — (glückſelig): Ah — ſo — danke, Elly. (Tappt nach einem Seſſel am Sofatiſch.) Iſt's Blättchen gekommen, Arnold?

Arnold: Ja — hier —

Theodorchen (ſetzt ſich): 's letzte Mal — 's ſtand ſo 'was Schönes drin — von Miſſionaren — und Heiden — dem erſten Choral im Urwald — lies bitte die Fortſetzung vor.

Arnold: 's iſt kein Licht hier —

Theodorchen (lächelt milde): Kein Licht! — Ach, ja — da könnt (mit Betonung): Ihr nicht leſen — da bin ich doch beſſer dran — (er ſchlägt ſeine Bibel auf und legt ſie zärtlich auf ſeine Kniee) ſeht Ihr —: wie ich im

Dunkeln leſen kann — (er taſtet mit den Fingerſpitzen über die Reliefbuchſtaben) ſo — ſo —: „Selig ſind die Mühſeligen — und Beladenen — denn ihrer iſt das Himmelreich.“

(Der Vorhang fällt langſam.)

Dritter Akt.

Dasſelbe Zimmer; auf dem Sofatiſch ſteht der Chriſtbaum mit brennenden Lichtern, darunter Geſchenke.

Theodorchen (tappt aus der Thüre links ins Zimmer): Wir ſollten ſchon beginnen — er käme gleich —.

Pfarrerin (ſteht am Schreibtiſch): Bitte — Elly! —

Elly (geht vom Nähtiſchchen, wo ſie geſeſſen, ans geöffnete Klavier und präludiert einige Takte).

Förſter (ſteht vom Seſſel am Sofatiſch auf und tritt näher).

Küſter (ſteht am Sofatiſch).

Arnold (bleibt, den Kopf geſtützt, am Nähtiſchchen ſitzen).

Alle (außer Arnold, ſingen zur Klavierbegleitung, der Küſter mit kräftigem Baß):

Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles ſchläft, einſam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar;
Holder Knabe im lockigen Haar
Schlaf in himmliſcher Ruh' —
Schlaf in himmliſcher Ruh'!

Pfarrer (tritt während des Geſanges durch die Thüre links ein, eine altertümliche Bibel unter dem Arme): Pſt! — nur weiter!

Pfarrerin (zu Elly): Zweiter Vers!

Alle (außer Arnold):

Stille Nacht, heilige Nacht,
Hirten erſt kund gemacht
Durch der Engel Halleluja
Tönt es laut von fern und nah':
Chriſt, der Retter iſt da, —
Chriſt, der Retter iſt da!

Pfarrerin (wiſcht ſich die Augen, leiſe): So'n Weihnachtslied! —

Förſter (nickt vor ſich hin, halblaut): Schön — ſchön —.

Pfarrerin (ſich aufhelternd): Nun, Kinder, wollen wir 'mal ſehen, ob das Chriſtkind Euch — (Sie geht auf den Nähtiſch zu.)

Förſter (unterbricht, auf den Pfarrer deutend): Pſt. —

Arnold (ſteht langſam auf).

Pfarrer (links vorne, tritt einige Schritte vor und gebietet durch eine Gebärde

Digitized by Google

Schweigen, dann langsam, im Brustton): Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden. Amen.

Pfarrerin (leise): Amen.

Pfarrer (fährt fort): Gott der Herr hat auch diesmal wieder seine unerschöpfliche Gnade diesem Hause erwiesen, denn erhört hat er mein Gebet, als von meinem Krankenlager ich zu ihm flehte: Herr, laß mich noch hier, nicht um meinetwillen, nein, nur meines Sohnes wegen, daß ich ihn fördere zu Deinem Dienst! (Er hält inne): Mein lieber Sohn! (Mit Pathos): Es ist ein schweres, aber ist ein köstliches Amt, dem Du entgegengehst —: In diesen wirren Zeiten, wo alles wankt und der Mensch an den Glauben als an den letzten Pfeiler sich klammert, das Evangelium (er hält die Bibel mit beiden Händen empor) zu schirmen gegen den Ansturm seiner Widersacher. Tritt näher, mein lieber Sohn!

Arnold (macht, das Kinn gesenkt, widerwillig einige Schritte vorwärts).

Pfarrer: Tritt näher! Hier nimm diese Bibel aus meiner Hand. Es sei Dein nun, unser ehrwürdig Erbstück, auf dem einst das Auge (mit Betonung): Luthers schon geruht. Mögest Du seines Geistes einen Hauch verspüren, auf daß man dereinstmals auch von Dir sage: der Eifer um den Herrn hat ihn verzehrt! (Er legt seine rechte Hand auf den Scheitel Arnolds, der zögernd die Bibel in Empfang genommen): Der Herr segne Dich und behüte Dich, der Herr lasse sein Antlitz über Dir leuchten und gebe Dir seinen Frieden. Amen!

Pfarrerin, Förster und Theodorchen (fast gleichzeitig): Amen!

Arnold (wendet sich ab und legt die Bibel auf den Sofatisch, sein Mund zuckt vor Erregung).

Förster (raunt ihm zu): Junge — Junge, was bist Du so verstört?

Elly (steht in qualvoller Unruhe neben dem Klavier).

Pfarrerin (im Vordergrunde, drückt gerührt dem Pfarrer die Hand und flüstert mit ihm, plötzlich zieht sie einen Brief aus der Tasche und übergiebt ihn mit freudiger Miene): Hier! — Noch grad' zur Zeit! —

Pfarrer (nimmt, gleichzeitig): Elly — nun noch 's andere —!

Elly (setzt sich nieder und präludiert).

Pfarrer (erbricht den Brief gemächlich).

Pfarrerin (geht neben das Klavier).

Alle (außer Elly, Arnold und dem Pfarrer singen): O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!

Pfarrerin (mahnt): Mitsingen! Elly — Arnold! —

Alle (außer Arnold und dem Pfarrer): O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende —

Pfarrer (prallt während der letzten Takte mit einem dumpfen Ausruf zurück): Wa — Wa —

Pfarrerin (dreht ſich erſchrocken um).

Pfarrer (faſſungslos): Was? (Er ſtiert auf den Brief.)

Pfarrerin: Was iſt? — (Neben dem Pfarrer): Elly, hör' auf!

Pfarrer (wie betäubt): Arnold!

Arnold: Vater? (Er tritt näher.)

Pfarrer (heiſer, zeigt auf den Brief): Hier!

Pfarrerin: Geht's nicht? — ſchreibt's der Konſiſtorialrat —? Aber Mann, (mit Betonung des Wörtchens: ſo): ſo ſchlimm iſt's doch nicht!

Pfarrer (der Brief entfällt ihm): Arnold — Du — biſt — durchs Examen gefallen! —

(Pauſe.)

Theodorchen (tappt näher): Durchgefallen?

Arnold (zwiſchen Scham und Stolz): Ja — ich bin's.

Pfarrer (ſinkt in den Seſſel am Schreibtiſch).

Pfarrerin (ſchlägt die Hände zuſammen): In Gottes und aller Welt —

Theodorchen (ſtarr): Bruder.

Pfarrerin: Wie iſt das möglich?

Arnold (die Zähne aufeinander): Laßt!

Förſter (grunzt): Hm — hm —

Pfarrerin: Das iſt ja eine ganz ſchreckliche Geſchichte!

Förſter (begütigend): Frau Pfarrerin —

Theodorchen (mitleidig): Bruder, wirklich?

Elly (hat eilig dem Förſter etwas zugeflüſtert).

Förſter (giebt dem Küſter einen Wink, wegzugehen).

Elly (an der Thür im Hintergrund rechts, ſpricht raſch noch mit dem Küſter, man hört die Worte): In 'ner Stunde! — bitte —

Pfarrerin (ſchluchzt währenddeſſen): Im Blättchen hat's ſchon geſtanden — (ſieht, daß der Küſter weg will): Bitte — nichts — (Sie legt den Finger auf ihren Mund.) Ja? — (Legt ihre Hand auf den Arm des Küſters): Unter uns ſoll's bleiben —

Pfarrer (erhebt ſich zürnend): Was machſt Du, Frau! (Macht eine befehlende Geſte.)

Pfarrerin (kommt beſchämt zurück).

Pfarrer (zum Küſter): Wir ſind nicht lichtſcheu — ſagen Sie's, wem Sie wollen!

Förſter (giebt dem Küſter einen Wink, trotzdem zu ſchweigen).

Küſter (ab).

Pfarrer (auffordernd): Arnold!

Arnold (ſetzt zum Sprechen an).

Pfarrer: Rede!

Pfarrerin (jammert): Du hatteſt doch telegraphiert —

Arnold: Vater glaubte ich todkrank — da wollte ich nicht noch —

Förſter (zum Pfarrer): Das nächſte Mal macht er es ſchon beſſer.

Pfarrerin (zu Arnold, ſich die Thränen trocknend): Was haſt Du denn alles im Examen nicht gewußt?

Arnold (ſtoßweiſe): Ich war ſo konfus im Kopf — die letzten Monate — ich hatte ſo toll gearbeitet —; im ſchriftlichen ging's — aber's mündliche! — Homiletik — Katechetik — (Macht eine Geſte, die beſagt, daß er in dieſen Fächern nichts gewußt habe.)

Pfarrerin (ſchmollend zum Pfarrer): So ſchwere Sachen haben ſie den Jungen auch gefragt.

Pfarrer (unwillig): Ach was! — Mußte er wiſſen! — (Finſter zu Arnold): Weiter!

Förſter: Laſſen Sie's doch heut!

Pfarrerin (neben dem Pfarrer): Wie hab' ich zu Gott gebetet, daß ihm 's Examen gelänge!

Pfarrer (kurz): Löſch' den Chriſtbaum!

Pfarrerin (ſchluchzt): Iſt das 'n Weihnachtsabend! (Sie ſetzt ſich jammernd in den Seſſel am Sofatiſch.)

Theodorchen: Armer Bruder.

Förſter (geht und verabſchiedet ſich vom Pfarrer).

Pfarrer (ſteht ſchwerfällig auf, murmelt dumpf): Ja, — gehen Sie — heut' Abend iſt nichts mehr —

Förſter: So ſchlimm iſt's ſchließlich doch nicht. (Leiſe zu Arnold): Komm' bald 'mal 'rüber, dann ſchießen wir Kaninchen —

Pfarrer (kurz, indem er zum Schreibtiſch geht): Adieu!

Pfarrerin (geleitet den Förſter zur Thür im Hintergrund rechts, weinerlich): Nun haben Sie nicht 'mal 'n Gläschen Punſch be—

Pfarrer (ungeduldig): Frau, geh', löſch' den Chriſtbaum! Laß es Dir nicht zweimal ſagen.

Pfarrerin (mit einem kleinen Anflug von Ärger): Mein Gott — ja! (Sie löſcht langſam ein paar Lichter, ihre Aufmerkſamkeit wird aber bald abgelenkt, ſo daß der Chriſtbaum bis zum Aktſchluß weiterbrennt.)

Elly (verabſchiedet ſich währenddeſſen vom Förſter unter der Thür, ſie ſpricht leiſe mit ihm, der Förſter macht ein erſtauntes Geſicht, man hört von ihr nur bruchſtückweiſe): Werden's ſchon (ſie deutet auf den Pfarrer) erfahren! Adieu! (Macht ſich eilig vom Förſter los und geht das Klavier ſchließen.)

Förſter (blickt ihr kopfſchüttelnd nach, dann ab).

Pfarrer (zu Arnold, der abſeits ſteht): Geh' auf Dein Zimmer!

Pfarrerin (betrübt): Aber leg' Dich gleich zu Bett, — 's iſt nicht geheizt! — wart', (ſie will durch die Thür links hinaus) ich hol Dir 'n Leuchter.

Pfarrer (hält ſie zurück, unwirſch): Braucht kein Licht —

Arnold (ringt nach Selbſtbeherrſchung): Vater, — ich — hab Dir — noch viel zu ſagen —

Elly (geängſtigt): Geh' doch 'rauf, Arnold!

Pfarrer (faſt gleichzeitig, kalt): Glaub's ſchon! — Ich Dir auch! — (Wendet ſich ab): Aber heut nicht — (Setzt ſich an den Schreibtiſch.)

Pfarrerin (Hand auf der Schulter des Pfarrers): Sei doch nicht ſo! — wenn er nun Abbitte thun will —?

Pfarrer (entrüſtet): Abbitte? meint er das ginge ſo? — Unterſucht wird die Sach' erſt — (ſchlägt mit der Hand auf den Tiſch) genau! — morgen ſchreib' ich!

Pfarrerin (leiſe zu Arnold): Geh', Junge!

Theodorchen (gleichzeitig zu Elly, die bei ihm ſteht: Komm' — tröſt' Vater 'was — (Zum Pfarrer, beſchwichtigend): Vater! —

Pfarrer (grollend): Hat ſich nicht 'reinzumiſchen — geht ſie nichts an — (Stützt müde den Kopf.)

Pfarrerin (betroffen): Aber Mann! (Weinerlich zu Elly, indem ſie auf den Pfarrer deutet): Was war zwiſchen Euch? — (Da Elly ſich befangen wegwendet, geht ſie kopfſchüttelnd auf den Pfarrer zu, unterwegs hebt ſie den Brief vom Boden auf und behält ihn, zunächſt ohne zu leſen, in der Hand. Zum Pfarrer): Lieber Mann, was iſt denn?

Pfarrer (ohne den Kopf von den Armen zu heben, unwirſch): Laß!

Pfarrerin (geht zu Arnold zurück, leiſe): Geh' jetzt — es regt ihn ſonſt auf — (indem ſie den Brief nimmt) — ich ſchicke Dir durch Elly 'was zu eſſen — (ſeufzt) — ach Gott — (Indem ſie zum Schreibtiſch zurück geht, lieſt ſie den Brief, ſie ſtößt einen unterdrückten Schrei aus, ſucht ſich dann zu faſſen.)

Pfarrer (ſpringt auf): Frau?

Pfarrerin (raſch): Nichts — nichts — (Will den Brief in die Taſche ſtecken.)

Theodorchen (gleichzeitig): Was iſt?

Pfarrer (zuſammenzuckend): Den Brief — her damit!

Pfarrerin (will nicht, ſtottert): Haſt ja ſchon geleſen.

Pfarrer (argwöhniſch): Den Schluß noch nicht. — Her damit! — (Stampft mit dem Fuß.)

Pfarrerin (tonlos): Laß doch — morgen —

Pfarrer (entreißt ihr den Brief und überfliegt die zweite Seite).

Pfarrerin (umklammert unterdeſſen den Arm des Pfarrers): 's iſt ja nicht wahr — wie kann's der Konſiſtorialrat wiſſen — (Stürzt zu Arnold): Angeſchwärzt hat man Dich — (Ängſtlich zum Pfarrer zurück.)

Pfarrer (leucht): Arnold!
Pfarrerin (neben dem Pfarrer): 's iſt ja nicht wahr —
Pfarrer (faſt gleichzeitig): Hierher — näher! —
Arnold (den Kopf ruhig erhoben, macht einige Schritte auf den Pfarrer zu).
Pfarrer: Was haſt Du in Berlin getrieben? — Lüg' nicht! — 's iſt jetzt zu End' damit! —
Pfarrerin (ſchluchzt): Mein Gott! —
Arnold (beißt die Zähne aufeinander).
Pfarrer (ſchüttelt Arnolds Schulter): Junge, willſt Du — oder willſt Du nicht? —
Pfarrerin (trennt ſie): Sag's ihm doch, daß Du immer im Kolleg geweſen —
Arnold (ſucht nach ſchonenden Ausdrücken): In Berlin — das mit mir — alles — 's iſt 'ne lange Geſchichte —
Pfarrer (ungeduldig): Vorwärts! — Seit wann biſt Du nicht mehr ins Kolleg gegangen? —

(Pauſe.)

Arnold (ringt nach Ruhe): Seit drei Semeſtern — in kein theologiſches mehr —
Pfarrer (taumelt zurück).
Theodorchen (faſſungslos): Seit anderthalb Jahren —
Pfarrerin (ringt die Hände): Gefaulenzt haſt Du?
Arnold (raſch): Nein, gearbeitet, wie kein zweiter Student — ganze Nächte durch! —
Theodorchen: Was denn?
Arnold (ſtoßweiſe): Dutzenderlei, (zuckt die Achſeln) ich kann's Euch nicht alles erklären — (Abgeriſſen): Äſthetik beſonders — und —
Pfarrer (ingrimmig): Mit ſolchen Allotria haſt Du die koſtbare Zeit verbummelt?
Theodorchen: Auf der Schule ſchon — ſo fleißig warſt Du doch immer —
Arnold (verzweifelt): Ich ſagt's ja ſchon — (mit Nachdruck): gearbeitet hab' ich auch — (achſelzuckend): nur grad' nicht, was — (bricht ab): andere Sachen mein' ich —
Pfarrer (losbrechend): Siehſt Du's nun, Frau — hätt' ich ihn nach Tübingen gethan — ins Stift — wie ich wollte — (Grimmig): Aber in den Ohren haſt Du mir gelegen, bis — (knirſcht mit den Zähnen).
Pfarrerin (unterbricht kleinlaut): Der Direktor meinte doch, er müßte 'mal 'raus in die Welt —
Theodorchen (fügt ſchüchtern hinzu): Der Förſter auch, Vater —
Pfarrer (ſchnaubend): Papperlapapp! — wäre ich nur meinem Kopf gefolgt! — nun haben wir's! — Herumgelaufen iſt er in Berlin — ohne Aufſicht — ohne Kontrolle — wo keine Seele ihn kennt — (er ſtößt den Seſſel beiſeite) und uns log er 'was vor! —

Arnold (erregt): Log? — Vater —, wenn Du geſehen, wie tief es an mir fraß — von Semeſter zu Semeſter mehr, aber — (er bricht ab, in anderem Tone): — dieſen Sommer wollte ich's Euch ſagen — (bricht ab).

Pfarrerin (verwundert zum Pfarrer): Verſtehſt Du den Jungen?

Arnold (indem er nach dem Ausdruck ſucht): Ja, wie ſoll ich es Euch plauſibel machen, wenn man ſo zwiſchen ſeinen vier Pfählen bleibt — keine andere Denkart ſieht — (bricht ab).

Elly (während der letzten Worte unterdrückt): Still doch!

Pfarrerin: Komm' jetzt (ſucht ihn wegzuführen), ganz döſig biſt Du ja im Kopf —

Arnold (ſchüttelt ihren Arm ab mit ſteigender Erregung, gleichzeitig): Nein, 'runter reden will ich es mir jetzt — endlich — (er atmet haſtig).

Pfarrer (aufbrauſend): Was iſt das für ein Ton? Aus Rand und Band biſt Du ja! — Wart' — ſollſt ſchon Disciplin bekommen. Einen Stundenplan mache ich Dir —: Du fällſt mir kein zweites Mal durch —

Pfarrerin: Beſprich's lieber morgen.

Pfarrer (deſpotiſch): Nein! — morgen fängt's ſchon an — (zu Arnold): um ſechs Uhr aufgeſtanden — daun Katechetik bis acht. —

Theodorchen (bittend): Morgen iſt ja Weihnachten, Vater! —

Pfarrer (unwirſch): Macht nichts! — Morgen iſt's wie alle Tage! — (Fährt fort): Um acht frühſtücken wir zuſammen —

Arnold (ſitzt am Nähtiſch, im Aufruhr mit ſich).

Pfarrerin (tröſtend zu Arnold): Den Ofen mach' ich immer abends ſchon fertig — brauchſt dann nur 'n Streichholz 'reinzuthun —

Pfarrer (unwirſch): Stör' nicht, Frau — (Zu Arnold): Nach der Kirche wird weitergearbeitet — (mit Nachdruck) bis eins — (geht und deutet auf die Stelle neben ſeinem Schreibtiſch) aber hier — (zur Pfarrerin): ſein Schreibtiſch kommt 'runter — hier, neben den meinigen —

Pfarrerin (ſchaltet ein): Jawohl — Mann —

Pfarrer: Nach Tiſch — jedesmal — examinier' ich Dich — geht's ſchlecht, ſo ſtehſt Du den Tag darauf um fünf Uhr auf — verſtanden?

Pfarrerin (leiſe zu Arnold): Aber wenn's gut geweſen, darfſt Du abends 'ne Pfeife rauchen —

Pfarrer (am Schreibtiſch): Nachmittags von drei bis vier (hält inne und brummt vor ſich hin) ja — friſche Luft muß er haben (lauter): aber dann bis acht wieder hier geſeſſen (zeigt auf den Platz, wo der Schreibtiſch Arnolds hinkommen ſoll) und nicht (ſtößt mit der Fauſt auf den Schreibtiſch und ſetzt ſich daran nieder) vom Flecke gerührt.

Pfarrerin (neben dem Pfarrer): Samstags nur — nicht wahr — wenn er die Woche fleißig war — dann darf er mit Apothekers auf die Kegelbahn —

Pfarrer (grunzt ärgerlich).

Pfarrerin (eifrig): 's iſt ja auch für ſeine Bruſt gut —

Pfarrer (kurz): Werden ſehen. (Zu Arnold): So, nun richte Dich danach! —

Arnold (ſpringt auf, zwiſchen den Zähnen): Meinſt Du?

Elly (gleichzeitig leiſe): Beherrſch' Dich! —

Pfarrerin (gleichzeitig): Wart' noch, die Weckuhr hole ich — (ab durch die Thür links).

Küſter (tritt ein, nachdem er angeklopft und kommt, von niemand beachtet, langſam nach dem Vordergrund).

Arnold (zu Elly mit halber Stimme, — wütend): Satt hab' ich's —

Pfarrer (wendet ſich ihm zu, gleichzeitig): Was maulſt Du noch?

Arnold (losbrechend): Glaubſt Du, ſo ließe ich mich behandeln — wenn Du auch weiße Haare haſt — ich bin ein erwachſener Menſch — (wiederholt wütend): ja, das bin ich! (Er ſieht plötzlich den Küſter neben ſich und fährt ihn an): Was wollen Sie?

Küſter (eingeſchüchtert): — Die Poſt — wegen des Schnees — ſie fährt 'ne halbe Stunde früher — da wollt' ich —

Elly (haſtig): Ach ſo — 's Köfferchen — ich muß noch zuſchließen. — (Sie kramt in ihrer Taſche nach dem Schlüſſelbund, indem ſie nach dem Hintergrund eilt.)

Pfarrerin (kommt während der letzten Worte mit einer Weckuhr zurück und ſtellt dieſe beim Anblick des Küſters auf den Schreibtiſch, geht dann raſch auf Elly zu): Dein Geſchenk haſt Du ja noch gar nicht — hier, pack's noch mit ein! Hier — (Sie nimmt einen Stahlſtich vom Tiſch.) Der Chriſtuskopf —

Elly (will dankend nehmen).

Theodorchen (will zu reden beginnen): Elly —

Pfarrer (wuchtig): Ruhe! — (Zum Küſter): Küſter, gehen Sie — 's iſt nicht mehr nötig — (Zu Elly): Elly — Du bleibſt! —

Elly (ſtottert): Was — iſt — denn?

Pfarrer (zum Küſter): Beſtellen Sie den Platz in der Poſt zurück. (Er macht eine befehlende Geſte.)

Küſter (zögert erſt, dann ab).

Pfarrerin: Aber lieber Mann!

Pfarrer (kurz): Nichts da!

Elly (faſſungslos): Herr — Pfarrer! —

Pfarrer: Hab' mich anders beſonnen — (Ingrimmig): Gott ſei Dank, daß es noch rechtzeitig 'rauskam mit dem da! (Schüttelt die Fauſt gegen Arnold hin).

Elly (einige Schritte näher): Was ſoll denn werden?

Pfarrer (deſpotiſch): Nicht ſo, wie mit dem da (zeigt wieder auf Arnold) — Hier bleibſt Du, in Hauszucht, — daß Du nicht auch verwahrloſeſt.

Pfarrerin (entſetzt): Um Gotteswillen — Mann!

Elly (gleichzeitig): Aber heut' Nachmittag noch — (Bricht ab, verzweifelt): Warum denn? —

Pfarrer: Schweig! — (Zwiſchen den Zähnen): Unreifen Kindern den Willen laſſen.

Elly (inſtändig, gleichzeitig): Sie wollten doch —

Pfarrer: Du bleibſt! — Punktum! (Wendet ſich ab zum Schreibtiſch.)

Theodorchen (frohlockt): Elly! — Du bleibſt ganz bei uns?

Elly (halb betäubt): Nicht 'mal zurück ins Inſtitut —

Pfarrer: Mit der Vorſteherin, das ordne ich ſchon. —

Arnold (empört zu Elly): Feſthalten will man Dich, da giebt's noch Rechtsmittel.

Pfarrer (ſchnell): Rechtsmittel! Hört 'mal an!

Pfarrerin: Ihr Vormund iſt er doch!

Pfarrer (wuchtig zu Arnold): Wie ich Dein Vater! — So viel eignen Willen habt Ihr nur, wie ich Euch übrig laſſe —

Arnold: Mehr hätt' ich nicht? — Erſt beweiſen! —

Theodorchen (vorwurfsvoll): Aber Bruder!

Pfarrer (faſt gleichzeitig, ingrimmig): Weil Du in meiner väterlichen Gewalt, ſo lange ich Dich füttere! — verſtanden?

Arnold (raſch): Füttern? — deshalb? — (Leiſer, halb für ſich): Hab' mein Brot, ſobald ich will! —

Pfarrer (hohnvoll): Möcht' ſehen —

Arnold (gereizt): Wenn ich nicht längſt meine Feder hätt' —

Pfarrer (erſtaunt): Feder? —

Arnold (raſch): Eure ſiebzig Mark monatlich hätten's doch nicht gethan — für Bücher — Theater — (Geht auf und ab.)

Pfarrerin (gekränkt): Für ſo 'was ſchriebſt Du? —

Theodorchen (vorwurfsvoll): Und an Vater — Deine Briefe — kaum zwei Zeilen! —

Pfarrer (ingrimmig zur Pfarrerin und Theodorchen): Seid ruhig — wir haben ihn jetzt wieder — (knirſcht): — er ſoll ſchon dran glauben müſſen.

Arnold (zwiſchen den Zähnen, am Fenſter): Abwarten!

Elly (gleichzeitig zum Pfarrer, bittend): Herr Pfarrer!

Pfarrer (barſch): Erledigt! — geh hinauf — pack Deine Sachen aus!

Pfarrerin (wirft ein): Soll ſie alſo wirklich —?

Pfarrer (unwirſch): Sei nicht ſchwerhörig!

Pfarrerin: Dann muß ich 's Bettzeug —

Theodorchen (faſt gleichzeitig zu Elly): Elly — was iſt paſſiert — daß Vater —?

Arnold: Paſſiert! — Nichts! — Zur Bühne will ſie nur!

Pfarrerin (perplex): Büh—ne —?

Theodorchen: Wa —

Pfarrerin (auf Elly zu): So häßlich denkſt Du doch nicht?

Elly (zuckt die Achſeln).

Pfarrer (zur Pfarrerin): Heut Nachmittag hätt'ſt dabei ſein ſollen — auf den Knieen hat ſie da — (deutet mit dem Kopf auf die Zimmermitte) gebettelt —

Arnold (vom Fenſter her): Wenn's nun ihr Ziel iſt? —

Pfarrerin (entrüſtet): 's Wort willſt Du ihr noch reden? — ſchämt Euch alle beide!

Pfarrer (zur Pfarrerin, mit Blick auf Elly): Nur immer Küchenſchürz' vor! — Die Mucken vergehen ihr ſchon — (Setzt ſich an den Schreibtiſch, ſucht ſein Schreibzeug zuſammen und beginnt zu ſchreiben.)

Elly (ſchluchzt am Sofatiſch).

Theodorchen: Wein' doch nicht!

Pfarrerin (tröſtend, leiſe): Hatt'ſt es ſicher nicht ſo bös gemeint — kriegſt auch's Eckzimmerchen! —

Elly (aufſpringend): Nein! — nein! — was ſoll ich hier — Jahre und Jahre — und überhaupt — hier iſt es doch nichts für mich —

Pfarrerin (entrüſtet): Auf Abwege willſt Du? —

Elly (zum Pfarrer): Ich weiß ja, man will hier mein Beſtes, aber —

Pfarrerin (ſich mehr und mehr erzürnend): Ein ſchlechtes Kind biſt Du geworden und bereuſt's nicht 'mal!

Arnold (ſich zur Ruhe zwingend): Quält ſie nicht ſo! Ihr habt's, wie Ihr es Euch wünſcht. Vater: ſeine Gemeinde — Du: ſtill im Haus — Theodorchen hat auch ſein zufriedenes Brot: Wenn ſie nun gern —

Pfarrerin (unterbricht ihn): Daß Du ihr noch zured'ſt — recht ſchlecht iſt's von Dir — nach all dem Kummer, den Du uns heut ſchon —

Theodorchen (während der letzten Worte): Vater! — wenn ſie nun ſolche Freude dran hat —

Elly: Ja, hilf mir, Theodorchen.

Theodorchen (rührend): Ich werd' abends auch immer beten, — 's ſtößt ihr nichts zu —

Pfarrer (milde aber kurz, wendet ſich ab): Kennſt von der Welt nichts!

Elly (faſt gleichzeitig, leidenſchaftlich): Nein — nein — man darf mich nicht halten, — ich lauf' weg — mein Leben gehört doch mir —

Arnold (anfeuernd): Und haſt nur eins!

Pfarrerin (hält ſich die Ohren zu): Mann, ich geh' zu Bett, — ich kann's nicht mehr mit anhören.

Arnold (mit ſteigernder Erbitterung): Glaub's, wenn man hier im Pfarrhaus ſitzt — da iſt's Leben nicht viel wert — aber andere, die draußen mitthun wollen — ſich was erkämpfen —

Theodorchen: Das ſind doch nur ird'ſche Dinge!
Arnold (kurz): Wenn auch!
Theodorchen: Aber Bruder, was hätt'ſt Du denn davon — (mahnend): In der Heil'gen Schrift ſteht —
Arnold (unterbricht ungeduldig): Egal!
Theodorchen (betroffen): Aber, Bruder! —
Arnold (ausbrechend): Hab' ſelber 'nen Kopf zum Denken — (halblaut) brauch' dazu die Köpfe der Apoſtel nicht! —
Pfarrer (dreht ſich um, ſpringt vom Schreibtiſch auf): Was ſagt er da?
Pfarrerin (hält mit beiden Händen dem Pfarrer die Ohren zu): Hör' nicht auf ihn —
Theodorchen (entſetzt): Bruder, was —
Arnold (unterbricht ihn wütend): Laß mich in Ruh jetzt!
Theodorchen: Haſt Du auch am Glauben Schiffbruch gelitten?
Arnold (zwiſchen den Zähnen): Meine Sache! (Auf den Pfarrer zu, energiſch): Vater! entſchließ Dich jetzt, laß Elly gehen —
Theodorchen: Ich hab immer zu Dir aufgeſehen, Bruder. (Atmet erregt, dann flehend): Sag' mir nur eins — dann bin ich ganz ruhig — (Kindlich innig): An den lieben Gott glaubſt Du doch heute noch ſo feſt wie je?

(Kurze Pauſe.)

Arnold (geht gleichgültig umher).
Pfarrer (leiſe, faſt röchelnd): Arnold, antworte!
Arnold (kurz): Brauch' nicht Rede zu ſtehen.
Pfarrerin (eilt auf Arnold zu): Die Händchen hab' ich Dich falten gelehrt, eh' Du noch gehen gekonnt!
Arnold (wehrt ab): Laß! Ich denk' anders, als Ihr —
Pfarrerin: Aber doch darin nicht! — nicht wahr, wir ſind doch deshalb auf der Welt — um — um — (Die Stimme verſagt ihr.)
Arnold (raſch ergänzend): Kopf und Arme zu gebrauchen, was rechts aus uns zu machen.
Theodorchen (angſtvoll): Und weiter!
Arnold (ſteht mit verſchränkten Armen da): Und mitzuſorgen, daß auch die übrige Welt vorwärts kommt.
Pfarrer: Und die Hauptſache?
Arnold (ſchweigt und zuckt die Achſeln).
Theodorchen (aufſchreiend): Elly — Elly — komm' — ſag' — glaubſt Du auch nicht, daß man in den Himmel kommt — (er ringt nach Luft) — ſich alle wiederſehen?
Elly (ſteht gequält da).

Arnold (raſch einfallend): Laß die dumme Fragerei. (Dreht ſich weg — zwiſchen den Zähnen): Gar keinen Zweck.

Pfarrerin (die Hände vor dem Geſicht): Das iſt ja fürchterlich mit Dir —

Theodorchen (ſinkt in den Seſſel am Nähtiſch): Bruder, und mit dieſem Unglauben kannſt Du noch leben?

Arnold (macht ein paar Schritte vorwärts, dann exploſiv): Ob ich kann? die Welt iſt ja ſo wundervoll — Die Zähne beiß' ich oft zuſammen, um nicht aufzujauchzen.

Pfarrer: Aber wenn Du tot biſt?

Theodorchen (raſch): Dann käme nichts mehr?

Arnold (ſteht mit verſchränkten Armen da und ſchweigt).

Theodorchen (aufkreiſchend): Oben dann nur leere Luft und unten die Erde — und man ſelber nur ein elendes Stück davon. — (Zittert vor Angſt.)

(Kurze Pauſe.)

Arnold (dumpf): Ich (zuckt die Achſeln) kann's nicht ändern.

Pfarrer (richtet ſich jäh empor).

Pfarrerin (jammert, indem ſie den Pfarrer auf den Seſſel zurückzudrücken verſucht): Halt' Dir die Ohren zu — (ſchreit in höchſter Angſt): er redet irre! —

Theodorchen (gleichzeitig): Elly — (verzweifelt): ſag's — ſag's — daß Arnold lügt — (er ringt nach Atem): ſiehſt Du — blind bin ich immer geweſen — (er zeigt bebend nach ſeinen beiden Augen): hier und hier — (er tappt ein paar Schritte vorwärts) und einen Buckel hab' ich — (er keucht): aber — wenn ich tot bin — doppelt gut hab' ich's dann dafür — (hält inne, dann haſtig): ſo haſt Du mir ſelbſt geſagt, Elly — (jammernd): Elly, weißt Du nicht mehr?

Elly (die Hände vor die Augen gepreßt): Ja — ich — glaub' —

Theodorchen (fährt fort): Und wenn mit dem Tod nun alles aus wäre — (greift ſtöhnend ſich ins Haar, weinend): Du haſt den Arnold immer lieber gehabt, als mich — (ringt nach Worten) aber oben (Hand zum Himmel empor) da bekomm' ich ein paar neue Augen — (angſtvoll): Elly, ja, ſo haſt Du mich getröſtet! — (inbrünſtig): neue Augen — und dann kann ich auch ſehen, wie Du ausſiehſt, Elly — (in wahnſinnigem Schmerz): wie Du ausſiehſt, weiter will ich ja nichts! (Bricht in die Kniee und verharrt in der Stellung.)

Elly (eilt raſch zu Theodorchen hin, beugt ſich nieder und faßt tröſtend ſeine Hand): Theodorchen!

Arnold (an der anderen Seite von Theodorchen, gleichzeitig): Bruder — armer Bruder! (Streichelt ihm übers Haar.)

Theodorchen (küßt und umklammert in ausbrechender Leidenſchaft Ellys Hand): Ich — bin — ja — nur ein blinder Krüppel —

Pfarrer (ſpringt dazwiſchen): Weg da — Elly —
Theodorchen (ſchluchzt): Nur ein blinder Krüppel —
Pfarrer (faßt Ellys Handgelenk und ſchüttelt es): Studierſt Du hier auch wie bei der kranken Lieſe — Jammer genug giebt's ja hier zu ſehen —
Elly (ſträubt ſich vergebens an ſeiner Hand, ſieht ſich Hilfe ſuchend nach Arnold um, gleichzeitig): Arnold!
Pfarrer (zerrt wutſchäumend Elly ein paar Schritte auf den Schreibtiſch zu).
Arnold (raſch neben den Pfarrer hin): Vater, was willſt —
Pfarrer (herrſcht ihn an): Schweig! (Zu Elly): Vorhin, als der da (zeigt auf Theodorchen) Dich frug, warum antworteteſt Du nicht —?
Elly (ſtammelt).
Pfarrer (ſtampft mit dem Fuß): Nun?
Elly: Ich — Ich —
Pfarrer (ſtoßweiſe): Als ich Dich konfirmierte — meine Hand (reckt die rechte Hand vor) lag auf Deinem Scheitel — was gelobteſt Du?
Elly (ſucht nach Worten): Ich war damals noch jünger — und ſeitdem —
Pfarrer (wuchtig, mit wachſender Ungeduld): Denkſt Du auch ſo, wie — (zwiſchen den Zähnen): der da — (Zeigt auf Arnold — ſchüttelt ihr Handgelenk.)
Elly (weinend): Ich — kann — doch nicht lügen —
Pfarrerin (ſteht hinter ihr und legt die Hand auf Ellys Schultern): Vom lieben Heiland hab' ich Dir doch immer ſo ſchöne Geſchichten erzählt.
Pfarrer (faſt gleichzeitig, dröhnend): Wozu biſt Du auf der Welt?
Elly (gequält): Ich — ich weiß nur — daß ich ſie mir nicht vergällen laſſen will! — (Sieht angſtvoll zu Arnold herüber.)
Pfarrer (in fragendem Ton): Vergällen?
Arnold (ſteht erwartungsvoll neben Elly).
Elly (raſcher): So glücklich will ich werden, als ich irgend kann —
Pfarrer (drohend): Auch wo es gegen Gottes Gebote iſt?
Elly (ringt mit ſich).
Theodorchen (in ſpannungsvoller Angſt): Elly, da verzichteſt Du doch?
Elly: Mein Gott — (greift mit der freien Hand an die Stirn): ich kann doch nicht lügen — (holt raſch Atem): verzichten? (Sie zuckt die Achſeln): Ich weiß nur, dies Leben hab' ich ſicher — (leiſer): und das mit ſpäter — (Hält inne und windet ſich verlegen.) Ein Sperling in der Hand iſt doch beſſer, als eine Taube auf dem Dache — (Sie vollendet das letzte Wort nicht.)
Pfarrer (ſchleudert Ellys Arm mit einem Ausruf des Abſcheus zurück).
Elly (taumelt etwas zur Seite).
Pfarrer (ſchäumend): Das haſt Du die Stirn mir zu ſagen, mißrateues — (Die Stimme verſagt ihm, er will auf Elly zu.)
Pfarrerin (gleichzeitig): Mann — Mann —

Pfarrer (faſt gleichzeitig): Scher' Dich zum Haus hinaus —!
Theodorchen (faſt gleichzeitig): Vater — thu' ihr nichts! —
Pfarrer: Brauchſt keinen Vormund mehr, iſt nichts mehr zu verderben an Dir —
Theodorchen (gleichzeitig): Vater —
Arnold (gleichzeitig, ſpringt zwiſchen den Pfarrer, der auf Elly zu will, und Elly, mit ſchlecht unterdrückter Wut): Laß ſie in Ruh' jetzt!
Pfarrer (zu Arnold, ſchnaubend): Halt's Maul, in den Keller ſperr' ich Dich nachher bei Waſſer und Brot. — (Zur Pfarrerin): Erſt muß nur die Perſon da —
Arnold (hohnlacht, faſt gleichzeitig): Einſperren? —
Pfarrer (ohne auf ihn zu hören): Die Perſon da aus dem Haus — vorwärts, Frau — ihren Koffer!
Arnold: Laß nur, Mutter — ich hol' ihn ſchon — und den meinen auch —
Pfarrerin (hängt ſich an Arnolds Arm, ſchreit): Arnold, — was? was? —
Arnold (ſchüttelt ſie ab, zum Pfarrer): Einſperren — mich? — Hab' Muskeln wie Du — (hohnlacht): mehr! — (Raſch zu Elly): Komm', — bin fertig hier! —
Pfarrerin (ſchreit): Arnold!
Arnold (gleichzeitig zu Elly): Wir haben einen Weg!
Theodorchen (faſt gleichzeitig): Bruder, was willſt Du?
Arnold (atemlos vor Erregung): Was ſoll ich noch hier?
Pfarrerin (hält ihn feſt): Nein — Du darfſt nicht! —
Arnold (faſt gleichzeitig): Ich werd' ja doch kein Pfarrer, wißt ja jetzt alles —
Pfarrer (will vorſtürzen).
Pfarrerin (hindert ihn): Ruhig, Mann — ruhig — Du reiz'ſt ihn noch mehr — laß mich nur — (Eilt wieder zu Arnold.)
Arnold: Keine Stunde länger! (Eilt zum Nähtiſch, ſteckt das Cigarettenetui ein, faßt ſich nach den Taſchen dabei): Ich hab' doch alles bei mir — ſo — ſo — das Manuſkript — (zurück zu Elly): — 'raus jetzt — 'raus.
Pfarrerin (zu Elly, klammert ſich an ſie): Elly — wirklich — in die Welt will er 'raus — er hört nicht mehr auf uns —
Theodorchen (faſt gleichzeitig): Elly, red' ihm zu!
Arnold (ungeduldig, ſchüttelt Ellys Handgelenk): Mach doch! Müßten unterwegs ſchon ſein —
Elly (zitternd, halb weggewendet): Nein — Arnold —
Pfarrerin (gleichzeitig zu Elly, deren beide Hände an ſich preſſend): Ich ſchenk Dir auch, was Du willſt — red' ihm zu — (bricht in die Knie): unſer Kind iſt er ja, unſer Kind! —
Elly (mühſam): Arnold — Du darfſt es ihnen nicht anthun —

Arnold (ſtampft mit dem Fuße): Keine Flauſen, komm'!

Pfarrerin (ſchluchzt gleichzeitig): — unſer Kind! —

Theodorchen (in höchſter Angſt): Halt ihn — Elly — halt ihn —

Pfarrerin (aufſpringend, faſt gleichzeitig): Die Thür' ſchließ' ich ab. (Will zur Thüre laufen, Arnold faßt ſie am Arme.)

Elly (ſtärker): Du darfſt's nicht, Arnold! —

Arnold (gleichzeitig, donnernd): Ruhe jetzt — Elly — hier. (Zieht ſie am Arm ein Stück nach der Mitte — raſch zur Pfarrerin: Stör' jetzt nicht — (Zu Elly): Ich frag' Dich 'was — ſo — ſieh mir in die Augen! (ſtampft mit dem Fuße): in die Augen!

Elly (ſtammelt mit letzter Kraftanſtrengung): Du — darfſt — es ihnen nicht — anthun —

Arnold (mehr und mehr in leidenſchaftliche Erregung hinein): Elly — (er faßt ihr Handgelenk): — heut Nachmittag — da am Fenſter. (Deutet mit dem Kopf haſtig nach dem Fenſter rechts.)

Elly (macht ein paar Schritte weg von ihm, die Hände vorm Geſicht).

Arnold (ungeſtüm, neben ihr): Zuſammenhalten wollten wir ja — weißt Du nicht mehr? — (er atmet haſtig): und — und uns helfen — und — (Er ſchüttelt, nach Worten ſuchend, Ellys Handgelenk.)

Elly (kaum ihrer noch mächtig, ſtammelt mit ausbrechender Leidenſchaft): Ja — ja — geh' mit! (Sie umklammert ſeine Schulter, halb an ihm niedergleitend.)

Arnold (jauchzend, indem er ſie wieder aufrichtet): Du prächtiges, prächtiges Geſchöpf du — (ſtreichelt ihre Hand): zittere nicht — ſie dürfen Dir ja nichts thun — ich bin ja bei Dir — (raſch ſich über die Augen fahrend): 's iſt Zeit — die Poſt — (ſchlingt den Arm um Ellys Taille): tapfer ſein, tapfer — (Er führt die halbbetäubte Elly ein paar Schritte auf die Thüre zu.)

Pfarrer (heiſer, faſt röchelnd): Toll ſind ſie geworden —

Pfarrerin (faſt gleichzeitig, wirft ſich in den Seſſel am Schreibtiſch): Ich bin wie vor den Kopf geſchlagen —

Theodorchen (am Nähtiſch, halb hingekniet, murmelt mit gefaltenen Händen): Vater — un—ſer, — der — du — biſt — im — (Das weitere erſtirbt im Gemurmel.)

Pfarrer (ſtürzt vor und ſperrt den Weg, knirſchend): Durchgehen willſt Du —

Arnold (faſt gleichzeitig): Weg! — Trennſt uns nicht — (wütend): Platz jetzt — oder —

Pfarrer (im Wutparoxismus): Lümmel — Lümmel — (ſtürzt mit einem Sprung zu Theodorchen): Deinen Stock her —

Pfarrerin (hängt ſich ihm in den Arm, aufſchreiend): Mann! — Mann! —

Theodorchen (hält den Stock feſt): Vater — nein —

Pfarrer (faſt gleichzeitig, zur Pfarrerin und Theodorchen): Züchtigen will ich ihn.

Arnold (reißt einen Stuhl zwiſchen ſich und den Pfarrer): Rühr' mich nicht an —

Pfarrer (hat Theodorchen den Stock entriſſen und zerrt die Pfarrerin, die ſich an ihn feſtklammert, ein Stück mit): Drohen willſt Du? —

Theodorchen (ſchreit hinein): Schlag' nicht!

Pfarrer (gleichzeitig): Zwingen werd' ich — Dich — (Reißt ſich mit einem Ruck von der Pfarrerin los.)

Arnold (faſt gleichzeitig, mit voller Lungenkraft): Rühr' mich nicht an — (ſeine linke Hand rüttelt an der Stuhllehne, ſeine rechte ballt ſich, hohnlacht): Zwingen — mich? — Zum Glauben zwingen — zum Beruf — (keucht): zum — zum — (Bricht ab und ſchleudert wütend den Stuhl aus der Hand, daß der Pfarrer zurücktaumelt.) Ich will von Dir nichts! Laß' mich in meiner Haut!

Pfarrer (bricht, von der Pfarrerin umklammert, auf dem Seſſel am Schreibtiſch zuſammen).

Theodorchen (kreiſcht): Vater — Arnold —

Pfarrerin (gleichzeitig): Mann! komm' zu Dir —

Arnold (raſch, zu Elly): Fort jetzt!

Elly (reißt ſich von Arnolds Hand und ſtürzt zur Thür, bleibt ſtehen, blickt eine Sekunde lang zurück, mit unterdrücktem Freudenſchrei): Frei! (Ab.)

Theodorchen (am Nähtiſch, betet gleichzeitig halblaut): Va—ter—un—ſer—

Pfarrer (ächzt).

Pfarrerin (kniet vor ihm und ſtreichelt jammernd ſeine Hände).

Arnold (raſch neben die Pfarrerin hin, leiſe): Mutter! (Er will ihre Hand faſſen.)

Pfarrerin (ſtößt die Hand weg, ohne ihn anzuſehen).

Theodorchen (gleichzeitig): Elly, — wo biſt Du? —

Arnold (tritt zurück, ſtockend zur Pfarrerin): Ich — ſchreib' — Dir — aus Berlin — (Raſch bis zur Thür, überblickt von da aus noch einmal den Raum.)

Theodorchen (ruft gleichzeitig): Arnold!

Arnold (ſtößt die Thüre auf — ab).

Pfarrerin (gleichzeitig, immer noch beim Pfarrer): Mann — Mann!

Theodorchen (ſtöhnend): Sie hat den Arnold immer lieber gehabt als mich — (angſtvoll): aber 's giebt 'ne Auferſtehung — muß — muß — ich bin ja nur ein blinder . . . . . (Bricht ab.)

Pfarrer (beginnt während der letzten Worte zu beten, man hört): . . . . zu uns komme dein Reich . . . . dein . . . . . dein Wille geſchehe . . . . (Er hält inne.)

Pfarrerin (bricht neben dem Pfarrer ins Knie).

(Der Vorhang fällt langſam.)

Ende.

Der Tannenzapfenfrieder und die Birkenlies.

Eine ernste Geschichte aus dem Leben armer Leute.

Von Wilhelm Unfeld.

(Ulm.)

Wenn wir die Geschichte vom Tannenzapfenfrieder und der Birkenlies erfahren wollen, dann dürfen wir uns nicht in den Straßen bewegen, in denen fünf- und sechsstöckige Häuser mit freundlichen, gut gepflegten Vorgärtchen zum Eintritte einladen, nein, dann müssen wir uns, wohl oder übel, in das Gewirre der Straßen der Altstadt vertiefen, von den dortigen breiteren und volkreicheren Verkehrsadern müssen wir abzweigen, immer mehr hinein in das kleine Geäste der Gäßchen, und wenn wir nur noch einzelne in Lumpen gehüllte Gestalten, denen die Sorge und das Elend ihre unverkennbaren Furchen in die fahlen, aschgrauen Gesichter gegraben haben, scheu und stille an uns vorbeischleichen sehen, dann sind wir in der Gegend angekommen, in welcher wir durch ein herbes Schicksal das Leben zweier armer, aber braver Menschen zum Abschluß geführt finden.

Dort hinten in einem engen Hof, in den kaum im höchsten Hochsommer einmal für eine halbe Stunde ein Sonnenstrahl dringt, an einer Miste vorbei, gelangen wir zu einem alten, ganz baufälligen Haus. Graue abgestandene Fensterscheiben, verwitterter, abgefallener Verputz, bereiten uns schon außen auf das Kommende vor. Ohne uns zu bücken, kommen wir nicht durch die dem Einsturz drohende Thüröffnung. Zwei Tritte führen nach unten in das Innere. Um hier vorwärts zu gelangen, müssen wir uns auf unseren Tastsinn verlassen, denn hier herrscht eine Finsternis, wie in einer ägyptischen Grabkammer, und sie zu verscheuchen, dazu mangelt den Bewohnern das nötige Öl. Was sollten die armen Teufel auch beleuchten? Es könnte nichts anderes sein, als eigenes Elend, und das deckt besser die schweigende Nacht.

Rechter Hand finden wir eine Thüre, die nur halb angelehnt ist, nicht ohne Grund, denn der Thüre fehlt die sonst übliche Klinke. Wir treten hier ein. Feucht-moderiger Dunst verhält uns auf eine Zeit lang den Atem. Endlich kommen wir vorwärts. Kein Wunder, daß es hier feucht-moderig riecht; an den Wänden glänzen die Wasserfurchen, in denen die abrollenden Tropfen sich bewegen; dort unter dem alten Tisch, der sich nur durch ein sauber geputztes Tischblatt noch des Betrachtens würdig zeigt, ist an der hintern Ecke der Stubenboden ganz schwarz und vermodert. Der

große, altdeutsche Ofen, der mit seinem voluminösen Leib in eigentümlichem Gegensatz mit der sonst in der Stube herrschenden Armut steht, blättert vor Rost und Nässe Eisenteile ab. Ein paar alte, schlecht gemalte Bilder, Vorgänge aus dem Leben des Herzogs Ulrich von Württemberg und der heiligen Genoveva darstellend, in wurmstichigen Rahmen, vermögen für uns den Eindruck dieser Stube nicht freundlicher zu gestalten. Hinter dem Tisch steht eine Schranne, vermutlich das Kanapee des Bewohners, wenigstens deutet ein starker Strohwisch am oberen Ende darauf hin; ein paar alte Stühle vervollständigen die Gesamtausstattung. Die Schlafkammer ist nicht viel wohnlicher. Und doch empfinden wir, es hat ein Geist hier gewaltet, der auf Ordnung und Reinlichkeit etwas hielt.

Daß die Luft moderig war, wie konnte das anders sein? Fenster hier zu öffnen, war nicht wohl möglich, denn an den Schlafraum stieß ein Winkel, in den sich der Küchenunrat von drei Häusern ergoß, sechs Schritte vor der Wohnstube saß die Miste.

Vielleicht hält mancher Leser solche Zustände heute in unseren gepriesenen, geordneten Verhältnissen nicht mehr für möglich. Wer sehen will, mag auch heute noch viel derartiges sehen. Vor etlichen vierzig Jahren gehörten solche Bilder in unseren kleineren Städten zur Tagesordnung.

Doch kehren wir in die eben geschilderte Wohnung zurück. Vor etlichen Tagen war hier die Gerichtskommission eingedrungen, nach kurzer Leichenschau aber stille wieder abgezogen. Was hätte sie auch erheben sollen, man hatte zwei Menschen, die man im Walde tot gefunden hatte, hier aufgebahrt, und an dem Thatbestand konnte weiter nichts ergänzt werden. Erhebungen über Wohnungs- und andere Verhältnisse lagen abseits und waren auch noch gar nicht im Gange, denn der behäbige Bürgerstand, der in seinen vermöglichsten Mitgliedern seine Vertretung auf dem Rathause hatte, ging damals noch von der Ansicht aus, die armen Leute sollten froh sein, wenn sie wenigstens bei Regen und Schnee einen Unterstand hätten. Also die Gerichtskommission war wieder abgezogen, und still lag der Tannenzapfenfrieder, der am Sonntag von einer hohen Tanne tot abgestürzt war, neben seiner Liese, die sich aus Verzweiflung über den Unfall an einer nebenstehenden Eiche erhängt hatte.

Wie war das alles so gekommen? Und warum über arme Leute hier eine Geschichte schreiben? Beide Fragen will ich zu beantworten versuchen.

Der Frieder war dreißig Jahre alt geworden, und in diesen langen dreißig Jahren war ihm nur eine ganz kurze Spanne Zeit die Sonne des Lebensglückes zu teil geworden, und das war zu der Zeit, als er von Algier wieder in seine Heimat zurückkam und bald darauf seine Liese kennen lernte.

Der arme Mensch war der Sohn eines Fabriktagelöhners. Seine

Mutter hatte er nie gekannt, Elend und Sorgen hatten dieſe vor der Zeit aufgerieben; da aber ſein Vater ſich nicht zu entſchließen vermocht hatte, noch einmal zu heiraten, ſo wuchs der gute Frieder unter der Aufſicht einer zwar braven, aber halbtauben Baſe heran. Seine Schulerziehung erhielt er in der Armenſchule, denn damals dachte noch niemand daran, das Beſte, was ein Volk ſeiner Jugend bieten kann, eine gute Schulbildung, auch anderen Kindern als denen vermöglicher Eltern zugänglich zu machen. Wohl verdiente der Frieder hin und wieder als Kegeljunge einen Kreuzer, aber leider fehlte eben die ſtrenge Zucht und Aufſicht, um das raſch emporſchießende Stämmchen gerade zu halten, und ſo zeigten ſich nur zu bald da und dort unliebſame Knorren und Knaupen.

Auch war der Burſche von Hauſe aus gut veranlagt und von zartem Gemüte; doch wie ſollte denn ein in lumpige Kleider gehüllter Bube, der noch dazu oft vor Schmutz ſtarrte, unter ſolcher Hülle ein Kleinod tragen, das den Hauch der Außenwelt fürchtet. Niemand dachte daran, und ſo kam es, daß der Junge die ihn umgebenden Menſchen nur für ſeine abgeſagten Feinde hielt.

Wie herb ihm die Welt mitzuſpielen vermochte, davon hier nur ein Beiſpiel: In der Heugaſſe ſtand ein alter Ziehbrunnen, dort ſpielten eines Mittags etliche Knaben; leider wurden dieſe, wie es ſo gar oft zu gehen pflegt, immer verwogener, und plötzlich erſcholl der Weheruf, des Rats Wilhelm iſt in die Tiefe geſtürzt. In demſelben Augenblick bog unſer Frieder um die Straßenecke, und kaum hatte er vernommen, was geſchehen war, ſo war er auch, obgleich noch nicht einmal dreizehn Jahre alt, ſo beſonnen, zwei der kräftigſten Knaben an den Triebel des Brunnenaufzuges zu ſtellen, ſelbſt in den Brunneneimer zu treten, und ſich langſam in die Tiefe hinab zu laſſen. Glücklicherweiſe war der Rats Wilhelm bei ſeinem Abſturz unverletzt geblieben, und ſo brachte Frieder den Knaben, wenn auch mit einiger Mühe, zu ſich in den Eimer.

Mittlerweile waren nun auch ältere Nachbarleute an den Brunnen gekommen, und mit deren Hilfe gelangten die beiden glücklich nach oben. Der Frieder hatte das beglückende Gefühl, eine brave That vollbracht zu haben; ſie ſollte aber auf eine eigene Weiſe ihre Anerkennung finden. Auch die Mutter des Rats Wilhelm war an den Brunnen gekommen und erhob nun ein Zeter und Lamento; war ſchon vorher eine ſtarke Erregung unter den Umſtehenden, ſo ſteigerte ſich dieſe nun noch mehr, und das erſte war, als die beiden Knaben am Brunnenrande erſchienen, daß der Metzger Gſchwelle rief: „So deane will i 's nächſt Mol 's Schpiela an deam Bronna vertloida!“ Daß er natürlich gleich nach dem armen Frieder griff, war ja ſelbſtverſtändlich, und ohne weitere Unterſuchung hieb er denſelben

auch waidlich durch. Was nützte es, daß dem Gschwelle der Vorgang nachher erzählt wurde, der rohe Geselle hatte nur noch ein wüstes Lachen dafür, und seine ganze Entschuldigung war: „Jetzt hot 'r seine Prüg'l scho', isch net für desmol, no isch für a-n-andersmol!"

So wie hier, ging es unserem Frieder gar oft. Als er aus der Schule kam, da wollte niemand den hartgesottenen Schlingel, wie er unter den Leuten hieß, in die Lehre nehmen, und so blieb denn seinem Vater zuletzt nichts anderes übrig, als ihn bei einem Vetter, in einem benachbarten kleinen Ort, die freie Kunst des Korbflechtens lernen zu lassen. Zwei volle Jahre hielt es der Frieder dort bei halber Kost und doppelten Prügeln aus, dann kam plötzlich die Nachricht, er sei verschwunden, und bei Lebzeiten hat auch sein Vater nichts mehr von ihm gehört. Freilich war dies auch nicht leicht möglich, denn erstens konnte der Frieder knapp seinen Namen schreiben, und dann fand ein Brief aus Algier zu jener Zeit noch schwerer den Weg nach Deutschland, als dies heute der Fall ist. Wir wissen nur soviel: der Frieder war nahezu neunundzwanzig Jahre alt, als er eines Tages wieder in seiner Vaterstadt auftauchte, ein Ereignis, das selbst das in jeder Familie dort gelesene Anzeige- und Intelligenzblatt der Mühe wert fand, seinen Lesern mitzuteilen.

Nicht viel anders nun, als den Frieder das Leben angeregt hatte, war es der Liese ergangen. Die Liese war eines von den ungeraden Kindern, die eben dasein müssen. Ihre Mutter war Magd bei dem reichen Stadtrat Menrat, der zwar großes Ansehen nach außen genoß, als Protze, den aber im innern jeder anständige Bürger verachtete, und dessen Frau von allen braven Bürgersfrauen im stillen bemitleidet wurde, denn obgleich der Lump drei erwachsene Söhne und zwei blühende Töchter hatte, so kannte doch jedermann den Grund des nur zu häufigen und raschen Dienstbotenwechsels. Allein der Menrat wußte, daß Ehrenämter gar oft zur Verdeckung des ärgsten Schmutzes nütze sind, und er benützte nach dieser Richtung sein Amt so viel ihm möglich war.

Der Liese ihrer Mutter erging es, wie es schon mancher Magd in dem Hause ergangen war. Mit ein paar Hundert Gulden war sie eines Tages abgespeist, und ein armer Wurm dem Elend überlassen. Bei mittellosen Kostleuten wuchs das Geschöpf heran, später wurde es als Gäns- und dann als Viehmagd auf das Land gegeben. Nichts drang in dieses Kindesgemüt, was anderen Menschen Tag ihres Lebens ein fester Anker wird. Überall war die Liese im Weg, überall wurde sie geknufft und gequält.

Mit zweiundzwanzig Jahren kam sie als Viehmagd zu einem Bauern. Noch war sie nicht lange dort im Dienst, da brach eines Morgens um drei Uhr Feuer aus. Wie dieses ausgekommen war, darüber hätte wohl ein

Wucherer, der drei Tage vorher den Bauern heimgeſucht hatte, und der Bauer ſelbſt allein Auskunft geben können. Die Lieſe hatte ſich bei dem Brande ausgezeichnet. Drei Stück Vieh hatte ſie mit eigener Lebensgefahr aus dem ſchon lichterloh brennenden Stalle herausgeholt, in bitterkalter Nacht, nur mit einem leichten Röckchen angethan.

Auch ihr ſollte ein ähnlicher Dank werden wie dem Frieder am Brunnen. Am anderen Mittag wurden vom Staatsanwalt nähere Erhebungen über den Ausbruch des Brandes gemacht, und das Endreſultat war, daß gegen Abend die Lieſe, ſtill vor ſich hinweinend, in Begleitung eines Gensdarmen auf dem Weg in die Stadt war.

Nach einem halben Jahre war das unglückliche Mädchen wegen ungenügender Anhaltspunkte freigelaſſen, und ihres bisherigen Broterwerbes glattweg beraubt; denn niemand wollte auf dem Lande einen Dienſtboten, auf welchem der Verdacht der Brandſtiftung ruhte. Was ſollte es nun beginnen? Zum Glück ſuchte das Forſtamt in der Stadt Arbeiterinnen. Als ſich Lieſe zitternd bei dem alten Oberförſter meldete, heftete dieſer lange ſeine ſtahlgrauen Augen auf ſie. Wenn aber ſein Äußeres rauh war, wie die Rinde der knorrigen Eiche, ſein Herz war deſto weicher, und als die Lieſe zuletzt ſo bitter weinend vor ihm ſtand, und ihm ihren Lebensgang mitteilte, da war es dem alten Herrn, als ob er ein gutes Werk thun müſſe, und er hat es gethan.

Gar bald ſchätzte er die Lieſe als eine fleißige, brave Arbeiterin, und wenn er im Wald kein Geſchäft für ſie hatte, ſo hatte ſie dafür einen Schein in der Taſche, daß ſie Birkenreis zu Beſen ſammeln durfte. So war die Lieſe bald in der Stadt als die Birkenlies bekannt, und überall, wohin ſie kam, war ſie auch gut empfangen. Nur dem Ortsgeiſtlichen, der ein Zelote war, dem war ſie ein Greuel vor dem Herrn, denn vagierendes Geſindel, wie er ſich ausdrückte, erregte Unmut in ſeiner Seele.

Dies war nun um die Zeit, daß der Frieder zurückkehrte. Lange wußte er nicht was beginnen, da traf er eines Abends, als er ſich ziemlich lange im Stadtwald herumgetrieben hatte, einen alten ganz zuſammengeſchafften Mann, der unter der Laſt, die er auf dem Rücken trug, ſchwer ſeufzte. Das that dem Frieder in der Seele weh, und ſo beſann er ſich denn auch nicht lange, nahm dem Alten ſeinen Sack ab und lud ihn ſich auf.

Mit der That hatte Frieder unbewußt ſeinen neuen Lebensweg beſchritten. Frei, ja frei und ungebunden nach ſo langer Sklaverei mußte er ſein, das fühlte er nur zu deutlich. Ihn verlangte nach keinem andern Lebensgenuß, aber wenn er weiter leben ſollte, dann war dies auch nur in der zuläſſigſten Freiheit möglich.

Von nun an ging Frieder mit dem Alten in den Wald, dort holte er von den höchsten Tannen die Zapfen herunter, und hatten sie eine Last beisammen, so trug sie Frieder, und mochte sie noch so schwer sein', nach Hause. Nebenbei lernte er alle möglichen heilsamen Kräuter und Pflanzen kennen, und wenn der Alte letztere zur Apotheke brachte, so vertrieb der Frieder die Tannenzapfen bei den Kunden, und war bald nur noch unter dem Namen der Tannenzapfenfrieder bekannt.

Nicht lange, so segnete der Alte das Zeitliche. Die Liese, wie auch unser Frieder waren bei dessen Beerdigung. Die Begleitung war nicht groß, es war ja nur ein ehrlicher, aber dafür um so ärmerer Mann, und der Pfaffe hielt am Grabe dieses Armen eine von den herzlosen Reden, wie sie eben nur Zeloten eigen ist.

Als die wenigen Leidtragenden sich verlaufen hatten, da stand nur noch zuletzt die Liese und der Frieder an dem gähnenden Grabe. Dumpf kollerten die Schollen, die der Totengräber hinein warf, auf den Sarg. Ernste Gedanken erfüllten den Frieder, und neben ihm weinte die Liese gar bitterlich.

Geraume Zeit standen beide so nebeneinander. Endlich sah der Frieder die Liese an und nahm still ihre Hand. Wer vermag das Walten der Natur zu begreifen? Da die Liese ihm die Hand überließ, durchflutete Frieder ein neues, noch ungekanntes Gefühl.

Was soll ich weiter sagen? Hier an dem offenen Grabe eines der ärmsten Erdengeborenen hatten sich zwei brave Menschen gefunden. Freilich, auch sie gehörten zu den Ärmsten, und der Zelote hätte es, wenn er es gewußt, vielleicht eine Grabschändung genannt. Gott urteilt anders!

Ein halbes Jahr war vergangen. Es war wohl die schönste Zeit in dem so dunkeln Leben des Frieders und der Liese. Der Oberförster hatte beide einmal auf einer sonnigen Waldlichtung beobachtet. Wohl war der Mann ein Junggeselle, aber einmal in seinem Leben mußte auch er einen solchen Lichtblick genossen haben, denn ein paar warme Thränen liefen damals über seine wetterdurchfurchten Wangen. Jetzt war es für den Oberförster ausgemacht, erst hatte er Liese den Weg für die Zukunft geebnet, nun wollte er ihr auch zum schönsten Lebensglück verhelfen. Über den Frieder war, seit er sich wieder in seiner Heimat aufhielt, von keiner Seite her etwas nachteiliges verlautet, und ging, wie es den Anschein hatte, in Bälde eine Waldschützenstelle auf, so konnte er hier einrücken, bis dahin konnten die beiden Leute aber auch so leben.

An einem Sonntag Vormittag ließ der Oberförster das Paar bei sich antreten, sprach ernst, aber voll innerem Mitgefühl mit ihnen, und was er sprach, es fiel auf den rechten Boden. Die Freudenthränen der beiden ließen

keinen Zweifel darüber aufkommen. Nun ſollten ſie zu dem Geiſtlichen gehen und dort ihr Anliegen kund geben.

Warum hier weiter mitteilen, was doch der Leſer ahnt? Ohne das ſcharfe Dazwiſchentreten des Oberförſters hätte der Diener Chriſti den beiden noch ſchwere Hinderniſſe in den Weg gelegt.

Frieder und Lieſe wurden ein Paar, und trotz aller Armut waren ſie ſo glücklich, zum erſten Male in ihrem Leben glücklich.

An Beſitztum hatten ſie freilich wenig, wer von den Leſern allen hätte wohl in einer, wie Eingangs beſchriebenen Höhle wohnen mögen? Allein arme Leute ſind ja ſo gar wenig anſpruchsvoll. Den ganzen Tag waren Frieder und Lieſe in Gottes freier Luft, geſund waren beide auch, und einen Unterſchlupf, nach der Anſicht der Vermöglichen, beſaßen ſie ja ebenfalls.

Wie mancher, der einmal in eine ſolche Wohnung tritt, ſpricht leichthin von Lumpenpack, und wie wenige nur ſind es, die ahnen, was hier ihre Pflicht wäre.

Ein halbes Jahr nur lebten die Lieſe und ihr Frieder miteinander, da kam der verhängnisvolle Morgen. Dann kam die Gerichtskommiſſion, und ſie hat damals nichts gefunden. — Andere Zeiten, andere Menſchen, vielleicht findet heute doch der eine oder der andere Leſer in dieſer Geſchichte etwas.

Artus und Ginevra.

516—1895.

Von Eugen Oswald.

(London.)

Hic jacet Arthurus
Quondam rex, rex futurus

ward auf einen alten Grabſtein geſchrieben, der ſich in der älteſten engliſchen Abtei, Glaſtonbury in Somerſet, vorfand, wo auch die ſchöne Roſamunde, nach des Lebens Freud' und Qual, ein Grab fand. Rex futurus, denn auch er, ſo ſagte der Volksmund,

iſt niemals geſtorben

und

wird einſt wiederkommen,

wie unſer Barbaroſſa*). Freilich, daß er eben dort begraben ſei, ſcheint ſich auf den erſten Blick nicht mit der Sage zu reimen, daß er, durch ſeinen Neffen Modred**) ſchwer verwundet, von drei Königinnen nach der Inſel Avalon geführt ward, dort ſeine Heilung zu erwarten, wie uns Tennyſon die Tradition wieder erzählt hat, die fernhin an den verwundeten Amfortas erinnert. Auch mit den andern Traditionen läßt es ſich nicht vereinigen, nach denen er in einem Berg oder

unterird'ſchen Schloſſe
bezaubert
zum Schlaf ſich hingeſetzt,

bis das löſende Wort geſprochen, die löſende That gethan werde. Ob das nun im Vorgebirg Cadoir-Arthur in Südwallis ſei, oder in den ſchottiſchen Gildon-Hügeln, oder in Sicilien, im Aetna, — wohin wohl die normänniſchen Abenteurer die welſche Geſchichte eingeſchleppt — oder bei Richmond in Yorkſhire, welch letztere Verſion erſt neuerdings von Alfred Nutt an das litterariſche Tageslicht gezogen wurde***). Volksſagen und Chroniſten ſtoßen ſich gar wenig an ſolchen Varianten oder Widerſprüchen, und als König Heinrich der Zweite von England, der auch gar viel von ſeinem Ehegemahl und ſeiner Familie zu leiden hatte, nach der Abtei Glaſtonbury kam, erkannte er gar bald an der Grabſchrift die Ruheſtätte Arthurs. Er ließ ſie öffnen, wie einſt Otto der Große diejenige ſeines großen Vorgängers Karl. Und ſiehe da, die ſchöne Ginevra — wie wir, nach italieniſchem Vorgang die Guinevere†) nennen — lag, nach ausgetobtem Sturme, friedlich genug neben dem gekränkten Ehegemahl. „Und ſie hatte goldgelbes Haar," fügt der ſorgfältige Chroniſt hinzu.

Und ſo trat ſie, Ellen Ginevra, die man im gemeinen Leben Fräulein

*) Es giebt Varianten der Inſchrift. So bei Matthew Paris: Hic jacet inclitus Britonum rex Arthurus, in insula Avalonis sepultus. II, 379. Und bei Giraldus Cambrenſis: Hic jacet sepultus inclytus rex Arthurus in insula Avallonis, cum Wennevereia, uxore sua secunda. Der Chroniſt Mattews Paris ſagt ausdrücklich, daß die Inſchrift des aufgefundenen Grabſteines ſchwer zu entziffern. Avalon iſt urſprünglich das überſeeiſche Land ewigen Sommers, wo die Beſucher Arthurs plenitiem omnibus deliciis plenam finden: die Gärten der Heſperiden. — Unter den Scilly-Inſeln findet ſich ein großer und ein kleiner Arthur. Erſt ſpät ſcheint man Avalon mit dem binnenländiſchen Glaſtonbury identifiziert zu haben.

**) Auch Medrod und Mordred.

***) Folk Lore Journal, vol. I, pag. 193. — Auch deſſen Studies on the Legend of the Holy Grail. 1888. pp. 122/3 und 196/99

†) Im Walliſiſchen, noch unbequemer für die deutſche oder ſonſtwie ausländiſche Zunge, lautet der Name Gwenhwyſar. Auch die Form Guanhumara kommt vor; ja, im barbariſchen Mönchslatein, Wennevereia.

Ellen Terry nennt, uns neulich auf dem Lyceumtheater in eben diesem goldgelben Haar vor Augen. War es Zufall? Hatte sie, was doch kaum wahrscheinlich, die Stelle in dem alten Gerald von Cambray gelesen? Hat sie vielmehr durch die Intuition des Genies gefunden, so müsse Ginevras Haar ausgesehen haben? Wie dem sei, diese Einzelnheit fügte sich harmonisch allen andern Einzelnheiten bei in der „alten Geschichte, die doch immer neu bleibt". In Würde und hingebender Anmut, im Kampf widerstreitender Gefühle, in Liebe und Untreue, in Wonne und Herzeleid hat diese hochbegabte Künstlerin einen neuen Triumph gefeiert. Ja, sie war es wirklich, war Ginevra. Sir Henry Irving spielte den Arthur. Herr Comyns Carr hat das Stück für das Lyceumtheater geschrieben. Und die Dekorationen und Kostüme sind sehr schön.

II.

So ist denn Arthur wieder einmal erstanden, wenn auch nicht in vollstem Glanze. Man hat das Buch des Herrn Comyns Carr vielleicht zu wenig günstig empfangen. Man scheint sich zu sagen, was der Kritiker Andrew Lang von Tennysons „tadellosem König" Arthur gesagt: „Aber das ist nicht die Stimme jenes Arthur, den wir gekannt."*) Dabei hat er wohl an Sir Thomas Malory's Arthur gedacht, der allerdings nicht gerade tadellos in der Geschichte erscheint. Und doch hat Herr Carr gewiß den Malory ebensowohl als den Tennyson im Auge gehabt, wie denn hier und da eine Verszeile teilweise dem letztern entlehnt ist. Es fällt eben schwer, bei einer so mythischen Gestalt das Bild zu treffen, welches einem oder dem andern sich eingeprägt, und das von dem eines dritten so abweichend ist. Schillers Jungfrau von Orleans ist wahrlich nicht die des Shakespeare, noch auch die des Voltaire; ebenso ist der Thoas Goethes nicht der des Euripides. War auch Arthur — oder Artus, wie wir den Namen von den Franzosen gelernt haben — überhaupt, wenn alle Legende abgezogen ist, eine historische Person? Eine naive Zeit konnte daran nicht zweifeln. In den sogenannten Gesetzen Wilhelms des Eroberers, einer Kompilation, die in der Form von Dokumenten vorgeführt wird, und in welche mancherlei Legenden eingeflochten sind, kommt auch König Arthur vor, neben Pipin und Karl dem Großen, welche sich als Zeitgenossen Wilhelms darstellen**). Kritischer war Spencer noch nicht im sechzehnten Jahrhundert, aber mit dem siebenzehnten stellt der Zweifel sich ein, und Milton sagt: „Was aber den Arthur betrifft, der im Lied und romantischen

*) In dem Essay, der Oscar Sommers' Ausgabe des Malory begleitet; Band 3, S. 23. 1889/91.

**) E. A. Freeman, History of the Norman Conquest, vol. V, Appendix, pp. 863/71.

Gedicht berühmter ist als in wirklichen Geschichtswerken, — wer er war und ob irgend ein solcher Mann jemals in Britannien geherrscht, so ist das schon früher bezweifelt worden, und mag mit Fug und Recht auch hier abermals bezweifelt werden. So ist es auch ungewiß, wer sein Vater gewesen, und da wir einmal seine Abstammung bezweifelt haben, so mögen wir auch seine Macht bezweifeln." Der Zweifel, dem übrigens bereits Gibbon entgegentrat*), hat bis in unser Jahrhundert fortgedauert, und ist gewachsen. Schließlich hat man doch, wie in Bezug auf Ossian auch, im allgemeinen angenommen, daß der reichen Sagenblüte ein thatsächlicher Keim zu Grunde gelegen, und daß es einen historischen Arthur — oder, wie eine walliſische Überlieferung wirklich sagt, Arthws, gegeben habe**). Und unsere schottischen Freunde, ihre Position auf dem schönen Berge Arthursitz bei Edinburg nehmend und von dort Umschau haltend, haben, da diese wackeren Leute sich nicht gern etwas entgehen lassen, zu ihrer Befriedigung und nicht ohne einige Begründung, nachgewiesen, daß eigentlich Arthur dem südlichen Schottland angehöre***). Wie er von dort sich die Brücke nach dem südlichen Wales, Cornwallis und der Bretagne schlägt, wäre schwer zu sagen. Und doch war das zu jener Zeit uns thatsächlich kaum so schwer, als daß ihn ein Teil der walliſischen und armoricaniſchen Sage nicht nur nach Paris führt, sondern auch mit Hilfe der Scythen, Medier, Babylonier und eines Dutzend anderer Völkerschaften aus allen Zeiten das römische Reich zerstören läßt, — wie dies im welschen „Brut Tyſilio" recht ergötzlich zu lesen.

III.

Wie reich der kleine, kaum sichtbare Keim sich entfaltet! Wie die Sage immer Neues in ihren Kreis zieht, oder das Alte in neuen Formen, neuen Auffassungen, neuen Sprachen wieder vorführt! Da der deutsche Kenner San Marte 1843 den gewaltigen Baum betrachtete, der durch die Jahrhunderte so groß geworden, dünkt es ihm, das Wachstum habe nun längst aufgehört, die Dichtungen des Arthurkreises und der Tafelrunde, welche

*) Decline and Fall. Chapt. XXXVIII.

**) Auch der Historiker Freeman nimmt einen historischen Arthur an, während er bedauert, daß die Legenden so wertlos. Arthur is a real man, but whatever his acts, they could not have been tho acts attributed to him in the legends. The whole thing is valueless. Norman Conquest, Bd. 5, S. 583. — Auch die neue, neunte, Auflage der hinreichend kritischen Encyclopaedia Britannica sagt: There was a real Arthur, one of the last Celtic chiefs in Great Britain.

***) Stuart Glennie: Journey through Arthurian Scotland, 1867, und Arthurian Localities, 1869.

das Mittelalter erfüllten, könnten ferner keinen Nachhall mehr erwecken*). Er irrte sich, der treffliche Beobachter, irrte sich sogar in Bezug auf seine unmittelbaren Zeitgenossen, auf die damals jüngste Vergangenheit. Er übersah, daß Immermann erst zehn Jahre vorher seinen „Merlin" gedichtet, daß er drei Jahre vor dem Erscheinen von San Martes Buch gestorben, uns seinen „Tristan" zurücklassend, wenn auch unvollendet.

Er irrte sich ferner und nicht wenig, indem ihm die nahe Zukunft verschlossen blieb. Der Schleier der Zeit verhüllte ihm Tennysons ‚Königsidyllen' und Wagners Lohengrin, Tristan, Parsifal. Ja, neben diesen Größten haben wir von Neueren noch zu erwähnen: Bulwer-Lyttons dickleibiges Heldengedicht King Arthur**), Wilhelm Hertz's ‚Lancelot und Ginevra'***), Swinburnes Tristram of Lyonesse†), William Morris' ‚Verteidigung der Guinevere'††) u. s. w. Von Herrn Comyns Carr nicht zu sprechen. —

Werfen wir einen Blick zurück auf das Wachsen der Sage. Die Frage, ob Arthur ursprünglich ein Gott gewesen, ob seine Gestalt einer der unzähligen Sonnenmythen entstammt, welche in neuerer Zeit so oft zur Erklärung alter Geschichten gedient, mag billig unerörtert bleiben. Genug, daß sie aufgetaucht ist, und daß sie bejahende Antwort gefunden.

Nachdem wir aber einen historischen Arthur angenommen haben, erscheint es wunderbar, wie sich an ihn und den Kampf der christlichen und teilweise romanisierten Britten gegen die heidnischen Sachsen eine Masse von teilweise ganz fremdartigen Elementen allmählich anschließen. Wunderbar, aber nicht ohne Parallele. Ganz ähnliches ist ja, durch Chronisten und Dichter, dem Andenken Alexanders des Großen und Karls des Großen begegnet. Bei letzteren aber sind die zeitgenössischen Quellen so vollständig, daß es nicht schwer fällt, die Legende loszulösen und das Geschichtliche rein in den Händen zu behalten. In Bezug auf Arthur sind beide in verworren-romantischer Weise unauflöslich verknüpft.

Indes giebt es doch unter den Chronisten einen Zeitgenossen des Arthur. Es ist Gildas, ein Walliser. Er zunächst und zuerst führt uns zu Arthur, ohne doch ihn zu nennen. Aber er erwähnt einer großen und siegreichen Schlacht bei Bath, welche im Jahre seiner, des Chronisten,

*) San Marte (Albert Schulz): Die Arthur-Sage, 1843.

**) 1848/49, und wieder 1870. Der Verfasser war auf dieses Werk besonders stolz, obgleich es weit hinter anderen aus seiner Feder zurücksteht.

***) Hamburg 1860. — Von Charles Bruce ins Englische übersetzt, als Queen Guinevere.

†) 1882.

††) 1892. Defence of Guinevere and other Poems (King Arthur's Tomb — Sir Galohad — The Chapel of Lyonesse etc.).

Geburt von seinen Landsleuten wider die Sachsen geliefert worden. Daraus und aus dürftigen anderen Angaben über seinen Aufenthalt auf dem Festlande hat man die Daten seines Lebens auf 516 bis 570 nach Christus festgesetzt. Eben jene Schlacht bei Bath wird von Nennius, allerdings wohl 250 oder mehr Jahre nach Gildas, in der Reihe von zwölf britischen Siegen erwähnt, und er ist es, der zunächst den Arthur als Heerführer nennt*). Sicher ist also, daß man etwa zur Zeit des englischen Königs Alfred des Großen von einem britischen König Arthur wußte**). Zwischen die beiden genannten Chronisten und vielleicht auch nach dem letzteren fallen eine Reihe von wallisischen Gedichten, in welchen Arthur, Ginevra, Howell erscheinen, und die am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts***) und abermals 1870 von enthusiastischen Wallisern veröffentlicht worden sind. Mehrfach deuten sie nach Armorica, und von dort kommt auch das merkwürdige Buch des „Brut Tysilio", welches die Geschichte Britanniens auf einen fabelhaften Brutus, einen Enkel des Aeneas, und somit auf den trojanischen Krieg zurückführt. Hier erscheint Ginevra als von römischer Herkunft. Keine Anklage wird wider sie erhoben, — das Liebesdrama mit Lancelot wird nicht erwähnt, — ihr und dem Neffen Medrod (oder Modred) übergiebt Arthur die Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit. Es war wahrscheinlich dieses Buch, welches der Archidiakonus Walter von Oxford aus Armorica brachte†), und das eine Hauptquelle für die romantische Chronik des Gottfried von Monmouth ward, welcher nun in den Vordergrund tritt und hinfort einen weitgreifenden Einfluß über ganz Europa ausgeübt hat. Wir nähern uns der Regierungszeit des englischen Königs Heinrich II., des Plantagenet, 1154—1189, und die, nicht immer willige, Verbindung zwischen England und Frankreich

*) Übrigens ist nicht sicher, ob unter dem Namen der Badonensischen Schlacht auf Bath hingewiesen wird. Es werden auch Badbury Hill in Dorsetshire und Bowden in Linlithgow genannt.

**) San Marte, Nennius und Gildas, 1844. — Man sehe nun auch: Nennius Vindicatus von Heinrich Zimmer, 1893, woran sich anschließt: Nennius Restauratus von Duchesne, Chartres 1894. — Über das Buch des Nennius giebt H. Zimmer die Ergebnisse seiner sorgfältigen Forschung, aber soweit es sich um die Arthussage handelt, fügt er der Ausführung San Martes nichts wesentliches bei.

***) Myvyrian Archaiology of Wales. 3 Bände 1801.

†) Obtulit Walterus Oxinofordensis, archidiaconus, vir in oratoria, arte atque in oxoticis historiis eruditus, quendam Britannici sermonis librum svetustissimum, qui a Bruto primo rege Britonum usque ad Cadwalladrum, filium Cadwallonis, actus omnium continue et ex ordine perpulcris orationibus proponebat. . . Codicem illum in Latinum sermonem transforre curavi. Dies sind Gottfrieds Worte, der sich auch sonst auf dieses Werk bezieht.

war damals beſonders enge. Nennt doch Macaulay, mit nicht allzu großer Übertreibung, die Plantagenets franzöſiſche Könige, die auch in England herrſchten. Der Einfluß von Gottfrieds (Geoffreys) Buch war ebenſo augenblicklich als mächtig. Wace, der auf der Inſel Jerſey geboren, übertrug es aus dem Lateiniſchen in franzöſiſche Verſe, bisweilen überſetzend, bisweilen, wie ſchon ſein Vorgänger, Eigenes beifügend, ſei es aus ſeiner Phantaſie, ſei es Legenden, die ihm in der benachbarten Bretagne zur Hand lagen. An Heinrichs Hofe ſetzte Walter Map (oder Mapes) das Werk fort. Er war ein Kleriker, Diplomat und Richter, teilweiſe in Paris gebildet. Sein Freund Gottfried von Monmouth forderte ihn auf, „etwas als Philoſoph und Dichter" zu ſchreiben; wie jener war er kymriſcher Abkunft. Er führte in die Arthurſage die Legende von Joſeph von Arimathea und dem heiligen Graal ein. Daß dieſe bibliſche Perſon die Schale, deren ſich Jeſus bei Einſetzung des Abendmahls bediente, und die nachher das Blut des Gekreuzigten auffing, gerade nach Weſtengland brachte, wo er zu deren Bewahrung und Verehrung das Kloſter Glaſtonbury gründete, darf uns in jener Wunderwelt nicht allzuſehr in Erſtaunen ſetzen. Unternahmen doch die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande die lange Reiſe nach Köln am Rhein, nur um ſich dort begraben zu laſſen. Urſula und ihre elftauſend Jungfrauen eilten ebendahin, von wegen dem Schutze der Keuſchheit, der damals dort zu finden. Und der weniger heilige Pilatus wanderte nach der Schweiz und ſtieg auf einen hohen Berg, bloß um ſich zu ertränken, was er doch im See Tiberias oder im Mittelmeer viel bequemer haben konnte. Genug, hier ward der Graal zum Gegenſtand einer keltiſchen Legende, noch ehe vom Mont Salvatſch die Rede. Ein Zeitgenoſſe des Walter Map war der Franzoſe Robert de Barron, der wirklich oder angeblich nach der lateiniſchen Handſchrift eines frommen Einſiedlers arbeitete. Er lieferte auch einen Roman von Merlin, deſſen Prophezeiungen übrigens ſchon Gottfried von Monmouth überſetzt hatte. Von Walter Map aber ſcheinen der Roman Lancelot vom See, die Fahrt nach dem Graal und der Tod des Artus zu ſtammen. Ihm folgt in England Lucas de Gaſt mit dem erſten Teil des Triſtan. Der zweite Teil wurde ſpäter in Frankreich von Helie de Baron*) beigefügt, welcher ein Zeitgenoſſe des engliſchen Layamon war, der, zuerſt unter Heinrich III., die franzöſiſchen Verſe des „Brut" von Wace ins Engliſche überſetzte und erweiterte, indem er das Werk zu ſeinem doppelten Umfang ausdehnte**), und ſo die walliſiſche, keltiſche Tradition dem ſächſiſchen Engländer heimiſch und mundgerecht machte.

*) Nicht mit Robert de Barron zu verwechſeln.

**) Von 15300 Verszeilen auf 32250.

Indessen war in Frankreich der verlorene Guyot oder Kiot*) erstanden, und nach ihm Chrestien de Troyes.

Ob diese französischen Dichter ihren Stoff aus der Bretagne bezogen, wie San Marte glaubt, oder aus Walter Map, wie dem englischen Litterarhistoriker Henry Morley glaubhaft scheint, stehe dahin. Bei der sehr nahen Berührung, welche, wie oben angedeutet, damals zwischen Frankreich und England bestand, mögen beide Quellen dem Chrestien zugeflossen sein. Durch ihn verbreiteten sich die Sagen von Artus, der Tafelrunde, dem Graal nun ost- und südwärts, erreichten sogar den skandinavischen Norden. Auf diesen Franzosen nun beruhen unser Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von der Aue und deren geringere Genossen. Auch in Wales selbst und der Bretagne stand die Schaffung nicht still. Hartmanns Löwenritter hat seinen Doppelgänger dort, der mit vielem andern auf den Sagenkreis Bezüglichen von Lady Guest in dem „Mabinogion“**) herausgegeben und von San Marte besprochen ist. Wie sehr die ursprünglich nordischen Gestalten als Realitäten in das Italienische eingedrungen, zeigt beispielsweise Dante im Inferno***). Und noch später ist das Denkmal für Kaiser Maximilian in Insbruck, an dem u. a. die Gestalten des Theodorich und Artus†) Wache halten, ein Beweis für die ungeschwächte Lebenskraft, die den Schöpfungen der celtischen Sage beiwohnte. Indessen flüchtete sie sich in Frankreich in Prosaberichte. Und aus solchen schrieb Sir Thomas Malory gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts seinen Morte Darthur zusammen, welcher 1485 von Caxton als eine der ersten englischen Früchte der Buchdruckerkunst herausgegeben wurde. Hiermit war diejenige Form des Cyklus erreicht, in welcher er der englischen Lesewelt für die nächsten beinahe vierhundert Jahre am mundgerechtesten geblieben ††). Es ist eine lange Geschichte, und teilweise recht verworren, in einer ewigen Jagd nach Abenteuern. Wäre das Buch dem Pfarrer und dem Barbier des

*) Wenn er überhaupt existiert hat, und nicht zu stilistischer Verbrämung und dann zu polemischen Zwecken erfunden worden ist, wie Einige glauben.

**) The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts, by Lady Charlotte Guest, 1838, u. flgde. Neueste Auflage 1870.

***) Artù. XXXII, 61/62; Tristano, V. 67; und die Hinweisung auf Lancilotto, v. 85.

†) Man vergleiche damit Ulrich Fütterers Prosaroman von Lanzelot, nach der Donaueschinger Handschrift herausgegeben von Arthur Peter. Litter. Verein, Stuttgart, 1885, und des Herausgebers Aufsatz über die deutschen Prosaromane von Lanzelot in der Germania 1883. Den Malory scheint er nur dem Namen nach zu kennen, s. S. 131. — S. auch Reinhold Spiller, Studien über Ulrich Fütterer, in der Zeitschrift für deutsches Altertum. 1883. S. 262/94.

††) Arthur, König von England, sagt die Inschrift auf dem Postamente der Bildsäule.

Cervantes in die Hände gefallen, es möchte kaum dem Scheiterhaufen im Hofe entgangen sein. Lärmen und Gefecht ist gar viel in diesen zahlreichen und oft öden Kapiteln, aber gar wenig Charakterzeichnung, — es sei denn in soweit es sich um die reizende Ginevra handelt; oder auch um die zarte Elaine, the fair maiden of Astolat.

IV.

Das neue Drama des Herrn Carr wird durch ein Vorspiel eingeleitet. Noch ehe der Vorhang aufgeht hört man den sanften Gesang der Seejungfrauen. Ein außerordentlich schönes Bild — der berühmte Maler Sir Edward Burne-Jones hat die Dekorationen gezeichnet — öffnet sich vor uns: Felsengegend, einen See umschließend, Mondlicht. Der Zauberer Merlin erscheint mit Arthur, als jungem Ritter, — als welcher sich Henry Irving sehr vorteilhaft darstellt. Jener enthüllt dem Pflegesohn seine wirkliche Herkunft; als Sohn des Königs Uther Pendragon sind ihm hohe Geschicke bestimmt. Aus den Wellen steigt das wunderbare Schwert Excalibur hervor, Sieg versprechend. Im Hintergrund zeigt sich die Vision der schönsten Frau, — ihr stummes Vorüberwallen erinnert außerordentlich an die Erscheinung Gretchens in der Blocksbergsscene des Lyceums. Ginevra, die welsche Frau römischer Abkunft*), wird der schmuckblitzenden Scheide des Zauberschwerts verglichen, unendlich kostbar. Merlin unterläßt nicht zu warnen, daß in Liebe Leid, die Seejungfrau verkündet dunkel das Ende in Avalon. Aber mutig ergreift Arthur das dargereichte Schwert, auch zur Werbung des versprochenen Weibes entschlossen.

Der erste Aufzug spielt in den Hallen zu Camelot, dem Sitze des siegreichen aber schon alternden Königs, in dessen erst sturmbewegtes Reich mit der Königin Ginevra eine kurze Zeit des Friedens eingezogen. Noch ruhen die drohenden Elemente. Aber des Königs Schwester Morgan la Fay und deren Sohn Modred, die sich zurückgesetzt glauben, befinden sich am Hofe, ungefürchtet vom ahnungslosen König. Nur von einem, der im Mai geboren, kann ihm, so verkündet Merlin, Gefahr drohen; das ist Modreds Fall. — Lancelot kommt von einem Zuge zurück. Andere Ritter der Tafelrunde, ihn bewillkommend, erzählen ihm von einer Vision des heiligen Graal, die in seiner Abwesenheit stattgefunden. Während sie sprechen, verkündet Donner eine zweite Erscheinung, die nun wirklich im Hintergrunde stattfindet. Das erinnert an die erste Scene des Hamlet, das erzählte Erscheinen

*) Uxorem duxit nomine Guenhumaram, ex nobile Romanorum genere procreatam. Haec .... totius insulae mulieres pulchritudine superabat. Des Matthiew Paris Chronik. I, 237.

des Geiſtes und dann ſein wirkliches Auftreten: „see where it comes“. Auch in dieſer zweiten Erſcheinung wird der Graal, im Hintergrund unter rötlichem Licht von einer Engelsgeſtalt vorbeigetragen, nur verhüllt geſehen. Aber hundert Ritter geloben auszuziehen, den Graal zu ſuchen. Parcival führt ſie. Lancelot will ſich ihnen anſchließen, um der Verſuchung zu entgehen, in welcher er ſich durch ſeine noch ungeſtandene Liebe zur Königin verſtrickt fühlt. Arthur, der ihn brüderlich liebt, will ihn zurückhalten. Guinevere aber, die von Arthur geliebt wird, aber durch das geſchäftige Leben des Herrſchers ſich vernachläſſigt fühlt, iſt auch ihrerſeits heimlich dem Lancelot geneigt*), der einſt im Auftrag Arthurs ſie aus ihres Vaters Haus zur Vermählung geleitet hat. Elaine kommt an den Hof, ſie war von Lancelot geliebt, hat den Verwundeten gepflegt, iſt von ihm verlaſſen. Nun ſoll die Königin vermitteln, und in den zart gehaltenen Geſprächen wird ihr Lancelots Geheimnis mählich klar. Elaine wünſcht, daß Guinevere den Lancelot von der Graalfahrt zurückhalte, und da in der folgenden Scene mit Lancelot die Wahrheit der gegenſeitigen Liebe ſich der Königin wie dem Ritter aufdrängt, giebt ihrerſeits der Wunſch, den Geliebten in ihrer Nähe zu behalten, der Überzeugung Raum, daß es beſſer für beide, er gehe. Die Ritter draußen bereiten ſich zum Abzug, begleiten aus der Entfernung durch ihre Hymnen den Streit der Gefühle, ziehen vor den König, ſich zu verabſchieden. Die Scene iſt ſehr ſchön: Arthur auf dem Throne, Guinevere zu ſeiner Seite, reich geſchmückt, neben ihr, in Liebesharren und Kummer, die verlaſſene Elaine, Parcival vor dem Throne knieend, Merlin dunkle Orakelſprüche verkündend, Lancelot wegſtrebend, Arthur ihn feſthaltend, — die letzte Entſcheidung endlich der Königin zugeſchoben. Vergeblich ſträubt ſie ſich; als Ehegattin giebt ſie den Willen des Königs als den ihren. Der König iſt befriedigt. Nur Elaine iſt hoffnungsvoll. Das Schickſal ſiegt. Die ſchwarzen Fittiche des kommenden Unterganges ſchweben über Allen.

Im zweiten Aufzug hält Guinevere ein Maifeſt. Wir ſind an und auf dem Abhange eines Hügels im Walde, in dem blühende Hagedornbüſche, welche der Engländer gerne May nennt, überreich blühen. Auch dieſe Scene iſt ein Triumph der Dekorationsmalerei. Hier wird nun viel von Liebe und Blumen geſagt und geſungen; und die Maſſe ſchmucker Mädchen macht einen heiteren Kontraſt mit der vorhergegangenen Scene, in der die Bühne von einer Maſſe geharniſchter Männer angefüllt war. Alles ſcheint nun Glück und Frieden. Auch ein bißchen Narretei wird ein-

*) Bei William Morris, deutet Guinevere ihr Verhältnis zum Gatten ſo an: . . I was bought by Arthur's great name and his little love. — The Defence of Guinevere. 1892.

geführt, in der Art, in welcher moderne englische Dramatiker sich verpflichtet glauben, den Shakespeare nachzuahmen. Zwischen drin aber hören wir — hört nicht Guinevere — das Unheilkrächzen des Merlin, vernehmen wir, daß Morgan die Scheide des Schwertes Excalibur gestohlen und in den Waldsee versenkt hat, womit der Untergang des Eheglückes des Arthur angezeigt wird. Nicht genug: die Gespräche Modreds mit seiner Mutter machen uns mit dem Umstand bekannt, daß Arthurs Feste Caerleon von seinen Feinden Ryons und König Marke*) belagert ist und dringend um Entsatz gebeten hat. Aber Modred, der mit jenen im Bunde, hat den Boten ermordet, und Arthur bleibt auch in dieser Sache blind. Eine überaus anmutige Liebesscene bei einbrechender Dunkelheit und Gewitter zwischen Guinevere und Lancelot schließt den Akt. Aber die Fülle des Liebeswaltens wird von Modred und seiner Mutter belauscht, und sie haben nun eine vergiftete Waffe gegen die verhaßte und doch auch von Modred geliebte Königin, gegen Lancelot und gegen Arthur selbst.

Im dritten Akt kehren wir in die Halle zu Camelot zurück. Ritter der Tafelrunde, mit ihnen Lancelot, erfahren die Ermordung des Boten von Caerleon. Lancelot fordert den Modred auf, mit ihm zum König zu eilen, der Verschwörer verhindert dies; da Arthur ermüdet, könne die Sache bis morgen warten. Dann aber mag Caerleon gefallen sein. Da Lancelot stürmischer wird, läßt Modred die Maske fallen. „Ja, ich hab' ihn getötet. Nun ist Arthurs eigenes Leben bedroht, nach seinem Tod soll Guinevere ganz dein gehören; ich kenne eure Heimlichkeit, geh' nur zum König, meld' ihm, wie die Dinge stehen; dir und der Königin ist der Tod gewiß." So hat er den Lancelot für den Augenblick entwaffnet. In dem folgenden Auftritt mit Guinevere aber, inmitten der Verzweiflung, mahnt ihn diese, vor allem und um jeden Preis seine Vasallenehre zu retten. Ehe noch eine Entscheidung ausgeführt werden kann, wird der Tod der schönen Elaine gemeldet, die am Liebesgram gestorben. Ihr Leichenzug tritt ein; — er erinnert an den Ophelias. Der Brief in der Hand des Leichnams:

> ‚I that was named Elaine of Astolat,
> Whose mortal love for Lancelot passed all measure,
> Seeing he loves another, choose to die'

wird gelesen. Er versetzt die Königin in höchste Aufregung, dann in Ohnmacht. Sie wird abgeführt. Die Verschworenen benutzen ihre Abwesenheit, den König mit geschickter List zum Zweifel an seiner Gattin aufzuregen. Lancelot

*) In anderen Fassungen der Sage haben sich die heimischen Feinde Arthurs mit den heidnischen Picten und Sachsen verbunden, der Schauplatz wird nach Cumberland verlegt, und man liest Carlisle statt des wallisischen Caerleon.

kommt, kniet an der Bahre; auch er lieſt den Brief, leugnet die Anklage. Aber Guinevere, erſt ungeſehen eintretend, tritt zwiſchen die Aufgeregten und geſteht. Arthur, der lange den mit dunkeln Andeutungen Einſtürmenden Widerſtand geleiſtet, iſt zerknirſcht. Vergeblich will er Lancelot töten, er hofft es thun zu können, wenn dieſer, nun verbannt, ſich im Kampfe den Feinden angeſchloſſen. Dann wünſcht er noch einen Augenblick mit Guinevere allein zu ſein. Die Scene iſt rührend:

Guinev.: . . . . . And must I live?
Arth.: It is too late to die.
Guinev.: Too late! too late!
Arth.: Ay; would Death's marble finger had been laid
On those sweet lips, when first they linked with me.

Die ſchmerzenvolle Rede des Königs zu der Gemahlin, die zu ſeinen Füßen liegt, wird durch eindringende Ritter unterbrochen, der treue Gawain voran, welche die Gefahr melden, in der die Feſte Caerleon. Modred, der unentdeckte Verräter, will den Entſatz führen. Aber Arthur ſelbſt, aus ſeiner Zerknirſchung ſich erhebend, ſtellt ſich mit gezogenem Schwert an die Spitze der Ritter, dem Modred die Bewachung der Königin überlaſſend.

In dieſen letzten Scenen verdient Irving großes Lob; er malt die wechſelnden Gemütserregungen mit vieler Wirkung. Es ſind beinahe die einzigen in dem ganzen Stücke, in welchen ihm Gelegenheit wird, ſich auszuzeichnen, da ſonſt die Glorie der Darſtellung dem Fräulein Terry zufällt.

Im fünften Akt befinden wir uns zunächſt in Guineveres Gefängnis. Zu ihr kommt, nach einleitenden Scenen, Modred mit der falſchen Kunde, daß Arthur vor Caerleon gefallen, und zwar durch Lancelots Schwert. Er ſelbſt zeigt ſich als der neue König an und wird durch die Zurufe der Ritter außerhalb der Scene als ſolcher begrüßt. Der Guinevere bietet er Freiheit, Ehe und den Thron. Sie verwirft ihn*). Nun läßt er ſeinem Haß die Zügel ſchießen. In der großen Halle zu Camelot wird Guinevere als Verräterin zum Feuertode verurteilt, ihr aber freigeſtellt, einen Vorkämpfer zum Gottesurteil aufzurufen. Aber vergeblich wendet ſie ſich an die verſammelten Ritter, einſt die Ritter Arthurs. Die Scene erinnert an die entſprechende im Lohengrin. Im letzten Augenblick eilt ein unbekannter

*) Soweit in Malory. Aber dort verwirft ſie den Antrag nicht eigentlich, zögert nur mit der Erfüllung und erlangt Erlaubnis, nach London zu gehen und das Nötige zur Hochzeit einzukaufen. Aber in London angekommen, eilt ſie in den Tower, verproviantiert ihn und bietet dem neuen König Trotz, veranlaßt auch den Biſchof, den Fluch über ihn auszuſprechen. Daraus macht ſich der verruchte Modred gar nichts, er vertreibt den Biſchof und belagert die Guinevere im Tower. Seine Stürme ſind vergeblich, obwohl er shot great guns. Unterdes kommt Arthur aus Frankreich zurück, und die Schlacht bei Dover findet ſtatt. Morte DArthur, Buch 21, Kapitel 1.

Ritter herbei, in schwarzer Rüstung, mit verschlossenem Visier. Aber Guinevere wird abgeführt. Das Visier wird gelüftet: man erkennt den tot geglaubten Arthur. Es kommt zum Kampfe mit Modred. Dem Maigeborenen gegenüber versagt die Stärke Excaliburs. Arthur ist zum Tode verwundet. Er übergiebt das Schwert, wie bei Tennyson, dem Ritter Bedevere, damit dieser es in den See zurückwerfe. Noch wird ihm berichtet, daß Guinevere nicht getötet, daß Lancelot sie befreit, ihn gerächt, den Modred erschlagen habe. Guinevere und Merlin stehen ihm zur Seite, da er das Leben aushaucht. Bei verdunkelter Bühne sieht man im Hintergrunde die Barke, auf der die drei Königinnen, wie bei Tennyson, den König ohne Furcht und ohne Tadel nach der Insel Avalon führen.

V.

Der letzte Aufzug scheint wenig gelungen. Hier sind die Ereignisse meist bloß äußerlich und allzu gehäuft. Er spricht zu einem, wie eine mittelmäßige Arbeit eines von Alexander Dumas' Helfershelfern. Dabei weiß man bei all diesem Mord und Totschlag noch nicht einmal, was aus Guinevere und Lancelot wird, — was doch bei Tennyson und noch mehr bei Malory ganz klar ist. Aber der gegenwärtige Dramatiker hatte keinen Raum zur Erklärung, und so mag er sich mit der neuen, von Ibsen beliebten Mode entschuldigen, die uns ja so oft im Zweifel läßt, was aus den Leuten wird.

Man hat das Kostüm getadelt. Für den Lear hatte sich Irving eines ersonnen, das altbritisch, mit Resten römischer Sitte, sein sollte, und für die Zeit nach dem Abmarsch der Römer und vor der Überwältigung durch die Sachsen sich wohl als passend empfahl. Vielleicht wäre das auch für Arthur richtig, wäre nicht das mittelalterliche Element des Ritterwesens so entscheidend in die Sage eingedrungen. Wo der Stoff so durchaus anachronistisch, scheinen auch Anachronismen in Kostüm erlaubt, ja notwendig.

Auch die häufige Vertauschung von Britons und Britannia für Englishmen und England ist aufgefallen. Sie scheint nicht ganz unberechtigt. Denn wenn auch der historische Arthur und die frühesten Balladen und Sagen, welche sich an ihn knüpften, ohne Zweifel nur den christlichen Celten gegenüber dem heidnischen Sachsen im Auge hatten*), so ist doch

*) Ein deutscher Schriftsteller spricht in Bezug auf diese Kämpfe von dem „Nationalbewußtsein der Celten vor ihrer völligen Vernichtung". Es ist ein trübseliger Irrtum, der im vorigen Jahrhundert und bis in dieses sich auch in englischen Schulbüchern breit gemacht hat. Schon Gibbon hat ihn widerlegt, und seither Hallam. Dennoch ist er bei zwei neueren Schriftstellern wieder aufgetreten. In Wales sitzen die Celten ja in hellen Haufen; im ganzen übrigen England, wenn auch am schwächsten an der Ostküste, ist ihr Blut mit dem germanischen vermischt.

auch ſicher, daß der Boden, auf dem die fabelhaften Ereigniſſe ſich abſpielen, immer mehr und mehr erweitert, endlich auch England erfaßt, wie die Sagen ſelbſt den engliſchen Geiſt. Es ſcheint kein Zufall, daß Prinz Geoffreys Sohn, deſſen Ermordung ſeinem Onkel König Johann ohne Land ſchuld gegeben ward, den Namen Arthur erhielt, der vorher ſich nicht wohl unter den Engländern findet. Geoffrey war Heinrichs II. Sohn, und wir haben oben angedeutet, wie gerade unter ſeiner Regierung das Buch Gottfrieds von Monmouth die Arthurſage bei den Engländern bekannt machte und auf den König ſelbſt einen großen Eindruck hervorbrachte. Der Name bleibt noch auf langehin ſelten. Aber gleichzeitig mit Malorys Neubearbeitung der Sage tritt er wieder auf: es erhält ihn jener älteſte Sohn Heinrichs VII., Erbprinz Arthur, der die ſpaniſche Prinzeſſin Katharina heimzuführen beſtimmt war, die, als Witwe, die unglückliche Gattin Heinrichs VIII. wurde. Man iſt berechtigt, anzunehmen, daß in beiden Fällen das am Hofe beliebte Buch die Wahl des Namens beeinflußte, der im übrigen auch nachher ſelten vorkommt, bis er 1769 — es iſt die Zeit von Percys Reliquers, die 1765 erſchienen — bei der Taufe Arthurs, des nachherigen Herzogs von Wellington, nochmals ſich zeigt, durch den erſt er in häufigen Gebrauch kam. Gottfried, Malory, Percy — auch ſo habent sua fata libelli. Aber auch bei der großen Maſſe des Volkes drang die Arthurſage ein, ſeit der oben erwähnte Layamon ſie der engliſchen Zunge zurechtgelegt. Davon ſind Zeugen eben die Balladen, die Percy geſammelt. In Chaucer finden wir König Arthur*). Als Prinz Arthur füllt er Spencers langatmiges Gedicht**). Auch in Shakeſpeare treten uns König Arthur und die Tafelrunde entgegen***); ſie nehmen ihren Platz unter den engliſchen Volksbeluſtigungen ein; es haftet ihnen nichts ausländiſches mehr an. Ein gut Stück Malory war in den Volksmund übergegangen, und Arthur wurde neben den urſprünglich-engliſchen Volkshelden Robin Hood geſtellt. So völlig ward nun die Arthurſage auf England übertragen, daß

*) Largesse that worthy was and wise,
Held by the hand a knight of prise.
Was sibbe to Arthour of Breteigne. Romaunt of the Rose. Ferner im Eingang zu the Wife of Bath's Tale.

**) I chose the Historye of King Arthur. — I labour to pourtraict Arthure before he was King, the image of a brave knight. Auch in ſeiner politiſchen Schrift A View of the State of Ireland erſcheint Arthur als hiſtoriſche Perſon. Works, ed. Payne Collier. Band 5. Seite 349 50.

***) Henry IV. Part II., 2,4 und 3,2. — So auch eine alte Handſchrift: Auncient order, societie and unitie of Prince Arthur and his knightly armoury of the Round Table, with a threefold assertion friendly in favour and furtherance of English Archery at this day. 1583, 4°.

ihre Helden auf ihren Abenteuern nach Wincheſter, London, Weſtminſter, St. Albans, Canterbury fahren, ohne daß irgend einer dieſer Orte als fremdländiſches Gebiet betrachtet würde. Arthurs Caerleon heißt auch das cumberländiſche Carlisle. Sein Camelot wird ausdrücklich als Wincheſter bezeichnet. Auch wird nach Arthurs Tode Conſtantin zum König von England, nicht zum König der Britten, erwählt.

Demnach hätte Herr Carr ſehr wohl die Namen Britons und Britannia wählen können, wenigſtens abwechslungsweiſe. Er brauchte ja nur an ſein Rule Britannia zu denken.

Was er auch wirklich gethan hat. Und indem er, in Worten, mit dem Waſſer des Sees und der See ſpielt, und da heutzutage die öffentliche Aufmerkſamkeit ganz beſonders auf die Notwendigkeit der Seemacht und die Vergrößerung der Flotte gerichtet iſt, ſo muß Arthurs Schwert Excalibur, das aus den Wellen des Sees [bei Tennyſon the mere] kommt und dahin zurückkehrt, zur Ermahnung dienen, daß

England's sword is in the sea.

Ähnliche patriotiſche Mahnungen ſind über das Buch zerſtreut. Es ſchadet ja nichts, kann vielleicht nützen. So hat auch Shakeſpeare im „König Johann" an die kurz vorhergegangene Bedrohung Englands durch die ſpaniſche Armada angeknüpft, und man billigt den Anachronismus noch heute und freut ſich der patriotiſchen Mahnung. Derartiges gefällt der Gallerie, und nicht bloß ihr. Wenn es aber allzu oft vorkommt oder allzuſtark aufgetragen wird, nennt man es hier ‚Jingoismus', und auf undeutſch ‚Chauvinismus'!

Die nationalökonomiſchen und ſozialpolitiſchen Ferienkurſe in Berlin.

Von Adam Alten.

(Jena.)

Anfang Oktober dieſes Jahres wurde in England nach dem Muſter der „École Libre des Sciences Politiques" in Paris und des „Columbia College" in New-York, „The London School of Economics and Political Science" eröffnet, und zur ſelben Zeit hatte auch der „Verein für Sozial-Politik," der langjährige eifrige und beſonnene Förderer allgemeineren Verſtändniſſes geſellſchaftlicher und wirtſchaftlicher Zuſtände in Deutſchland, es unternommen, während zweier Wochen in Berlin nationalökonomiſche und ſozialpolitiſche Ferienkurſe abzuhalten.

Sind wir also auch noch immer um einen großen Schritt hinter Frankreich, Amerika und England, die permanente Lehranstalten für diese Zwecke besitzen, zurück, so ist doch das Unternehmen, auf wissenschaftlicher Basis derartige Kurse zu veranstalten, mit Freuden zu begrüßen.

Zuerst hatte bei uns der „Evangetisch-Soziale Kongreß" sich des überall-hervordrängenden Bedürfnisses nach volkswirtschaftlicher und staatswissenschaftlicher Belehrung angenommen und an verschiedenen Orten, vor zwei Jahren auch in Berlin, evangelisch-soziale Kurse abgehalten.

Naturgemäß waren diese nur von begrenzter Bedeutung.

Der erste Versuch eines von konfessioneller Propaganda losgelösten Unterrichtskurses wurde im April dieses Jahres in Halle gemacht.

Zweifellos kann das Berliner Unternehmen, trotz vieler Mängel im einzelnen, als ein Fortschritt in diesem Entwickelungsgange bezeichnet werden, und ich möchte es deshalb zunächst einer Vergleichung mit dem Hallischen unterziehen. Dort bestand das Komité, dessen Vorsitzender Pastor Dr. Lorenz war, aus nur zwei wissenschafttichen Nationalökonomen. Die übrigen Mitglieder desselben waren Universitätslehrer anderer Doktrinen, Geistliche, Industrielle u. a. m. Hier waren in der Kommission des Ausschusses des Vereins für Sozialpolitik ausschließlich Fachgelehrte, unter der Leitung Gustav Schmollers. Dies hatte zunächst die gänzliche Lostrennung des Unterrichtskurses vom Evangelisch-Sozialen Partei- und Agitations-Programme zur glücklichen Folge, wenngleich Herr Immanuel Böiter bei der Eröffnung einer Versammlung der Freunde der Evangelisch-Sozialen Sache unter den Kursusbesuchern in schön gesetzter Rede uns mit der ihm eigenen Affektation ausführte, daß sich zwischen dem Verein für Sozialpolitik und dem Evangelisch-Sozialen Kongresse ein inniges Kartellverhältnis herausgebildet habe. Leider blieb diese dreiste Bemerkung, da kein einziger gelehrter Vertreter des Vereins für Sozialpolitik zugegen war, unwidersprochen.

Auch die Stoffbehandiung hatte im allgemeinen in Berlin durch die Ausscheidung von Nichtfachgetehrten bedeutend an Objektivität gewonnen, obwohl das Niveau ein recht verschiedenes war, auf daß die einzelnen Docenten ihre Vorträge gebracht hatten. Aber es gab hier keine Juristen, die sich bemüßigt fühlten, die Ausführungen ihres Vorredners tächerlich zu machen und Personen anstatt Theorien anzugreifen. Wenn auch schließlich jeder nur sein Steckenpferd ritt, so waren es doch lauter Etitereiter, die präsentiert wurden, und keine rhetorischen Klopffechter wie z. B. der hallische Professor Stammler, der ohne Zweifel ein allgemein-gebildeter und geistreicher Jurist, aber eben weiter nichts ist, und dessen fachwissenschaftliche Unkenntnis — er sprach s. Z. über die Theorie des modernen Sozialismus, — fast naiv wirkte.

Die Themata selbst waren allerdings in Halle weit besser gewählt, entsprachen vielmehr dem aktuellen Bedürfnisse, waren praktisch eingreifender und packender. Hier wurde meist viel zu weit ausgeholt für die kurz bemessene Zeit, zu viel theoretischer und historischer Ballast mit herumgeschteppt, und so kam es, daß eine Reihe von Vortragenden für unsere Zeit und die schwebenden Tagesfragen, die sie behandeln wollten, nur die 10 Minuten übrig behielten, die sie über den Glockenschlag der letzten Unterrichtsstunde lasen. Natürlich liegt die alleinige aber große Schwierigkeit dieser Kurse darin, vor solcher gemischten Zuhörerschaft in knappen Zeitgrenzen den Grundriß einer Disziptin zu geben, das Wichtige von dem Nebensächlichen zu scheiden, nur das Notwendige, aber dies auch vollständig und klar hervortreten zu lassen, und vor allem über die praktischen Fragen der Gegenwart, die jedem einzelnen der Hörer Gedanken machen, wissenschaftlich und doch allgemein verständtich sich auszulassen. Das müssen,

wie ich schon früher ausführte, unsere Professoren eben erst lernen, und deshalb halte ich diese Kurse auch für die Vortragenden für ungemein erziehlich. Es ist leider eine Thatsache, daß die bedeutendsten Gelehrten die schlechtesten Lehrer sind. Der deutsche Professor hält es im Allgemeinen für unter seiner Würde, sich mit Pädagogik zu beschäftigen; und geborene Pädagogen sind selten.

Aus diesem Grunde war es meines Erachtens auch ganz richtig, daß man sich zunächst vornehmlich an das akademisch gebildete Publikum wandte. Dem Handwerker und Industriearbeiter würden diese Vorträge nichts gesagt haben, obgleich ich durchaus nicht deren Auffassungsgabe unterschätze. Aber diese Leute beschäftigen sich ja schon längst auf ihre Weise mit den Sozialwissenschaften; sie schöpfen nicht aus erster, ja manchmal aus recht trüber Quelle, und doch sind sie darauf angewiesen, so lange unsere Gelehrten in der gemeinsamen Muttersprache sich ihnen nicht verständlich zu machen vermögen. Man möge sich deshalb, vorerst wenigstens und gewissermaßen zur Übung, nur immer an die sogenannten gebildeten Kreise wenden und versuchen, ihnen Interesse und Verständnis für das einzuimpfen, was unsere Zeit der gewaltigen Spannungen und Konflikte bewegt. Man hat dann schon ein löbliches Werk gethan, wenn man dazu beitragen hat[f] die Kluft zu überbrücken, die heute die Gedankenwelt der Besitzenden und Besitzlosen jäh und tief trennt.

Bei den Diskussionsabenden herrschte, was mich sympathisch berührte, der Volksversammlungston weniger vor, als in Halle; die ernsten Räume der Alma mater schienen auch die widerstrebenden Elemente in eine gewisse akademische Form zu zwingen. Doch daß viel beim Diskutieren herausgekommen sei, möchte ich nicht behaupten. Die Docenten standen allermeist zu sehr auf dem Standpunkt, daß sie um jeden Preis Recht behalten müßten und wollten zu wenig hören und belehren. Wenn ich die Vorträge im einzelnen kurz charakterisieren soll, so muß ich vorweg bemerken, daß nach meinem Dafürhalten die Docenten der ersten Woche ihrer pädagogischen Aufgabe weit mehr gewachsen waren, als die der zweiten, welche eine zahlreichere Zuhörerschaft angezogen hatten. Am angenehmsten berührten die Vorträge Professor Conrads, der über Bevölkerungswesen, Kolonien und Auswanderung sprach. Ihm kamen unbedingt seine Erfahrungen aus Halle zu statten, denn seinen geschickt gewählten und elegant und eindringlich vorgetragenen Auseinandersetzungen und praktischen Vorschlägen wurde wohl die unbestrittenste Anerkennung zu teil. Er kam zu dem Schlusse, daß die Auswanderung jedenfalls einen großen Verlust bester Arbeitskraft und bedeutenden Kapitals bedeute; daß sie daher nicht direkt unterstützt werden dürfe, daß aber die Kolonisten im Auslande von Staatswegen zu organisieren seien.

In der Diskussion spielte Conrad leider etwas zu sehr den Überlegenen, doch war es dankenswert, daß er gleich am ersten Abend einen Pfarrer, der das Wort ergriff, um emphatisch volkswirtschaftliche Zustände mit dem christlichen Geiste des Volks, dem ein Luther entsprossen, zu begründen, so bestimmt auf sein Deplacement hinwies, daß während der Dauer des ganzen Kurses ähnliche Versuche nicht mehr gemacht wurden. Professor Knapp, der als einziger das Richtmaß seiner Vorträge, für die Berliner Versammlung wenigstens, etwas zu tief gegriffen hatte, war unstreitig der beste Lehrmeister, von dem alle am Kursus beteiligten Docenten hätten lernen sollen. Wer es versteht, halb im Scherz über Geldwesen und Währung so klar und mit so zwingender Logik zu sprechen, wie er, dem muß man, man stehe zur Sache, wie man wolle, volle Bewunderung zollen. Die Goldwährung ist nach seinen Ausführungen unbedingt aufrecht zu erhalten, aber nicht des gelben Metalls wegen, sondern einzig und allein deshalb, weil im Jahre 1871 das bedeutendste Handelsvolk Goldwährung

hatte. Nicht das Material der Münzen sei etwas maßgebendes für irgend eine Nation, sondern allein die Wechsel-Kurse. Der bei Weitem ungeschickteste Vortrag war der des allerdings undisponierten Professors von Miaskowski über Begründung, Erhaltung und Ausbreitung des deutschen Bauernstandes im Nordosten, doktrinär und einseitig geschrieben, Grunddegriffe gar nicht oder nicht genügend erklärend und monoton und einschläfernd vorgelesen.

Zwangskreditinstitute, ähnlich wie die Armenpflege kommunal organisiert, sollen nach ihm alles Heil bringen Aber es sei nicht nötig, etwas Neues zu schaffen, man solle nur das Vorhandene weiter ausbilden und die Bevölkerung für die Benutzung desselben schulen. Sehr klar, bestimmt und auch leicht verständlich sprach der einzige, fremde Hochschullehrer, Professor von Philippovich, über neuere mitteleuropäische Handelspolitik.

Er verteidigte die Handelsverträge als etwas historisch Notwendiggewordenes, machte für alle Nachteile die Meistbegünstigungsklauseln in den älteren Verträgen mit den überseeischen Ländern verantwortlich und plädierte warm für einen großen mitteleuropäischen Handelsverein. Professor Neumann behandelte eins der bestgewählten Themata, die wichtigsten Finanzfragen der Gegenwart vom sozialpolitischen Standpunkt, sehr verständig. Allerdings hätte er etwas weniger Zahlen bringen und etwas deutlicher, weniger offiziers-nonchalant, sprechen können. In seinen theoretischen Erörterungen suchte er nach Kräften zwischen ausgleichender und austeilender Gerechtigkeit und geschäftlichem Eigennutz zu vermitteln und trat lebhaft für eine Reichserbschaftsteuer ein, während er eine Reichseinkommensteuer als technisch unmöglich verwarf. Seinen Diskussionsabend leitete Professor Neumann mit viel Geschick und beschäftigte sich eingehend mit den an ihn gerichteten Fragen. Merkwürdig, süßlich und geziert, als walle er sich ausschließlich an schöngeistige Damen wenden, sprach, immer etwas in Apollostellung, Professor Brentano über den Arbeitsvertrag und seine Fortbildung. Mit der Historie stand er auf schlechtem Fuße; er mengte geschwind und geschickt verschiedene Zeiten und Gewerbe tüchtig durcheinander und deducierte daraus die schönsten Dinge. Aber wenn seine Vorträge auch recht unübersichtlich waren, so boten doch seine letzten praktischen Forderungen in Bezug auf Lohnskala, Arbeitslosenversicherung, Einigungsämter und Gewerkvereine, trotz ihrer bekannten Einseitigkeit, manche gute Anregung.

In der zweiten Woche erschienen mir die sachlich bekanntermaßen vorzüglichen Ausführungen Professors Bücher über die Formen des Industriebetriebs und ihre Geschichte und Fortbildung für einen derartigen Kursus viel zu schematisch und trocken. Bücher fühlte dies, trotz der Ladsprüche des „Vorwärts", deren Ursache wohl mehr in der kommunalamtlichen Thätigkeit des Leipziger Lehrers zu suchen ist, anscheinend selbst; denn er entschuldigte sich mehrmals mit Witzworten und betonte immer von Neuem, er stehe auf dem Katheder und nicht auf der Tribüne und wolle kein Rezeptschreiber sein. Ohne ein solcher zu werden hätte er aber gerade seinen Stoff wohl ein wenig lebendiger und plastischer gestalten können, und ihm ist vor allem der Vorwurf zu langen Verweilens bei historischen Entwicklungen auf Kosten der Behandlung gegenwärtiger Zustände nicht zu ersparen.

Seine Stärke zeigte sich bei der Diskussion, wo er mit großer Liebe und Geduld auf die Meinungen Anderer einging, und höchst sachlich seine Anschauungen z. B. von der Handwerker- und Arbeiterbewegung als ethische und Familien-Frage im Gegensatz zu Brentano und seiner Schule begründete. Die beiden Berliner Koryphäen, Gustav Schmoller und Adolf Wagner, die zu hören auch den Damen der Gesellschaft ein Bedürfnis zu sein schien, behandelten speziellere Fragen, was an sich sehr lobenswert;

aber ihren Vorträgen mangelte, trotz vorgedruckter Grundrisse bedenklich die Übersichtlichkeit, und der ungeschulte Hörer wird bei denselben wohl allerlei empfunden, aber nur wenig mit nach Hause genommen haben.

Schmoller, der über Arbeitsteilung, soziale Klassenbildung und soziale Kämpfe sprach, kam aus den großen historischen und naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten, die gewiß von der Arbeit eines Menschenlebens Zeugnis ablegten, nicht heraus, und Positives konnte man aus seinen schön aufgebauten und pathetisch vorgetragenen Sätzen nur dann erst gewinnen, wenn man in eifrigem Bemühen zu Haus in stiller Kammer das Nachgeschriebene durchsiebte. Ich bewundere an ihm eine gewisse Großartigkeit der Abklärung, aber ich bezweifle, daß die Mehrzahl der Teilnehmer aus seinen Vorträgen Nutzen ziehen konnte. Nach seiner Überzeugung ist die Arbeitsteilung nicht nur ein Segen für die Allgemeinheit und bedeutet den Fortschritt der Kultur, sondern auch das einzelne Individuum leistet qualitativ und quantitativ mehr durch sie. Bei der Klassenbildung führte er aus, daß das Packende und Gefährliche der Sozialdemokratie in ihrer geschlossenen Weltanschauung liege. Eine solche fehle allen Anderen. Jeder wisse heute, was er nicht wolle, aber nicht was er wolle in Bezug auf die Religion. Endlich setzte er auseinander, die Klassenkämpfe seien nicht dort am stärksten, wo die Gegensätze am größten sind.

Epochen sozialen Friedens bei stabiler Wirtschaftsorganisation und Technik wechselten ab mit Epochen des Kampfes, in denen auf allen Gebieten Neueinrichtungen getroffen werden. Aber nicht plump und plötzlich dürfe das Neue das Alte verdrängen, wenn es segensreich wirken solle. Es müßte sich ein innerer Umbildungsprozeß an Menschen und Institutionen vollziehen, der schwer sei für die Zeitgenossen der Übergangsperiode. Opfer müßten gebracht, es müßte auf der einen Seite auf Privilegien, auf der andern auf Utopien Verzicht geleistet werden. Aber nur großen, bedeutenden Völkern gelänge es, die Geburtswehen einer solchen neuen Aera glücklich zu überwinden.

Adolf Wagners bestimmt und selbstbewußt vorgetragenen Ausführungen über Privateigentum und wirtschaftliche Freiheit boten manches Vortreffliche.

Aber die ideale Begeisterung verleitete ihn manchmal zu recht starkem Betonen seiner sonderbaren Theorien, so z. B. zur Forderung, die christliche Liebe als Grundlage eines wirtschaftlichen Systems für unsere Zeit zu machen und dergleichen. Nicht ganz so unglücklich war es vielleicht, wenn er verlangte, der jetzt alles beherrschende Erwerbssinn möge mehr und mehr einem Beamtensinne, wie ihn das mittelalterliche Handwerk kannte, weichen. Im Übrigen zeigte Wagner große Neigung, zu Verbeugungen, so daß man vor lauter Zugeständnissen rechts und links kaum mehr wußte, wo er eigentlich stand. Der enthusiastische Rodbertus-Verehrer proklamierte sich etwas geräuschvoll als Gegner des Sozialismus und Schützer einer geordneten Staatsgewalt mit straffem Militärwesen, welches allein das nationale Wirtschaftsgebiet sicher stellen könne, ja er leistete sich sogar ein Lob auf das preußische Junkertum, ohne das es keine preußische Armee gäbe.

Professor Eister, der einen sehr ausführlichen und guten Grundriß verteilt hatte, gab sich große Mühe, seine Vorlesungen über die sozialen Aufgaben des Staates, der Kirche und der höheren Gesellschaftsklassen eindringlich und anpassend zu halten.

Aber seine Arbeit war viel zu umfangreich concipiert, so daß er sie auch nicht annähernd vollständig vortragen konnte, und er wirtschaftete etwas bedenklich verschwenderisch mit „Mots" und bot vor Allem recht wenig Eigenes. Er wandte sich speziell gegen die Überschätzung der Gewerkschaftsbestrebungen und trat für den

kommunalen Arbeitsnachweis sowie für die Schanz'schen Vorschläge zu einer Arbeitslosenversicherung ein. Geschmacklos war sein Appell an die Bajonette für den Fall, daß das Volk durch die Staatshülfe, die er eigentlich für alles verlangte, nicht zufriedengestellt würde. In der Diskussion ging Eifer bei dem Bestreben, jedem gerecht zu werden und Alles zu erörtern, was gefragt wurde, leider die Leitung der Debatte gänzlich verloren. Hatte Professor von Miaskowski die Landwirtschaft zu eintönig und gelehrt behandelt, so verfiel Professor Sering in seinen Vorträgen über die Agrarfrage der Gegenwart in das andere Extrem.

Dieser sehr aufgeregte und impulsive Herr forderte denn doch wohl zu energisch die Staatshilfe für den Osten. Trotzdem er betonte, ein Gegner eines einseitigen Interessenstandpunktes zu sein, verlangte er in einem Atem für die Landwirtschaft Schuldexemtiastung, Zinsherabsetzung, Notstandsdarlehn, Ankäufe von Staatswegen und billiges Abgeben und erklärte schlank und bündig, die finanziellen Opfer hierfür könnten mit Rücksicht auf die politischen und wirtschaftlichen Vorteile gar nicht in Betracht kommen. Die Kapitalisten hält er für die unwichtigste Klasse der Bevölkerung. Erste Vorbedingung für seine schöne Welt ist natürlich der internationale Bimetallismus, der nicht nur die Landwirtschaft, sondern auch die Industrie und die Arbeiterschaft glücklich machen wird. Höchst subjektiv urteilte Sering viel und flüchtig, ohne sich die Mühe zu nehmen, seine Ansichten zu begründen; er wandte sich der Reihe nach gegen die Ausführungen Schmollers, Philippovichs, Knapps, Brentanos, nicht polemisierend, sondern kategorisch erklärend, sie seien bedeutungslos, haltlos, falsch. In der Diskussion, wo er wenig leistete und seine Nervosität sich bei jedem Widerspruche steigerte und ihn sehr unsicher machte, griff er sogar Brentano mit die gesamte Zuhörerschaft höchst peinlich berührenden Worten ganz persönlich an, so daß ein Schüler desselben bat, die Äußerungen als übereilt zurückzunehmen. So etwas dürfte bei einer wissenschaftlich sein sollenden Debatte denn doch nicht vorkommen. Aber dies war leider nicht die übelste Erfahrung, die man in Berlin machen mußte. Gänzlich aus dem Rahmen des Kurses fielen die ersten Vorträge Doktor Oldenbergs über Geschichte und Theorie der deutschen Sozialdemokratie heraus und brachten einen schrillen Mißton in die sonst leidlich gewahrte Harmonie. Wenn man diesen fleißigen jungen Gelehrten bis dahin nur aus seinen Publikationen gekannt und wissenschaftlich hochgeschätzt hatte, mußte man äußerst unangenehm überrascht werden, hier einen bleichen Fanatiker vor sich zu sehen, der an Stelle wissenschaftlicher Forschungen allerpersönlichste Empfindungen in gesucht penetranten Ausdrücken leise und langsam vorlas. An der Wandtafel die Bilder von Lassalle, Marx und Engels, stellte er dieselben vor:

„Das ist Lassalle, der Stempel einer außergewöhnlichen Freiheit ist ihm auf die Stirn geprägt; im übrigen ist sein Kopf halb Schauspieler, halb Verbrechertypus." „Das ist Marx, als Revolutionär frisiert!" u. s. f.

Im weiteren sprach er davon, daß Lassalle, „dieser selbstgefällige Typus gewissenloser Unverschämtheit", immer „völlig der geistige Parvenü geblieben und sein einziger Vorzug seine klangvolle Redeweise" gewesen sei, in der er „die deutsche Sprache zu politischen Brandreden mißbrauchte, wie sie sein älterer Freund Heine im Lyrischen gemißbraucht hatte." Von Marx erzählte Oldenberg, daß er stark behaarte Hände und sehr schlechte Manieren gehabt hätte, und daß das erste Buch seines „Kapital" ein „durchaus senile und gänzlich wertloses Werk" sei, „ohne jeden neuen Gedanken und von einer steinernen Eintönigkeit und unerträglichen Breite." Es sei offenbar, ähnlich wie Goethes Faust, sehr mühsam gearbeitet, und fortwährend würden in ihm „ein paar Gedanken umeinander gewunden, aber bei Lichte besehen, durchaus ergebnislos." Von der Wert-

theorie endlich, die Marx „mit einer Breite, als sei er in sie vernarrt", ausgeführt habe, sagte er: „über eine grundlose Theorie kann man zur Tagesordnung übergehen, bis sie begründet wird." Diesen Proben subjektivster, gehässigster Voreingenommenheit brauche ich wohl nichts hinzuzufügen.

Hätte sich Oldenberg im Affekt der freien Rede zu solchen Worten hinreißen lassen, so hätte man dies, wenn auch nicht entschuldigen, so doch vielleicht verstehen können. Aber bei einem derartig manierierten, seelenlosen Vorlesen, bei dem man nie das Gefühl verlor, das jedes einzelne Wort genau und qualvoll überlegt war, mußten sie ganz unleidlich wirken.

Wie ich hörte, hat der Berliner Privatdocent diesen Vortrag vor 2 Jahren auf dem Evangelisch-socialen Kurse wörtlich ebenso gehalten. Für das damalige Auditorium mag er vielleicht gepaßt haben, aber bei diesem wissenschaftlichen Unternehmen bedeutete er ein gänzliches Verkennen des Zweckes desselben und drohte mit seinen von ihm provocierten lärmenden Demonstrationen bedenklich, den guten Eindruck zu zerstören, den der Kurs im allgemeinen auf besonnene Leute gemacht hatte. Ebenso unerquicklich als die ersten Vorträge war auch der Diskussionsabend Oldenbergs. Obgleich in der Polemik äußerst gewandt, konnte er doch die meisten Angriffe nur mit sophistischen Spitzfindigkeiten parieren. Auf den ihm gemachten Einwurf, warum eine „gänzlich wertlose" Theorie, wie die Marxsche vom Werte, zu solchem Einfluß gekommen, entgegnete er, daß er nicht dafür verantwortlich sei, wenn diese „in den Köpfen der oberen Zehntausend Staub aufgewirbelt," und begründete den öfters gebrauchten Ausdruck vom „Cultus mit Lassalles widerlicher Person" damit, daß ihm eben Lassalles Person widerlich sei. Ja, glaubte dieser Herr Privatdocent denn, einige hundert Leute seien in die Universität gekommen, um seine Sentiments sich erzählen zu lassen, und diese individuell zu rechtfertigenden, aber wissenschaftlich ungemein gleichgültigen Auslassungen wie ein Evangelium aufzunehmen? Obgleich ich schon fast zu viel von Oldenberg gesagt habe, muß ich doch aus Gerechtigkeitssinn erwähnen, daß er den jüngeren Führern der Sozialdemokratie, besonders Bebel und v. Vollmar, weit mehr gerecht wurde, und z. B. über Gewerkschaftsbewegung ein klares und sachlich begründetes Urteil abgab. Er würdigte am Schlusse die Gefahr, daß die Nation heute in zwei Lager getrennt sei, die sich nicht mehr verständen. Die oberen Klassen seien nicht mehr die Lehrmeister des Volkes, aber seine Führer seien, wenn auch verbitterte Fanatiker, so doch anständige und ehrliche Männer, und das gebe den Ausschlag.

Die Mitteilungen von Erfahrungen aus der Praxis, die in Halle Leiter großindustrieller Betriebe und genossenschaftlicher Institute machten, habe ich in Berlin nur ungern vermißt. Daß man dagegen auf Besichtigungen industrieller, kommunaler und staatlicher Unternehmungen hier verzichtet und lieber auch diese Zeit auf Vorlesungen verwandt hatte, schien mir, in Anbetracht der Großstadtverhältnisse, völlig gerechtfertigt, obgleich dadurch an die sämtliche Kurse Besuchenden sehr starke Anforderungen gestellt waren. Ich wäre nicht für eine Verkürzung der Kurse; der Apparat ist zu groß, um ihn in schneller Folge hintereinander von Neuem aufzustellen. Der einzelne Teilnehmer wird und soll auch nicht alles hören, aber für das, was ihm wichtig erscheint, ein Zeitopfer nicht scheuen. Ein Vorwurf ist dem „Verein für Social-Politik" nicht zu ersparen: daß er, um seine Finanzen zu heben, ein Eintrittsgeld von 25 Mark verlangte. Gewiß dient die Verwendung des Geldes durch den Verein den besten gemeinnützigen Zwecken; aber ein solcher Kurs muß von vornherein als Selbstzweck behandelt und nicht mit finanzpolitischen Maßnahmen verquickt werden! In Halle zahlte man für 4 Tage 3 Mark; auch hier wären für 12 Tage 10 Mark sicher genug gewesen, um die Speisen zu decken, und man hätte damit einer bedeutend größeren Zahl aus den Kreisen,

an die man ſich ſpeciell wandte, die Thüren geöffnet. Übermäßiger Andrang wird in Berlin nie zu befürchten ſein, da dort eine derartige Veranſtaltung, ſchon wegen der Koſten, die ein ſo langer Aufenthalt in der Reichshauptſtadt mit ſich bringt, immer mehr oder weniger lokalen Charakter tragen muß.

Die Präſenzliſte wies 791 Perſonen auf, wovon 493 auf Berlin und deſſen allernächſte Umgebung entfielen. 62 % waren akademiſch Gebildete (in Halle 77 %), 29 % vorwiegend Beamte, aber auch angehende Juriſten (in Halle 11 %), und nur 5 % Theologen (in Halle 30 %). Die Frauenbeteiligung war eine auffallend rege; auf weibliche Hörer, meiſt Lehrerinnen und Profeſſorendamen, kamen 22 % der Geſamtzahl (in Halle 7 %).

Ich habe es für richtig und nützlich gehalten, im vorſtehenden näher auf das einzugehen, was mir in der Handhabung des Berliner Ferien-Kurſes als verfehlt erſchienen iſt, ohne damit dem Vorzüglichen, was die einzelnen Docenten ſachlich geleiſtet, irgendwie habe Abbruch thun zu wollen. Der Same, der ausgeſtreut wurde, war gewiß allermeiſt Prima-Qualität, aber wir haben vorläufig bei dieſen jungen Beſtrebungen noch ungeſchulte Säeleute, und deshalb muß, glaube ich, die Kritik bei der Technik des Ausſtreuens anſetzen. Ich kann am Schluſſe meiner Ausführungen alles, was ich auf dem Herzen habe und was ich für einen nächſten Kurs wünſche, in drei Worten zuſammenfaſſen: Man vermeide übermäßige Koſten, man befleißige ſich, ein begrenztes Thema normal-verſtändlich zu behandeln, man ſuche in den Diskuſſionen zu klären und zu belehren.

Aus dem Berliner Kunſtleben.

Von Dr. John Schikowski.

(Berlin.)

Die „Geſellſchaft deutſcher Dramatiker“, über deren Gründung und erſtes Auftreten ich in der Novembernummer der „Geſellſchaft“ berichtet habe, ſcheint unter keinem glücklichen Stern ins Leben getreten zu ſein. Sie hat nach ihrer erſten Vorſtellung im Centraltheater auf Bühnenaufführungen ganz verzichtet und will ſich damit begnügen, noch nicht dargeſtellte Werke ihrer Mitglieder mit verteilten Rollen öffentlich zum Vortrag zu bringen. Für den 1. Dezember war die Vorleſung eines Schwanks „Ulrikens Fütterwoche“ im Etabliſſement Buggenhagen am Moritzplatz angeſagt. Ich war am Beſuche verhindert und kann daher aus eigner Anſchauung nicht berichten. Bemerkenswert dürfte aber doch die an jenem Abend zum erſten Mal angewandte Neuerung ſein, daß die zur Ausgabe gelangenden Theaterzettel zwei perforierte Stimmzettel mit „Ja“ und „Nein“ enthielten und das anweſende Publikum aufgefordert wurde, nach Beendigung der Vorleſung ſein Urteil über das Stück dahin abzugeben, ob es ſolches für wert hält, an einer Bühne aufgeführt zu werden oder nicht. Es ſcheint mir, daß dieſe Neuerung gegenüber dem bekanntermaßen ſehr ſpottluſtigen Berliner Publikum ein etwas gewagtes Experiment bedeutet.

Mehr Glück hatte der neugegründete Verein „Probebühne“ mit ſeiner erſten Kundgebung.

Die „Probebühne“ ist eine Vereinigung Deutscher Bühnenschriftsteller, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Interesse für die Entwicklung der dramatischen Litteratur und Kunst im Kreise ihrer Mitglieder und Freunde zu fördern, die ständigen Theater bei der Auswahl und Inscenierung neuer Bühnenwerke nach Kräften zu unterstützen und die Werke deutscher Dramatiker, die sich durch Eigenart, Talent und Bühnenkenntnis auszeichnen, vor einem ausgewählten Kreise berufener Beurteiler zu möglichst vorteilhafter Darstellung zu bringen. Diese Zwecke sollen vor allem durch eine fachgemäße, möglichst objektive Prüfung durch eine Jury von mindestens sieben Mitgliedern, sowie durch gute Probe-Aufführungen der als aufführungswürdig erkannten Werke erreicht werden. So sagt der Prospekt. Und er fügt noch die Versicherung hinzu, daß der Verein keinerlei ethische, politische oder litterarische Parteitendenzen, sondern lediglich rein künstlerische und praktische Zwecke verfolge. Außer an die Mitglieder des Vereins werden zu den Versuchsaufführungen, die während der Saison 1895/96 an jedem dritten oder vierten Sonntage, mittags, im Residenz-Theater stattfinden sollen, und einem engeren Kreise eingeladener Gäste, denen von dem Vorstande persönlich gültige Einführungszirkulare zugehen, Einladungskarten verabfolgt werden. Der Verein hat also, wie man sieht, alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um sich der Vormundschaft einer wohllöblichen Polizei zu entziehen. Ob es ihm gelingen wird, muß die Zukunft lehren. Bekannte litterarische Persönlichkeiten moderner Richtung gehören übrigens dem Gesamt-Vorstande nicht an.

Die erste Versuchs-Aufführung fand Sonntag, den 1. Dezember, mittags 12 Uhr im Residenz-Theater statt. Die Jury hatte weise gehandelt, als sie zur Eröffnungsvorstellung zwar ein dramatisches Erstlingswerk, aber das Erstlingswerk eines offenbar sehr bühnenkundigen Verfassers auswählte. „Phantast!“, Charakterstudie in drei Akten von Raimund Eckardt (Pseudonym für Otto Ploecker-Eckardt) ist bereits vor etwa zwei Jahren unter dem Nebentitel „Ironisches Trauerspiel“ im Verlage von Wilhelm Friedrich im Druck erschienen. Das Drama behandelt das Ende eines Phantasten, eines jungen Studenten, der im Kampfe mit seinem „alten Feinde, dem gesunden Menschenverstand“, zu Grunde geht.

Die Bedeutung des Werkes scheint mir hauptsächlich darin zu liegen, daß der junge Verfasser sich einmal thatsächlich über seinen Helden gestellt hat, daß er Ansichten und Stimmungen, die er offenbar an seinem eigenen Ich erprobt hat, zu überwinden, zu beherrschen und rein künstlerisch zu gestalten die Kraft besaß. Inwieweit diese bei unseren Jüngsten sonst seltene Objektivität bereits die Frucht einer ernsten künstlerischen Selbstzucht ist, oder inwieweit sie etwa nur dem Mangel einer eigenen starken Individualität entspringt — darüber können uns allerdings erst die späteren Werke unseres Dichters Aufklärung schaffen. Seinem Erstlingswerke drückt diese Eigenart jedenfalls den Stempel ungewöhnlicher Reife auf.

Das Stück war übrigens zum Zweck der Aufführung sehr stark, und durchaus nicht immer zu seinem Vorteile, umgearbeitet. Die Darstellung war sehr gut, was man von den meisten Vorstellungen unserer Versuchsbühnen gewöhnlich nicht sagen kann.

Die nächste Aufführung der „Probebühne“ soll am 29. Dezember stattfinden und ein dreiaktiges Volksdrama „Bauernblut“ bringen, das aus dem kürzlich von dem Professor Erich Schmidt herausgegebenen Nachlaß eines jungen westfälischen Dichters, Julius Petri, stammt.

Da wir einmal bei den Vereinen sind, so möchte ich noch von einer interessanten litterarischen Soirée erzählen, die die „Wissenschaftliche Vereinigung zu Berlin“, ein im übrigen für das litterarische Leben bedeutungsloser Verein junger Kaufleute, am

20. November in der Glashalle des Leipziger Gartens veranstaltete. Richard Dehmel hielt eine „Lyrische Vorlesung".

Die meisten Leser wird bei dem Gedanken an ein solches Unternehmen eine leichte Gänsehaut überlaufen. Man denkt unwillkürlich an ästhetische Thees. Und, in der That, wenn uns auch der Name des Dichters der „Zwei Schwestern" dafür bürgen mag, daß wir nicht gerade Zuckerwasser vorgesetzt bekommen werden, so ist eine lyrische Vorlesung doch auch noch aus zwei andern Gründen ein gewagtes Experiment. Erstens vertragen die meisten Leute nicht zu viel Lyrika auf einmal, und zweitens lassen gerade die besten lyrischen Gedichte sich überhaupt nicht vortragen, oder sie büßen dabei regelmäßig ihren ganzen Zauber ein. Namentlich das letztere bewies die Vorlesung Richard Dehmels von neuem.

Dehmel hatte sich eine eigenartige Methode zurechtgemacht, die man eine didaktische Vortragsweise nennen könnte. Weder auf die musikalischen — Rhythmus, Reim, Wohlklang der Verse, — noch auf die dramatischen Effekte legte er irgendwelches Gewicht, sondern langsam, deutlich, das wichtige kräftig unterstreichend, den gedanklichen Inhalt klar und scharf hervorhebend, trug er vor. Für ein stark nüchternes Publikum ist das wohl sicher die richtige Art, und der Beifall, den er fand, gab ihm recht — aber die meisten der vorgetragenen Gedichte erkannte man doch kaum wieder. Was war aus Lilienerons „Waidfahrt", „Schöne Junitage", und namentlich aus dem unbeschreiblich schönen „Auf dem Aldebaran" geworden!

Der Beifall des Publikums war stark, und ehrlich gemeint. Jedenfalls hat sich Dehmel ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er einem Publikum, das sonst von diesen Dingen wenig oder, richtiger gesagt, gar nichts erfährt, die Bekanntschaft mit den Werken des größten Lyrikers unserer Zeit vermittelt hat.

Gehen wir nun zu unseren ständigen Kunstinstituten über, so ist zunächst vom Lessing-Theater zu berichten, daß hier noch immer, leider, das Schauspiel „Der Dornenweg" von Felix Philippi das Repertoire beherrscht. Das Stück verdankt diese Zähigkeit ausschließlich der guten, teilweise ausgezeichneten Darstellung. Es führt uns den „Dornenweg" einer Mutter vor, welche, um ihren Sohn vor der Schande zu retten, einen Unschuldigen Jahre lang im Gefängnis schmachten läßt. Die äußere Verwicklung der Handlung ruft bei dem Zuschauer eine gewisse Spannung hervor und zahlreiche Rührseenen entlocken endlose Thränenströme. Es ist ein offenbar dem französischen Sensationsdrama nachgebildetes rohes Machwerk, eine Art dramatisierter Kolportageroman.

Die Darstellung aber war besser, als das Stück es verdiente. Claudius Merten verstand als Consul Prätorius nicht nur die komischen Äußerlichkeiten eines Bremer-Großkaufmanns brillant zu kopieren, sondern mußte auch in ernsten Momenten mit den natürlichsten und schlichtesten Mitteln schöne Wirkungen hervorzubringen. Es war eine Leistung, die den reichen Beifall des Publikums vollauf verdiente. Vor der unnatürlichen Sentimentalität der Dornenweg-Wandlerin mußte die fein-realistische Kunst einer Nuscha Butze kapitulieren. Nur in wenigen Momenten rang sie sich zu der gewohnten Höhe ihrer Meisterschaft empor. Oskar Sauer spielte einen feudalen Regierungs-Assessor mit verständiger, etwas trockner Natürlichkeit. Für die Rolle der Frau Regierungs-Assessor war das Talent und die Persönlichkeit des Fräulein Hermine Reichenbach leider wenig geeignet. Ferdinand Suske gab den unschuldig Verurteilten vielleicht im Sinne des Dichters, jedenfalls aber mit komödiantischer Unnatur. Eine höchst anerkennenswerte Leistung bot Marie Elsinger als Tochter Dorothee. Ohne auf die Thränendrüsen der Zuschauer zu spekulieren, führte sie die rührselige Rolle mit einer schlichten Natürlichkeit durch, die des höchsten Lobes würdig

war. Ihr redliches Bemühen, einfach und wahr zu sein, läßt sie vielleicht noch hin und wieder ein klein wenig spröde und steif erscheinen, aber ich glaube doch, der Weg, den sie eingeschlagen hat, muß zu einem schönen Ziele führen.

Nach dem „Zerbrochenen Krug" und dem „Prinzen von Homburg" hat das Schillertheater nunmehr sein Publikum auch mit dem „Käthchen von Hellbronn" bekannt gemacht. Die Bevorzugung Kleists in dem Repertoire dieser Bühne ist durchaus zu billigen, denn seine Werke sind nicht nur geeignet, den Geschmack des Publikums zu läutern, sondern auch, es dem Verständnis des modernen Dramas allmählich näher zu führen. Es ist schon oft betont worden, daß Heinrich von Kleist als Persönlichkeit ein durchaus moderner Mensch — in dem heutigen Sinne des Wortes — gewesen, und daß namentlich in seinen Dramen ein Hauch unserer modernen Kunst zu spüren sei.

Eine Aufführung des „Käthchen von Heilbronn" stellt an Regie und Darsteller gleich hohe Anforderungen. Die feine lyrische Stimmung, die über dem Ganzen schwebt, kann durch eine einzige kleine Ungeschicktheit grausam zerrissen werden. Die Kräfte des Schillertheaters boten uns eine keineswegs tadellose, aber im Ganzen doch immerhin anständige Leistung. Zu dem Gelingen trug in erster Linie die Darstellerin der Titelrolle, Fräulein Josephine Krauß, bei. Die Kunst dieser jungen Debütantin ist ja von der Vollendung noch weit entfernt, sie befindet sich noch in dem Stadium des heißen Kampfes um das Zungen-R. Was aber von vornherein angenehm bei ihr auffiel und zur Folge hatte, daß sie trotz aller Anfänger-Allüren nie die Stimmung zerstörte, war die verständige, geschmackvolle Einfachheit ihres Spiels. So muß man anfangen, wenn man es zu etwas bringen will.

Die Ausstattung hätte jeder Hofbühne Ehre gemacht. Der Schloßbrand im dritten Akt war ein Meisterstück.

Der Abend des 14. November brachte uns im Deutschen Theater eine der interessantesten Premièren der gegenwärtigen Spielzeit: Ernst Rosmers vieraktige Komödie „Tedeum". Das Stück führt uns die Leidensgeschichte eines Musikdirigenten vor, der mit allem Eifer und aller Begeisterung die Einstudierung des Bertiozschen Tedeums betrieben hat, aber im letzten Augenblick durch widrige Umstände materieller Natur an der Aufführung sich gehindert sieht. Ein reicher Amerikaner löst mit Hilfe seines Geldbeutels den Konflikt, das Tedeum wird aufgeführt, das Genie des Kapellmeisters erhält die lange entbehrte einmütige Anerkennung aller Wohldenkenden und er selbst eine einträgliche Stellung.

Hinter dem Pseudonym „Ernst Rosmer" verbirgt sich — das ist ja schon lange kein Geheimnis mehr — eine junge Dame: Frau Rechtsanwalt Bernstein in München, eine Tochter des bekannten Wagner-Apostels Heinrich Porges. Die Verfasserin hat uns bereits mit drei Dramen — „Dämmerung", „Wir drei" und „Königskinder" — sowie einer Anzahl von Novellen und Märchen erfreut. Ihr neues Werk steht vielleicht hinsichtlich dessen, was man Bühnenwirksamkeit — im rohesten Sinne des Wortes — nennt hinter den früheren ein klein wenig zurück. Namentlich von der „Dämmerung" wird es in diesem Punkte zweifellos übertroffen. Der Wert dieses Stückes — und der stellt es meines Erachtens auf eine sehr hohe Stufe — liegt in der unvergleichlich feinen Charakterzeichnung. Daß eine Frau das Stück geschrieben hat, sieht man, wie in der „Dämmerung" und wohl auch in „Wir drei", fast in jeder Scene. Aber das Werk verliert dadurch nichts. Die Dichterin ist sich der Grenzen des weiblichen Könnens wohlbewußt und hat sich keine unerreichbaren Ziele gesteckt. In der Darstellung der Männer geht sie stets mit Vorsicht zu Werke. Ihre Lieblingsfigur ist die, auch in der „Dämmerung" die Hauptrolle spielende, Person eines genialen, kindlich-naiven Künstlers — der Vater der Verfasserin soll dazu Modell gestanden haben — eines Mannes,

deſſen Charakter eine große Menge weiblicher, ja weibiſcher Züge enthält. Dieſen Charakter hat ſie mit unendlich liebevoller Sorgfalt ſtudiert, dieſen kennt ſie in allen leiſeſten Schwingungen ſeines Seelenlebens. Die Geſtalt des Muſikdirigenten Peter Kron in dem vorliegenden Stück iſt eine Meiſterſchöpfung erſten Ranges. Vielleicht noch vorteilhafter aber zeigt ſich die Charakteriſierungskunſt Ernſt Rosmers, wo es ſich um Frauen und Kinder handelt. Die Art, wie die Dichterin namentlich Frauen zu ſchildern weiß, würde ſchon die Mühe lohnen, einmal an anderer Stelle etwas näher darauf einzugehen. Wie ganz anders ſehen doch dieſe Frauengeſtalten aus, als die bekannten „Heldinnen" in unſerer durchſchnittlichen deutſchen Weiberlitteratur. Hier lernen wir weibliche Charaktere kennen, die nicht von einem Blauſtrumpf ausgedacht, ſondern von weiblichen Künſtleraugen geſehen, und ſchlicht, wahrhaft und ehrlich der Natur nachgebildet worden ſind.

Das Stück verliert offenbar durch die Bühnendarſtellung einen großen Teil ſeiner Eigenart. Dieſe zarte Miniaturmalerei paßt nicht auf die Bretter unſerer alten Bühne, wo allein Fresko-Pinſelſtriche am Platze ſind. Aber es bleibt trotzdem noch genug übrig, um eine ſchöne Wirkung zu erzielen.

Was die Darſtellung des „Tedeum" am Deutſchen Theater anbetrifft, ſo zeigte ſie, daß Frau Eliſe Sauer in das modern-realiſtiſche Enſemble dieſer Bühne nun einmal nicht hineinpaßt, und daß dem Fräulein Helene Staplé, was ich ihr jedoch nicht übel nehme, die Darſtellung eines zwölfjährigen Bengels völlig mißlang. Im übrigen war die Aufführung, wie immer im Deutſchen Theater, in jeder Hinſicht tadellos.

Am 23. November ging nach mehrjähriger Pauſe „Die Jüdin von Toledo" im Deutſchen Theater wieder neu einſtudiert in Scene. Ich gehöre nicht zu den Verehrern der Grillparzerſchen Muſe und muß auch der „Jüdin" die gewohnheitsmäßig in vollem Maße geſpendete Bewunderung verſagen. Der Stoff und die Charaktere könnten vielleicht eine gute Komödie abgeben, zur Tragödie aber reichen ſie nun und nimmer aus. Um ein Drama hohen Stils daraus zu machen, wurden dieſe einfachen, wenig aufregenden Vorgänge zu Haupt- und Staatsaktionen aufgebauſcht, mußten dieſe ſimpeln Charaktere eine Sprache annehmen, die in ihrem echt epigonenhaft geſchwollenen hohlen Pathos noch Schiller zu überſchillern ſucht. Tant de bruit pour une omelette. Alfons, der wohlerzogene König, der „das Weib als ſolches", wie Garceran ſich geſchmackvoll ausdrückt, nie kennen gelernt hat, trifft auf die junge lebensluſtige Jüdin. Ein Vergleich mit der chriſtlich angetrauten Ehegattin muß notwendig zu Ungunſten ihrer altjüngferlich-engliſchen Sittſamkeit ausfallen, und zwiſchen Alfons und der ſchönen Heidin entſpinnt ſich eine Liebelei. Eine Liebelei iſt es, keine tiefe Leidenſchaft. Denn wenn auch dem in dieſem Punkt ganz unerfahrenen Jüngling das „loſe Spiel zum bittern Ernſt" zu werden droht, ſo iſt er doch kräftig genug, ſich noch im entſcheidenden Moment loszureißen. Er vergißt ſich wohl einmal, aber er verliert ſich nicht. Ohne daß er irgend etwas verloren hat, vielmehr um eine Erfahrung reicher und zum Manne erſtarkt, kehrt er zu ſeinen Pflichten und zu ſeiner Gattin zurück. Und auch dieſe hat etwas gelernt: „Was man die Tugend nennt," ſo lehrt ſie die Weisheit des wiedergewonnenen Gatten, „ſind Tugenden, verſchieden, mannigfalt, nach Zeit und Lage, und nicht ein hohles Bild, das ohne Fehl, doch eben drum auch wieder ohne Vorzug." Sie wird dem Könige fortan nicht bloß ehrbare Gattin, ſondern auch Geliebte ſein. Sollte aber trotz alledem die engliſche Sittſamkeit bei ihr wieder die Oberhand behalten, ſo iſt auch das Stück noch nicht zu Ende. Denn ſobald dann wieder einmal „das Weib als ſolches" dem liebebedürftigen Alfonſo entgegentritt, beginnt das Spiel von neuem.

Rahels Ermordung macht das Stück plötzlich zur Tragödie. Dieser Vorgang entspricht zwar der historischen Überlieferung, wonach die Jüdin Rahel, die den König Alonso den Guten von Kastilien eine Zeit hindurch mit ihrer Zauberei umstrickt hatte, schließlich von den Großen des Reichs im Einverständnis mit der Königin ermordet wurde. Aber durch Grillparzers Dichtung ist dieser Ausgang keineswegs begründet. Weshalb muß denn die Jüdin sterben? Sie könnte ruhig ohne Alfons, wie Alfons ohne sie weiterleben. So nahe ist beiden die kleine Liebesepisode nicht gegangen. Die schöne, unartige Jüdin hat gespielt und gesündigt, und die Beendigung des Spiels, die Vernichtung ihrer Hoffnungen ist für dies Kind Strafe genug. Wir haben es mit einem Drama nach der alten Schablone zu thun, und wir müssen daher auch mit altem Maße messen. Und da kann ich mir nicht anders helfen: entweder ist „die tragische Gerechtigkeit aufs gröblichste verletzt, oder das Stück ist mit dem dritten Akt zu Ende.

Trotzdem müssen wir Herrn Dr. Brahm dafür Dank sagen, daß er uns die Jüdin von Toledo wieder einmal vorgeführt hat Das Stück bietet nämlich den beiden hervorragendsten Kräften seiner Bühne Gelegenheit, ihr Können von der denkbar vorteilhaftesten Seite zu zeigen. Agnes Sorma und Joseph Kainz haben in der Grillparzerschen Tragikomödie ihre besten Rollen. In solcher Darstellung läßt man sich das Stück wohl gefallen, und es ist kein Wunder, daß es allwöchentlich mehrmals auf dem Repertoire erscheinen muß. Kainz als Alfons hätte sich am Anfang vielleicht ein klein wenig naiver, harmloser, kindlicher geben können. Die Sprüche der Weisheit, von denen hier seine Reden triefen, sind ja eben nur angelernte Weisheit und dürfen den Künstler nicht dazu verleiten, die ganze Haltung des Königs allzu ernst und allzu zielbewußt zu nehmen. Den Höhepunkt der Rolle bildet im vierten Akt die Scene mit der Königin, sowie der Schluß: „Sie denken mich zu überholen. Fort! schaff mir ein Pferd! ꝛc.“ Ein nicht enden wollender Beifallsturm lohnte namentlich an dieser Stelle den genialen Künstler. Frau Sorma that — was ist eine Kritik, wenn sie nichts zu tadeln findet? — an der Rolle der Rahel vielleicht ein klein wenig zu viel des Guten. Leichte, oberflächliche Koketterie — ich denke an Lilli Petri, die im übrigen in dieser Rolle an Agnes Sorma nicht heranreichte — hätte genügt. Es soll ja eben gezeigt werden, wie dieser Wohlerzogene beim ersten leichten Anlaß hineinfällt. Frau Sorma aber rückte gleich mit allzu schwerem Geschütz ins Feld. Dem dämonischen Zauber solcher Verführungskünste wäre auch manch feingesiebter Kenner unterlegen. Den Intentionen des Dichters mag die Auffassung nicht ganz entsprochen haben, aber alles in allem war die Leistung über jedes Lob erhaben, und man darf wohl ohne Bedenken die Jüdin von Toledo Frau Sormas genialste Leistung nennen.

Englische Maler.

Kritische Studien von George Eller.

(London.)

Wenn Kunst so „easy“ zu verschlucken wäre wie guter alter Pfälzer Wein. . . Hildgeigei müßte in England seine Freude daran haben, und mein lieber alter Joseph Victor von Scheffel würde sich, lebte er noch, am Themsestrand so daß

begeistern, als er's im Hirschen zu „Altheidelberg" gethan. Das ist's aber, was jedem, der die Lehre, die Kunst, als eine Heilige verehrt, das Schlucken schwer macht, daß solche Unmassen von Farben auf solchen Riesenflächen von Leinwand verschmiert werden, daß jedem Ehrlichen ob einer derartigen Verschwendung die Haare zu Berge stehen. Gemalt wird heutzutag allüberall ungleich mehr als notwendig ist. Nirgends aber ist die Malwut so epidemisch grassierend wie in Old-England. Ich mußte mir ein Separattischchen anschaffen, weil mein Minister-Schreibtisch die Einladungen nicht mehr zu tragen vermochte, die täglich, ja geradezu stündlich an mich gelangen, diese und jene Ausstellung von Bildern kritisch zu beschauen. Im gegenwärtigen Augenblick sind, wohlgezählt, nicht weniger als dreiundzwanzig verschiedene Kunstausstellungen in London ersichtlich. Es ist ja viel Gutes darunter, allein an wirklich Künstlerischem ist kein embarras de richesse. The Royal Institute of Painters in Oil ist eine Ansammlung von Mittelmäßigkeiten, die einen vielgeplagten Kunstkritiker zur Verzweiflung bringen können. Unter den vierhundertachtundsiebzig Nummern des Katalogs ist kaum ein Dutzend, das tiefgehender Würdigung wert ist. Allerdings dieses Dutzend ist ein Beweis dafür, daß es unter dem insularen Krämervolk Leute giebt, die Beruf und Recht haben, Künstler zu sein.

Da ist mein Liebling Frank Brangwyn. Der stellt ein Bild aus: „Funchal", also Madeira. Genau angesehn sind's nur Farbenklexe. Aber beschaut auf eine Distanz von nur einem Meter entwickelt sich daraus ein sonniges, lebendiges Bild, wie's besser noch nie gemalt worden ist. Das Sujet ist eine Weinpresse. Ohne Prätension, einfach, natürlich, klar, glühend in Licht und Farbe, giebt es den wahren Eindruck der halbtropischen Insel, wo so trefflicher Wein wächst. Das Bild schmeckt so duftend wie echter Madeirawein. Ich glaube, ich könnte dem genialen Künstler kein besseres Zeugnis ausstellen. Miß Amy Sawyer zwingt mir, der in puncto Kunst und Litteratur ein Misogynist ist, mit einer Allegorie „How the soul came out of the Birch Tree", warme Achtung ab. Da ist mehr wie Poesie in der Frauengestalt, die nebelverschleiert aus dem Birkenstamme herausquillt —, es ist zartestes Gemüt in diesem Bild. Ernest Parton stellt eine Landschaft aus: Eine charmierende Abendlichtstudie, worin Ruhe und Kraft sich zum fesselnden Ganzen vereinigen. Ein ganz kleines Bild: „Silbernebel" von Miß Rose de Crespigny, würde imponieren, wenn es männlicher gemalt wäre. So wie es ist, ist's gute Weiberarbeit. Fantin Latour, der Pariser Malerpoet, hat drei Bilder ausgestellt. „Aurora und die Nacht" ist schwärmerisch schön. Entzückend aber sind seine Rosen und seine Früchte. Woher hat doch dieser Wagner-Maler par excellence solch feine Naturbeobachtung geschöpft? Alexander Mann, ein Schotte, bringt zwei Bilder: „Mauritscher Ziegenhirt" und „Der Hafen Christchurch". Mann malt ovale unendlich lange Pinselstriche. Seine Farben sind einfach, matt, durchsichtig und dennoch die Leinwand ganz und gar bedeckend. Er erreicht dadurch eine merkwürdig natürliche Perspektive und fesselt den Beschauer nolens volens. Er ist ein bedeutendes Talent und — ein Schotte. Hugh Cameron, ebenfalls ein Schotte, mait eminent, sauber, natürlich, wie's ja die Schotten alle thun, weiß aber sein Sujet geradezu philosophisch zu vertiefen. Sein Bild benennt er: „Making Friends". Damit ist das Gute dieser Ausstellung erschöpft.

Die Porträtisten halten alljährlich im Spätherbst ihre Ausstellung. Die Porträtierkunst ist ja von jeher die Force der englischen Malerei gewesen. Wir begegnen in der diesjährigen Ausstellung, die naturgemäß eine Masse gewöhnlichen Zeugs aus den Ateliers der Hübschmaler enthält, nicht wenig Gemälden, die im vornehmsten Sinn des Wortes Kunstwerke sind. Altmeister G. F. Watts, den ich noch einmal und

immer wieder den größten der lebenden Maler Englands nenne, hat trotz seiner achtundsiebzig Jahre zwei Porträts ausgestellt, die zu dem Besten zählen, was überhaupt gemalt worden ist. Eine alte Frau, ein Bild voll Innigkeit und Empfindung; das Porträt einer Krankenwärterin, ein anheimelndes, durchaus nicht schönes Frauenantlitz, das aus dunkelgrünem Hintergrund sich wie stärkste Hoffnung auf Mildthätigkeit heraushebt. Wo immer diese Bilder zur Ausstellung gelangen mögen, müssen sie den Blasierten und Verhärtetsten noch tief ins Herz hinein rühren und ihn besser machen, als er thatsächlich ist.

In internationalen Künstlerkreisen gilt die deutsche, d. i. die Münchener — eine andere giebt's nicht in Germaniens Gauen — Malweise als ölig, fett, dick. In denselben internationalen Künstlerkreisen gilt die schottische Malweise — ich meine die Glasgower Schule — als dünn, transparent, unfertig. Beide Kritiken scheinen mir berechtigt . . . und trotzdem ist in jeder der beiden Schulen eine selbständige innerliche Wahrheit. Das Ideal wäre allerdings, daß München und Glasgow sich begatteten und einem Kinde das Leben schenkten, das vom Vater Glasgow gezeugt und von der reizenden Mutter München geboren, die besten Eigenschaften beider ererbt hätte. Daß dies möglich, beweist Einer, dessen Lehrer Meister Löffz in München gewesen, dessen Schicksal es geworden, in London Porträtmaler zu sein. Ich meine Percy Bigland. Da tummeln sich in der Themsestadt Porträtisten herum, die Hunderte von Pfunden für flottgemalte Handwerksbildnisse einnehmen, Kerle, die's verstehen, in allen vornehmen Klubs Eingang und Empfehlung zu finden und große Summen einzustreichen für fashionable Konterfeis, zu welchen der Schneider mehr wie der Geist Modell gesessen hat. Da flunkern in der Londoner Gesellschaft Commonplace-Leute, wie John Collier, Herman Herkomer —, nicht zu verwechseln mit dem Bushey Hubert Herkomer, der trotz seines Maximilian-Rittertums doch nur ein Kunst-Faiseur ist —, Llewellyn u. a. Modemaler umher und kassieren stolze Honorare ein, ohne den Stolz des Verdienens zu haben. Percy Bigland stellt in der Porträtisten-Ausstellung, unter anderem, das Porträt eines Herrn Ormuston aus, das ganz einfach ein Meisterwerk ist. Mich reizte die eminente Charakteristik dieses mir Unbekannten. Ich ging in sein Atelier, war willkommen und sah Dinge, die merkenswert sind. Unter anderem ein Selbstporträt dieses bedeutenden Künstlers, der behauptet, daß er in Madrid beim Anblick der Velasquez malen gelernt, und gerne eingesteht, daß er ein Schüler Meister Löffzs ist. Diesen achte ich himmelhoch, der Velasquez liegt mir ungleich ferner, obwohl ich ihn, trotz aktueller Mode, als einen Meister erachte. Percy Bigland aber, dieser Schüler des trefflichen Löffz, der hat von dem steifen Spanier Velasquez just so viel sich angefühlt, als notwendig war, um seiner angelsächsischen Natur das Bedürfnis nach Wärme anzugewöhnen. Ich hab dieses Künstlers Selbstporträt beschaut, das, ich hoff es, in Deutschland im nächsten Jahr ausgestellt werden wird. — Jedem, selbst dem Nichtkenner, wird es die reinste Freude bereiten. Ich will es ganz und gar auf meines Namens Verantwortung nehmen: Percy Bigland ist einer der bedeutendsten Porträtisten unserer Zeit und rechtfertigt Meister Löffz's Rat: „Werden Sie Porträtmaler."

In meinem ersten Artikel aus London (Die Gesellschaft, Heft X, 1895) hab ich mir die Schotten zur speziellen Besprechung reserviert. Die Porträtausstellung ist just die Gelegenheit, um von diesen genialen Neuerern zu reden. Es sind ihrer vier, die vier besten: James Guthrie, Lavery, Arthur Melleville und E. A. Waltan. Letzterer stellt nur ein kleines Bild aus: das Porträt eines Landmädchens, blau auf blau gemalt. Das Ding ist so wundersam schön! Aus blühend blauem, sonnig warmem idealisierten Hintergrunde leuchtet der zarte, frische Mädchenkopf hervor, eine knospende

Blume. Unbewußte Ahnung künftigen Glückes blitzt ſittſam und doch ſchalkhaft aus den hellen Augen. Gewand und alles Nebenſächliche ſind blau, aber blau, wie der ſonnendurchwärmte Himmel, deſſen leichter ſilbergrauer Dunſtſchleier von goldigen Lichtſtrahlen durchſchimmert wird. Dieſes eine kleine Bild ſtempelt E. A. Walton zu einem der größten Künſtler unſerer Zeit.

John Lavery hat eine ganz eigentümliche Malweiſe. Seine Ölbilder ſind glatt wie Aquarelle, doch ſaftig, vollfarbig. Er iſt weniger Charakteriſtiker, als es die Schotten im allgemeinen ſind, verleiht aber ſeinen Frauenbildniſſen einen geheimnisvollen Reiz, der vorwiegend ſinnlich iſt, ohne auch nur im mindeſten vulgär zu werden. Daß ſeine Fleiſchtöne mitunter kadaverig ſind, ſtört den Geſamteindruck ſeiner Porträts durchaus nicht, im Gegenteil. James Guthrie iſt ſo ziemlich der bedeutendſte der Glasgower Schule. Jedenfalls weiß er wie kein zweiter der Schotten ſeinen Porträts lebenswarme Empfindung, feinfühligſte Charakteriſtik einzuflößen. Das Porträt einer alten Dame, das er in der Porträtiſten-Ausſtellung zeigt, iſt nahezu ſo tiefinnerlich wie Whiſtlers berühmtes Porträt ſeiner Mutter in der Luxemburg-Gallerie zu Paris. In einem Männerbildnis, das zwar etwas rauh gemalt, aber von packender Natürlichkeit iſt, beweiſt er, daß er Kraft und Saft in ſich hat, und mit dem Porträt eines geſunden friſchen Jungen zeigt er, wie ganz und gar er's verſteht, alle Phaſen des menſchlichen Lebens künſtleriſch vollendet darzuſtellen. Der vierte der Schotten, Arthur Melleville, iſt vielleicht der Gewiſſenhafteſte von allen, der ernſteſte Theoretiker und tüchtigſte Handwerker. Allein er konturiert zu ſcharf, ſeine Bilder ſcheinen hart; die allerdings vollendete Harmonie ſeiner Farben zeigt mehr Studium als Empfindung. Eines ſeiner Frauenbildniſſe iſt eine Symphonie von intenſiv warmem Braun, vom ſaftigſten Dunkel zum glänzenden Goldton. Es reizt das Auge des Beſchauers und packt beim erſten Anblick. Bei genauerem Hinſehn aber findet man unſchwer die Mache dieſer Farben-Graduation heraus, und das ſtört den reinen Genuß am Anblick dieſes techniſch hervorragenden Bildes.

Von allen den anderen Ausſtellern bei den Porträtiſten iſt nichts zu ſagen. Die Franzoſen, Duran, Dagnan Bouveret, Gandara, Blanche und andere mehr, kommen in einem Artikel über engliſche Kunſt nicht in Betracht, und was ſonſt von Engländern ausgeſtellt wird, gehört ganz und gar in die beiden allüberall nur zu ſattſam betriebenen Stilarten der Hübſch- und Konventionell-Maler.

Unter den zweihundertdreiundneunzig Bildern in der Ausſtellung der Royal Society of British Artists ſind mir nur zwei aufgefallen, die der Erwähnung an dieſer Stelle wert ſind. Allerdings iſt manches Gute und Nette zu ſehen, allein um davon in einer deutſchen Revue vom Range der „Geſellſchaft" zu ſchreiben, iſt abſolut keine Veranlaſſung vorhanden. Arthur H. Buckland ſtellt das „Porträt" einer „Witwe" aus, eine ältere Frau, deren Züge einen wunderſamen Ausdruck von Schmerz und Reſignation beſitzen. Ein tiefempfundenes Bild, eines jener Bilder, die einem in den Augen bleiben für Lebenszeit. William Hunt hat ein phantaſtiſches, myſtiſches Bild gemalt, dem er anſtatt eines Titels als Motto die Roſetti'ſchen Verſe vorſchreibt:

„Look in my face; my name is
Might have been;
I am also called No More.
Too late. Farewell!"

Ich muß offen geſtehen, daß ich mir über den Zuſammenhang dieſer Verſe mit Hunts Bild keine Vorſtellung zu machen imſtande bin. Und trotzdem hat es mich mächtig angeregt, ſtark gefeſſelt. Es ſind eben wunderbar ſchöne Malpartien auf

dem Gemälde. Eine Harmonie der Farbe voll Schwärmerei und Poesie. Aber das Ganze will nichts sagen. Es ist keine Melodie darin. Zaubervoll klingende Harmonien. Ein Präludieren mit Pinsel und Farbe. Schade um Hunts bedeutendes Talent.

Noch wäre über ein halbes Dutzend Einzelausstellungen zu berichten, doch glaub ich, es ist des Guten schon zu viel gethan, und darum seien weitere Mitteilungen über Englische Kunst auf ein andermal verschoben.

Kritik.

Romane und Novellen.

„Unda Marina", Roman von Gustav Schalk. Stolp i. Pom. Verlag der W. Delmanzoschen Buchdruckerei.

„Die Erbin", Roman von Heinrich Köhler. Leipzig. Verlag von F. A. Berger.

„Der Segen einer Wallfahrt", Roman aus dem Leben von A. Frey. Leipzig. Verlag von Wilh. Friedrich.

„Streber", Roman von E. Westkirch. Leipzig. Verlag von Paul List.

„Welch eigenartiger Zauber thut sich auf", so werden die Leser des Romans „Unda Marina" ausrufen, wenn sie etwa in der Mitte ihrer Lektüre angekommen sind. Urplötzlich nimmt da Sinn und Wort ein völlig verändertes Gepräge an, ganz unvermutet wird da Herr Schalk an sich selbst zum Schalk. Wir werden mit diesen Schalkheiten ein wenig ins Gericht gehen müssen. Herr Schalk ist mir als Schriftsteller wohl bekannt; sein Roman: „Dr. Biedermann und sein Zögling" gehört zu dem besten und ansprechendsten, was ich je gelesen. Allen meinen Bekannten habe ich das Buch empfohlen und allen Unbekannten möchte ich's empfehlen. Mit Freude nahm ich darum Schalks Buch „Unda Marina" in die Hand, und mit Freuden begann ich's zu lesen, der alte prächtige Stil, diese gehaltvolle, edle Sprache, diese Anschaulichkeit der Bilder — des Bildes. Das Ostseestädtchen, die Dünenlandschaft mit dem alten Burgturm, die beiden Strandgüter, greifbar. Deutlich liegen sie vor uns in der klaren Maiensonne. Das Meer sehen wir blinken, die Meerwellen hören wir plätschern, plaudern, die Wälder rauschen. Und zwischen dem allen, in Dünen und See und Wald, in dem Burggehöft und am Waldteich zwei spielende Kinder: Hermann und Unda Marina — durch die blühende Heide streifend, in der Sonne badend, Märchenbücher lesend, Märchenerzählungen lauschend — dem prächtigen Märchen von Ildo, dem Sohn des Waldes, und seiner treuen Gespielin: der Meereswelle, Unda Marina.

Unda Marina hat aber leider einen Vater, der — hier wird einem auf einmal nicht mehr ganz geheuer bei der Lektüre — der, sagen wir für — Poesie — absolut keinen Sinn hat. Er wird als namenlos hochtrabend geschildert. Deshalb verkauft er sein herziges Kind an einen russischen — Grafen; verkauft es, nein wirft es mitsamt 100000 Thalern dem Ekel an den Hals. Als Unda Marina den „Grafen" natürlich nicht will — heult der Alte. Daß dieses Mädchen des Grafen Weib wirklich wird, ist psychologisch unverständlich — an alles andere möchte man lieber glauben. Genug, sie wird Mutter, ein Kind mit blauen Augen — Hermanns Augen. „Woher er nur die blauen Augen hat," fragt Vater Graf. Ich war schon glücklich in der Meinung, daß das Kind

ein Pfand von Hermanns Liebe sei — ich hätt' es ihr wahrlich verziehen — nein, sie gepriesen, — allein der Dichter reißt uns ins Gebiet härterer Wahrheit zurück. Ist die Wahlverwandtschaften-Gedankensünde wohl minder groß, weil's nur die blauen Augen sind? — — Die junge Frau leidet Entsetzliches, endlich wird's ihr zu viel — sie verläßt die Spelunke des Gatten. Der eilt ihr nach, — als ihn die Polizei verfolgt, gewährt sie ihm Schutz, Geld — kaum glaublich. Zuletzt entreißt er ihr gar — „sein Kind" als Pfand. Er wird endlich von rächender Hand ereilt. — Unda Marina verliert begreiflicher Weise den Verstand — — Sie spricht das Märchen von Fido und Unda Marina immer wieder, bis zu einer Stelle, weiter vermag sie nicht zu kommen. Hermann eilt zu ihr, er hilft ihr bei der Stelle im Märchen fort, da wird es wieder Licht in ihrer Seele — das Märchen wird den beiden erfüllt. Herr Schalk, Sie sind mir ein psychologisches Problem.

Mit mehr ästhetischem Behagen las ich „Die Erbin" von Heinrich Köhler. Auch dieser Roman enthält eine künstlerisch sehr bedenkliche Schwäche. Und was dabei das sonderbarste ist, sie wird erst durch einen außerordentlichen Vorzug des Buches recht in den Vordergrund gedrängt, erst recht empfindlich gemacht. Der Roman beginnt mit einer Adelsgeschichte — natürlich. Ein junger Baron hat ohne Wissen seines Vaters ein bürgerliches Mädchen geheiratet. Häufige monatelange Reisen dienen ihm zum Vorwand, um mit seinem Weibe glücklich zu sein. Sie schenkt ihm ein Kind, ein Mädchen. Die Eltern geben es in die Ziehe — warum, ist nicht gesagt — so geht es ihnen verloren. Die Eltern des Kindes verunglücken auf der Eisenbahn, der sterbende Baron kann seinem Bruder nur ein Medaillon einhändigen und ihm ein Geheimnis anvertrauen. Ein ebensolches Medaillon mit dem Bilde der Mutter hat man auch dem Kinde mitgegeben. — Der alte Baron ist seit drei Tagen tot, der verunglückte Sohn, nach ihm also die verschollene Tochter die Erbin. Der junge Bruder, ein ehrlicher Mann, übernimmt das Erbe nur, um es für des Bruders Kind zu verwalten, bis er es der rechtmäßigen Besitzerin selbst wird übergeben können. Wie diese finden? — —

Hier beginnt nun eine neue Geschichte. Magda, die Erbin, lebt als Tochter eines Bahnhofsinspektors in einem abgelegenen Dorf. Zur Zeit der Geschichte — etwa vierzehn Jahre später — ziehen zwei Freunde, ein Feldmesser — wüster Gesell, äußerlich verwahrloster Junggeselle, und ein werdender „Dichter", neubackener Referendar, im Dorfe ein und verlieben sich beide — der Dichter in Magda, der Geometer in des Pastors Enkelin. Der Pastor hat aber auch eine — zurückgesetzte ältere Tochter. Sie sieht sich durch den Geometer betrogen, und um wenigstens noch einiges Unheil anzurichten, redet sie Magda ein, daß ihr Hans sie betrogen. Magda, die inzwischen als „Stütze" nach England gekommen, schreibt dem Geliebten einen Scheidebrief, — aber aus dem Herzen vermag sie ihn nicht zu bannen. So ist es ihr auch nicht möglich, die Liebe zu erwidern, welche Gordon, der Neffe ihrer Herrin, ihr entgegenbringt, so sehr sie sich sonst auch für dessen edlen Charakter begeistert. — Warum ich das alles hier so eingehend erzähle? — Der Roman ist eben überaus reich an Handlung, dabei ist die Sprache so gewandt, die Erzählung so fließend, so flott und spannend, daß man — die erste Vorgeschichte völlig vergißt. Endlich kommt nun Zusammenhang in das Ganze. Dieser Gordon nämlich, ein Reisegenie, war bei jenem Eisenbahnunglück zugegen, das Magdas Eltern das Leben kostete. Er hatte ihren Onkel herbeigerufen. Und ihm tritt nun bei Magdas Anblick immer deutlicher das Bild ihrer Mutter vor die Seele. Es bedarf nur noch eines Blicks auf Magdas Medaillon, um ihn von inneren Beziehungen bei dieser äußeren Ähnlichkeit zu überzeugen. Die Lösung

geht dann rasch und in jeder Weise harmonisch vor sich, — auch ihren Hans bekommt Magda wieder, bei des Geometers Hochzeit präsentieren sie sich als Verlobte. Ich möchte den Roman wegen seiner außerordentlich reichen, geschickt und anregend dargestellten Handlung, wegen seiner vollendeten Beherrschung der Sprache einen weiten Leserkreis wünschen. Die hier dargestellten Vorgänge bleiben im Bereich des Wunderbaren — alles wunderliche, das romanhafte im Roman ist geschickt vermieden, die Grenzen des Glaubwürdigen sind in diskretester Weise innegehalten. Mit kleinen Aussetzungen, wie — daß die Pfarrerstochter sich in Hansens Tante nochmals wiederholt, möchte ich ein so überwiegend günstiges Urteil nicht trüben.

Auf bedeutend nüchternerer Basis aufgebaut ist ein Roman von E. Westkirch: Streber. Lauter Leute, die dem Stande 3b und 4a angehören, treten uns hier entgegen, Leute, die in ihrem ganzen Leben nur eine Sehnsucht kennen: Geld. Nicht weil für Geld alles zu haben wäre, um im Besitze eines internationalen Wertes zu sein — um damit weiter fortzukommen, nein, rein um es zu zählen, um es zu — haben, begehren sie das Geld. Mit dem Worte „Geld" ist ihres Wunsches letztes Ziel erreicht. Nur einem von ihnen ist es geglückt, diesen Wunsch erfüllt zu sehen, ein Kapitälchen zusammen zu scharren; das hat er in einen Sack gethan. Und nun sitzt er darauf, der alte Kommissar Benzinger mit seiner Frau: „Tante Lene". Das goldene Kissen, auf dem sie sitzen, ist's, was sie erhebt über die anderen, was sie ihnen als beneidens-, bebettelnswert erscheinen läßt. Sonstige Tugenden, Vorzüge haben die beiden Alten nicht, — soweit ist auch bei ihnen der Wohlstand nicht gediehen. Das Gold mit seinem Glanze lockt ihnen ihre Verwandtschaft auf den Hals wie die Laterne die Krebse. „Wohlhabende Leute ohne Kinder haben immer viele Verwandte." Und die Alten fühlen sich wohl dabei — heut am Geburtstagskaffeetisch von Tante Lene. Es ist so ein stolzes Gefühl, umworben zu werden. Und das ist für sie so billig. Sie brauchen den minderglücklichen Vettern und Basen gar nichts zu geben, rein gar nichts, nur ein paar alte Lumpen, ein Kaffeepröbchen und — die Hoffnung auf ihr Erbe. Der Alte hat gestrebt sein ganzes Lebenlang, nach seinem heutigen goldenen Thron. Die anderen streben darnach, diesen nur bald in sich wieder aufzuteilen; eine schmierig-trockene Gesellschaft, diese Streber und Kleber. Einer von ihnen jedoch ragt über die andern heraus, er ist ein Charakter. Paul Benzinger ist zwar heute auch dabei am Kaffeetisch, je nun, man weiß manchmal nicht, was für einen abfällt, zumal wenn man der Lieblingsneffe von Tante Lene ist. Sonst aber geht er seine eigenen Wege. Er ist Schreiber, dieser Paul Benzinger, „Angestellter bei der Sparkasse", wie er es lieber hört. Schon aber trägt er sich mit ehrgeizigen Erwartungen auf einen Buchhalterposten. Dann hat auch seine Seele Ruh, wenn er dieses Lebensideal gefunden. Doch dazu braucht er eine Kaution von 9000 Mark. Was thun, wenn er sie nicht hat? Die Witwe Ringel, auch eine Streberfamilie, giebt jeder ihrer beiden Töchter 6000 mit. Wenn er eine von denen heiratete? Er verlobt sich mit der älteren, Therese mit der länglichen Nase. Aber 3000 fehlen ihm doch an der nötigen Summe. Der Onkel Kommissar leiht niemanden etwas. Woher soll er sie nehmen? Zu seinem Glücke fehlen sie ihm. Paul hat eine Cousine Alwina, ein brauchbares tüchtiges Mädchen. — Er haßt sie — so sehr bewundert er sie — nur sie, außer ihm, geht nicht bei Kommissars betteln, nur sie von all den Verwandten hat sich wie er herausgearbeitet, er haßt sie, — so sehr liebt er sie. „Dreitausend Mark werden dem ausgezahlt, der den Verüber eines Einbruchsversuches zur Anzeige bringt." — Paul weiß wer der Gesuchte ist, Alwinens versoffener Vater ist einer der Einbrecher.

Auf dem Wege zur Polizei begegnet Paul Aiwine — eine Rose entfällt ihr, er hebt sie auf, berauscht sich an ihrem Duft — zum erstenmale erwacht in ihm ein neuer Sinn. Er schickt der 6000 Mark-Braut seinen Ring zurück, bald wird Aiwinens goldnes Haar ihm durch die Finger gleiten, sein thatkräftiges, arbeitsvolles, doch bis dahin nur einseitig ausgebildetes Wesen barg auch noch einen edleren Kern. Der Roman ist als moderne Gesellschaftsstudie von hohem Wert. Ein historischer Wert wird ihm gewiß dauerndes Interesse verbürgen. Auch künstlerisch vermag ich ihn nicht geringer zu werten. Die darin handelnden Personen mit all ihrer Denk- und Handlungsweise, mit all ihren Zielen und Beziehungen sind mit großer Anschaulichkeit studiert und wiedergegeben. Und was das Leben anbelangt, das diese Leute führen, ja, schön ist es nicht, aber es ist so.

Hätte doch Herr A. Frey bei seinem Roman: „Der Segen einer Wallfahrt" ein ähnliches Studium des Lebens vorausgehen lassen, ehe er sich an die Arbeit setzte, um diesen „Roman aus dem Leben" zu schreiben. Herr Frey ist der einzige von diesen vier Schriftstellern, der diesen Zusatz „aus dem Leben" macht — und er ist der erste, der ihn hätte weglassen können. — Man hätte das wohl aus dem ganzen schon selbst heraus empfunden. Wo liegt wohl der Fehler? Herr Frey ist zu früh an die Arbeit gegangen. Er hat lebhaft den Drang in sich gefühlt, diesen Segen einer Wallfahrt nach Trier, die er wohl selbst mitgemacht, diesen Wallfahrtssegen, den er da allerorten gehört und geschaut — schriftstellerisch los zu werden. Das hätte einen Wein geben können! Ich nahm das Buch vor allen anderen zuerst zur Hand, aber der Wein hatte noch nicht ausgegoren. Der Verfasser steht noch zu sehr in den Ereignissen mitten innen, hat sie noch nicht überlebt, steht noch nicht als Künstler souverän über ihnen, hat den Stoff noch nicht künstlerisch durchdrungen, es ist noch alles Leben, Leben, flaches schales Leben, fehlt noch völlig die plastische Zuthat der Kunst, das plastische Auswirken in künstlerischen Ideen. Daß es bei solcher Wallfahrt meist mehr Sünden als Gnaden giebt, mehr Wunder der „Liebe" als Wunder des Glaubens — solche Thatsächlichkeiten sind doch auch ohne dies Buch schon genügsam bekannt, da hätte ich ganz andere Dinge von Wallfahrten zu erzählen. Wenn man Kulturerscheinungen, Kulturauswüchse bekämpfen will, dann muß man doch noch mit ganz anders starken und feinen Waffen sich rüsten, mit Keulenschlägen und Nadelspitzen. Wenn man bedenkt, wie anders Zola an ähnliche Aufgaben herantritt. — So als ernster Kunstkritiker. Daß die hier geschilderten Eindrücke lebenswahr — vielleicht eben allzu lebenswahr sind, stehe ich keinen Moment an zuzugeben. Vielleicht sichert gerade diese breit behäbige, aller schärferen Spitzen und Widerhäkchen entbehrende Vortragsweise dem Buche eine umso günstigere Aufnahme in weiteren Kreisen. Mag es dazu dienen, die sonderbar festen Fundamente eines frevelhaft kindischen Aberglaubens zu erschüttern — in diesem Sinne will ich ihm größtmöglichste Verbreitung wünschen.

Piccolo.

Bürgerlicher Tod. Schatzkästlein deutscher Litteratur. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Preis 1 Mark.

Die sittlichen und materiellen Nöte unserer Zeit haben eine Tendenz erstarken lassen, welche die Krankheit durch Zuführung neuen Krankheitsstoffes zu heilen sucht. Da ist es köstlich, einen Dichter von Gottes Gnaden unsere Gegenwartszustände und ihre Krankheitskeime mit der Wahrheitsfackel so hell beleuchten zu sehen, wie es dem Prinzen Schönaich-Carolath in seiner Novelle „Bürgerlicher Tod" gelungen ist. Mit tief nach innen gerichtetem Blick hat der Dichter eine Reihe heimloser Menschen geschaut und gezeichnet; heimloser, man verstehe mich recht, wenn sie auch in Großstadthäusern mit Marmor-

treppen oder in Palästen wohnen, seelischer Ärmlinge, bei denen die Eiszeit der Herzen angebrochen ist, Friedloser, die auf dem Wüstenweg von Gott zum Götzen irren. Innige Sympathie erregt der Held der Geschichte, ein Mühseliger und Beladener, der in der kalten Welt und an der kalten Welt zu Grunde geht.

Neubeseelung und Erhebung der Menschen, sittliche Neugeburt der einzelnen, und durch diese aristokratisierten Menschen — durch Adelsmenschen eine friedliche, aufbauende Umgestaltung unhaltbarer Zustände — sind die Ideale dieses Sozialaristokraten. Er giebt, so meine ich, den einzigen möglichen Weg an; möge sein Buch eine Wegtafel sein, der viele folgen. Der Entschluß für den einzelnen ist nicht leicht gefaßt, und selbst dann, wenn von Kindheit an göttliche Liebe ihn zwang, selbstlos zu handeln, ist das Beharren auf diesem Wege bitter schwer. Ein begnadeter Dichter sollte einmal die Geschichte eines Mannes schreiben, der heute in Seelen-Grönland als Christ der That zu leben versuchte — er würde die ergreifendste Erzählung gestalten, die je geschrieben worden ist. Wenn viele sich entschließen würden, so würden sie einander Halt und Stütze, Trost und Hoffnung bieten. Über den einzelnen aber gehen die Sturzwellen des Lebens, und er sieht sein Boot auf weitem Meere treiben, dem Untergang geweiht. Doch — ja, dieses bedeutungsvolle „doch" mag ich nicht vergessen — doch in seiner Seele ist ein großer Friede.

A. Berger.

Lyrik und Epos.

Richard Dehmel, „Lebensblätter". Gedichte und anderes, 1895, Verlag der Genossenschaft Pan.

Man muß Dehmel ganz als Persönlichkeit nehmen und seine Dichtungen als tief aus dem Grunde dieser Persönlichkeit erwachsen: sonst wird man ihn nicht verstehen. Es bildet ein Glied in der Entwicklungskette der Litteratur und der modernen insbesondere. So hat er nichts mit den Sängern des sozialen Elends zu thun . . so ist ihm jene große Lyrikergruppe fremd, die — ich erinnere nur an Liliencron, Henckell, Hartleben, Bierbaum — das alte Goethesche Lebens- und Kunstideal in unsere Zeit hinüberzuretten versucht . . so kann ihn endlich nicht jene kleinere Gemeinde, die sich nicht frei machen will von dem Degenerationswunsche, der süß und lockend von Baudelaire und Verlaine ausgeht, zu den ihrigen rechnen; — um nur von den ausgeprägtesten Lyrikertypen zu sprechen!

Der einzige, mit dem oder besser an dem man ihn messen könnte, wäre Nietzsche .. aber auch nur in sofern, als beide in sich den Mittelpunkt der Welt — ihrer Welt gefunden haben. Kurz, um mich billig, aber verständlich auszudrücken: man muß Dehmel als modernes „Individuum", etwa im Przybyszewskischen Sinne, fassen: Abgesondert von allen beeinflussenden Kräften, weil er von vornherein durch die eigenartige Natur seiner Instinkte zum alleinstehen prädestiniert war, ist er einer jener seltenen, die in einem Jahrhundert nur wenige Mal kommen und dann wie Sterne aufzischen am nächtigen Himmel, der Nachwelt zur ewigen, nie — aber auch nie wiederholten Leuchte. Im Leben ist fast durchweg Untergang ihr Schicksal, weil das unzeitgemäße, das noch unzeitgemäße ihr erstes Charakteristikum bildet. Der spanische Maler-Radierer Goya, Hoffmann und Edgar Poe, und in den letzten Jahrzehnten vor allem Nietzsche und seine beiden Jünger, Ola Hansson und Przybyszewski, gehören hierhin.

Mit dem genialen Polen ist Dehmel sogar in gewissem Sinne verwandt: man könnte ihn etwa den lyrischen Przybyszewski nennen. Nur daß die perversen Empfindungen, die die eigentliche Bedeutung und die — Gesundheit jenes Dichters ausmachen, von ihm in allerdings oft brutalem und immer schauerlichem Kampfe überwunden werden. So klingen aus dem neuesten

Gedichtbande allenthalben Stimmen des Sieges und der Erlöſung, weil der Dichter ſein Ich, ſein reines Stirnerſches Ich in ſich ſelbſt geſunden ſieht. Daher denn auch die Zarathuſtrafreude und der Wille zur Schönheit, der überall durchbricht.

Was die Lebensblätter vor allem auszeichnet, iſt, wie ſich aus dem vorher geſagten notwendig ergiebt, die unerhörte Originalität der Empfindungen, die ſich aus den natürlich ebenfalls faſt durchweg neuen Stoffen herleiten. Ich wüßte eigentlich nicht ein einziges der Gedichte zu nennen, das ich ſchon irgendwo einmal geleſen hätte — eine Erſcheinung, die bei den oben angeführten Typen ſelten zu ſein pflegt, zumal wenn das Archaiſieren bewußt betrieben wird. Dieſe vornehme Eigentümlichkeit Dehmels erklärt denn auch die ſeltene Wirkung, die ſeine Gedichte ausüben. Vielleicht abgeſtoßen zuerſt und dann wieder ſo rätſelhaft angezogen, lieſt man nicht einmal, ſondern zehnmal, ehe man den neuen Geiſt ſo in ſich aufgeſogen hat, daß es wie ein Selbſterlebnis wirkt. Sein ganzes Ich muß man in den fremden Offenbarungen aufgehen laſſen und ſo durch ſich, aus ihnen heraus verſtehen — genießen. Eigentlich iſt das ja der Weg, der zu jedem Kunſtgenuſſe führt, aber der Objektivismus in der Litteratur der letzten Jahrzehnte — ſo notwendig er an ſich war — hat uns eben zu einer Auffaſſung gezwungen, die weit einfacher eine weniger reiche Kunſt verſtehen kann. Nun wird man ſich anderer Kunſt gegenüber anders gewöhnen müſſen. Beſonders wenn ſie, wie bei Dehmel, nicht durch die abſolute Klarheit des Wortes, ſondern durch ein tiefes, myſtiſches Ahnenlaſſen der jedesmaligen Empfindung wirken will. In dieſem Ahnenlaſſen, in dieſer Impreſſioniſtiſch gegebenen Analyſe — Analyſe bleibt es immer — der Gefühle liegt dann ein weiterer Wert und der eigentliche Reiz der Dehmelſchen Dichtungen, die alle von einem mächtigen künſtleriſchen „Können“ zeugen. Ich erinnere nur an das wunderbare Gedicht „Unſere Stunde“. Da es ein beſſeres Zeugnis für die tiefe Art des Dichters giebt, als arme trokene Kritikerworte können, will ich es hier folgen laſſen:

Es dunkelt ſchon; komm, geh nach Haus,
komm! Das Kaſtanienblattgewühl
ſtreckt ſich wie Krallen nach uns aus.
Es iſt zu einſam hier, zu ſchwül
für uns.

Denn ſieh: Die Linien deiner Hand,
ſieh, ſind den meinen viel zu gleich.
Du ſcheinſt mir plötzlich ſo verwandt,
ſo vorbekannt,
vielleicht aus einem andern Reich.

Ich hab 'ne Schweſter, die iſt tot.
Sei nicht ſo ſtumm, als wärſt du taub!
Die Abendwolke dampft ſo rot
durchs junge Laub,
als ob ſie uns Blutſchande droht.

Horch! Ja ſo wild und unverwandt,
wie jetzt die Nachtigall da ſchlug,
zittert dein Herz in meiner Hand.
Wir wiſſen es; das iſt genug
für uns.

Ich denke: auch in dieſem und manchem ähnlichen Gedichte hört man den Geiſt des Jahrhunderts über ſich hin fahren. Mögen die Fäden auch noch ſo fein, ſo unſäglich fein ſein, die ſolche Kunſt mit dem realen Leben verbinden: Tief aus dem Weſen der Zeit iſt alles geboren, und das geheimſte, das unzeitgemäßeſte oft charakteriſtiſcher als documents humains, die alles umfaſſen wollen. Arthur Moeller-Bruck.

Gedichte von Carl Blanck. Verlag von „Sterns litterariſches Bulletin der Schweiz“.

Im Reigen, Neue Lieder von Victor Hardung. Glarus, Verlag von Babette Vogel.

Aus Kampfgewühl und Einſamkeit, Gedichte von Robert Seidel. Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz.

Der früh am (21. Februar 1895) verſtorbene Dichter, deſſen poetiſcher Nachlaß, durch Franz Wichmann der Öffentlichkeit übergeben, mir heute vorliegt, iſt unter ſeinem Namen Carl Blanck gewiß nur wenig bekannt. Zu Lebzeiten hat er alle ſeine Schöpfungen nur mit: Bruno Tellheim

unterschrieben. So erschienen mit diesem Namen die Gedichtsammlungen: „Tutti Frutti 1888“ und später „Silhouetten“. Der Herausgeber macht uns mit diesen Verhältnissen bekannt und führt in seiner kurzen Vorrede weiter aus: Die freimütige schneidige Schärfe seiner Angriffe auf alles Faule in Staat und Leben mag manchen verletzt haben, und später erkannte er wohl selbst, daß er hier und da über das Ziel hinaus geschossen, denn nur die besten jener früheren Gedichte nahm er erst nach sorgfältiger Umarbeitung in die vorliegende Sammlung auf. Von jedem Anschlusse an irgend eine extreme Richtung der Kunst zurückkommend, schrieb er allein noch die Freiheit und Wahrheit, die über allen Parteien steht, auf seine Fahne, und diesen Idealen hat er zeitlebens gedient.“ Diesen Ausschnitt teile ich mit, weil ich ihn glattweg unterschreiben kann. Bei dem aber, was der Herausgeber dann folgen läßt, muß ich gar oft gegensätzliches konstatieren; z. B. wenn er sagt: „nur für die Lyrik sich eine Begabung zuerkennend, wollte er nie etwas anderes als Lyriker sein“. Ei, schrieb er denn nicht auch ein ganzes Konvolut politischer Gedichte, und diese, oft ganz prächtig, sind vielleicht am allermeisten dazu angethan, Wichmanns und und mein Urteil zu begründen: Freiheit und Wahrheit seien sein Ideal gewesen. So feiert er u. a. Bleibtreu, M. G. Conrad, Detlev v. Liliencron — Wichmann natürlich auch — sowie unseren trefflichen Leipziger Kunstkritiker Edgar Steiger als Vorkämpfer geistiger Befreiung. Weiter aber auch Bebel, Lassalle, die Sozialdemokratie, dann bekämpft er sie wieder — dann auch einmal — Bismarck. „Von jeder extremen Richtung der Kunst zurückkommend“, diese Worte unterschrieb ich nur in diesem Sinne — gerade erst in den politischen Freiheitsgedichten finden wir den Schlüssel zu allem Schaffen Blancks — er ist ein Werdender, noch kein Gewordener. So hätten seine ersten 36 Seiten umfassenden Gedichte: „Junge Liebe“ ruhig wegbleiben können. Sie sind ebenso unfertig in ihrer Kunstform, wie der Dichter damals in seinem ganzen Wesen. Auch sonst wäre wohl dem Dichter nur gedient gewesen, wenn der Band nicht bis zu einer Dicke von 368 Seiten angeschwellt worden wäre — so viel Gedichte auf einmal zu lesen, ist für Kritiker und Publikum keine kleine Zumutung. So liegt nun Spreu und Weizen ungeordnet in buntem Gemisch durcheinander — geradeso wirr, wie der Dichter es seinem Wesen nach noch war. Sonst konnte er eben nicht solch heterogene Gestalten anfingen, wie die, deren Namen ich oben beispielsweise anführte. — Die Lyrik war also nach Wichmann sein Lieblingsgebiet in der Poesie — und „die Poesie ihm die einzige Trösterin — die stille Geliebte, der er mit der ganzen Innigkeit einer keuschen Neigung anhing“. Nun ich für meinen Teil möchte gerade Blancks unkeuschesten Gedichten — und darin hat er entschieden etwas tos — vor allen andern die Palme zuerkennen. Den Lesern der „Gesellschaft“ ist sein Name wohlbekannt, ihr hat er seinerzeit von seinen besten Proben gegeben.

Schlaflosen — auch älteren Leuten — empfehle ich Victor Hardungs: Neue Gedichte. Bald werden einschläfernde Traumgötter und Sandmännchen „in Reigen“ sie umgaukeln.

Ein überaus frischer warmer Hauch weht durch Robert Seidels Bändchen (117 Seiten) „Aus Kampfgewühl und Einsamkeit“. Ein echtes deutsches Gemüt mit warmem Empfinden für die Natur, für Sonnenschein und deutsches Heldentum atmet uns da entgegen; einen streitbaren Arm sehen wir sich erheben, der in kräftigen eleganten Streichen für edelste Güter einer ersehnten Freiheit kämpft. Mit vornehmer Ironie bekämpft er Borniertheit, Banausen- und Philistertum. Seine aus echt moderner Stimmung heraus und in echt moderner Empfindung geschriebenen Gedichte kann ich darum nur warm empfehlen.

Piccolo.

Herbord. Ein Frieſenſang von A. Dannemann. Zweite Auflage. Bremen, Verlag von G. A. v. Halem.

Der Autor hat es mit leider nicht allzuſeltenem Ungeſchick verſtanden, ſeinen Frieſenſang gerade da abzuſchließen, wo er hätte intereſſant werden können. Gerade da, wo ſich leicht pſychologiſch zu wertende Probleme ergeben hätten, dieſe einfach in den Papierkorb fallen zu laſſen und uns dafür eine Menge alter oft ſchon abgebrauchter Motive vorzuſingen. Ein Epos nach der alten Tippeltappeltour, wo es ſo gut ein recht modern intereſſantes hätte werden können. Ich muß die nicht zum erſtenmal erfundene Vorgeſchichte mit zwei Worten erzählen. Ein Bruder beſchützt die Kinderjahre ſeiner Schweſter. Dieſe wird, erblüht, von einer Muhme mit in die Stadt genommen und kehrt — „als Mädchen nicht zurücke“. Sie vergeht unter dem ja berechtigten Frieſenſtolz des Bruders, das heißt, ſie geht ins Meer. Herbord, ihr Sohn, wird von ihres Bruders Frau zu einem Pendant von „Philemon und Baucis“ gerettet. Selbſtredend verliebt er ſich dann in ſeines ihm grollenden Oheims blondes Töchterchen. — Sie läßt ihn durchs Fenſter ein. Der Vater hört das Geflüſter und eilt — es iſt die Zeit Napoleons I. — ins franzöſiſche Lager, um dort den verhaßten Neffen — den Hetden unter engliſcher Flagge — zu denunzieren. Er erkennt im franzöſiſchen Befehlshaber Herbords Vater. Auf einmal ſagt er ſich, daß Denunzieren doch nichts ſchönes iſt. Er entflieht den ihm mitgegebenen Leuten, — er, des Landes kundig — in einen Sumpf und bleibt elend ſtecken. Man ſchießt auf ihn. Dies hört das Liebespaar, eilt zum Strande und ſegelt ins Meer. Doch eine Kugel holt ſie ein, Eliſabeth ſtirbt und Herbord —

Die feuchten Tiefen zogen ihn hinab
Mit ſeiner teuren Laſt.
— — Von ſeines Grabes dunklen Tiefen ſtieg
Ein weißes Mövenpaar empor gen Himmel. —

Schluß. —

Der „Führer“ der Franzoſen erkundigt ſich ſogar nach dem Schickſal ſeiner Geliebten — — wie, wenn ihm nun ihr und ſein Sohn entgegengetreten wäre, ſein Abbild? Dieſer Kampf zwiſchen Vaterliebe und Feldherrnſtrenge. Doch das lag Herrn Dannemann fern, und ich dichte prinzipiell nicht. Den Frieſenſang vermag ich aber nicht einmal nachzuempfinden, deshalb auch das Buch trotz ſeiner jedem Zimmer zum Schmuck gereichenden Einbanddeckel niemand zu empfehlen. Piccolo.

Soziale Litteratur.

Zu keiner Zeit iſt wohl bisher der Büchermarkt dermaßen überfüllt geweſen mit Broſchüren ſozialpolitiſchen Inhalts, wie in der Gegenwart. Viele ſehen darin ein bedauerliches Symptom, ſcheinbar mit Recht; denn in den meiſten Fällen iſt das, was dieſe litterariſchen Produkte bringen, mehr oder weniger wertlos. Dennoch können wir uns dieſer Anſicht nicht anſchließen. Denn dieſe wimmelnde Überfülle iſt einerſeits ein gutes Zeichen für die rapide zunehmende Demokratiſierung der Politik und Erhöhung des allgemeinen Bildungsniveaus, andrerſeits grade wegen der Halbheit, der Mittelſtraßen-Politik, die ſie meiſtens vertritt, ein notwendiger Faktor des Fortſchritts und der Aufklärung an ſich. Die geradezu rapide Zunahme von Männern und Frauen während des letzten Menſchenalters, die die Probleme unſerer Wirtſchaftspolitik durch eigenes Denken zu löſen ſuchen, anſtatt mit der Herde mitzulaufen, und die ſich für berufen erachten, ihre Meinung vor dem Forum des öffentlichen Lebens zur Geltung zu bringen und Einfluß auf die Landespolitik zu gewinnen, kann für jeden Freund des Fortſchritts nur eine erfreuliche Erſcheinung ſein. Und wie mancher, der vor Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ zurückſchrecken würde, an Fuldas Salon-Modernität allmählich Verſtändnis für die Berechtigung moderner litterariſcher Probleme und Technik erlangt, ſo iſt für die große Maſſe der Rückſtändigen, die für

radikale Forderungen unzugänglich sind, ohne deren Possivität mindestens jedoch die Entwicklung nicht vorwärts kann, eine Litteratur geradezu notwendig, die ihnen erst einmal unter milder halbkonservativer Tendenz die Schäden unserer Verhältnisse erkennen und die Diskutierbarkeit verfehmter radikaler Bestrebungen einsehen läßt. Von diesem Standpunkte aus müssen u. E. die meisten jener oben gekennzeichneten Broschüren über soziale Fragen betrachtet werden, wenn man ihnen nicht stets schroff ablehnend gegenüber treten will. Von neuen Erscheinungen haben wir da zunächst eine, die sich mit dem — heute ziemlich ignorierten — Problem der Handelspolitik befaßt und zwar des inländischen Detailhandels mit gebrauchsfertiger Ware (im Gegensatz zum Rohstoff-Handel.) Es ist dies: M. Uhlenhorst. „Kaufmann oder Schmarotzer? Eine Anklage gegen den Handelsstand unserer Zeit. — Nahmacher, Neubrandenburg, 1896. — 48 S. 8°.

Verfasser kommt, offenbar ganz selbstständig zu ziemlich gleichen Ergebnissen und Forderungen, wie weiland Proudhon vor einem halben Jahrhundert. Er konstatiert die kolossale Zeit-, Kraft- und Geld-Verschwendung, die durch die Zersplitterung und Anarchie unseres Kleinhandels erzeugt wird, zieht aus irrtümlichen Prämissen den irrtümlichen, wenn auch plausibel erscheinenden Schluß: „Die Konkurrenz macht die Waren teuer", und verlangt gesetzliche Organisation des Handels in centralistisch-sozialistischer Richtung. Soweit die Schrift objektiv die heutigen Verhältnisse an einzelnen krassen Beispielen lächerlich macht, ist sie ganz interessant zu lesen; bedauerlich ist, daß der Autor, obwohl selbst Kaufmann, sich absolut nicht darüber klar ist, daß diese Zustände notwendige Ergebnisse bestimmter, noch nicht abgeschlossener Entwicklungsreihen verschiedenartigsten Charakters sind, und darum nicht mit einem Federstrich aus der Welt zu schaffen. Seine Organisationspläne sind ganz verständig und entsprechen auch in gewisser Hinsicht der Entwicklungstendenz, sind heute jedoch und auch in der nächsten Zukunft noch unausführbar, aus mannigfachen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Viel nüchterner und verständiger ist bereits das folgende Buch:

El. Gnauck-Kühne. „Die soziale Lage der Frau." — O. Liebmann, Berlin 1895. — 34 S. 0,50 Mk.

Verfasserin bietet hier dem Publikum im Wesentlichen den Vortrag, den sie vor einem halben Jahr auf dem evangelisch-sozialen Kongreß zu Erfurt gehalten hat. Da sie sich peinlich darauf beschränkt, lediglich die wirtschaftlichen Momente der Frauen-Emanzipation zu charakterisieren, so fällt ihr unseres Wissens ziemlich rückständiger Standpunkt hinsichtlich der anderen Gebiete der Frauenfrage (politischen, sexuellen, religiösen) hier nicht ins Gewicht. Das Heftchen kann somit ohne Unterschied jedem, der sich über die ökonomischen Grundlagen und Bedingungen der (bürgerlichen und proletarischen) Frauen-Bewegung und über ihre nächsten Ziele informieren will, als klare, kurze und ausführliche Orientierungsschrift bestens empfohlen werden.

Einen der von der Verfasserin ignorierten Punkte, die sexuelle Frage in der Frauenbewegung, bringt die nachfolgende Broschüre zur Sprache:

Adelheid Popp. „Freie Liebe und bürgerliche Ehe." Wien, Verlag der ersten Wiener Volksbuchhandlung (J. Brand.) 1895. — 16 S. 10 Pf.

Den Inhalt bildet eine Schwurgerichtsverhandlung gegen die Wiener „Arbeiterinnen-Zeitung" wegen des in ihr enthaltenen Artikels: „Frau und Eigentum" von Frau A. Popp, welche mit der Verurteilung der Angeklagten zu vierzehntägigem Arrest endete. Die beiden Reden der Angeklagten und ihres Verteidigers, getrennt durch das in seiner Art klassische Plaidoyer des Staatsanwalts, geben einerseits ein ganz lesenswertes, kurzgefaßtes

Resumé über die sozialistische Auffassung der sexuellen Lebenssphäre und andrerseits einen amüsanten Einblick, mit welcher platten Verständnislosigkeit das „gebildete Bürgertum," speziell ein Staatsanwalt, freiheitlichen Ideaien gegenüber steht. — Der rote Druck auf graublauem Papier des Umschlags beweist zwar die Gesinnungstüchtigkeit, aber auch die Geschmacklosigkeit des Verlags.

Zu den abgeschmacktesten Erscheinungen auf unserem Gebiete gehört dagegen:

H. Schöler. „Die Irrtümer der Sozialdemokratie." Beieuchtet an der Hand von Bebels Buch: Die Frau und Sozialismus." — A. Edel, Linden-Hannover 1895. — 64 S. 80 Pf. —

Es lohnt sich nicht, auf den Inhait des näheren einzugehen. Auch ohne daß Verfasser im Vorwort versicherte, durch die „durchschlagendsten Erzeugnisse" der Eugen Richterschen Feder und die bekannte Zukunftsstaat-Debatte im Reichstag 1893 sei „mit zwingender Logik die sozialdemokratische Gedankenwelt zerstört," hätten wir aus der bioßen Fragestellung das bescheidene sozialpolitische Niveau des Autors gefolgert. Seine Freunde hätten besser gethan, ihn nicht zur Drucklegung dieses, im „Freisinnigen Verein" gehaltenen Vortrags aufzufordern; das wenigstens können wir ihm versichern, den „wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Bankerott des sozialdemokratischen Zukunftsstaates," wie der kühne Untertitel iautet, wird er eben so wenig herbeiführen, wie alle seine Kollegen, die die Marxistische Evoiutionstheorie durch Karrikirung des unglückseligen Bebel-Buches ad absurdum zu führen meinten.

C. W. Sombart. „Streiflichter über soziaie Fragen." — Kiotz, Magdeburg, 1895. — 45 S. 1 Mk. Verfasser, Rentier und Stadtverordneter zu Magdeburg, ist ein iiberaler großbürgeriicher Demokrat, der entrüstete Hiebe gegen Feudaiismus und Klerikalismus führt und für die etwas abgenutzten Ideen der französischen Revolutionszeit schwärmt. Der Inhalt der Broschüre ist ziemlich bunt, der Ertrag zur Begründung einer Volkshalle bestimmt. Wir fürchten jedoch, daß diese auf ihre Eröffnung noch ziemlich lange wird warten müssen. Ein „Waschzettel" von mehr als 100 Zeilen versichert, daß die Welt nur auf Herrn Sombart gewartet habe, um aus allen soziaien Nöten erlöst zu werden. Um Mißverständnissen vorzubeugen, fügen wir hinzu, daß selbiger nicht mit dem gleichnamigen Professor der National-Ökonomie identisch ist.

L. G. Schatt. „Freie Konkurrenz." Der Einfluß der freien Konkurrenz auf die wirtschaftliche und sittliche Lage des Volkes. Eine Gegenwarts- und Zukunftsbetrachtung. — Verlag der Handelsdruckerei, Bamberg, 1895. — 66 S.

Der ausführiiche Untertitei sagt deutlich, was der Autor beabsichtigt, und wir können ihm bestätigen, daß ihm seine Absicht gelungen ist. Die schweren kuiturellen Schäden, weiche die Konkurrenz zeitigt, und die Gefahren für die Zukunft der Rasse, die ihre ungehinderte Herrschaft im Schoße trägt, sind eindringlich und übersichtiich dargelegt und leiten überzeugend zu der schiießlichen Forderung gesetzlicher Intervention hin. Übrigens ist sich der Autor wohl bewußt, daß das Prinzip der freien Konkurrenz nur ein Bestandteil unseres gesamten Rechts- und Wirtschafts-Systems ist und aus diesem nicht beliebig herausgelöst werden kann; er sieht darin nur den Centralpunkt desseiben und zugleich den Punkt, wo der Hebel der Reform zunächst angesetzt werden muß.

Der Untergang der antisemitischen Parteien. Ein Mahnwort an die nationale Bewegung im deutschen Reiche von einem alten Antisemiten. — Müller, Leipzig, 1895. — 62 S. 1 Mk. —

Der poiitische Standpunkt des Verfassers: „durch eine Reform der Wahlverfassung zu einer berufs- und erwerbsständigen Neuorganisation unseres Volkes

auf aristokratischer Grundlage" ist zwar nicht der unsere, tritt jedoch in vorliegender Schrift kaum störend entgegen. Dieselbe enthält vielmehr im wesentlichen eine größtenteils sehr treffende, sachliche und ruhig gehaltene kritische Betrachtung der verschiedenen antisemitischen Parteien und Parteichen, die das deutsche Volk seit der Berliner Bewegung 1878 aus seinem Schoße hat entstehen sehen. Wir können dem Autor durchaus beistimmen, wenn er (p. 57) zu dem Resultate kommt: „schon die kurze Entwicklungsgeschichte der antisemitischen Bewegung hat gelehrt, daß die Judenfrage auf die Dauer nicht den Kitt liefern kann, der alle vorhandenen wirtschaftlichen Sonderinteressen zu gemeinsamem politischen und sozialreformatorischen Vorgehen verbinden könnte; im Gegenteil — gerade das Eindringen in die brennenden sozialpolitischen und wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart, zu dem die antisemitische Agitation in höchst verdienstvoller Weise anregte, hat zu der beispiellosen Zerklüftung der deutsch-nationalen Bewegung und zur Bildung der zahlreichen antisemitischen Parteien geführt." Er ist deshalb auch ehrlich genug, zu erklären. „Der Antisemitismus hat seine Hauptaufgaben erfüllt; er hat in den weitesten Volkskreisen aufklärend gewirkt; . . und wenn nun, wie wir überzeugt sind, die antisemitischen Parteien in den bevorstehenden Untergang unseres gesamten politischen Parteigetriebes verwickelt und mithineingezogen werden, so weinen wir ihm kein Thräne nach." Das heißt auf gut deutsch: Die Judenfrage ist Privatsache und der Antisemitismus kein parteipolitisches Programmprinzip, das vernünftigste, was wir bisher aus antisemitischer Feder gelesen haben.

Dr. Karl Walker „die Gefahren des Konstitutionalismus und ihre Gegenmittel." — Eupel, Sondershausen 1896. 27. S. —

Der bejahrte Privatdozent zu Leipzig ist durch zwei Dinge bekannt, erstens durch seine unerschütterliche Hoffnung, noch einmal Professor zu werden, und zweitens durch die gehaltreichen „Werke", die er in gewissen Abständen vom Stapel läßt. Zu letzteren gehört vorliegendes neustes „Werk". Daß die konstitutionelle Monarchie nicht die beste aller Staatsformen und hoffentlich keine ewige Einrichtung ist, daran zweifeln wohl nur die wenigen wahren Nationalliberalen, die noch in Deutschland existieren; um aber über den Konstitutionalismus und über Verfassungsformen überhaupt urteilen und aburteilen zu können, dazu genügt heute nicht mehr abstraktes Raisonnement, sondern ist wenigstens einige Kenntnis der den verschiedenen Verfassungsproblemen zu Grunde liegenden und sie bedingenden ökonomischen, sozialen und kulturellen Zustände nötig. Im übrigen bitten wir den Autor in Zukunft sich etwas bessere Orthographie (Temperänzler, Souveränität ꝛc.) und etwas besseren Stil anzugewöhnen. Wer versteht z. B. den Sinn folgenden Absatzes?

„In Cloumell . . . kam 1895 folgendes vor. Die Frau . . wurde als Hexe . . . verbrannt. Die Mörder suchten ihre That gar nicht zu verheimlichen. Sie waren natürlich Home Ruler, Gegner der Aufklärung der Union. Im deutschen Reich kann ein polnischer, schwächlicher, militärfreier . . . Analphabet bei einer Wahl den Ausschlag geben; und der gewählte Pole kann im Reichstag . . . allein . . den Ausschlag geben. Im Prinzip der Volkswahlen von unten (!) steckt überhaupt ein absurder Selbstwiderspruch (!) u. s. w." Wenn in diesen u. a. Ausführungen ein tiefer Sinn enthalten ist, so gehört Verfasser wenigstens zu den Leuten, für welche die Sprache da ist, um die Gedanken zu verbergen.

„Das Reich Bismarckscher Schöpfung und die Deutsche Frage." Hannover, Komm.-Verlag von H. Freese. 1895. 122 S.

Den Inhalt bilden die Verhandlungen der „deutschen Rechtspartei" auf dem

dritten Kongreß am 11. September 1895 in Frankfurt a. M. Genannte Partei, von deren Existenz wir zu unserer Beschämung durch vorliegendes Protokoll zum ersten Male etwas vernehmen, verfolgt das einzige und ideale Ziel, alle seiner Zeit annektierten oder sonst vergewaltigten Länder ihren angestammten „Herrscherhäusern" zurückzugeben und erteilt unter diesem einzigen Gesichtspunkt Geschichtsunterricht für die letzten Jahrzehnte. Wenn es auch ganz interessant ist, einmal deutsche Geschichte in anderer als Treitschkescher Beleuchtung zu sehen, so fehlt uns für diese Art Politik doch zu sehr das Organ, um uns für die Broschüre begeistern zu können. Als Waffe gegen chauvinistisch-dynastische Geschichtsklitterung enthält sie einiges ganz wertvolles Material.

Ein offenes Wort an Deutschlands Kaiser. Von einem Patrioten. Zürich, Verlags-Magazin 1896. — 59. S. 1 Mk.

Verfasser ist einer von jenen naiven Idealisten, die der Meinung sind, das ganze Unglück Deutschlands käme nur davon her, daß der Kaiser nicht genügend über die Zustände im Reich und die Stimmung des Volks Bescheid wüßte, und wenn es gelänge, demselben mal in einer kleinen Unterredung die Wahrheit zu sagen, dann würde er, der geniale und weitblickende Fürst, am andern Morgen die Kapitalisten zum Teufel jagen, die Sozialdemokraten versöhnen und das soziale Kaiserreich, darein Milch und Honig fließt, verkünden. Die Broschüre enthält im einzelnen manches gute und treffende Wort; daß sie im Reich der deutschen Preßfreiheit schlennigst verboten worden ist, braucht wohl nicht erst hinzugefügt zu werden. Heinz.

Französische Litteratur.

„Les Chansons de Bilitis." Traduites du grec pour la première fois par P. L. (Paris, „Librairie de l'Art Indépendant".) Sonderlich erfreut war ich gerade nicht, als ich das dickleibige Buch, das mir eine französische Prosaübersetzung der neuerdings aufgefundenen Werke einer altgriechischen Dichterin aus der sapphischen Zeitperiode verhieß, zur Hand nahm. Aus der scheuen Zurückhaltung des Übersetzers, der schamhafterweise nur die Anfangsbuchstaben seines Namens verriet, war zu entnehmen, daß es sich nicht um die Großthat irgend eines kunstpfuschenden Philologen handeln konnte, dafür weckte aber diese seltene bescheidene Regung des Autors und die prächtige Ausstattung seines Buches den bösen Verdacht, daß man es mit der fleißigen Arbeit eines vermögenden Dilettanten zu thun habe, der der Versuchung nicht hatte widerstehen können, einen Teil seines Mammons darauf zu verwenden, die ungeratenen Kinder seiner Muse in prächtige Gewänder zu kleiden und so in die Welt hinauszusenden. Alle diese Vermutungen erwiesen sich bei näherer Betrachtung indessen als vollständig verfehlt und vorbeigeirungen, denn eine Dichterin namens Bilitis, die uns die Vorrede als Zeit- und Dichtgenossin der Sappho aufschwatzen will, hat nie und nirgends existiert, sie ist ebenso wie die Mär von der Auffindung ihrer Lieder durch den Professor der Archäologie Zeim ein Produkt der freien Erfindung, und der Urheber dieser Mystifikation ist kein dilettierender Scribax, sondern ein rassechter Dichter, der seinen Brüdern in Apoll etwa so ähnlich ist, wie die selige Sappho der guten Frau Durand-Gréville. So habe ich den Bilitis-Liedern nicht nur eine angenehme Enttäuschung, sondern auch einen künstlerischen Genuß zu verdanken, wie ich ihn gleich stark noch bei keinem Werk der zeitgenössischen Litteratur empfunden habe.

Der Dichter der „Chansons de Bilitis" heißt Pierre Louys, er ist ein junger Mann, dessen Schöpfung man es freilich nicht anmerkt, daß er eben erst in die litterarische Arena eingetreten ist. Das, was er bisher geschaffen, ist bei uns ebenso unbekannt gebileben wie sein Name, den übrigens in Frankreich selbst auch nur die

eingeweihteſten Glieder des Pariſer Schriftſtellerkreiſes zu kennen ſcheinen, mir iſt es wenigſtens nicht möglich geweſen, etwas Näheres über den Dichter und ſein Werk in Erfahrung zu bringen. Und daß ſich die confrères des genialen Künſtlers nicht beeilen, von ihrer Wiſſenſchaft fröhliche Kunde zu geben und den Ruhm Pierre Louys, der ſie alle ſo gewaltig überragt und in den Schatten ſtellt, zu verkünden, iſt im Grunde ganz ſelbſtverſtändlich. Louys ſchildert in ſeinen Bilitis-Liedern das intime Leben und Denken einer griechiſchen Hetäre mit einer Kraft und Anſchaulichkeit, die den ganzen Geiſt des Altertums atmet. Es iſt das Hohe Lied menſchlicher Schönheit und Sinnenluſt, das er uns in einer Sprache ſingt, die an glattem Fluß, eigenem poetiſchen Duft und kryſtallener Klarheit ihresgleichen in der franzöſiſchen Litteratur überhaupt nicht hat. Und dabei dieſe ſchlichte Einfachheit der Empfindung, dieſe jeder Künſtelei bare Natürlichkeit des Ausdruckes, dieſe unvergleichliche Plaſtik der Form, die in ihrem flimmernden Glanz, kräftigen Struktur und leuchtenden Farbton an das feine Geäder karrariſchen Marmors gemahnt, dieſe coneiſe Zeichnung, und vor allem dieſe verblüffende Sicherheit des Vorwärtsſchreitens auf einer Bahn, die vor Louys noch kein anderer gegangen, und die ſich von den mehr oder weniger ausgefahrenen Geleiſen älterer und neuerer Lyrik himmelweit entfernt. Es kann nicht fehlen, daß das Heer der kritiſchen Eunuchen den Künſtler, der ſeiner Freude am Schönen ſo begeiſterten Ausdruck giebt, der Pornographie beſchuldigen wird, auch werden zweifellos die armen Leute, ſo da verlernt haben, das Nackte mit reinen Blicken zu betrachten, kommen und klagen, daß ſich die Schönheitstrunkenheit des Dichters hier zum Schönheitswahnſinn ſteigert und zu häßlicher Sinnenbrunſt ausartet, aber weder der Haß kunſtfeindlicher Banauſen noch die ſcheele Tadelſucht verletzter Prüderie werden verhindern, daß Pierre Louys mit der ſouveränen Kraft ſeiner ſtarken Individualität ſich durchringt und den Großen zur Seite ſtellt, die ihrer Kunſt neue Wege geöffnet und Meiſterwerke von unvergänglicher Schönheit geſchenkt haben.

Es iſt wahrlich nicht die Schuld Francis Vielé-Griffins, wenn ſeine „Poèmes et Poésies“, die er ſoeben im Verlage des „Mercure de France“ erſcheinen ließ, nach Louys' Bilitis-Liedern wie fade Himbeerlimonade nach einem Glaſe feurigen griechiſchen Weins munden. An ſich betrachtet repräſentiert der Inhalt des Bandes, der ſich aus den Cyklen „Cueille d'Avril“, „Joies“, „Les Cygnes“, „Fleurs du chemin et chansons de la route“ und der „Chevauchée d'Yeldis“ zuſammenſetzt, indeſſen eine recht anerkennenswerte Leiſtung, das gilt beſonders von dem Anhang neuer Gedichte, die einen tüchtigen Schritt nach vorwärts auf dem Wege einer geſunden Entwickelung erkennen laſſen.

Von erwähnenswerten Werken der Erzähllitteratur liegt nichts weiter vor als der Roman, den der holländiſche Schriftſteller M. Roepmaker unter dem Titel „Purification“ bei Treſſe & Stock in Paris veröffentlichte. Der Autor, der ſich in ſeiner Heimat als Romanſchriftſteller bereits vorteilhaft bekannt gemacht hat, tritt hier zum erſtenmale und mit beſtem Gelingen mit einem franzöſiſch geſchriebenen Roman vor die Oeffentlichkeit. Das Buch gehört zu den beſſeren Erzeugniſſen moderner Unterhaltungsbelletriſtik und darf vor allem dem weiblichen Leſepublikum beſtens empfohlen werden.

„Le roman en France pendant le XIXe siècle“ von Eugène Gilbert (Paris, Plon) iſt eine fleißige und, wenn man von dem letzten, die neueſte Litteratur behandelnden Teile abſieht, auch recht verſtändige Arbeit, die als ſchätzenswerter Beitrag zur Geſchichte der franzöſiſchen Litteraturbewegung in unſerem Jahrhundert betrachtet werden darf. Iſt es an ſich für den Mitlebenden ſchon ſchwer, eine halbwegs brauchbare Geſchichte des

Geisteslebens seiner Zeit zu schreiben, so wird die Sache vollends unmöglich, wenn man die Menschen und Dinge so voreingenommen ins Auge faßt wie der Verfasser des vorliegenden Buches, der den Bestrebungen der modernen Zeit beim besten Willen nicht gerecht zu werden vermag, so sehr er sich auch bemüht, sich zu einem objektiven Urteil durchzuringen. Der gute Wille aber thut es hier leider nicht allein, und deshalb ist auch die Kritik, der Gilbert die neuesten Erscheinungen der französischen Romanlitteratur unterzieht, ohne Wert und Belang. Unter diesen Umständen ist es noch als das kleinere Übel zu betrachten, daß sich der Autor bei den Schriftstellern der jüngsten Zeit mit einer summarischen Titel- und Namensnennung begnügt hat.

Die bedeutungsvollen und selbständigen Arbeiten Ad. Jullіens auf musikhistorischem und musikkritischem Gebiet ist gelegentlich des Erscheinens seiner „Musiciens d'aujourd'hui" an dieser Stelle bereits gebührend gedacht worden. Sein neuestes in der Pariser „Librairie de l'Art" erschienenes Buch: „Musique, Melanges d'histoire et de critique musicale et dramatique" enthält wieder eine ganze Reihe jener tüchtigen, geistvoll geschriebenen Studien, die Jullien die Bewunderung und den Beifall aller der Kreise eingetragen haben, denen die Förderung wahrer Kunst am Herzen liegt. Auch hier offenbart sich uns wieder der gerechte Wahrheitssinn, die untrügliche Urteilskraft, der scharfe Blick und die aufrichtige Kunstliebe des treffsichen Forschers, der das Wort amicus Plato, sed magis amica veritas nicht nur im Munde führt, sondern zur Richtschnur seines Lebenswerkes gemacht hat. Aus dem reichen Inhalt des mit zahlreichen Bildern, Autographien und Notenbeispielen geschmückten Bandes nenne ich die historischen Aufsätze „Le ballet de Cour", „Croquis d'Histoire", „Paris musical à la fin du XVIIe Siècle" und die kritischen bez. polemischen Artikel „Deux compositeurs français", „La critique et Berlioz", „Sur R. Wagner", „Gounod Causeur et écrivain" und andere mehr.

John Grand-Carteret, Vieux Papiers, vieilles Images, Cartons d'un Collectionneur (Paris, A. Levasseur & Cie.). Der Titel des Buches und der Name des Autors, der durch seine originellen Sammelwerke eine ganz eigenartige litterarische Spezialität ins Leben gerufen hat, lassen keinen Zweifel über das, was uns der geistvolle Schriftsteller mit seiner jüngsten Gabe bietet. Grand-Carteret hat wieder einmal in den reichen Schätzen vergilbter Papiere und alter vergessener Bilder gestöbert und mit seinem künstlerischen Sinn und sicherem Scharfblick das Charakteristische ausgewählt, um aus dem bunten Materiai ungezählter Kleinigkeiten ein farbenprächtiges Mosaikbild neuzeitlichen Kulturlebens zusammenzusetzen. Die Idee, die hier zur Ausführung gebracht ist, ist so wenig neu wie das Verfahren, das der Verfasser dabei beobachtet, aber Grand-Carteret hat seine eigene Art, die Dinge anzuschauen und besitzt dabei in hohem Grade die Gabe, unscheinbaren und eben darum unbeachtet gebliebenen Kleinodien eine Fassung zu geben, die sie erst zu Wert und Geltung bringt. Diese Kunst bewährt sich hier aufs neue und giebt dem vorliegenden Werk seinen fesselnden Reiz und eigenartiges Gepräge. 461 Text-Illustrationen, 6 kolorierte Vollbilder machen den Band, der sich in einem originellen, von Fernand Fau gezeichneten Umschlag präsentiert, zu einem Prachtwerk, dem auf dem Büchertisch der diesjährigen Etrennes ein Ehrenplatz eingeräumt werden wird.

Die von Plon, Nourrit & Cie. in Paris herausgegebene Wochenschrift „La Revue hebdomadaire", die in Bezug auf Wohlfeilheit des Bezugspreises und Gediegenheit ihres abwechselungsreichen Lesestoffes an der Spitze der französischen Zeitschriftenlitteratur steht, veröffentlichte in ihren in den letzten Monaten erschienenen Bänden von Romanen: Anatole France, „Le Lys rouge" — Theuriet,

„Flavie“ — Jean Aicard, „Diamant noir“ — J. H. Rosny, „L'Indomptée“, — Paul Hervieu, „L'Armature“ — Bourget, „Outre-Mer“ — Beaume, „Les Vendanges“ — Cim, „Dernière flamme“ und Novellen der bekanntesten und beliebtesten Autoren. Aus der Fülle der historischen Werke und Reiseschilderungen, die an dieser Stelle zum erstenmale zur Veröffentlichung gelangen, nenne ich: „Mémoires du Général Thiébault“ (2. Serie), „Souvenirs de 1870“, „Le siège de Paris“, Mis. Costa de Beauregard, „Le roman d'un Royaliste sous la révolution“, Trotignan, „Les Baleares“, Muntz, „Chez nos voisins d'Italie“, Le Braz, „Au pays des Pardons“ u. a. m. Daneben findet der Leser eine große Zahl von litterarischen Studien, Kunst- und Theaterberichten und politischen Plaudereien der ständigen Mitarbeiter der „Revue“, unter denen die ersten Namen der französischen Publizistik vertreten sind. A. G—tze.

Englische Litteratur.

Regeneration. — A reply to Max Nordau. (London, Verlag von A. Constable & Co. Preis 12 Schillinge.) — Die Briten sind doch alleweile die richtigen Kinder John Lokes, des Begründers des Commonsense! Was wir neugebackenen Teutonen nicht herzlich zu thun wagen, das vollbringen unsere Vettern, die Engländer, mit Ruhe und Kraft des Leibes und Geistes. Der Ritter geistreichelnder Industrie, so auf den Namen Max Nordau hört und seit vielen Jahren allen Schwächlingen und Impotenten, in seinem und seiner Verleger Interesse, vorschwindeln will, daß wir Heut-Menschen, die wir doch in der größten, gewaltigsten aller welt- und kulturhistorischen Epochen leben, degeneriert, zu deutsch ausgeartet seien, der hat in dem anonymen Engländer, der eben dieses große Buch veröffentlicht, seinen Herrn und Meister gefunden. Ohne Flunkern, ohne Schwulität, ohne Anmaßung, ohne Phraserei, einzig und allein vom Standpunkt des gesunden Menschenverstands aus, und mit Heranziehung thatsächlicher Wahrheiten —, ich sage absichtlich „thatsächliche Wahrheiten“, im Kontrast zu Nordaus gefälschten Wahrheiten — widerlegt der anonyme Engländer den Reklamehelden Nordau in glänzender Weise. Jedem ehrlich Denkenden, menschlich Fühlenden sei das Buch „Regeneration“ inniglichst empfohlen.

„The Red Badge of Courage“ by Stephen Crane. (London, Verlag von W. Heinemann. Preis 3 Schillinge.) — Das ist nicht allein ein merkwürdiges Buch —, es ist eine Revelation! Es beschreibt all die Empfindungen eines jungen Rekruten, der im amerikanischen Sezessionskrieg zum ersten Mal eine Schlacht mitmacht. Wenn man dies knapp gefaßte, aber brillant geschriebene Büchel durchliest, erinnert man sich, wenn man seinen Goethe genau kennt, unwillkürlich der gruseligen Sensation, die einem der Dichterkaiser verursachte, als er über die Schlacht bei Valmy schrieb, daß ihm schien, als ob die ganze Welt einen „braunrötlichen“ Ton habe. Nur einen Satz aus diesem Evangelium der Schlachtenepistoln will ich herausreißen, um ein Beispiel zu geben von der Genialität des Autors. Der Rekrut macht Kehrt vor dem feindlichen Feuer und rennt davon. Da meint er: „Wenn einem der heiße Tod in die kalten Schultern schlägt, so ist's noch gräßlicher, als wenn man die mordende Kugel ins warme Herz kriegt!“

An Evil Motherhood, an Impressionist Novel by Walter Ruding. (London, Verlag von Elkin Mathews. Preis 3 Schillinge.) — Leider schreibt hier ein Nachtreter Nordaus, ein Auch-Pessimist. Die Originalität der Konzeption, die feine Kunst der Ausführung lassen den Eindruck zurück, als ob der Verfasser zu Besserem, Höherem berufen wäre, als in die Fußstapfen der Lombrosojünger zu treten. Ein neues, natürliches, aus dem Herzen geschriebenes Buch Walter Rudings soll mir herzlich willkommen sein.

The Light of Scarcity by Egerton Castle. (London und Newyork, Verlag von Osgood, Mac Ilvaine & Co.) — Ein Buch, das eine litterariſche That wäre, wenn ſich der Verfaſſer nicht in Lang- und Breitſchreiberei ergangen hätte. Allerdings ſchreibt Caſtle das purſte Addiſon-Engliſch, aber „was nutzt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt iſt“? Immerhin aber ſei es jedem Liebhaber engliſcher Litteratur warm empfohlen.

The China-Japan War by Vladimir. (London, Verlag von Sampſon Low, Marſton & Co. Preis 16 Schillinge.) — Ein ehrliches Buch! Vorzüglich geſchrieben und hochintereſſant durch die Fülle des gebotenen, bisher völlig unbekannten Materials. Der Verfaſſer hat ſich's zur Aufgabe geſtellt, ein für alle Mal die Legende zu zerſtören, daß „Japan nur das Löſchpapier der Civiliſation“ ſei. Er erweiſt aus Thatſachen, daß die Japaner eine Nation von Männern ſind, von Männern „qui n'ont pas froid aux yeux“. Außerdem iſt das Buch auch von geſchichtlichem Wert. Es giebt klar und deutlich hiſtoriſchen Bericht über den Oſtaſiatiſchen Krieg. George Eller.

Skandinaviſche Litteratur.

Hermann Bang hat in ſeiner neueſten Publikation „De fire Djaevle“ (Chriſtiania, Albert Cammermeyer), die er eine „excentriſche Novelle“ nennt, ſich in das Cirkusleben vertieft. Was ihn hierbei reizte, war offenbar der pikante Gegenſatz zwiſchen der die Sinne erregenden Thätigkeit der Artiſten, bei denen die Körper der beiden Geſchlechter in ihrer beleideten Nacktheit in die intimſte Berührung miteinander kommen, und wobei die Muſik, die beifalljubelnde Menge, die heftige Muskelanſtrengung eine fieberhafte Erregung erzeugen —, und der „Keuſchheit verlangenden“ Notwendigkeit der Kraftbewahrung, um ſie für ihren Beruf dauernd arbeitstüchtig zu erhalten. Wie der kraftſtrotzende junge Trapezkünſtler einer Dame du monde gegenüber, deren Sinnlichkeit durch ſeinen herrlichen, muskelkräftigen Leib entflammt iſt, kämpfend doch dem lockenden Reize ihrer Schwäche, ihrer weiblichen Zartheit, ihres raffinierten Luxus' und ſeinem eigenen Stolze darüber, daß er, das arme Cirkuskind, die vornehme Dame ganz zu beſitzen vermag, erliegt — und wie indeſſen in ſeiner Trapezgenoſſin, deren Empfindungen für ihn ihre Wurzelfaſern bis in die Kindheit zurückleiten, die Eiferſucht emporglüht — das iſt in einer Weiſe dargeſtellt, daß ein langſam ſich ſteigerndes, unheimliches Grauſen den Leſer packt, bis ſeine Ahnungen ſich in der grauenvollen Situation beſtätigt ſehen, wie die beiden Artiſten zerſchmettert im Staube der Manege liegen, während die Dame du monde in ihrer Karoſſe ohnmächtig heimgefahren wird. Der glühende Hauch, der hinreißende Schwung der ganzen Erzählung macht dieſe zu einem ſtiliſtiſchen Meiſterwerk, deſſen einzelne Stimmungseindrücke ſich der Phantaſie unauslöſchlich einprägen. Ob die im Roman ausgeſprochenen Ideen über Sinnlichkeit und Keuſchheit zu Recht beſtehen, iſt eine Frage der — Hygiene, und gehört deshalb vor ein anderes Forum. —

Liebe und Sinnlichkeit iſt auch das Grundthema von Holger Drachmanns neuem Roman „Kitzwalde“. Drachmanns zur Romantik neigende Phantaſie flüchtet hier in die ferne Raubritterzeit zurück, um in einer ſeltſamen Miſchung von Humor und Phantaſterei die alte Mär von der Allmacht der Liebe zu erzählen. Mit überzeugender Wahrheit läßt er hier die naiv brutale, aber ſtarkempfindende Menſchheit jener Tage vor uns erſtehen. In der plaſtiſchen Herausgeſtaltung der Charaktere und dem romantiſchen Schimmer, welchen er über die Situationen ausgebreitet hat, erinnert er bisweilen an Walter Scott; aber der urwüchſige Humor giebt dem Werke ein ganz individuelles Gepräge. Und wie er aus dem humoriſtiſchen Erzählerton allmählich in die wilde Glut der Leidenſchaft-

lichkeit hinübergleitet, um zum tragiſchen Schluſſe des Romans zu kommen, offenbart Drachmann ſeine große ſtiliſtiſche Gewandtheit. Wünſchenswert wäre vielleicht eine ſtraffere Zuſammenfaſſung der beiden Teile, aus denen der Roman ſeiner Handlung nach beſteht. Das Buch mit ſeinen zierlichen Illuſtrationen von Louis Moe und einer hochcharakteriſtiſchen Porträtſkizze von Kröger bildet den erſten Band einer neuen bei Schubothe in Kopenhagen erſcheinenden „Miniatur-Bibliothek".

Konrad Dahls Erzählung aus einem Framanksfjord „Löven" (Der Löwe), (Chriſtiania, Albert Cammermeyers Verlag), hat in Norwegen den ſeltenen Erfolg gehabt, es bis zur dritten Auflage zu bringen. „Der Löwe" iſt ein kleines Dampfſchiff, das als erſtes gleichſam als Symbol des Fortſchrittes den einſamen Fjord befährt. Soll in ihm das Heraufziehen einer neuen Zeit zur Darſtellung kommen, deren Berechtigung erſt anerkannt wird, nachdem das Schiff zum Lebensretter für mehrere Perſonen geworden iſt, ſo wird in zwei Familien, die in dem Roman einander gegenübergeſtellt ſind, der Gegenſatz von Heuchelei und Aufrichtigkeit, Lüge und Wahrheit verkörpert. Endlich wird noch gezeigt, wie eine ernſte kraftvolle Individualität ſelbſt den Kampf gegen dumpfes Vorurteil der Menge ſiegreich zu beſtehen vermag. Die Einheitlichkeit des Werkes leidet unter der Vielgeſtaltigkeit der hier angedeuteten Themen. So ſein auch die über dem Ganzen lagernde düſter brütende Stimmung, das Nebelgrau, aus dem die wetterharten Charaktere wie rauhe Felsblöcke auf Bergeskuppen heraustreten, ein gewiſſes myſtiſches Dunkel, das über den Entſchlußkeimen der Perſonen ruht, den Eindruck verſtärkt von dem Einfluß der gewaltigen Nordlandsnatur auf den Menſchen — ſo hinterläßt das Ganze doch kein klares, abgerundetes Bild, man behält den Eindruck von etwas Zerſtückeltem, nebelhaft Zerriſſenem zurück.

Wenn in dieſen Werken ein ſtark myſtiſch-romantiſcher Hauch zu verſpüren war, ſo mag, ehe ich zu einigen ſtreng realiſtiſch ſchreibenden Verfaſſern übergehe, noch ein phantaſtiſcher Roman Erwähnung finden.

„Guld og Aere" von Otto M. Möller (Helſingör, Jens Müllers Verlag) erinnert in mehrfacher Beziehung an Flammarions Publikationen. Es iſt die Geſchichte eines Goldmachers modernſter Art, deſſen weltrevolutionierende Entdeckung in ihren ſozialen Konſequenzen ausgemalt wird. Es iſt auch zugleich die Geſchichte des Märtyrertums des Erfinders, der für ſeine That verfolgt und gehaßt und um alle ihre Früchte betrogen wird. Aber der Verfaſſer bleibt in der Ausmalung der verſchiedenen Konſequenzen nicht auf dem realen Boden der Wirklichkeit, ſondern läßt ſeine lebhafte Phantaſie ſich in den phantaſtiſchſten Bildern ergehen, der Roman gewann hierdurch in den Augen des Publikums ſicher erheblich, denn er wurde zu einer überaus ſpannenden Lektüre, aber der Wunſch des Autors, zu erregen, Unerwartetes zu bringen, hat ihn veranlaßt, die angeregten Probleme zu ſehr zu veräußerlichen, die pſychologiſchen Keime unentwickelt zu laſſen und aus dem Ton intimer Wirklichkeitsdarſtellung, den er bisweilen anſchlägt, zu unvermittelt in den ſchrankenloſen Fabulierens überzugehen. Aber der ſpannende Verlauf der Erzählung, manche hübſche ſtimmungsvolle Situation machen dieſe zu einem guten Unterhaltungsbuch.

Naturaliſtiſcher Darſtellungsweiſe befleißigt ſich Herr Johan Keller in ſeinen unter dem Geſamttitel „Liv" veröffentlichten Novelletten. (N. M. Kjährs Verlag in Kopenhagen.) Eine traurige, ſkeptiſche Lebensanſchauung ſpricht aus dieſen Arbeiten, die ſich bisweilen, wie in dem überaus ſtimmungsvollen „Barmhjertighed", zu einem packenden ſatiriſchen Sozialgemälde konzentriert, im allgemeinen aber doch nur gutbeobachtete Äußerlichkeiten in oft recht treffenden Ausdrücken wiederzugeben vermag. Der tiefere Kern der

Dinge und Charaktere bleibt meist verborgen, und fast absichtlich wird die künstlerische Umrahmung des Stoffes unterlassen.

Ein neues Buch veröffentlichte auch Theodor Andresen unter dem Titel „Fra Byens Udkant“. (Christiania, Albert Cammermeyers Verlag.) Wie der frühere Roman desselben Verfassers: „Arbeitertöchter“, ist auch dieser wieder in schlichter, einfacher Weise mit viel Wirklichkeitssinn erzählt. Schon in jenem Buche machte sich, wie auch in diesem, eine stille Resignation im Hinblick auf das meist trübe Schicksal der dargestellten Personen bemerkbar. Man hat die Empfindung: der Verfasser fühlt Mitleid mit seinen Gestalten, aber ihr Schicksal nimmt er als etwas Selbstverständliches hin. Wie klein ihre Freuden, wie kurzblickend ihre Reflexionen, wie stumpf ihre Empfindungen — und doch interessieren diese Bücher, denn der Verfasser kennt genau, was er schildert, und er weiß die schwachen Stimmungsdüfte und Poesieblüten in diesen alltäglichen Lebensläufen in geschickter Weise zusammenzustellen. Und weil er mit seinen Charakteren empfindet, erregt er auch unsere Teilnahme. Seine Bücher sind scheinbar einfache Erzählungen aus dem Volk und für das Volk; aber dennoch bekommen sie eine gewisse soziale Tragweite. Gerade dadurch, daß diese matten, traurigen Menschenschicksale als so etwas Alltägliches, Selbstverständliches erscheinen, erheben diese Bücher eine bittere Anklage gegen die Gesellschaft. Sie zeigen, daß in großen Teilen des Volkes gewisse Dinge eine Regel sind, in denen andere Gesellschaftsschichten tiefererschütternde tragische Probleme zu sehen gewohnt sind. Ob übrigens Herr Andresen in dem Charakter der Näherin Clara hinsichtlich ihres halb somnambulen Handelns nicht doch zu weit gegangen ist, ob hier nicht vielleicht der Autor nur äußerlich Beobachtetes giebt, bei dem er die feineren inneren Gefühlsursachen nicht durchschaut hat? —

„Stationshistorier“ nennt Herr Vilhelm Ohlsson einen Band kleiner Erzählungen und Gedichte, welche sämtlich dem Leben auf kleinen Eisenbahnstationen entlehnt sind. (Kopenhagen. Andreas Schous' Verlag.) Der Verfasser ist Eisenbahnbeamter — die Erzählungen, die Stimmungen sind also sämtlich wohl selbst erlebt. Sie sind im Zolaschen Sinne „documents humains“. Sie verraten gutes Beobachtungstalent. Es fehlt dem Autor auch nicht am Blick für das Wirkungsvolle, und er besitzt außerdem einen gewissen Humor. Dagegen lassen die Arbeiten bisweilen künstlerisches Begrenzungsvermögen vermissen, der Autor läßt den Stoff, namentlich gegen den Schluß hin, zerflattern; nur in einzelnen Erzählungen ist die Steigerung und straffe Zusammenfassung gelungen, wie in der fein humorvollen Liebesgeschichte „Das rote Schild“. Im ganzen verraten die Erzählungen ein kräftiges Talent, das bei weiterer Entwickelung manche ansprechende Arbeit erhoffen läßt.

Einen ganz anderen Eindruck hinterlassen die unter dem Titel „Skygger“ (Schatten) veröffentlichten acht Skizzen von Sven Nilsen (Christiania, Aschehoug & Co.). Auch hier eine gewisse Darstellungsgabe, die namentlich Stimmungsmomente und Naturszenerien in großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit wiederzugeben vermag; aber im übrigen weiß man nicht recht, ob der Autor mit diesen sprunghaften, mystisch-rätselhaften Erzählungen den Leser zum Besten haben will, oder ob hier thatsächlich der Versuch gemacht wird, spiritistische Vorstellungen in dichterischer Wirklichkeit wiederzugeben. Wenn der Verfasser seine Fähigkeit, erschaute Bilder plastisch vor das Auge des Lesers treten zu lassen, weiter entwickeln wollte, wäre von ihm vielleicht Beachtenswertes zu erwarten, diese verworrenen, teilweise wohl nur dem eingeweihten Spiritisten verständlichen Erzählungen haben künstlerisch gesehen gar keinen Wert.

Zum Schluß seien einige Lieferungswerke

erwähnt: Von Coushewn-Aamods reich illuſtriertem Werke „Gennem de gules Land og Krigen i Ostasien“ (Chriſtiania, P. T. Matlings Verlag) liegt nun bereits das 13. Heft (à 50 Oere) vor. Beſonderes Intereſſe gewährt das Werk, weil hier bereits eine klare und überſichtliche Darſtellung des letzten Krieges geboten wird, und der Verfaſſer auf Grund ſeiner genauen Kenntnis der einſchlägigen Verhältniſſe eigenartige und neue Beurteilungsgeſichtspunkte dardringt.

Die neue illuſtrierte Ausgabe von Lars Dillings Skitser og Fortaellinger mit Illuſtrationen von W. Peters (Chriſtiania, Albert Cammermeyer) iſt bis zur ſechſten Lieferung (à 30 Oere) erſchienen. Die erſten Hefte enthalten eine Reihe Novellen aus der Sammlung „Hverdags-Mennesker“. Die humorvollen Erzählungen des leider frühverſchiedenen Autors erſcheinen hier in neuem, ſehr anſprechendem Gewande und werden ſich ſicher viele neue Freunde erwerben.

Ernſt Brauſewetter.

Vermiſchtes.

Preisausſchreiben. Der Verlag für Litteratur und Kunſt von Albert Langen, Paris, Leipzig, München, ſetzt einen Preis von 600 Mark aus für das beſte Plakat, das dazu dienen ſoll, die in dieſem Verlage vom 1. April nächſten Jahres an erſcheinende künſtleriſch illuſtrierte Wochenſchrift, den „Simpliciſſimus“ anzukündigen.

Der Simpliciſſimus trägt das Motto:

„Es hat mir ſo wollen behagen,
Mit Lachen die Wahrheit zu ſagen.“

Er wird kein Witzblatt im engeren Sinne ſein, ſondern er ſoll in ſeinem litterariſchen, wie in ſeinem illuſtrativen Teil hauptſächlich die humoriſtiſche und ſatiriſche Produktion pflegen und dabei ſtets auf dem Niveau wirklicher Kunſt ſtehen. Unter Bevorzugung des heiteren Genres ſoll der Simpliciſſimus ein Boden für alles das werden, was heute in der deutſchen Litteratur und bildenden Kunſt beſtes geleiſtet wird.

Das Plakat, in der Größe von 100×75 cm, ſoll keine Skizze, ſondern ein in höchſtens vier Farben fertig ausgeführter Entwurf ſein, und ſoll den Titel „Simpliciſſimus“, ſowie den Preis „10 Pfg.“ in auffälligſter Weiſe tragen. Das Anbringen des Mottos und der Verlagsfirma (Albert Langen's Verlag) bleibt dem Künſtler überlaſſen. Letzter Einlieferungstermin iſt der 1. Februar 1896.

Der Name und die Adreſſe des Künſtlers müſſen in einem verſchloſſenen Couvert, welches dasſelbe Kennzeichen wie der Entwurf trägt, beigefügt werden. Die Einlieferung erfolgt an die Adreſſe von Albert Langen, Verlag, München, Kaulbachſtraße 51a. Der Preis wird am 10. Februar bekannt gemacht.

Die unter dem dieſem Hefte beigegebenen Bildniſſe Paul Bourget's in Faſſimile der Handſchrift des Dichters reproduzierten Verſe ſind ſchwer leſerlich. Wir geben daher hier eine Transkription derſelben:

Mainte image des temps anciens
Me sourit dans plus d'un poème;
Et tristement je me souviens
D'avoir toujours été le même.

Inquiet, malade et subtil,
Tendre et changeant comme une femme —
Destin mauvais, à quoi sert-il
D'avoir toujours regardé mon âme?

Paul Bourget.

Bibliographie.

Vom 15. November bis zum 15. Dezember ſind bei der Schriftleitung der „Geſellſchaft“ folgende Bücher und Schriften eingetaufen:

Lou Andreas-Solomé: Ruth. Erzählung. — Stuttgart 1895, Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger.

Armands Ausgewählte Romane: Die alte ſpaniſche Urkunde (Heft 17 und 18). — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanſtalt. — Preis des Heftes 40 Pf.

Jean Baffier: Les marges d'un carnet d'ouvrier. Objections à Gustave Geffroy sur le Musée du Soir et la Force créatrice. — Selbſtverlag des Verfaſſers. Paris, 6, Rue Lebouis. — Prix 50 Centimes.

Paul Bliß: Ein ganzer Mann. Roman. — Frankfurt a. M., Verlag von Alfred Vaternahm. — Preis 3 Mk.

Georg Bormann: Meer und Heide. Eine Erzählung von den nordfriesischen Inseln. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1895.

Prof. Emil Breslaur: Melodiebildungslehre auf Grundlage des harmonischen und rhythmischen Elements. — Stuttgart, Carl Grüninger. — Preis 2 Mk. 40 Pf.

Die Reden Gotamo Buddho's. Aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Päli-Kanons zum ersten Male übersetzt von Karl Eugen Neumann. Erste Lieferung. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis der Lieferung 6 Mark.

Hans von Bülow: Briefe und Schriften. I. Briefe von Hans v. Bülow, herausgegeben von Marie von Bülow. 2 Bände. — Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel, 1895. — Preis 10 Mark.

Paul Carus: Das Evangelium Buddhas. Nach alten Quellen erzählt. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von E. F. L. Gauß. — New-York, W. Westermann u. Co.; Leipzig, W. Friedrich; Chicago, The Open Court Publishing & Co., 1895. — Preis geb. 5 Mark.

P. P. Chrusen: Neues Skizzenbuch in Versen. — Berlin 1896, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. — Preis 1 Mk. 20 Pf.

Michael Georg Conrad: In purpurner Finsternis. Roman-Improvisation aus dem dreißigsten Jahrhundert. — Verein für Freies Schrifttum, Berlin W., Gleditschstraße 35. — Preis 3 Mk., eleg. geb. 4 Mark.

Großfürst Constantin: Gedichte. In freier Nachbildung von Julius Große. — 2. Teil. Mit dem Bilde des hohen Dichters. — Großenhain und Leipzig, 1895, Verlag von Baumert u. Ronge.

H. Cornelius: Maria Stuart, Königin von Schottland. Geschichtliches Drama in drei Aufzügen. — Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1896.

A. Dannemann: Herdord. Ein Friesensang. — Zweite Auflage. — Bremen, Verlag von G. A. v. Halem, 1896. — Preis geb. 3 Mark.

Johanna Elderskirchen: Die Prostitution des Mannes. Auch eine Bergpredigt. — Auch eine Frauenlektüre. — Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz), 1896.

Carl Fader: Bismarck. Gedicht. (Der Reinertrag ist für die Unterstützungskasse des Taubstummenvereins „Palme" zu Bochum bestimmt.) — 4. Auflage. — Bochum, 1895, Druck von Wilh. Stumpf.

Carl Fader: Streifzüge durch Alt-Bochum und Umgegend. — Zweite Auflage. — Bochum 1895, Druck und Verlag von Wilh. Stumpf. — Preis 60 Pf.

Ortwin Reimut Feltz: Die Welt, wie sie ist, nicht wie Du sie träumst. Ein Büchlein für Idealisten. — Großenhain, Verlagsdruckerei der Firma Hermann Starke (E. Plasnick). — Preis 60 Pf.

F. Fontana: Naduco. Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen. Deutsch von Bertha von Suttner. Mit einem Vorwort von Ludwig Fulda. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag 1886. — Preis 1 Mark.

L. Gies: Auf der Jagd nach dem Glück. Roman in drei Büchern. — Berlin, Verlag von Friedrich Lucklandt 1894.

Henry Gréville: Franziska. Autorisierte Übersetzung von „Le Moulin Frappier" von B. Blauchard. — Großenhain, Verlag von Hermann Starke (E. Plasnick), 1896. — Preis 2 Mk. 50 Pf.

Hans von Gumppenberg: Der fünfte Prophet. Psychologischer Roman. — Verein für Deutsches Schrifttum, Berlin W., Gleditschstraße 35. — Preis 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Ernst Häußler: Erlebnisse eines Soldaten des 4. badischen Infanterie-Regiments „Prinz Wilhelm" im Feldzug 1870/71. — Karlsruhe, Druck und Verlag von J. J. Reiff, 1896. — Preis 1 Mk. 20 Pf.

Rudolf Hirschberg: Das Recht zu sündigen! Ein Beitrag zur Revision des Erdgewissens durch Anwendung Darwinistischer Grundsätze auf die Veredelung des sittlichen Bewußtseins. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896.

Frances Hodgson Burnetth: Dolly. Eine Herzensgeschichte. Mit 25 Originalillustrationen nach der englischen Ausgabe. Einzig autorisierte Übersetzung von Eva Fließbach. — Frankfurt a. Oder, Druck und Verlag von Hugo Andres & Co. — Preis 4 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 6 Mk.

P. Julio: Rettet Euch! Roman in zwei Bänden. — Berlin und Leipzig, Verlag von Friedrich Luckhardt.

Hans von Kahlenberg: Ein Narr. Roman. — Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1895. — Preis 3 Mk.

A. Baron von Roberts: Schlachtenbummler. Novellen. — Berlin W., F. Fontane & Co., 1896. — Preis 3 Mk.

Johannes Rufer: Weg mit der

Kunst! Eine Flugschrift. — Wilhelm Friedrich, Leipzig, 1895. — Preis 50 Pfg.

Scheffel-Gedenkbuch. Eine Sammlung ernster und heiterer Lieder. Mit zahlreichen Originalbeiträgen von Rud. Baumbach, Victor Blüthgen, Felix Dahn, Georg Ebers, Martin Greif, Rob. Hamerling, Thom. Koschat, St. Milow, Alb. Roderich, Peter Rosegger, J. V. v. Scheffel, Maximilian Schmidt, Konrad Telmann, E. von Wildenbruch, Karl Zettel u. s. w. — Dresden, Hofverlag R. von Grumbkow, 1895. — Preis brosch. 2 Mk. 50 Pf., geb. 4 Mk.

R. Siegfried: Freyr und Gerda. Dramatische Dichtung in drei Aufzügen. — Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1895. — Preis 2 Mark.

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henckell. — Nr. 1. Conrad Ferdinand Meyer. — Kommissionsverlag für Deutschland und Österreich: Carl Malcomes, Stuttgart. — Preis des Jahrganges (24 Nummern) 2 Mark 25 Pf. — Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Richard Specht: Pierrot bossu. Eine Comedia dell' arte zur Fastnacht in gar zierlichen Reimen verfertiget. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag, 1896.

Anton Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Illustrierte Ausgabe. II. Das Mittelalter. Mit 363 Abbildungen im Text und 3 Farbendrucken. — Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.

Elisabeth von Steinborn: Die geschlechtliche Stellung der Frau. — Berlin S.W. 12, Verlag von Hugo Steinitz, 1895.

Edward Stilgebauer: Frühlicht. Soziale Studien und Träume. Mit dem Bilde des Verfassers. — Zürich, Erfurt, Leipzig, Verlag von Eduard Moos, 1896. — Preis eleg. brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Derselbe: Das Opfer. Sozialer Roman. — Verlag von Eduard Moos, Zürich, Erfurt, Leipzig, 1896.

Rudolph Stratz: Dienst! Ein Kasernenroman in drei Tagen. — Berlin W., F. Fontane & Co, 1896. — Preis 1 Mk.

Peter Johannes Thiel: Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung an einen Naturischen. — Berlin, 1895, Verlag des Bibliographischen Bureaus, Alexanderstraße 2. — Preis 1 Mk. 80 Pf.

Joh. Titus: Wahltag. Gespräche in Form eines Lustspiels. — Regensburg, Verlag von W. Wunderling, 1895. — Preis 1 Mk. 80 Pf.

Wilhelm Tobien: Aus dem Tagebuch der Aebtissin. Eine Mär aus Westfalen. — Leipzig, G. Strübigs Verlag. — Preis brosch. 1 Mk. 50.; geb. 2 Mk.

Francis Vielé-Griffin: Poèmes et Poésies. — Paris, Société du Mercure de France, 1895.

Hermine Billinger: Aus dem Kleinleben. Erzählungen. Dritte Auflage. — Lahr, Druck u. Verlag von Moritz Schauenburg. — Preis 2 Mk.

Paul Waldhecker: Die preußische Rentengutsgesetzgebung, eine Wohlfahrtsbestrebung für den kleineren Grundbesitz. Die Zukunft der Landbevölkerung. Flugschriften über die sozialen, wirtschaftlichen und sittlichen Angelegenheiten des Landvolkes, herausgegeben von Heinrich Sohnrey. 1. Band, Heft 2. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896. — Preis 80 Pf.

D. Heinrich Wehberg: Die Wohnungsfrage im Lichte des humanistischen Sozialismus. Vortrag, gehalten in öffentlicher Volksversammlung als Protest gegen die Wohnungspolitik der Düsseldorfer Stadtverwaltung. — Bremerhaven und Leipzig, Verlag von Chr. G. Tienken, 1895. — Preis 50 Pf.

J. V. Widmann: Die Weltverbesserer und andere Geschichten. Novellenbuch II. — Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft, 1896. — Preis 4 Mk. 20 Pf., geb. 5 Mark.

Ernst von Wolzogen: Ecce ego — Erst komme ich. Roman. — Berlin W., F. Fontane u. Co., 1896.

Curt v. Zelau: Humoresken und Novellen. — Dresden, Leipzig u. Wien, E. Pierson's Verlag. — Preis 3 Mk.

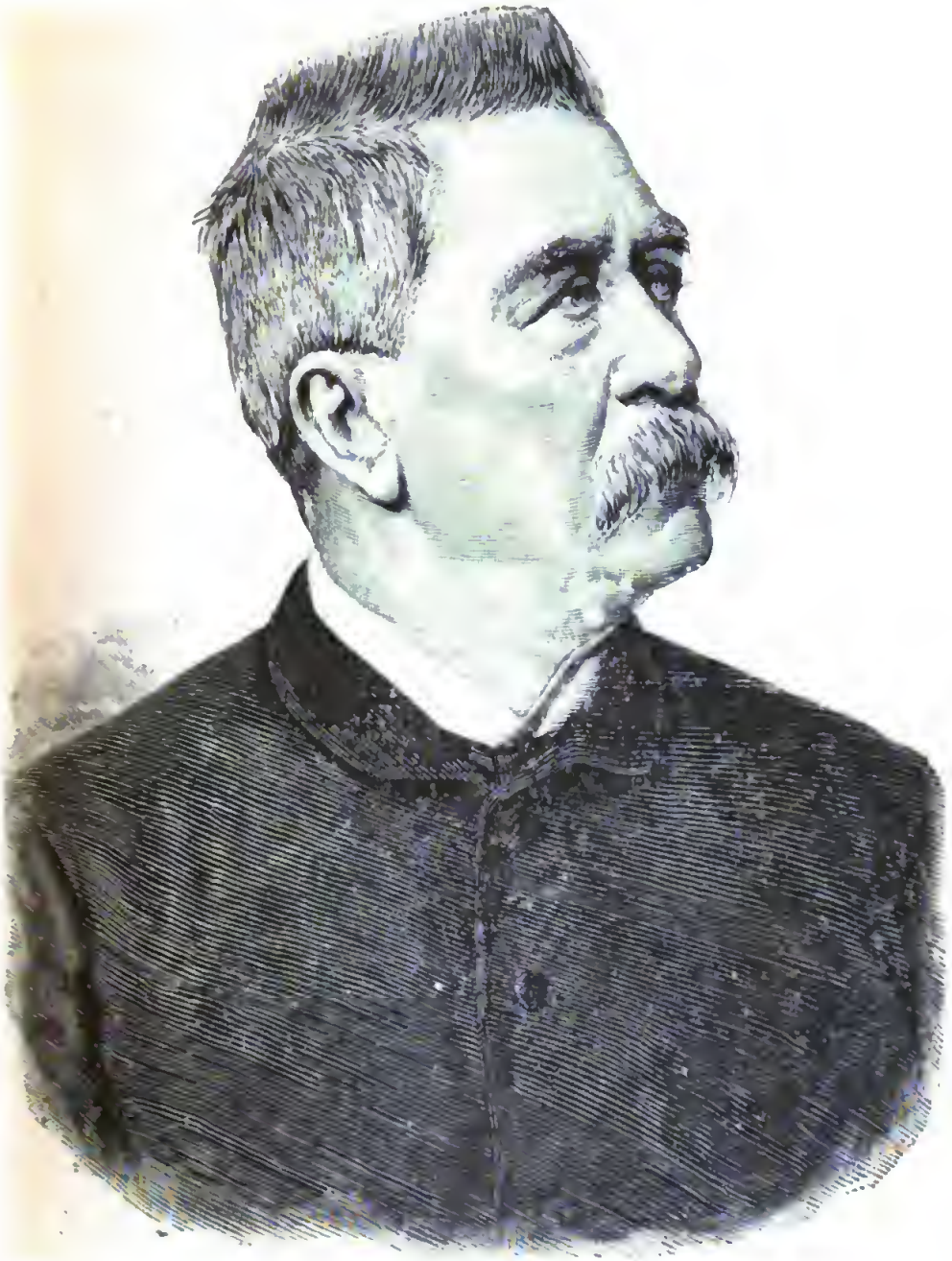
☛ Wir bitten **sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich** an den **Verlag** der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Arnold Böcklin

Februar 1896.

Der Kapitalismus und die Landwirtschaft.

Von K. Schimkus.

(Lasdehnen.)

Vor fünfzig und mehr Jahren, als noch keine Eisenbahnen die Lande durchbrausten, spielte sich auf unsern Landstraßen ein reiches Verkehrsleben ab; eilige Reisewagen, fröhliche Handwerksburschen, schwerbeladene Frachtwagen zogen darauf hin und vermittelten den Verkehr von Land zu Land, von Stadt zu Stadt; zahlreiche Gastwirte an den Landstraßen erhielten durch diesen Verkehr Verdienst und Nahrung. Der Fortschritt der Zeit hat das alles geändert; das frohe und dabei so lehrreiche Wanderleben der Handwerksburschen hat aufgehört, die Gastwirte vegetieren meist nur noch so dahin, und die Fuhrleute mußten ihren Betrieb einstellen, gezwungen durch die Überlegenheit der Dampfkraft. Noch vor zwanzig bis dreißig Jahren waren fast auf jedem größern Dorfe Färbereien, die ihren Inhaber gut ernährten. Die Entwicklung der Technik hat sie weggeweht, und nur spärliche Überreste haben sich noch hier und da erhalten. Dasselbe Schicksal hat die Leinweber, die Nagelschmiede und viele andere Erwerbsstände getroffen; die fortschreitende Entwicklung hat ihnen ihre Lebensbedingungen genommen und damit ihre Existenz vernichtet. In der großen Welt ist ja wenig davon zu hören gewesen, denn es wurden zu allermeist kleine Leute davon betroffen, und wer achtet wohl viel auf deren Klagen! Zudem wäre ihnen doch nicht zu helfen gewesen. Wie die Schlange, der das alte Kleid zu enge wird, es abwirft und ein neues anlegt, so braucht die Entwicklung der Menschheit immer neue Formen; die alten, unbrauchbaren werden zerbrochen und beiseite geworfen und dafür neue, passende eingestellt. Dagegen ankämpfen wäre ebenso thöricht, wie alte, abgestorbene Bäume noch länger auf ihrem Standplatz erhalten zu

wollen, ſtatt jungen, nutzbringenden Pflanzen den Platz einzurämmen. Die einzige Aufgabe der Geſellſchaft kann dabei nur die ſein, ſo ſchmerzlos und gelinde als möglich den Übergang zu geſtalten.

Auch in der Gegenwart geht einem ſolchen Ende unrettbar ein Stand entgegen, der ſeit Jahr und Tag mit aller Macht dagegen anzukämpfen ſucht; und weil begüterte und einflußreiche Leute dazu gehören, erregt dieſer Daſeinskampf ein größeres Aufſehen in der Welt. Es iſt dies der Stand der Großgrundbeſitzer.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß im allgemeinen mit der Größe eines Betriebes auch relativ ſeine Rentabilität ſteigt, da die Produktionskoſten ſich relativ verringern. Doch findet dieſes wirtſchaftliche Geſetz durch Raum und Zeit ſeine natürliche Beſchränkung, was zwar von geringer Bedeutung für die Induſtrie, aber von ſehr großer für die Landwirtſchaft iſt. Die Größe des landwirtſchaftlichen Betriebes wird ſehr viel mehr durch andere Faktoren bedingt, ſo daß der Kleinbetrieb den Großbetrieb an relativer Rentabilität oft bedeutend übertreffen kann, zu Zeiten wieder der Großbetrieb die Überlegenheit erlangt. Das zeigt ſchon ein Blick in die Geſchichte. Die Landwirtſchaft iſt eines der älteſten, wenn nicht das älteſte Gewerbe der Menſchheit; es hat in der Größe ſeines Betriebes ſtarke Wandlungen aufzuweiſen, bald ein Anwachſen, bald wieder ein Abnehmen desſelben. Im alten Römerſtaate konnten ſich, da die Bedingungen dafür günſtig waren, große Latifundien bilden, deren Wachstum und Neuentſtehung keine noch ſo energiſchen Geſetze zu hindern vermochten. Aber unter den Kaiſern ſank die Rentabilität dieſer Latifundien ſo arg, daß die Beſitzer es für weit einträglicher fanden, ihre Sklaven mit einem kleinen Beſitze gegen Entrichtung einer beſtimmten Abgabe zu belehnen, oft auch das Gut ganz im Stich zu laſſen. Zur Zeit der Kreuzzüge findet wieder ſolch ein Umſchwung ſtatt, daß der Großgrundbeſitz ſich in Kleingrundbeſitz auflöſt. In England, das uns in wirtſchaftlicher Entwicklung unbeſtritten mindeſtens um Jahrzehnte voraus iſt, haben ſich in frühern Jahrhunderten, begünſtigt durch die Verhältniſſe, auch große Latifundienbeſitze bilden können, aber die Großgrundbeſitzer nutzen ihr Land heute ſehr oft nur durch die Jagd aus, da die Bewirtſchaftung desſelben nur wenig oder gar nicht mehr rentiert, oder ſie geben es in kleinern Parzellen an Pächter ab. Ja, England ſieht ſich heute durch die Zeitverhältniſſe genötigt, wieder die Zahl der Bauerngüter zu vermehren, ſo durch die Geſetze über die Ablöſung der Pachten in Irland und durch Errichtung neuer Bauernſtellen in England. Sein Großgrundbeſitz wird faſt nur aus nobler Paſſion der reichen Leute aufrecht erhalten, ſeine wirtſchaftliche Bedeutung verringert ſich von Jahr zu Jahr immer mehr. In Deutſchland konnte ſich der Großgrundbeſitz beſonders in dieſem

Jahrhundert ausdehnen, aber jetzt befindet er sich schon auf demselben Wege der Auflösung wegen fallender Rentabilität wie der englische und früher der römische. Kleine Besitzungen werden heute im Verhältnis zum Großgrundbesitz fast mit dem doppelten Preise bezahlt, und daß heute ganze Dörfer in Großgrundbesitz umgewandelt wurden, wie es noch vor fünfzig Jahren sehr oft geschah, könnte nur aus einer speziellen Liebhaberei eines mit reichen Mitteln ausgestatteten Menschen geschehen, aber nicht mehr des rationellen Betriebes wegen.

Der Grund für die sinkende Rentabilität des Großgrundbesitzes in Deutschland dürfte hauptsächlich in drei Punkten zu suchen sein.

Erstens sind die Arbeitslöhne für den heutigen landwirtschaftlichen Betrieb zu hoch. Früher hatten die Großgrundbesitzer in den Leibeigenen und dann in den Scharwerkern genügend billige Arbeitskräfte zur Verfügung; auch nach der Befreiung der gebundenen Arbeiter hatten sie in den freien Arbeitern genug billige Kräfte, da ein großer Teil der Scharwerker völlig mittellos in die Welt gestellt wurde, und die gering entwickelte Industrie nur wenige Kräfte aufzunehmen imstande war. Auch wurde der Lohn hauptsächlich in Naturalien gezahlt, die damals oft, wie die Milch, Weide u. s. w., vom Besitzer nicht sonderlich verwertet werden konnten. Heute muß der Lohn meistens in Geld entrichtet werden, das sich der Besitzer verschaffen muß, ganz gleich, ob er seine Naturalien gut in Geld umsetzen kann oder nicht. Durch die Einführung des Geldlohnes haben die Arbeiter einen klaren Überblick über ihre Einkommensverhältnisse gewonnen und finden, daß die Industrie und die Stadt ihre Kräfte besser lohnt. So zwingen sie nun den Besitzer, zu immer höhern Löhnen überzugehen, und dabei gehen doch noch die kräftigsten und intelligentesten Arbeiter der Landwirtschaft verloren, denn sie finden in der Stadt und in der Industrie ein weit besseres Fortkommen. Daher ist auch keine Aussicht vorhanden, daß die Löhne für landwirtschaftliche Arbeiter fallen werden, eher wird das Gegenteil stattfinden. Die gleiche Ursache war auch mitthätig beim Verfall des römischen und englischen Großgrundbesitzes. In Rom gab es unter den Kaisern schließlich keine Kriegsgefangenen mehr und somit keine billigen Sklaven und Arbeiter für die Latifundien; in England ist wie in Deutschland durch die Industrie die menschliche Arbeitskraft für den Großgrundbesitz zu teuer geworden, um ihm noch eine gute Rentabilität zu gewähren.

Der landwirtschaftliche Großbetrieb wäre bei der heutigen Lohnhöhe noch weit unrentabler, wenn dem Besitzer nicht durch die Erfindung der verschiedensten Maschinen eine bedeutende Hilfe in der Ersparung von menschlichen Arbeitskräften geworden wäre. Aber die Maschinen haben in der Landwirtschaft lange nicht die Bedeutung wie in der Industrie. Die

räumliche Ausdehnung des Ackerlandes, die Verschiedenartigkeit der Bodenverhältnisse, die schwierigere und kostspieligere Versorgung mit Kohlen und Wasser, die höhern Unkosten bei Reparaturen und ähnliche Momente werden den Gebrauch der Maschinen in der Landwirtschaft immer beschränken. Je intensiver übrigens der Boden bebaut wird, um so weniger kann von Maschinen Gebrauch gemacht werden, so beispielsweise in der Gärtnerei, dem intensivsten landwirtschaftlichen Betriebe. Bei der Vieh- und Pferdezucht können sie überhaupt nicht in Frage kommen. Wenn also die Maschinen auch teilweise den landwirtschaftlichen Großbetrieb verbilligen, die billigen Menschenhände der frühern Zeit können sie ihm niemals ersetzen.

Zweitens ist der Preis des Getreides, des Hauptproduktes des Großgrundbesitzes, im fortwährenden Sinken begriffen, bewirkt einerseits durch die wachsende Konsumunfähigkeit der breiten Volksmassen, andererseits durch die Konkurrenz des Auslandes.

Niemand kann behaupten, daß heute zu viel Getreide produziert werde, denn es sind Millionen vorhanden, deren Ernährung ganz unzulänglich ist; ihnen fehlen die Mittel, sich auch das billigste Getreide in genügender Menge einkaufen zu können. Diesem Zustande begegnen wir auch im alten Rom, wo die Volksmassen so verarmt waren, daß der Staat ihnen Brot schenken mußte, ebenso in England, wo jährlich Tausende Hungers sterben. In Deutschland kann bei vielen Verstorbenen leider auch schon konstatiert werden, daß Hunger die Todesursache gewesen ist; wer öfter mit der ärmsten Bevölkerung in Berührung gekommen ist und mit sehenden Augen in ihre Verhältnisse geschaut hat, wird das nur bestätigen können. Und das geschieht bei einem großen Reichtum, ja Überfluß an Getreide! Durch das Kapital wird das gesamte Nationaleinkommen zu ungleich verteilt; eine ganz kleine Minderheit erhält übergroße Anteile, und eine große Mehrzahl ungenügende Anteile, jene verwenden ihre Anteile zum wenigsten auf Ankauf von Brotgetreide, diese Anteile genügen nicht mehr dazu. Dadurch wird naturgemäß der Preis des Getreides herabgedrückt.

Hierzu tritt nun noch die Konkurrenz des Auslandes, das gezwungen ist, nach Deutschland Getreide einzuführen. Im alten Rom bestand die Tributpflichtigkeit der unterjochten Völker, die unter anderm große Getreidemengen nach Rom zu liefern hatten. Dadurch wurde der Getreidebau für die römischen Latifundienbesitzer überflüssig und unrentabel. Eine solche Tributpflichtigkeit herrscht auch heute wieder. Zwar unterwerfen die heutigen Kulturvölker nicht mehr andere Völker mit dem Schwert, um ihnen einen Tribut aufzuerlegen. Die heutige Welt hat ein anderes Mittel gefunden, um einzelne Personen und auch ganze Staaten tributpflichtig zu machen. Dieses Mittel ist das Kapital, insbesondere das Zinskapital. Gewöhnlich

wird Kapital gleichbedeutend mit Reichtum gesetzt. Während aber Reichtum einen Vorrat an Lebens- und Produktionsmitteln bezeichnet, ist nach der sehr treffenden Erklärung eines hervorragenden Nationalökonomen „Kapital nicht eine Sache, sondern ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen". Reichtum kann daher wohl die Grundlage für das Kapital sein, und Kapital kann wieder in Reichtum umgewandelt werden, aber ein Kapitalist braucht keinen Reichtum, d. i. keinen Vorrat an Lebens- oder Produktionsmitteln jeder Zeit zu besitzen, ja er kann unter Umständen Mangel daran leiden. Dieses gesellschaftliche Verhältnis, genannt Kapital, das durch Sachen wie Geld, Grund und Boden, Gebäude, Maschinen u. s. w. vermittelt wird, bewirkt, daß Personen von der Arbeit anderer leben können, ohne selbst etwas zu erwerben; andere müssen ihnen alles zutragen, wie die Arbeitsbienen den Drohnen die Nahrung beschaffen müssen. Am deutlichsten tritt dies beim Zinskapital hervor. Wer von mir 100 Mk. zu 5% hat, der hat mir jährlich 5 Mk. oder einen dementsprechenden Wert zu leisten, ganz gleich, ob er dabei noch vollauf zum Leben hat oder darben muß, ganz gleich, ob beispielsweise der Landwirt noch die Aussaat behält oder das letzte Korn hingeben muß. Der Zins ist daher seiner Natur nach nichts anderes als der Tribut, der im Altertum den unterjochten Völkern auferlegt wurde. Er mußte bezahlt werden, gleichviel, ob auch das unterjochte Volk dabei zugrunde ging. Aus Deutschland ist nun wie aus England, Frankreich u. s. w. auch eine Menge zinstragenden Kapitals nach andern Ländern gegangen, nach Rußland, Österreich, den Balkanstaaten, Amerika u. s. w. in Form von Staatsanleihen, Industrie- und Verkehrsanleihen u. s. w. Diese Länder haben an die Staaten, aus denen das Kapital herstammt, also auch an Deutschland, Zinsen zu zahlen. Sie können hauptsächlich ihre Zinsen, also ihren Tribut, nur in Rohstoffen entrichten. Unter diesen Rohstoffen aber steht das Getreide obenan. Es ist also jährlich eine Menge Getreide von den zinspflichtigen Staaten nach den zinsziehenden zu schaffen. Diese Notwendigkeit zwingt die verschuldeten Staaten zur äußersten Kraftanstrengung in der Getreideproduktion; sie hat ja das Gute an sich, daß sie die Menschen zu neuen Erfindungen und Verbesserungen wie in Amerika veranlaßt; zumeist aber bewirkt sie, daß der Boden vollständig ausgesogen und entwertet wird wie in Rußland und die Bearbeiter des Bodens ein ganz elendes Leben führen müssen wie die italienischen Kolonen in Argentinien. Zudem handelt es sich um keine bestimmte zu liefernde Getreidemenge wie beim Tribut, sondern das Getreide muß erst in Geld umgesetzt werden. Dadurch wird namentlich in guten Erntejahren ein starker Druck auf den Getreidepreis ausgeübt. Je größer die Verschuldung, je niedriger der Getreidepreis, desto mehr Ge-

treide müſſen die verſchuldeten Staaten liefern, deſto weniger Getreide brauchen die Gläubigerſtaaten ſelbſt zu bauen, deſto unrentabler wird für ſie die Getreideproduktion. Die hohen Einfuhrzölle auf Getreide, wie ſie Deutſchland und andere Staaten zur Hebung des Inlandspreiſes eingeführt haben, drücken auch auf den Weltmarktpreis des Getreides, da die zinspflichtigen Staaten, für die die Notwendigkeit der Getreidelieferung beſteht, den Zoll tragen müſſen, ihr Getreide daher nur billiger verkaufen können und, um ihre Zinſen bezahlen zu können, um ſo mehr Getreide nach dem Gläubigerſtaat liefern müſſen.

Für die verſchuldeten Staaten tritt noch erſchwerend der Umſtand hinzu, daß ſie durch ihre Verſchuldung zu einer unterwertigen Valuta gekommen ſind, ihr Kredit ein geringerer iſt, gleichwie der verſchuldete Privatmann Geld nur zu einem höhern Zinsfuß erhält wie ſein wohlhabender Nachbar und dabei noch allerlei Nebenausgaben zu tragen hat. Um ihren Zinsverpflichtungen nachkommen zu können, müſſen ſie daher größere Mengen Getreide liefern, als ſonſt erforderlich wäre, und dadurch einen weitern Druck auf den Preis des Getreides ausüben.

Zum dritten laſtet auf dem Großgrundbeſitz mit Ausnahme der Fideikommiſſe faſt immer eine hohe Schuldenlaſt, deren Urſache in den weitaus meiſten Fällen die gegenüber der Kaufſumme zu geringe Anzahlung iſt. Wer 30000 Mark Vermögen hat, kauft ſich nicht ein Gut für 30000 Mark oder 60000 Mark, ſondern meiſtens für 150000 bis 180000 Mark. In den frühern Jahren mit hohen Getreidepreiſen und niedrigen Arbeitslöhnen konnte wohl ein ſtrebſamer Landwirt ſich emporarbeiten, zumal damals die Güterpreiſe weit niedriger waren als heute. Ein Gut, das vor zwanzig, dreißig Jahren 300000 Mark koſtete, koſtet heute 500000 Mark. Es haben dabei freilich viele Landwirte, die es günſtig im Ankauf und Verkauf ihrer Beſitzung trafen, in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen gewonnen, nicht erworben. Wie ſoll aber heute ein ſolcher Großgrundbeſitzer dann noch gut durchkommen oder wohl etwas zurücklegen, wenn er von vornherein ſein Gut zu teuer bezahlt hat! Anſtatt dem Kaufpreiſe eine genaue Wertberechnung nach den heutigen Verhältniſſen zu Grunde zu legen, wie es auch von autoritativer Seite gefordert wird, werden meiſtens Luxuspreiſe gezahlt, die den wirklichen Wert ganz bedeutend überſteigen. Durch ſeine hohe Verſchuldung iſt dann der Großgrundbeſitzer in tiefe Abhängigkeit zum Kapital geraten, dem er ſeinen Zins oder Tribut zur rechten Zeit abführen muß; er kann daher mit dem Verkauf ſeiner Produkte nicht warten, bis er den höchſtmöglichen Preis daraus erzielen kann, ſondern muß ſie verkaufen, wenn der Zins fällig iſt.

So muß notgedrungen ein Landwirt, der vorzugsweise Getreide zum Verkaufe baut, heute in seinen Einnahmen zurückgehen, besonders wenn er es nicht versteht, die Fortschritte und Verbesserungen, die im landwirtschaftlichen Betriebe gemacht werden, für seinen Betrieb in der ihm entsprechenden Weise nutzbar zu machen. Bei einer rationellen Wirtschaftsweise ist der Rückgang kein so bedeutender, wie es gerne dargestellt wird, und dem schuldenfreien Besitzer bleibt noch ein ganz erkleckliches Sümmchen übrig. Denn die heutige Wirtschaftsweise ermöglicht ganz andere Erträge, als unsere Vorfahren sie je gekannt haben. So hat Herr von Knebel-Döberitz in Friedrichshof vor Jahr und Tag in der „Korrespondenz des Bundes der Landwirte" eine sehr lehrreiche Tabelle veröffentlicht, aus der zu entnehmen ist, daß sein Gut von 1781 bis 1791 jährlich durchschnittlich 1010 Scheffel Getreide, 1881 bis 1891 aber jährlich durschnittlich 7645 Scheffel Getreide, dazu 7400 Centner Kartoffeln und 5000 Centner Futterrüben geliefert hat, also jetzt mehr wie das Siebenfache als vor hundert Jahren. Und dazu war damals der Getreidepreis noch niedriger, als die niedrigsten Getreidepreise in den letzten Jahren gewesen sind, auch sind die Wirtschaftsausgaben nicht im gleichen Maße größer geworden.

In einer ganz andern wirtschaftlichen Lage befindet sich der Kleingrundbesitz, der eigentliche Bauernstand. Eine feste Grenzlinie zwischen Groß- und Kleingrundbesitz kann nicht allein in der Größe des Besitzes gesucht werden, denn hundert Morgen besten Ackerlandes verlangen eine andere Betriebsweise als hundert Morgen sterilen Sandbodens. Den Unterschied zwischen Groß- und Kleingrundbesitz könnte man nur dahin definieren, daß der Großgrundbesitzer sich nur mit der Leitung und Beaufsichtigung des Betriebes befaßt, der Kleingrundbesitzer aber seinen Besitz selbst bearbeitet und nur ausnahmsweise Hilfskräfte braucht. Zwischen beiden giebt es natürlich zahlreiche Abstufungen, die dann je nach der Sachlage mehr dem Großgrundbesitz oder dem Kleingrundbesitz zuzurechnen sind.

Die Bedingungen für den Kleinbetrieb stellen sich nun als wesentlich andere dar wie die für den Großbetrieb geltenden. Erstens wird der Kleingrundbesitzer von der Lohnfrage wenig oder gar nicht berührt. Er beschäftigt auch eigentlich keine Lohnarbeiter, sondern Arbeitsgehilfen, mit denen er zusammen arbeitet, zusammen ißt, zusammen ruht; oft giebt er ihnen auch keinen direkten Lohn, sondern entschädigt sie auf andere Weise. Auch braucht die Mehrzahl der Kleingrundbesitzer nur in besonderen Fällen die Hilfe fremder Personen in ihrem Betriebe, für gewöhnlich genügen die Mitglieder der eigenen Familie. Nebenbei bemerkt ist die Arbeitszeit eines Kleingrundbesitzers viel geringer als die eines Gutstagelöhners; wenn er auch zeitweise angestrengt arbeiten muß, so hat er zu andern Zeiten, so

namentlich im Winter, wenig zu thun und kann seinem Körper Ruhe und Erholung genug gönnen. Mögen die Arbeitslöhne darum auch noch so hoch steigen, mögen landwirtschaftliche Arbeiter auch noch so knapp sein, den Kleingrundbesitzer drückt es gar nicht oder nur in sehr geringem Maße.

Zum andern geniert ihn auch das Fallen der Getreidepreise sehr wenig. Was er an Getreide baut, verbraucht er mit der Familie zum großen Teil, während der Großgrundbesitzer nur einen ganz geringen Teil zu seinem Bedarf benötigt; den übrigen Teil verkauft der verständige Kleingrundbesitzer nur ganz ausnahmsweise, er verwertet ihn viel besser als Futter für seine Haustiere; dabei erzielt er direkt höhere Einnahmen und bekommt noch genug natürlichen Dung für seine Felder, so daß er die Ausgaben für künstliche Dungstoffe, die im Budget des Großgrundbesitzers einen schönen Posten ausmachen, sich ganz sparen kann. Daher liegt dem Kleingrundbesitzer mehr daran, gute Preise für seine Haustiere zu erzielen.

Den Großgrundbesitzer aber halten verschiedene Gründe ab, sein überschüssiges Getreide an Haustiere zu verfüttern. Zunächst müßte er seinen Vieh- oder Schweinebestand ganz ungeheuer vergrößern. Das erfordert ein großes Betriebskapital, das zudem durch Seuchen, Preisfall u. s. w. stark gefährdet ist. Er müßte einen riesigen Komplex von Stallungen aufführen, also sein totes Kapital bedeutend vergrößern. Er braucht zur Wartung seiner Herden wieder mehr Arbeiter, die zudem einen höhern Lohn als einfache Feldarbeiter beanspruchen. Das alles verteuert den Betrieb in so hohem Grade, daß es fraglich ist, ob noch ein nennenswerter Profit übrig bleibt. Mit dem Kleingrundbesitzer kann er aber nie in der Tierzucht konkurrieren, weil dieser noch Futterstoffe verwerten kann, die beim Großgrundbesitzer gar nicht in Betracht kommen, also seine Tiere stets billiger abgeben kann. Das möge ein Beispiel aus einem untergeordneten Wirtschaftszweige veranschaulichen. Ein Besitzer von zehn Morgen hat von zehn Hühnern guten Nutzen, im Sommer brauchen sie fast wenig, im Winter auch lange nicht das volle Futter, in Hof und Garten, Stall und Scheune suchen sie sich ihre Nahrung; ein Besitzer von tausend Morgen kann mit Nutzen für sich vielleicht dreißig Hühner halten, aber keinesfalls nach dem Verhältnis des Landes tausend Stück, von denen würde er statt Nutzen nur Schaden haben. Überdies ist eine gewinnbringende Viehzucht im großen eine sehr viel schwierigere Sache als der Getreidebau, und nur wenige besitzen die dazu nötige Intelligenz. So muß der Großgrundbesitz notgedrungen weiter beim Anbau von Getreide für den Markt verharren, wenn er die größtmöglichen Einnahmen erzielen will.

Hat somit der Kleingrundbesitz große Vorteile vor dem Großgrundbesitz aufzuweisen, so hat er in einem Punkte gleichen Druck wie jener zu erleiden,

ja bei ihm ist er noch viel stärker. Das sind die hohen Zahlungen, die vom Landwirte verlangt werden und deren Urheber der Kapitalismus ist.

Unter diesen Zahlungen stehen an erster Stelle die Zinsen. Der Kleingrundbesitzer ist gegenüber dem Großgrundbesitzer unverhältnismäßig hoch verschuldet. Denn wenn im Jahre 1892 die Statistik auch feststellte, daß in Preußen der Großgrundbesitz bis über die Hälfte des Wertes, der Kleingrundbesitz bis über ein Drittel mit Hypothekenschulden belastet ist, kann jener doch die relativ höhere Verschuldung leichter ertragen als dieser seine geringere; wo jener drei bis vier Prozent bezahlt, muß dieser schon fünf bis sechs Prozent geben, der Betrieb bei jenem ist ein fast rein fabrikmäßiger, d. h. er produziert Waren zum Verkauf, während dieser hauptsächlich seinen Betrieb zur Erzeugung der eigenen Nahrungsmittel gebraucht und nur einen geringen Teil seiner Erzeugnisse als Waren umsetzt. Sind nun seine Zahlungen zu groß, so muß er, um ihnen gerecht werden zu können, sich Entbehrungen in den zum Leben notwendigsten Dingen auferlegen, er muß also beispielsweise statt zwei Schweine zu seinem Bedarf einschlachten zu können, sich mit einem begnügen und das andere verkaufen. Und diese Hypothekenschuld für den ganzen Kleingrundbesitz wird von Jahr zu Jahr größer, nicht sowohl durch schlechte oder verlustbringende Wirtschaft, was ja wohl ausnahmsweise der Fall ist, als vielmehr durch die enorm hohen Kaufsummen, die für den Kleingrundbesitz abgenommen werden und denen meistens ein geringes Vermögen des Käufers gegenübersteht. Wo für den Großgrundbesitz noch nicht 600 Mark pro Hektar, Gebäude und Inventar mit eingeschlossen, bezahlt werden, da muß für kleinere Parzellen ohne Gebäude, Inventar, Aussaat, also für das kahle Land, 800 Mark gezahlt werden. Der Verkäufer begnügt sich auch mit einer kaum nennenswerten Anzahlung, die oft kaum zehn Prozent des Kaufspreises beträgt, weiß er doch genau, daß der Käufer seine Kräfte aufs äußerste anstrengen wird, um seinen kleinen Besitz zu behalten; nun, und geht es doch nicht, so sind schon viele andere Käufer da, die sich freudig und voll froher Hoffnungen in dieselbe Sklaverei begeben. Solche Besitzungen sind dann überschuldet, aber ihre nominellen Besitzer suchen sie durch Entbehrungen äußerster Natur festzuhalten, denn sie können sich wenigstens als freie Männer auf eigener Scholle fühlen.

Diese Zinslasten werden noch meistens durch große Armenlasten vermehrt, die Landgemeinden haben meistens mehrere hundert Prozent der Einkommensteuer als Armenunterstützung aufzubringen. Bekanntlich war die Aufzucht von Sklaven eine sehr kostspielige Sache, durch Gewaltthätigkeit waren sie billiger zu erlangen. Der Kapitalismus, die Fortsetzung der Sklaverei in verdeckter Gestalt, findet es auch zu teuer, die Arbeiter selbst zu produzieren,

er nimmt sie vielmehr billig vom Lande. So muß die Landgemeinde für den Gutsherrn, die Stadt, die Industrie Arbeiter liefern, die im Alter und in der Invalidität wieder dem Dorfe gerne zugeschoben werden. Der kräftige und intelligente junge Arbeiter zieht hinaus sich sein Brot zu erwerben, der sieche und alte kehrt zurück aufs Dorf und fällt diesem zur Last.

Um das bisher Gesagte noch einmal kurz zu wiederholen, so drückt auf den Großgrundbesitz vornehmlich das Steigen der Arbeitslöhne, das Sinken der Getreidepreise und, mit Ausnahme der Fideikommisse, die darauf lastende Verschuldung, auf den Kleingrundbesitz seine sehr hohen Zahlungen, besonders die Hypotheken- und Armenlasten.

Unsere gesamte Landwirtschaft wird also nach den obigen Ausführungen mit wenigen Ausnahmen vom Kapitalismus hart bedrückt, und soll sie nicht in dieselbe Lage geraten wie die englische, so sind zeitig Maßregeln zu ergreifen, die ihr genügenden Schutz vor der Übermacht des Kapitalismus gewähren. Eine besondere Rücksicht auf den Großgrundbesitz zu nehmen, geht nicht an; ihm ist doch nicht zu helfen, auch ist es nur eine verschwindende Zahl deutscher Landwirte, höchstens 100000, die ihm zuzurechnen sind, gegenüber vielen Millionen von Kleingrundbesitzern. Die Maßregeln aber, die bisher vorgeschlagen sind, und die von Großgrundbesitzern ausgingen, haben nur den Großgrundbesitz im Auge mit vollständiger Beiseitesetzung des Kleingrundbesitzes; jener soll vor seinem Verfall mit aller Gewalt gerettet werden, selbst auf Kosten des ganzen Volkes. Aber es ist unmöglich, sich der fortschreitenden Entwickelung mit Gewaltmaßregeln entgegenstemmen zu wollen. Gewaltmaßregeln würden den Untergang des Großgrundbesitzes keineswegs aufhalten können, wohl aber die deutsche Landwirtschaft vernichten und unabsehbaren Schaden dem ganzen Reiche zufügen.

Von solchen Gewaltmaßregeln als „den großen Mitteln" werden nun in der Gegenwart besonders zwei empfohlen, die Festsetzung eines Minimalpreises für Getreide und die Wiederherstellung des Silbers in seinem alten Verhältnis zum Golde.

Nach der ersten Maßregel soll der Preis für den Scheffel Roggen auf etwa 6,60 Mk., für den Scheffel Weizen auf etwa 8,40 Mk., wie sich der Preis nach dem Durchschnitt der letzten vierzig Jahre stellen würde, als Minimalpreis festgesetzt und durch geeignete Vorkehrungen auch festgehalten werden. Diese Maßregel sieht auf den ersten Anblick sehr verführerisch aus: das Getreide wird um ein Drittel teurer, und die Landwirte haben um ein Drittel höhere Einnahmen, ohne ihre Ausgaben erhöhen zu müssen. Sie würden mehr Geld ausgeben können und damit wieder Handel und Industrie beleben; also nur Vorteile auf allen wirtschaftlichen Gebieten.

Allein es ergäbe sich doch ein ganz anderes Resultat. Einen großen

Vorteil würden allerdings jene 100000 Getreide verkaufenden Landwirte haben, der geringe Nutzen aber, den Handel und Industrie von ihnen ziehen würde, würde durch die höhern Lebensmittelpreise reichlich wett gemacht werden. Die Millionen Kleingrundbesitzer würden keinen Vorteil haben, aber bald den Nachteil, daß durch die höhern Getreidepreise sich naturnotwendig alle Geldausgaben erhöhen würden, ohne ihnen höhere Geldeinnahmen zu gewähren. Sie ständen also bald da, wo sie in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts standen, daß nämlich ihr Betrieb unrentabel würde, und sie froh sein könnten, wenn der Großgrundbesitzer ihnen gütigst ihr Land abkaufte, sie wieder legte. Alle übrigen deutschen Staatsbürger, also über 40 Millionen, würden diese Maßregel mit teurerer und schlechterer Ernährung zu bezahlen haben. Aber auch der Großgrundbesitz mit Ausnahme der Fideikommisse würde keinen dauernden Nutzen haben. Die jetzigen Besitzer würden sich freilich einen schönen Profit einstecken können, die folgende Generation aber mit bedeutend höherer Schuldenlast den Besitz übernehmen, da die Güterpreise bald den Getreidepreisen folgen würden, und den ganzen Profit dem Kapitalismus überlassen müssen. Dann würde das Lied über die Not der Landwirtschaft von neuem beginnen.

Zwei Fragen müssen hier gestellt werden: Ist der oben verlangte Minimalpreis für Getreide der natürliche, und mit welchem Rechte überhaupt könnte eine solche Maßregel zum Gesetz erhoben werden?

Wenn man den Berechnungen mancher Landwirte Glauben schenken könnte, so würde der Selbstkostenpreis eines Scheffels Roggen 5, 6 ja 8 Mk. betragen. Daß dem nicht so ist, zeigen uns die weit niedrigern Getreidepreise anderer Länder, und auch bei uns können die Großgrundbesitzer bei einem Preise von 4 bis 5 Mk. bestehen. In frühern Jahrhunderten ist der Preis noch niedriger gewesen, und erst mit diesem Jahrhundert begann die Preissteigerung des Getreides. Diese Preissteigerung wurde durch besondere Umstände veranlaßt, unter denen vorzugsweise die Aufschließung des englischen Marktes für die deutsche Getreideeinfuhr und die rapide industrielle Entwicklung Deutschlands zu nennen sind. Diese hohen Getreidepreise waren also Ausnahmepreise und können für die Zukunft nicht maßgebend sein. Es ist überhaupt ein Unding, für das Getreide eine bestimmte Wertgrenze festsetzen zu wollen, da das Getreide weit mehr als jede andere Ware durch nicht im voraus zu berechnende Faktoren in seinem Werte beeinflußt wird. Die Feststellung des Getreidepreises kann allein, wie bisher, nur durch den Markt geschehen.

Fragen wir nun nach dem Rechte, mit welchem eine solche Maßregel zum Gesetz erhoben werden könnte, so muß jeder eingestehen, daß es von keiner Seite hergeleitet werden kann, und an und für sich hat die Bevölkerung

Deutschlands doch keine Pflicht, jenen 100000 Großgrundbesitzern noble Geschenke zu machen. Es ist wohl zur Verteidigung dieser Maßregel darauf hingewiesen worden, daß schon Friedrich II. dieselbe durchgeführt hätte. Allein dieser König sorgte in einer Zeit, da Handel und Verkehr bei weitem nicht so entwickelt als heute waren, daß der Roggenpreis stets auf 3 Mk. zu stehen käme, nicht darüber und nicht darunter. Heute aber soll nach unten eine feste, willkürlich begründete Grenze gezogen werden, nach oben freier Spielraum sein. Aber mit eben demselben Rechte könnten die Konsumenten einen Maximalpreis verlangen, und was für Gesichter würden die Großgrundbesitzer wohl gemacht haben, wenn die Konsumenten in den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts verlangt hätten, der Maximalpreis für Roggen sei auf 3 Mk. festzusetzen. Und sie hätten sich doch noch auf das Vorgehen jenes Königs berufen können.

England hat bereits das Experiment mit solchen Maßregeln zum großen Schaden seiner Landwirtschaft gemacht. Es hatte im 17. und 18. Jahrhundert auch sehr gute Getreidepreise aufzuweisen, namentlich durch den Export von Getreide nach Frankreich und den Niederlanden. Dadurch erhielt der Großgrundbesitz vollends das Übergewicht über den Kleingrundbesitz und vernichtete denselben fast gänzlich. Dann sanken die Getreidepreise, und nun verlangten und erlangten es auch die englischen Großgrundbesitzer, daß durch ähnliche Gesetze wie das oben angeführte der Getreidepreis auf eine künstliche Höhe zu Gunsten des Großgrundbesitzes getrieben und erhalten würde; so kostete noch 1821 bis 1830 die Tonne Weizen durchschnittlich in England 266 Mk., in Deutschland aber nur 95 Mk. Schließlich erheischte dann das allgemeine Interesse unerbittlich die Abschaffung dieser Korngesetze, und in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts fiel auch ihr letztes Bollwerk. Aber die englische Landwirtschaft ist zugrunde gerichtet, weite Strecken einst gut kultivierten und bevölkerten Landes liegen heute brach und wüst und werden nur als Jagdgelände genutzt. England konnte damals ein solches Experiment wagen, denn es hatte in seiner Industrie, der vorgeschrittensten aller Länder, eine feste Stütze, Deutschland aber befindet sich in einer viel ungünstigeren Lage. Darum kann ein wirklicher Patriot, dem das Interesse des ganzen deutschen Vaterlandes höher als seine Privatinteressen stehen muß, einem solchen Gesetze niemals und unter keinen Umständen seine Zustimmung geben.

Ebensowenig würde die Wiederherstellung des Silbers in seinem ehemaligen Verhältnis zum Golde der Landwirtschaft in Deutschland als solcher irgend einen Nutzen bringen. Denn sehen wir uns in solchen Ländern, in denen das Silber noch das alte Wertverhältnis zum Golde hat, also in Nordamerika, Indien, Frankreich u. s. w. um, so finden wir, daß die Lage

der Landwirtschaft schlechter, mindestens nicht besser ist. In Amerika sind viele Farmen herrenlos, und es findet sich wegen der darauf lastenden Schulden und Steuern auch niemand zu ihrer Übernahme bereit. Frankreich hat einen doppelt so hohen Einfuhrzoll auf Getreide wie Deutschland, aus Indien kommen nur Klagen, Rußland mit seiner unterwertigen Valuta, die derjenigen in Silberländern vollständig entspricht, kann trotz seiner niedrigen Arbeitslöhne ebensowenig eine blühende Landwirtschaft aufweisen. Genug, nirgends ist in diesen Ländern eine Spur von einer bessern Lage der Landwirtschaft zu entdecken. **Exempla docent!** Sollte dann für Deutschland allein eine Ausnahme zu erwarten sein? Da nun die Wiederherstellung des Silbers in seinem alten Verhältnis zum Golde der deutschen Landwirtschaft absolut keinen Nutzen bringen würde, so ist es hier zwecklos, Erörterungen darüber anzustellen, welche Folgen diese Maßregel nach sich ziehen würde, wem sie nützen, wem schaden würde; nur das sei bemerkt, daß unbedingt diejenigen einen großen Nutzen daraus ziehen würden, die Silber zu verkaufen haben, und das sind vor allem die amerikanischen Silberbarone, deren Milliarden-Einkommen sich dann mindestens verdoppeln würde.

Pflege gebührt der deutschen Landwirtschaft ohne Frage ebenso wie allen andern Gewerben, aber nicht als Treibhauspflanze darf sie gehalten werden, die bei jedem rauhen Lüftchen zusammenknickt, sondern im freien Wettkampfe mit andern Völkern muß sie erstarken, daß sie festgewurzelt wie unsere Eichen von keinem Sturmwind der ausländischen Konkurrenz gebeugt oder gar gebrochen werden kann. Wie wenig ein solches Treibhausleben der deutschen Landwirtschaft bisher genützt hat, ergiebt sich aus der Nutzlosigkeit des Getreidezolls, durch welchen jedem Großgrundbesitzer für jeden verkauften Scheffel Roggen allein 1,40 Mk. aus dem öffentlichen Säckel geschenkt werden; und dieselben Leute, die damals den Getreidezoll als ein unfehlbares Heilmittel für die Landwirtschaft anpriesen, mußten nach kaum zehn Jahren um neue Unterstützungen aus dem öffentlichen Vermögen betteln.

Unsere Landwirtschaft zeigt im Großen und Ganzen bedeutende Fortschritte gegen früher, wie das in Zahlen schon die oben angeführten Tabellen des Herrn von Knebel-Döberitz nachweisen; wir finden gegen früher überall eine intensivere und rationellere Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens, eine hohe Veredelung der Getreidearten und der landwirtschaftlichen Haustiere und so vieles andere, das davon Zeugnis ablegt. Bei einer ihrer Eigenart entsprechenden Pflege könnte sie noch weit mehr leisten. Dazu gehört aber zweierlei: Hebung des Intellekts der Landwirte einerseits und Hebung ihrer wirtschaftlichen Kraft andererseits.

Es soll nicht geleugnet werden, daß der Staat schon vieles zur Hebung

des Intellekts der Landwirte thut, so durch Errichtung von Lehrstühlen für Landwirtschaft und Tierheilkunde an den Universitäten, Einrichtung von Versuchsstationen, Hergabe von Prämien für landwirtschaftliche Ausstellungen u. dergl. Allein alle diese Veranstaltungen kommen hauptsächlich dem Großgrundbesitz zugute und nur wenig dem Kleingrundbesitz. Und doch ist gerade dieser mit seiner starken Steuer- und Konsumkraft für den Staat und die gesamte Volkswirtschaft von viel höherer Wichtigkeit. Die Universität des Kleingrundbesitzers aber ist die Landschule, er ist nicht in der Lage, sich noch an einer andern Stätte eine vollkommenere Bildung zu holen. Auch ist die Mehrzahl der Schüler einer Landschule im spätern Leben in die Lage versetzt, Landwirtschaft als Haupt- oder Nebengewerbe zu betreiben. Die Landschule muß daher mehr als bisher auf diese ihre Schüler Rücksicht nehmen. Es ist ja mit der Landschule schon bedeutend besser geworden als in alten Zeiten, vornehmlich darin, daß heute der Unterricht sich nicht allein auf Religion, Schreiben, Lesen und etwas Rechnen erstreckt, sondern auch die Naturwissenschaften in seinen Kreis gezogen werden. Leider werden sie auch heute noch mehr als Nebendinge und dazu nach unpraktischen Grundsätzen behandelt, so daß hierbei nicht die natürliche Forderung gestellt wird, nur das zu lehren, was für das Leben durchaus notwendig ist, sondern daß viele Dinge gelehrt werden, die so fernab liegen und deren Kenntnis dem Kinde im spätern Leben von ganz verschwindendem Vorteil ist. Es ist ja ganz schön und gut, daß beispielsweise die Kinder mit den ausländischen großen Raubtieren und Kulturpflanzen, mit der Tier- und Pflanzenwelt des Morgenlandes bekannt gemacht werden, aber für das Leben notwendig ist es durchaus nicht. Allein sehr notwendig ist es, daß sie mit dem Leben und Weben der sie umgebenden Natur gründlichst vertraut werden, z. B. die Bedingungen kennen lernen, unter denen ein Samenkorn zum Keimen kommt, die Stoffe, die die Pflanze zur Ernährung braucht, und wie sie dieselben aufnimmt, wie diese Stoffe am besten beschafft und ihr zugeführt werden können; auch die nützlichen und schädlichen Tiere und Pflanzen der Heimat werden noch lange nicht genug berücksichtigt. Es scheint so, als ob die Kinder heute zu kleinen Professoren, aber nicht zu praktischen Menschen herangebildet werden sollen, weil denjenigen, die diese Schulpläne aufstellen, Dinge wie Elefanten, Palmen wohlbekannt sind, der Unterschied zwischen Hederich und Raps vollständig unbekannt ist. Ferner in wie vielen Schulen befinden sich naturwissenschaftliche Sammlungen, die doch so leicht anzulegen wären, oder wenigstens gute Abbildungen, die für billiges Geld zu haben sind! Die Landschule muß eben hauptsächlich auf das praktische Leben und die einstige Thätigkeit ihrer Schüler Bedacht nehmen, statt ein unvollkommener Abklatsch der höhern

Schulen sein zu wollen. Sie muß ihre Zöglinge auch besonders zum Beobachten und Nachdenken über die Gesetze in der Natur, wozu ja auf dem Lande so reichlich Gelegenheit ist, anhalten, damit sie nicht blind und taub durch Flur und Wald streifen, sondern alles hören, alles sehen, über alles ihre eigenen Gedanken und Ansichten gewinnen, ihre Intelligenz also gehoben wird. Ein solcher Schulunterricht würde auch nicht einseitig die Kinder nur für die Landwirtschaft, sondern ebenso für jedes andere Gewerbe geschickter machen.

Sodann müßten weit mehr Ackerbauschulen, mindestens eine in jedem ländlichen Reichstags-Wahlbezirke errichtet werden, die, von einem praktischen, intelligenten Landwirt geleitet, in ein- bis zweijährigem Lehrgange ihre Zöglinge mit den besten Kulturmethoden, den brauchbarsten Arbeitsmitteln u. s. w. praktisch und theoretisch genau bekannt zu machen hätte. Es dürften nur solche Jünglinge aufgenommen werden, die demnächst eine eigene Wirtschaft übernehmen könnten und wollten, nicht aber solche, die, wie es heute bei solchen Ackerbauschulen gemeinhin geschieht, ihre Kenntnisse als Wirtschafter auf großen Gütern verwerten wollen. Auch müßte eine Auswahl nach den verschiedensten Gegenden des Bezirks getroffen werden, damit die Zöglinge nach ihrer Rückkehr in die Heimat andern wieder als Lehrer dienen könnten.

Der Kleingrundbesitzer ist nicht so stumpfsinnig, wie es oft dargestellt wird; er ist, zumal wenn er erst die Vorteile eines bessern Wirtschaftsbetriebes am eigenen Leibe gespürt hat, wißbegierig, nur fehlen ihm Mittel und Gelegenheit, seine Wißbegierde zu stillen. Darin könnte er durch die in fast jeder Schule vorhandene Schulbibliothek sehr gut unterstützt werden. In seinen Freistunden liest der kleine Landwirt auch heute schon gerne und benutzt oft dazu die Bücher, welche seine Kinder aus der Schulbibliothek nach Hause gebracht haben. Aber was für ein fades Zeug wird da Kindern und Eltern geboten! Zumeist sind es kleine, sentimentale Geschichtchen mit dem ewigen, aber nichtsdestoweniger ganz falschen und in keiner Weise durch den wirklichen Lauf der Welt begründeten Refrain von der belohnten Tugend und dem bestraften Laster. Warum werden statt solcher Trivialitäten nicht einfach und verständig geschriebene Bücher aus dem ländlichen Interessenkreise angeschafft! so z. B. Schriften über Obstbaumzucht und Obstverwertung, Fischzucht, Weidenkultur, Nutzen der Bewässerung und Entwässerung, Kaninchenzucht u. dergl. Kinder und Eltern würden solche Bücher mit großem Vergnügen und großem Nutzen lesen, denn sie könnten davon vieles mit Vorteil für sich verwerten, und wo auch kein direkter Vorteil sich ergäbe, so doch immer der indirekte, daß sie mit neuen Ideen bekannt und zum Nachdenken angeregt würden.

Es tragen ferner sehr viel zur geistigen Hebung der Kleingrundbesitzer bei die landwirtschaftlichen Vereine, die verkleinert und vervielfältigt und durch öftere belehrende und aufklärende Vorträge von Wanderlehrern belebt werden müßten, desgleichen Ausstellungen nebst Prämiierungen für kleinere Bezirke unter hauptsächlicher Berücksichtigung des Kleingrundbesitzes.

Zu der Hebung des Intellekts der Landwirte muß andererseits notwendigerweise die Hebung ihrer wirtschaftlichen Kraft treten, denn wo den Menschen Not und Sorge auf Schritt und Tritt verfolgen, da verliert er allen Trieb, seine wirtschaftliche Lage zu bessern. Bis zu einem gewissen Grade kann die Not den Menschen zur volleren Entfaltung seiner körperlichen und geistigen Kräfte anspornen; wo die Not aber zu groß geworden ist, da ist sie nur die Peitsche, welche den Menschen antreibt, ohne Denken oder Fühlen bis zur gänzlichen Erschlaffung seiner Kräfte zu arbeiten. Im Altertum hat diese Stelle das Sklavenwesen, im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein der Feudalismus eingenommen, in der Gegenwart ist der Kapitalismus dieser unerbittliche Treiber geworden. Alle drei aber sind gesellschaftliche Einrichtungen, die es den einen ermöglichen, von der Arbeit und dem Schweiß der andern zu leben und nicht nur kümmerlich, sondern herrlich und in Freuden. Diese Ausbeutung durch das Kapital wird an und für sich als nichts ungerechtes angesehen, ebenso wenig wie die Sklaverei, die heute von allen civilisierten Menschen ohne weiteres aufs schärfste verurteilt wird, seinerzeit als eine Schande und Schmach für die Menschheit empfunden worden wäre; und wie damals niemand etwas unbilliges darin fand, als Sklave einem Herrn anzugehören, so wird auch heute beispielsweise die Erhebung eines Zinses als etwas selbstverständliches angesehen. Der Kapitalismus ist eigentlich gegenüber der Sklaverei nur eine nicht so rohe, offenkundige Knechtung des einen Teiles der Menschheit durch den andern; der Kapitalist hat seine Sklaven, die ihm Nahrung, Kleidung, Wohnung und aller Art Vergnügungen beschaffen und wie die Sklaven des Altertums vor seiner Willkür erzittern müssen. Zum Teil wird die Zinssklaverei als etwas schändliches öffentlich gekennzeichnet, wo sie nämlich als Wucher auftritt und sich einen übermäßigen Tribut zahlen läßt. Aber welches ist die Grenze des Wuchers? In Amerika ist ein Zinsfuß von 8 bis 10 Prozent nichts ungewöhnliches, bei uns wird er schon als Wucher angesehen. Aber steht ein Zinsfuß von 10 oder 5 oder 1 Prozent nicht auf ein- und derselben Stufe der Moral? Es ist doch ganz gleich, ob eine Stecknadel oder ein Tausendmarkschein gestohlen wird, beide Fälle werden als Diebstahl beurteilt. Nur der Zins ist bis zu gewissen Prozenten erlaubt, bei höhern wird er als Wucher bestraft. Das ist doch eine seltsame Rechtsauffassung! Nun muß aber die Landwirtschaft eigentlich schon nach der

jetzigen Rechtsanschauung Wucherzinsen zahlen, wenn sich nominell die Sache auch anders darstellt; man muß sein Augenmerk nur von der Höhe des Zinsfußes auf die Höhe der Schuldsumme lenken. Es ist doch aber ganz gleich, ob jemand 300 Mk. zu 10 % oder 600 Mk. zu 5 % oder 1000 Mk. zu 3 % zu verzinsen hat, in allen drei Fällen muß er seinem Gläubiger 30 Mk. Zinsen zahlen. Die Landwirte sind nun, weil der Acker nicht wie andere Produktionsmittel beliebig vermehrt werden kann, gezwungen, das Land zu einem unverhältnismäßig hohen Preise zu kaufen. Es sind eben zu viele da, die in den Besitz eines Stückes Land treten wollen und mit dem Preise bis zum äußersten gehen, oft ohne Überlegung, ob der Preis auch den Verhältnissen angemessen ist. Dieses Überbieten wird ihnen nun durch den Kapitalismus ungemein erleichtert; er kann nun auf einen hohen Zinsfuß verzichten, denn die Schuldsumme wird ja um so höher. So ist auf diese Weise die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes eine enorm hohe geworden. Die Hypothekenschuld der preußischen Landwirtschaft allein beträgt etwa 12 Milliarden, das heißt mit andern Worten: die preußische Landwirtschaft hat einen jährlichen Tribut von etwa 500 Millionen an den Kapitalismus zu entrichten. Überdies weiß jeder Eingeweihte, daß die Landwirte außer den eingetragenen Schulden noch eine große persönliche Schuldenlast auf ihren Schultern haben, welche sie auf Wechsel oder Schuldschein genommen haben, und die weit höher, gewöhnlich mit 6 bis 8 % verzinst werden muß. Es ist daher die Annahme keineswegs zu hoch gegriffen, daß nur die preußische Landwirtschaft an das Kapital einen jährlichen Zinstribut von reichlich 600 Millionen zu entrichten hat. Für ganz Deutschland ergäbe das einen jährlichen Zinstribut von etwa einer Milliarde.

Das Kapital ist nun vorzugsweise in den Städten domiziliert, denn die Kapitalisten wollen selbstverständlich lieber in den Städten inmitten eines reichen und großartigen, mit allen Bequemlichkeiten und Genüssen der modernen Zeit ausgestatteten Lebens wohnen, als auf dem Lande in kleinen, abgeschiedenen Orten mit ihren für einen gebildeten Menschen oft unausstehlichen kleinlichen Zänkereien, Klatschereien und Eifersüchteleien. So kommt es, daß die Städte mit der zunehmenden Verschuldung des flachen Landes immer mehr anwachsen, so wie das Anwachsen der Städte vorzugsweise der wachsenden Verschuldung der Landwirtschaft zuzuschreiben ist. Das gilt natürlich in der Hauptsache nur für die Großstädte, wogegen die kleinen Landstädte, die ihre Haupteinnahmen aus dem sie umgebenden Landbezirk ziehen, ein Beharren oder gar Zurückgehen in ihrer Einwohnerzahl zeigen. Die Kapitalisten aber brauchen viele Menschen, Arbeiter, Handwerker, Kaufleute u. s. w. zu ihrer Bedienung und Bequemlichkeit, daher müssen alle diese Leute dem Kapital nach in die Stadt ziehen.

Nicht die Scheu vor schwerer Arbeit, auch nicht ungezügelte Genußsucht, wie es gerne von mancher Seite behauptet wird, treibt sie in die Stadt, sondern sie müssen dem Rufe des Kapitals folgen, zumal es ihnen auch ein menschenwürdigeres Dasein bietet. Daher hat die Stadtbevölkerung ein so ungeheures Anwachsen aufzuweisen, wie es durch Industrie und Handel nie hätte allein hervorgerufen werden können; sie wurde 1870 auf 35 % der Gesamtbevölkerung berechnet, 1890 aber schon auf 47 % und dürfte jetzt wohl schon 50 % betragen. Das bedeutet nun, daß die eine Hälfte der Bevölkerung, die ländliche, für die andere Hälfte, die städtische, sämtliche Lebensmittel zu liefern hat. Es stimmt das nicht ganz, denn die ausländische Einfuhr liefert auch etwa ein Fünftel des ganzen Verbrauchs an Lebensmitteln. Dafür aber leben auf dem Lande reichlich so viele Nichtlandwirte, daß dieses Fünftel aufgewogen wird und im großen und ganzen die Rechnung stimmt. Von dieser städtischen Hälfte würden diejenigen abzurechnen sein, welche Gegenleistungen aufzuweisen haben, das sind ein Teil der Industriellen, der Kaufleute und der Beamten. Aber das ist nur der kleinere Teil dieser Berufsarten, zum weitaus größten Teil sind sie für die Kapitalisten, deren Verbrauch ein in jeder Hinsicht viel größerer als der der Landwirte ist, sowie für den Export thätig. Wie groß nun die Zahl der Kapitalisten und der für sie arbeitenden Menschen ist, läßt sich statistisch gar nicht feststellen, aber sie dürften ganz gut den vierten bis dritten Teil, vielleicht noch darüber hinaus, der ganzen Bevölkerung betragen und mindestens die Hälfte des Gesamteinkommens der Nation für sich verbrauchen. Da ist es doch kein Wunder, daß die produzierenden Stände Not leiden müssen. Die Kapitalisten gleichen den Drohnen, die von der Arbeit und dem Fleiß der andern Bienen sich nähren, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Drohnen zu einer gewissen Zeit im Bienenstock unentbehrlich, die Kapitalisten aber eine vollständig überflüssige Menschenklasse sind.

Dieses Mißverhältnis der Stadt- zur Landbevölkerung nimmt jährlich zu, da die jährliche Zunahme der Verschuldung allein der preußischen Landwirtschaft etwa 200 Millionen beträgt. Eine Katastrophe ist daher unausbleiblich. Das ist schon vielen aufgefallen und hat zu Bedenken und Erwägungen reichlich Anlaß gegeben. Von Seiten derer, die gern besondere Vorteile für den Großgrundbesitz erwirken wollen, wird sie einer fiktiven Notlage der Landwirtschaft zugeschoben, aus deren Veranlassung jeder Landwirt, um sein Gut bewirtschaften zu können, alljährlich neue Schulden machen müsse. Von ehrlicherer Seite ist die Verschuldung als das hingestellt worden, was sie wirklich ist, der Rest des übermäßig hohen Kaufgeldes. Demgemäß sind Maßregeln vorgeschlagen worden, die dem übermäßigen Anwachsen dieses Restes vorbeugen sollen, und zwar die Einführung einer

unkündbaren Rentenhypothek mit einer Verschuldungsgrenze und des Anerbenrechts. Beide Maßregeln würden wenig oder nichts nützen.

Was die Rentenhypothek anbetrifft, so ist es doch dem Landwirt ganz gleich, ob er das Geld als Zins oder als Rente zahlt, zahlen muß er es jedenfalls. Wenn die Rente aber unkündbar gemacht werden soll, so kann das ja auch schon mit dem Kapital geschehen. Eine Festsetzung der Verschuldungsgrenze ist ebenso zwecklos, denn einesteils kann diese durch günstige Taxation sehr hoch angesetzt werden, andernteils werden die persönlichen Schulden um so höher sein, denn der Teil des Restkaufgeldes, der nicht im Grundbuch eingetragen wird, wird auf Wechsel oder Schuldschein stehen bleiben, und die Zinssklaverei ist dieselbe.

Das Anerbenrecht stellt eine Nachbildung des Majorats mit stark abgeschwächter Tendenz dar. Das Majorat hat sich aus der Zeit des Feudalismus, als man noch gerne alles für ewige Zeiten stipulierte, in die moderne Zeit herübergerettet, aber es paßt wie so viele alte gesellschaftliche Formen durchaus nicht mehr für unsere Verhältnisse; es hat sich überlebt ebenso wie Pfeil und Bogen im Kriege. Die Majorate stiften durchaus keinen Segen für die Landwirtschaft; ihre Besitzer sind vielfach Militärs oder Staatsbeamte, am wenigsten kümmern sie sich um ihre Güter, deren Bewirtschaftung Administratoren, Inspektoren und anderen Beamten überlassen ist. Nur wenn die Einnahmen die großartigen persönlichen Ausgaben nicht decken, wird Staatshilfe auf Grund der „allgemeinen Notlage der Landwirtschaft" laut und nachdrücklichst gefordert. Diese Majoratsherren sind ganz unnütze, ja hemmende Räder in der Maschinerie des Staates, ihr Fehlen würde nicht die geringste Lücke hervorrufen.

Auch die Anerben würden der Landwirtschaft nicht viel Segen bringen. Es wird sich selten so treffen, daß der Erbe, gleich nachdem er erwachsen ist, seine Besitzung übernehmen kann; er wird vielmehr kürzere oder längere Zeit darauf warten müssen, oft dabei alt und grau werden. Aber er muß bis dahin leben und sich seinen Lebensunterhalt erwerben. Ein Teil wird wohl seinen Broterwerb in der Landwirtschaft suchen, der andere Teil, und das dürfte der bei weitem größere sein, sucht andere Berufsarten auf. Muß ein solcher Erbe dann sein Gut übernehmen, so versteht er nichts von der Landwirtschaft, hat darum auch selten Neigung dazu. Wie wird es also mit der Wirtschaft gehen? Um noch Beamte zu ernähren, dazu ist der Besitz zu klein, also muß er verpachten oder verkaufen.

Das Anerbenrecht setzt voraus, daß alle Menschen Neigung für die Landwirtschaft haben und zu deren Betrieb ohne weiteres geschickt sind. Nun aber haben bei weitem nicht alle Menschen Lust zur Landwirtschaft. Was sie in diesen Beruf hineinbringt, ist, daß sie nichts anderes oder

besseres kennen, noch anzufangen wissen, und vor allem die Mode, welche die Landwirtschaft neben Militär und Jurisprudenz zur noblen Berufsart stempelt. Noch weniger Menschen aber sind zur Landwirtschaft geschickt. So mancher umsichtige, fleißige Landwirt kann trotz aller seiner Anstrengungen nicht recht vorwärts kommen, während vielleicht sein liederlicher Nachbar gute Erfolge hat. Das macht, jener ist ein Stümper, ungeschickt für die Landwirtschaft, der sich besser zu jedem andern Beruf eignen würde, dieser ist ein landwirtschaftliches Genie, er arbeitet vielleicht viel weniger, aber zur rechten Zeit und am rechten Orte.

Beim Anerbenrecht findet nun gewissermaßen eine Prädestination statt: ob jemand will oder nicht, er muß Landwirt werden. Wird nun das Anerbe unveräußerlich gemacht wie das Fideikommiß, so erzeugt sich der Staat einen ganz bedeutenden Prozentsatz in ihrem Berufe unglücklicher Menschen und schlechter Landwirte, denen die Erbschaft wie einst den römischen Dekurionen zum Fluche gereichen würde. Andernfalls, wenn das Erbe veräußerlich ist, so wird ein großer Teil der Erben seinen Besitz baldmöglichst verkaufen; ein Nutzen für die Bewirtschaftung des Erbes durch geringe Verschuldung würde dann aber durch das Anerbenrecht illusorisch werden, allein für den Anerben vorhanden sein, und bestimmten Personen eine ungeheure Begünstigung bei den Erbschaften dieser Art vor den andern Miterben zu teil werden. In allen Fällen ist nicht zu ersehen, in welcher Weise das Anerbenrecht der Landwirtschaft nützen soll. Es stellt sich vielmehr als ein In-Fesseln-schlagen der Landwirtschaft dar, statt ihr wie jedem andern Gewerbe eine möglichst freie Entwicklung zu gewähren.

Für diese freie Entwicklung aber ist unbedingt nötig, daß jede Beschränkung des Besitzrechtes aufgehoben wird; es muß volle Freiheit im Kauf und Verkauf, im Zerteilen und Zusammenlegen des Landes herrschen, damit sich diejenige Betriebsweise und Betriebsgröße herausbilden kann, welche entsprechend dem ökonomischen und technischen Standpunkt der Gegenwart sich als die zweckmäßigste erweist, und die geeignetste Person in den Besitz des Betriebes gelangt. Ob es der Großbetrieb oder Kleinbetrieb, ob es extensive oder intensive Wirtschaftsweise ist, das kann kein Klügeln oder Rechnen voraussagen, sondern allein die künftige Entwicklung zeigen. Es ist doch nicht angängig, mit dem durch irgend welche anderen Umstände gefaßten Vorurteil an die Landwirtschaft heranzutreten, daß der Großbetrieb allein der zweckmäßigste Betrieb sei, ohne in eine sorgfältige Prüfung der Bedingungen eines landwirtschaftlichen Betriebes eingetreten zu sein. Die heutige Entwicklung weist noch dazu mit einer nicht zu verkennenden Deutlichkeit auf das wirtschaftliche Übergewicht des Kleinbetriebes hin. Dazu nur eine Thatsache: Gewerbebetriebe, die durch Vergrößerung einen relativ

höhern Gewinn abwerfen, werden stets vom Aktienkapital aufgesucht, das ein feines Gefühl für hohen Profit hat; ein landwirtschaftlicher Betrieb ist aber noch niemals Gegenstand eines Aktienunternehmens geworden. Demnach muß Grund und Boden noch mehr den Charakter als Ware erhalten, als er bis jetzt besitzt, und Beschränkungen wie Unverkäuflichkeit der Fideikommisse, Verkäuflichkeit nur mit Genehmigung eines dritten müssen aus der Gesetzgebung entfernt werden. Vor allem müßte der Verhypothekisierung des Grund und Bodens ein Ende gemacht werden, die Hypothekenschulden Personalschulden werden, und diese Seite des Grundbuchblattes mit allen Lasten und Privilegien, die darauf eingetragen sind, seine rechtliche Bedeutung ganz verlieren. Doch die gegenwärtige Zeit scheint für eine solche einschneidende, aber die Landwirtschaft freimachende Maßregel noch lange nicht reif zu sein, und wird unsere Landwirtschaft sich noch lange mit dieser Sklavenkette, die ihr Altertum und Mittelalter aufgelegt haben, tragen müssen.

Um nun einer übermäßigen Verschuldung vorzubeugen und die wirtschaftliche Kraft, namentlich des Kleingrundbesitzes, gegenüber dem Bedrücker der gesamten Landwirtschaft der Kulturländer, dem Kapital, zu stärken, bedarf es des Ausbaues eines Prinzips, das die Neuzeit in die Rechtspflege eingeführt hat, und das schon vielen ein Segen gewesen ist, nämlich des Grundsatzes, daß die notwendigsten Gegenstände dem Schuldner nicht vom Gläubiger genommen werden dürfen. Als das Kapital seine Herrschaft begann, trat es mit unerbittlicher Härte gegen den zahlungsunfähigen Schuldner auf, Sklaverei und Tod waren demselben im Altertum gewiß, und noch bis weit in dieses Jahrhundert hinein konnte der zahlungsunfähige Schuldner von seinem Gläubiger in Gefängnishaft gesetzt werden. Unsere Anschauungen darüber haben sich heute schon wesentlich geändert, die Macht des Gläubigers über seinen Schuldner ist sehr eingeschränkt worden, Gefängnishaft kann er über ihn auch nicht mehr verhängen, er muß ihm sogar die notwendigsten Gebrauchsgegenstände an Kleidern, Wäsche, Haus- und Küchengerät belassen, dem Beamten kann er nur einen Teil des Gehalts pfänden und, was sehr wichtig ist, das Handwerkszeug ist nicht mehr pfändbar, der Handwerker kann also unter allen Umständen seine Existenz in der gleichen, wenn auch bescheidenen Weise fortsetzen. Dieser Grundsatz muß auch für den Landwirt geltend gemacht werden, auch ihm muß der Besitz seiner Produktionsmittel gegenüber dem Gläubiger vom Gesetz gewährleistet werden. Es muß ihm also unter allen Umständen ein so großer Teil seines Landes nebst den notwendigsten Gebäuden und Inventar bleiben, als zu seinem und seiner Familie Unterhalt unbedingt nötig ist. Entäußert er sich dann freiwillig seines Besitzes, so kann der Gläubiger an den Erlös sich ebenso halten, wie an das Geld, das der

Handwerker aus dem Verkauf seines Handwerkzeugs erhalten hat. Die Größe eines solchen Betriebes festzustellen wäre Sache der einzelnen Gemeinde, er dürfte aber im allgemeinen eine Größe zwischen drei und fünf Hektar haben.

Freilich würde ein solches Gesetz auf sehr großen Widerspruch stoßen. Vor allem würde von seiten des Kapitals der Einwand erhoben werden, daß der Besitzer dann keinen Kredit haben würde: „wie würde es ihm möglich sein, in Bedarfsfällen sein Vieh, seine Ackergeräte zu erneuern oder zu vermehren, wenn ihm niemand mehr etwas borgen könnte?" Nun, wegen des Kredits wäre es nicht so schlimm, denn einmal würde jeder Besitzer beizeiten daran denken lernen, einen Notgroschen zurückzulegen, es würde also die Sparsamkeit gefördert werden; zum andern wird ein ehrlicher und tüchtiger Landwirt immer den nötigen persönlichen Kredit finden, ebenso wie heute der Handwerker und selbst der besitzlose Arbeiter; zum dritten mag der Taugenichts und Unbrauchbare seinen Besitz aufgeben, damit eine tüchtigere Kraft hineinkommen kann. „Aber es würde niemand da sein, der das Grundstück kaufen würde, denn nur wenige sind in der Lage, das Kaufgeld bar erlegen zu können!" Doch, Käufer würden schon genug sein, ebenso wie sie in frühern Zeiten da waren, als es noch bei dem Bauern für eine Schande galt, Schulden auf seinem Gut zu haben. Die unnatürlich hohen Bodenpreise würden dann allerdings herabgehen, aber die Kaufverträge würden auf soliderer Grundlage abgeschlossen werden, der Verkäufer würde mit einer nur unbedeutenden Anzahlung nicht zufrieden sein, und der Käufer lieber ein kleineres Grundstück ohne Schulden als ein größeres mit vielen Schulden erwerben.

Außer den Schuldzinsen lasten auf dem Landwirt noch andere hohe Zahlungen, namentlich die Ausgaben für das Armenwesen. Um seine wirtschaftliche Kraft zu heben, muß ihm hierbei bedeutende Erleichterung verschafft werden. Das wäre kein Geschenk für die Landwirte, sondern ein Akt der Gerechtigkeit ihnen gegenüber, denn heute werden ihnen ganz zu Unrecht hierin viel größere Lasten aufgebürdet, als ihnen rechtlich zukommen.

Deutschland ist heute ein einheitliches Wirtschaftsgebiet; alle die kleinen Schranken innerhalb des Reiches sind gefallen, mit der politischen Einigung hat auch eine wirtschaftliche stattgefunden, wie im Kriege, so heißt es auch im wirtschaftlichen Leben: „einer für alle und alle für einen". Diese Einigung hat sich noch letzthin glänzend in den Gesetzen über Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung kund gegeben. Da nun Deutschland ein einheitliches Wirtschaftsgebiet ist, so müssen, wie die Lasten für Heer, Flotte, Verwaltung u. s. w. auf die gemeinsamen Schultern aller Deutschen gelegt

sind, auch die Armenlasten von allen gemeinschaftlich getragen werden und nicht mehr den einzelnen Gemeinden aufgebürdet sein. Anscheinend hat sich die heutige Verteilung der Armenlasten aus jenen alten Zeiten vererbt, als die Gens die Gesellschaftsform unserer Vorfahren war. Die Gens aber bedeutete etwas mehr als unsere heutige Gemeinde, sie war nicht nur ein politisches, sondern auch ein wirtschaftliches Ganzes; da war es denn selbstverständlich, daß ihr allein die Sorge für ihre nicht erwerbsfähigen Mitglieder oblag. Dafür hatte sie auch eine große Macht über die wirtschaftliche Thätigkeit ihrer Mitglieder; wer seine Pflicht nicht erfüllte, konnte ausgestoßen werden und war damit dem größten Elende preisgegeben. Unsere heutige Gemeinde aber bildet nur in politischer Hinsicht ein Ganzes, nicht in wirtschaftlicher. Ein gemeinschaftlicher wirtschaftlicher Betrieb findet in unsern heutigen Gemeinden als solchen nicht mehr statt, jeder sorgt nur für sich und ist auch allein auf seine eigene Kraft angewiesen. Die heutige Gemeinde kann auch auf die wirtschaftliche Thätigkeit ihrer Insassen keinen Einfluß ausüben, es kann jeder in dieser Beziehung thun und lassen, was er will, er kann gut wirtschaften oder sein Vermögen ruinieren und der Gemeinde zur Last fallen, sie kann nichts dabei thun. Durch die Freizügigkeit ist ihr die letzte Möglichkeit genommen, tüchtige und wohlhabende Gemeindemitglieder bei sich zu behalten, arme und kränkliche von sich fern zu halten. So muß heute die Landgemeinde zusehen, daß junge, kräftige Arbeiter, die vielleicht gar auf ihre Kosten erzogen sind, in alle Welt hinauswandern, dem Gut, der Industrie, der Stadt mit ihrem geistigen und körperlichen Vermögen zu nützen, daß dagegen vom Gut, der Industrie, der Stadt ausgenützte schwache und alte Arbeiter bei ihr ein letztes Unterkommen suchen. Die Armenlasten, die die Landgemeinden zu tragen haben, sind mit deren eigenen Dürftigkeit verglichen oft erschreckend groß. Das ist aber eine große Ungerechtigkeit gegenüber den Landgemeinden, daß sie für andere die jungen und kräftigen Arbeiter auferziehen und dann die gebrechlichen und alten wieder verpflegen müssen, ohne daß sie dagegen auch nur das geringste thun können. Die Billigkeit und Gerechtigkeit erfordert es, daß das Reich als einheitliches Wirtschaftsgebiet für alle Erwerbsunfähigen in gleicher Weise sorgt, ohne Rücksicht darauf, welcher Gemeinde sie angehören.

Fassen wir noch einmal kurz unsere Betrachtungen zusammen: Der Großgrundbesitz geht unrettbar seiner Auflösung entgegen; es bewahrt ihn davor weder die künstliche Erhöhung der Getreidepreise, noch die Einführung der Silberwährung; beide Maßregeln sind nur geeignet, die gesamte Landwirtschaft schwer zu schädigen und dem deutschen Reiche großes Unheil zuzufügen. Der Kleingrundbesitz dagegen gedeiht sehr gut, nur wird er durch die Zinsen- und Armenlasten zu stark und auch höchst ungerecht bedrückt.

Die deutsche Landwirtschaft bedarf einer gesunden Pflege. Diese besteht in der Hebung des Intellekts und der wirtschaftlichen Kraft der Landwirte. Letzteres geschieht, wenn Grund und Boden, die jetzt schon als Ware gelten, allen andern Waren durch Aufhebung der Grundschuldbücher gleichgestellt werden, dem Landwirt ferner der Besitz der notwendigsten Produktionsmittel gesichert wird und das Reich die Armenlasten übernimmt.

Dann wird die deutsche Landwirtschaft einen großen Vorsprung vor der Landwirtschaft aller andern Länder erlangen, und sie selbst und mit ihr werden die andern Gewerbe in höchster Blüte stehen.

Vornehmheit und Sittlichkeit.

Von R. Bartolomäus.

(Schmiegel.)

Vor Zeiten bedeutete ein „vornehmer Mann" einen „vorhernehmenden Mann", einen Mann, der sich vorweg nimmt, was ihm gebührt, und die Macht hat, es sich vorweg zu nehmen. Sein Teil aus dem Staatsleben war der Vor-Teil, der Teil, den man nimmt, bevor andere nehmen dürfen; diejenigen, welche ein Urteil, als den eigentlichen, den rechtmäßigen Teil, erhielten oder, welche den Nachteil, als den nachbleibenden, den übrigbleibenden Teil erhielten, fuhren stufenweise schlechter als jener. Der Vornehme erhielt den Vor-Teil und war im Vorteil; die andern mußten sich mit dem Urteil und dem Nachteil begnügen, eine Dreiteilung, welche mit unbewußtem Humor auf die alte Dreiständeteilung des Volkes hinweist, nach welcher den Vornehmen der Vorteil (das Vorrecht), den Bürgern das Urteil (das Recht), dem Bauernstand der Nachteil (das Unrecht) zukam, in allen Verhältnissen, welche der Staat bieten konnte.

In jenen Zeiten war man mit solcher Abfindung allerseits zufrieden, denn die Vornehmen mußten die Vorwegnahme ihres Vorteils (Vorrechts) so teuer erkaufen, daß die im Urteil (im Recht) oder im Nachteil (im Unrecht) sie ihnen gern überließen. Im Felde, zu Gericht, im Landtage mußte der Vornehme mitthun, mehr, länger und weiter, als alle andern, — so daß schließlich „Vornehm" ein Ehrenname wurde derjenigen, welche man vorweg nahm, wenn es galt, für den Staat, den Fürsten, das Volk mit Gut und Blut einzustehen.

Nicht aus Zufall bildete sich bei diesen Vornehmen ein größerer Besitz, ein geschlossener Stand und in diesem Stande eine gewisse Gesinnung aus, welche man als ihm eigentümlich ansprach und schließlich eine „vornehme Gesinnung" nannte. Sie enthielt jene Verachtung persönlicher Gefahr und persönlicher Verluste gegenüber dem Nutzen des Fürsten, des Volkes, des Staates, des Standes, der Familie, welche die andern Stände nicht kannten, zu der sich die im Urteil, auf Grund ihres Rechts, nicht verpflichtet hielten, zu der sich die im Nachteil, auf Grund ihres Unrechts oder ihrer ungünstigen Lebensstellung, nicht herbeilassen konnten. Der Stand der Vornehmen war ein politischer Stand, und zwar ein politischer Stand, der ausschließlich, unmittelbar und hervorragend für Staat und Fürst thätig war, während die Arbeit der anderen Stände nur mittelbar, nur in außerordentlichen Fällen unmittelbar, dem Staate zu Gute kam. Seine „vornehme Gesinnung" war daher auch ausschließlich eine politische Denkweise und hatte an sich mit Sittlichkeit, Religion nichts zu schaffen, oder wenigstens doch nur dort, wo diese beiden Gebiete auch das Staatsleben berühren. Überhaupt aber konnte diese „vornehme Gesinnung", diese Vornehmheit nicht für eine höhere Macht als Sittlichkeit und Religion angesehen werden, nicht als eine Macht, der unter Umständen der Vorzug gebühre. —

Jetzt giebt es keine politischen Stände mehr; alle Bewohner des Staates sind, in der Theorie, politisch gleichberechtigt und verpflichtet. Jener alte Stand der Vornehmen hat also aufgehört; es besteht indes noch immer, mindestens in der Vorstellung der Menschen, ein Stand der Vornehmen, als eine gesellschaftliche Klasse.

Man beobachtet nämlich, daß im Staate gewissen Familien oder Personen, zum Teil Nachkommen jenes alten Standes der Vornehmen, ein besonderer Vorzug gewährt werde durch die Ehre:

objektiv, indem sie mehr geehrt, bevorzugt würden, in Verhältnissen von Bedeutung und ohne Bedeutung für den Staat,

subjektiv, indem man ihre Leistungen an den Staat nicht als aus Pflichtgefühl, wie die der übrigen Bürger, sondern als aus Ehrgefühl hervorgehend ansähe,

und hält nun diese für den Stand der Vornehmen, für vornehm.

Geehrt (objektiv) wurde auch der alte Stand der Vornehmen mehr, aber er leistete auch mehr an den Staat, als die übrigen Einwohner, und war zu diesen Mehrleistungen verpflichtet. Die höhere Ehrung des neuen Standes der Vornehmen soll durch Annahme eines höheren Verpflichtungsgrundes, als des bloßen Pflichtgefühls, aufgewogen werden, denn es giebt keine höheren und niederen Pflichten gegen den Staat mehr.

Dieser höhere Verpflichtungsgrund (das Ehrgefühl) ist als solcher ganz

neu; weder Altertum noch Mittelalter haben ihn gekannt, haben ihn kennen können, denn er vermochte sich nur in Verhältnissen zu entwickeln, welche nicht das waren, was sie sein sollten, welche das Vergangene nur noch vorstellen sollten, als Ersatz für Thatsachen, in Verhältnissen, in welchen der alte Stand der Vornehmen sich unter die Hand des Absolutismus beugte und für Rechte Ehren eintauschte und für Pflichten die Ehre.

Dies Ehrgefühl, dieser neue Verpflichtungsgrund, gestaltete sich etwa folgendermaßen:

Der Nichtvornehme thut seine Schuldigkeit im Staat, weil er sich verpflichtet hat, sie zu thun; der Vornehme hat es nicht nötig, sich zu verpflichten, aber ihm gebietet es die Ehre. Der Nichtvornehme bleibt auf seinem Posten, weil er eidlich verpflichtet ist, ihn nicht zu verlassen; der Vornehme bleibt, weil ihn die Ehre festhält. Der Nichtvornehme hält seinen Eid aus Pflichtgefühl, der Vornehme aus Ehrgefühl. Wer die Pflicht verletzt, wird bestraft oder weggejagt; wer die Ehre verletzt, muß sich töten oder wird für tot angesehen. Der Nichtvornehme unterliegt schutzlos dem Zwange der Pflicht, denn die Pflicht kann man nie erfüllen, und des Verpflichteten Leben ist eine Kette immer neuer Anforderungen, stets neuer Zweifel, ob man der Pflicht genügt habe, von Rügen, daß man ihr nicht genügt habe. Der Vornehme wird von der Ehre in Schutz genommen, denn man kann ihr voll und ganz genügen, sogar mehr thun, als die Ehre gebietet. Der Nichtvornehme, im Banne der Pflicht, muß stets mit dem ganzen Menschen eintreten, sonst hat er nichts gethan; der Vornehme, bestrahlt vom Schilde der Ehre, braucht nur zu erscheinen, denn es versteht sich von selbst, daß er mit dem höchsten Preise zahlt, sobald es darauf ankommt. Der Nichtvornehme hat einen Vorgesetzten, dessen Urteil für ihn und seinen Wert maßgebend ist; der Vorgesetzte des Vornehmen steht nur an dieser Stelle, weil sie ausgefüllt sein muß, und ist von seinem Urteil abhängig oder mitabhängig. Ob jemand seine Pflicht gethan, wird durch die Justiz, die Disziplin entschieden, ob er der Ehre genügte, durch Ehrengerichte der Familie oder des Standes. Die Pflicht zieht den Kopf zur Erde, die Ehre schraubt ihn nach dem Nacken zurück; die Pflicht bringt Last, die Ehre Ehre. Die Pflicht reicht Sorgen, Furcht, Bedenklichkeit, Selbstzweifel — die Ehre Mut, Auszeichnung, Entschlossenheit, Selbstbewußtsein. Ist das Leben auf dem Spiele, so hat man die Pflicht erfüllt, wenn man sein Leben ihr zu liebe verloren hat; der Ehre hat man Genüge gethan, wenn man den Schein der Lebensgefahr bewahrt hat. Der Nichtvornehme muß durch die That beweisen, daß er seine Pflicht thun kann; der Vornehme wäre nicht vornehm, wenn er nicht imstande wäre, dem Gebot der Ehre stets zu folgen.

„Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel! gemeine Naturen
Zahlen mit dem was sie thun, schöne mit dem, was sie sind,"

sagt Schiller. —

Durch diese Beziehungen ist jene neuere Vornehmheit in sehr nahe Verhältnisse zur Sittlichkeit gebracht; sie zeigt sich nicht, wie die frühere, ausschließlich im Staat, sie zeigt sich in der Gemeinschaft der Menschen. Sie beansprucht eine höhere Lebensluft als die der Pflicht, mit der sich noch ihre Vorgängerin begnügt. Das Feld ihrer Thätigkeit ist aber nicht nur dem Grade, oft auch dem Wesen nach von dem der Nichtvornehmheit, des bloßen Pflichtgefühls, verschieden.

Die Pflicht gebietet, seine Schulden zu zahlen, Niemand zu beschädigen, zufälliger Dinge wegen zu verachten; die Ehre nicht und, wenn sie es gebietet, verlangt sie es um ihrer selbst willen; sie darf es nicht dulden, daß von ihren Angehörigen öffentlich gesagt wird, sie hätten die Pflicht verletzt. Die Pflicht verbietet Verführung von Frauen, mindestens des Sportes wegen, die Ehre nicht; sie erwartet nur, daß nicht öffentlich begründete Vorwürfe gegen ihre Angehörigen sich erheben.

Man kann verworfen werden vor dem Richterstuhl der Pflicht, während die Ehre den lächelnden Verurteilten in die Arme schließt. Man kann andererseits der Pflicht gefolgt sein und dadurch für immer aus dem Gebiet der Ehre verbannt sein; man kann brav, ehrlich, gut gehandelt und dadurch bewiesen haben, daß man nicht vornehm sei.

Für den Vornehmen ist alles gleichgiltig, alles nebensächlich, so lange die Ehre unverletzt ist, so lange das Ehrgefühl nicht beeinträchtigt ist.

Hier liegt ein unermeßlicher Abgrund für den sittlichen Fortschritt eines Volkes. So oft sie kann, zeigt die Ehre ihre Abkunft aus dem Schein, aus der Unwahrheit; mit der größten Energie muß das Gesetz, muß der Rechtsinn, das Pflichtgefühl dafür sorgen, durch festgeschlossene Familien- und Standesverbände, daß die Kluft zwischen Pflicht und Ehre sich nicht stetig erweitere, daß das Pflichtgefühl nicht zum Spott, das Ehrgefühl nicht zur Karikatur werde.

Vornehm sein, im Sinne der alten Zeit, war eine schwere Last und wird, im Sinne der neueren Zeit, zu einer schweren Last gemacht, durch die dauernde Aufsicht der Standesgenossen überall und zu jeder Stunde, die allerdings derjenige nicht empfindet, der sie gewohnt ist.

Sie empfindet auch nicht der, welcher außerhalb steht. Er sieht nur die Bevorzugung, oder glaubt sie zu sehen, und meint mit schnellerm Blick die Vorteile leichterer Wege durch das Leben zu erkennen, welche nach seiner Ansicht der Vornehmheit zukommen. Der Schein jener Vornehmheit bringt naturgemäß den Wunsch hervor, auch jenes Scheines teilhaftig zu werden, oder doch wenigstens des Scheins des Scheins.

Man kann es nur erklärlich finden, wenn jeder, der es kann, sich bestrebt, zu den Glücklichen zu gehören, welche nicht unter dem Joche der Pflicht seufzen, sondern, von der Ehre ausgesondert aus dem Haufen und emporgehalten über ihn, für vornehm zu gelten haben. Wie in England ein „gentleman" früher nur ein Edelmann sein konnte, jetzt aber jeder gebildete Mann sich als solchen bezeichnet, so möchte anderswo jeder vornehm sein, wenn er auch dem Stande der Vornehmen in keiner Weise angehört. Im Sinne dieser Selbstvornehmheit ist dann das Gesetz der Sittlichkeit, der Religion, der Pflicht ein Zaun, innerhalb dessen sich die Nichtvornehmen zu bewegen zwar einfältig genug sind, aber auch alle Veranlassung haben.

Nicht dem Ruf der Pflicht folgen wollen diese Vornehmthuer, sondern dasjenige thun oder zu thun scheinen, was sie meinen, daß es die Außenwelt zu einem Wahrspruch auf „vornehm" bringt. Und, da nun allerdings diejenige Außenwelt, auf die es dieser Art Menschen ankommt, ihr Urteil hauptsächlich durch das Verhältnis zum Besitz bestimmen läßt, so liegt das ganze Geheimnis der Vornehmheit für sie in dem lebenslänglichen Schauspiel, man sei reich oder, wenn man es ist, man sei gewohnt reich zu sein und besitze in jedem Falle diejenige Gleichgiltigkeit gegen die Folgen seines Handelns, mit der ein reicher Mann sich ihnen stets entziehen zu können glaubt. Wer dies nicht im Stande ist, gewohnt ist, seiner Lebenslage gemäß aufzutreten, ohne sich und andere zu täuschen, gilt ihnen für niedrig, philisterhaft, für alles andere, nur nicht für vornehm.

Der Vornehmthuer spielt, so schwer es ihm fällt, oder so wenig es seine Neigung ist, weil er meint, das gehöre zum vornehmen Ton. Der Vornehmthuer giebt sich den Schein, als arbeite er nichts und brauche nicht zu arbeiten, auf Gefahr seiner Existenz, weil er meint, Arbeit sei für diejenigen, die bestimmt sind, für andere zu arbeiten; höchstens den Schein der Arbeit gestattet er sich, höchstens den Schein des Wissens, denn auch das Wissen ist für die, welche bestimmt sind, die Bibliothek anderer zu bilden.

Er hat stets und überall das Bewußtsein der Vornehmheit; mit ihrem unauslöschlichem Stempel ist er gekennzeichnet. Wo er sich befindet — im Ballsaal, im Spielsalon, in der Kirche, im verrufenen Hause, auf der Tribüne, auf der Straße, auf der Anklagebank, in der Gesellschaft, auf dem Rennplatz, mit Gaunern — er bleibt vornehm. Er ist mit einem unzerstörbaren Stoff getränkt, wie einst Siegfried in der Volkssage, der ihn unverwundbar macht gegen Urteile und Schicksale. Er richtet sich stets wieder auf, ob er auch oft gefallen ist; er steht erhaben da über allen anderen, so tief er auch gefallen war. Das Bewußtsein, vornehm zu sein, erhebt ihn über alle andern und über alle Zweifel, die ein Nichtvornehmer sich

machen würde. Nicht zu zweifeln, ſicher zu ſein, iſt eben das Vornehme, nicht zu zweifeln, ſicher zu ſein ſeiner eigenen Vortrefflichkeit. Der Vornehmthuer weiß, — das erhält ihn aufrecht — daß man ihn ſchließlich doch beneidet, denn er hat etwas, was nur die peinlichſte Nachbildung geben kann, Vornehmheit, die noch angeſtaunt wird, wenn ſie aus Furcht, nun doch nicht wieder auftauchen zu können aus dem Schmutz, zum Revolver greift.

Der Philiſter weiß im beſten Falle, was ſich ſchickt, aber nicht, was chic iſt; er weiß nicht, daß jener, deſſen Leben vergeht in dem Beſtreben, die Aufmerkſamkeit anderer auf ſich zu ziehen, für das zu gelten, was die Aufmerkſamkeit anderer auf ſich ziehen kann, daß jener nichts iſt, als, was er am meiſten gefürchtet hat: an Leib und Seele ein Bettler, und zwar ein betrügeriſcher Bettler.

Unſer Dichteralbum.

Sturmnacht.

8. Dezember 1895.

An's Fenſter ſtieß heut Nacht der Wind
Und klirrte mit den Scheiben.
Ich lauſchte, wie er pfiff und ſang:
„So kann's nicht länger bleiben.
Ich hab' in einem Gletſcherſpalt
Des Hekla ſtill geſchlafen,
Als mich der Schlachtruf aufgeweckt
Der Turko und Zuaven.
Vom Norden flog ich übers Meer
Zum Rhein, von dort nach Weſten
Und ſah, wie grimmig ſich zerfleiſcht
Zwei Völker von den beſten.

Entflohn ſind fünfundzwanzig Jahr'
Seit dieſen blut'gen Kämpfen,
Doch konnte nicht die lange Zeit
Den Haß, die Rache dämpfen.
Gar manches fand ich angefault,
So weit ich ſtrich im Lande,
Getroffen hab' ich viel des Packs
Der Niedertracht und Schande.
Die Wahrheit ſchwand ſchon längſt dahin,
Dafür herrſcht Trug und Lüge,
Geſetz und Recht, der alte Bau,
Wankt ſchief ſchon im Gefüge.
Das Elend wächſt raſch mit der Not
Und grinſt aus den Verſtecken,
Den Hungerwolf, von Kälte ſtarr,
Sah ich die Zähne blecken.
Sonſt fegt' ich von dem Korn die Spreu
Und trieb der Mühle Flügel,
Doch, wenn ſie nichts zum Mahlen hat,
Hockt Armut auf dem Hügel. —

Wenn ich die Schwingen ſchlag' im Sturm,
Dann reiß' ich alles nieder
Und ſing' ein wild gewaltig Lied,
Das Urlied aller Lieder.
Das rollt Lawinen in das Thal
Und bricht des Hochwalds Eichen,
Es wühlt des Meeres Tiefen auf
Und ſtürzt ſie über die Deichen.
Das wirft die Schiffe auf der See
In aufgetürmte Wogen,

Bis ſie die Flut mit Mann und Maus
Zum Grund hinab gezogen.
Das ſchleudert Brücken in den Strom,
Zerknickt die Eiſenpfeiler,
Im weiten, wüſten Waſſergrab
Verſinken Dorf und Weiler.
Das fegt des Söldners Hütte fort
Und bricht des Schloſſes Zinnen,
Es reißt die Kuppeln von dem Dom
Und bringt die Menſchen von Sinnen.
Das weckt den langverhalt'nen Grimm
Und ſchallt ſo ungeheuer,
Daß ſtromweiß vom vergoſſ'nen Blut
Nicht wird gelöſcht das Feuer.
Aus Aſchenſunken angefacht,
Flink flattert's in die Sparren
Und löſchen können's nimmermehr
Die Klugen und die Narren."

München.

So pfiff der Wind, dann ſchwieg er ſtill,
Drauf bin ich eingeſchlafen
Und habe ſelber nun geträumt
Von Turko und Zuaven.
Wirr ſchlangen ſich in meinen Traum
Koſaken und Kirgiſen,
Auf dürren Kleppern ritten ſie
Heran mit langen Spießen.
Sie bohrten ſich in mein Gehirn,
Es war nicht zum Ertragen,
Ich griff zur Wehr, ein Säbelhieb,
Der Hetman ſank erſchlagen. —

Vom Hurrahſchrei bin ich erwacht —
Die Nachtmar iſt's geweſen,
Weil ich zuvor im Zeitungsblatt
„Es droht Gefahr" geleſen. —

Heinrich v. Reder.

Und doch ....

November luft — ein bleiern ödes Grau,
Darunter krächzend ſtiebt der Krähen Schar,
Dämm'rung — ich ſteh' am Fenſter — träum' und ſchau'
Und ſinn', wie anders einſt doch alles war.

Nur grau in grau — o Gott, da ſchwebt's herauf,
Ein herrlich leuchtend Sommerlandſchaftsbild,
Und alte Lieder wachen klagend auf,
Und heiße Blicke ſeh' ich, qualvoll, wild.

Es durft' nicht ſein — ich weiß — und doch, und doch —
Ich hab' die Sehnſucht, die nicht ſterben kann,
Und um mich flüſternd webt die Stunde noch,
Die flüchtig, ungenoſſen uns entrann.

Durchs Laubendach fiel heller Sonnenſchein,
Der zitternd an den Ranken niederkroch;
Ich hör' es noch, dein bebend: 's darf nicht ſein.
Es durft' nicht ſein — ich weiß — und doch, und doch ....

Ahasver.

Die Straße geht er langſam, ſtill hinauf,
Gleichgültig durch den bunten Menſchenſchwarm,
Nur finſter lächelnd, wenn im eil'gen Lauf,
Dem Glücke nach, ein Thor ſtreift ſeinen Arm.

„Nur immer weiter," ſagt der müde Blick,
„Schleift Frieden, Kraft, Geſundheit durch den Kot
„In eurem Wahnſinnsjagen nach dem Glück,
„Ich thu' nicht mit, — ich weiß, das Glück iſt tot."

Berlin. Curt Heinrich.

Nächtliche Fahrt.

Von droben leuchten hell und kalt die Sterne.
Die Pferde klirren im Geſchirr. Steig' ein!
Schon traben ſie im Scheine der Laterne
Hell auf dem dunklen Weg waldein.

Rings ſchlummert tief verſchleiert die Natur,
Um dich ein Kreis matthellen Lichtes nur,
Das als Couliſſen drüben einen Baum,
Hier einen Strauch dir nahrückt wie im Traum.

Und zitternd eilt's auf deinem Wege mit,
Hält mit den munt'ren Pferden gleichen Schritt;
Jetzt wirft's von einem Meilenſtein
Den Schatten weit ins duftige Feld hinein.

In Bauernhäuſern iſt ſchon Licht erwacht;
Der Tag beginnt hier früh nach kurzer Nacht.
Die Stadt — ſchläft noch. Nur hier ein Ungeheuer,
Ein Asphaltofen glüht in rotem Feuer.

So reiſ' ich gern. Noch iſt die Welt verhangen,
Noch kein Bekannter kommt des Wegs gegangen,
Vergnügen wünſchend mir die Hand zu ſchütteln
Und mich aus Reiſeträumen aufzurütteln.

Hymnus an die Schönheit.

Die Lampe ſoll ich löſchen? — Nein!
Laß ruhig leuchten ihren milden Schein —!"
Ich muß dich ſehn, wie du, das Haar gelöſt,
Die Bruſt vom Spitzenhemdchen halb entblößt,
Dich lächelnd in den Kiſſen aufgerichtet,
Und mich, der alle Seligkeiten dichtet,
Umarmſt und an dich ziehſt und küßt. —

„Du meinſt, daß ich doch es müßt'?
So will ich's thun!" —

In tiefem Dunkel liegt das Zimmer nun,
Du ſchmiegſt dich feſter, inniger an mich,
Ich küſſe wilder und heißer dich;
Wir ſinken tief in die Kiſſen nieder.

Wie Feuer glühen dir alle Glieder.
„Was iſt dir? Du küßt mich ſo wunderbar.“ —
Ich drücke den Kopf in dein blondes Haar,
Kaum find' ich noch deinen ſüßen Mund —
— — — — — — — — — — — —
Durch das Mattglas aus dem Dunkel vor
Schimmert müde die Lampe vom Korridor.
Und ich mache ſchon wieder Licht,
Will wieder ſehen dein liebes Geſicht.
„Wie ſchön, Mädchen, wie ſchön biſt du!“
Matt ſinkſt du zurück und lächelſt mir zu.

München. Wilhelm von Scholz.

Noch!

Du ſollſt mich nicht zu Boden zwingen,
Hartherz'ge Not mit ſteinernem Geſicht!
Noch hab' ich einen Arm, mich durchzuringen,
Noch flammt ums Haupt mir Sonnenlicht.

Noch iſt mein Herz der Erde nicht geſtorben,
Noch dürſtet mich nach ihrem Zaubertrunk,
Noch hab' ich nicht das höchſte Glück erworben,
Noch bin ich lebensfroh und jung!

Noch blüht die Hoffnung wie ein Maienſegen
In meiner Bruſt, die heiße Sehnſucht ſchwellt,
Noch flammt verheißungsvoll von allen Wegen
Ein Stern, der meine Nacht erhellt.

Noch bin ich ſtark, mit dir die Kraft zu meſſen,
Noch darf ich größer, freier ſein als du!
Noch lacht mir unter grünenden Cypreſſen
Mein Zukunftseiland ſonnig zu.

Noch darf ich hoffend wünſchen, glaubend ringen!
Siegſicher ſchau' ich dir ins Angeſicht —
Im Kampfe wachſen meiner Seele Schwingen —
Und dieſe Seele beugt ſich nicht!

Dresden. Johanna M. Lankau.

Münchner Faſching.

Streik, Boykott, ſoziale Frage,
Löſen möcht ſie jeder Tropf.
Seelenringen! Weltſchmerz! Klage!
Jugend? Frohſinn? Alter Zopf.

Nichts von Luſt und Liebesbangen;
Auch kein Held mehr, kein Tenor,
Der vor Sehnſucht ſich gehangen
Oder ſeinen Grips verlor ....

Wo auf hartem Lumpenlager
Eine rohe Dirne zuckt,
Wo die Schwindſucht, hohl und hager,
Eklige Bazillen ſpuckt, —

Dort nur darf Frau Muſe weilen,
Patſcht im Dreck und bauwerkt Kohl.
Während ſich die Ollen keilen,
Schluckt der Säugling Alkohol.

Na, was ich gewöhnlich ſchilder',
Iſt zwar auch nicht ſonnenhell.
Mal' am liebſten Lebensbilder,
Traurig, ſchaurig, möglichſt grell.

Doch des Lebens Laſt und Mühe
Sei dem Henker heut geweiht!
Evoë! Die Tollheit ſprühe
In der Münchner Faſchingszeit!

Hört Ihr nicht Muſik erſchallen?
Seht Ihr nicht den Lichterglanz?
Durch des Koloſſeums Hallen
Wirbeln ſie in flottem Tanz.

Babys und Zigeunerinnen,
Münchner Kindl, Bauernfrau'n,
Atlas, Seide, Samt und Linnen,
Frack und Domino und Clown.

Hier ein Proletariermaler,
Dort ein Hinterhauspoet.
Sie verlumpen manchen Thaler
Im pikanten tête à tête.

Drüben, wo die Babys tanzen,
Hopſt ein Wagnerenthuſiaſt.
Selbſt die ſchönſten Diſſonanzen
Sind für heute ihm verhaßt.

Heller kichern jetzt die Geigen
Melodien von Meiſter Strauß.
Schneller walzt der bunte Reigen
Nach dem Takt der Fledermaus.

„Schöne Maske, ſo alleine?"
„Pu—uh! Ich kann nicht tanzen mehr."
„Na, dann komm nach oben, Kleine! . . .
So, mein Engel! Setz' Dich her! . . . .

Dein Spezielles! Ohne Säumen
Schlürfe dieſes edle Naß!
Unſre Liebe, ſie ſoll ſchäumen
Wie die Blume in dem Glas!

Ob ſie morgen auch zerrinne,
Iſt uns heute einerlei.
Gar zu ſchnell verpufft die Minne,
Gar zu ſchnell verblüht der Mai." —

Und um ihre ſchlanke Hüfte
Schlingt ſich feurig ſchon mein Arm.
„Bitte, bitte, Liebchen, lüfte
Deinen Schleier! 's iſt ſo warm!"

„Nein, mein Herr! Ich bin zu häßlich.
Hui 'ne Eule! Jedem graut.
Augen hab ich! Einfach gräßlich!
Pockennarbig iſt die Haut.

Einer Gurke gleicht die Naſe.
Falſche Zähne! Falſches Haar!
Bin 'ne alte, dürre Baſe,
Zähle an die dreißig Jahr."

„Ei, Du Schelm, und dieſes Mieder,
Unter dem's ſo ſtürmiſch klopft,
Dieſe kraftgeſchwellten Glieder,
Sind die auch bloß ausgeſtopft?

Warte nur, ich will Dich zauſen,
Bis ich die Friſur zerfetzt.
Alſo, bitte, keine Flauſen!
Runter mit der Maske jetzt!"

„Erſt jedoch den Rücken drehen!
Acht auf mein Kommando „drei"!
Vorher darfſt Du mich nicht ſehen.
Aufgepaßt nun! Eins . . . zwei . . . drei!!"

Und da ſteht ſie — ohne Schleier,
Aber leider noch mit Kleid.
(Heine, pump mir Deine Leyer!)
Wunniglich iſt dieſe Maid!

Nicht ſo'n klaſſiſches Gebilde,
Bis zur Abfuhr keuſch und rein,
Voller Hoheit, voller Milde,
Um das Haupt den Heil'genſchein . . .

Praller Buſen, ſtolzer Nacken,
Rote Lippen, heißer Blick.
Grübchen in den beiden Backen,
Kleid modern und Taille chic.

„Liebchen, reich' mir Deine Hände!
Ach! Wie mollig und wie weich!
Könnt' Dich küſſen ohne Ende,
Möchte Dich umärmeln gleich.

Prickelt ungeſtüm Begehren
Dir nicht auch durch Mark und Bein?
Wozu um Moral ſich ſcheren?
Kellner! eine Flaſche Wein!"

He! Sie Maler und Sie Dichter,
Und auch Sie, Herr Muſikus.
Keine grämlichen Geſichter!
Peſſimismus iſt ja Stuß.

Morgen könnt Ihr wieder jammern
Über Zeichen des Verfalls.
Heute wollen wir umklammern
Einen weißen Frauenhals.

Reißt den Flor von Euren Augen!
Seid doch mal a biſſel jung!
Wenn die Menſchen auch nix taugen,
So frommt doch ein guter Trunk.

Trinkt, auf daß die Welt ſich beſſ're,
Daß der Lohn entſprech' der That,
Daß nicht Bier und Wein verwäſſ're
In Herrn Bebels Zukunftsſtaat!

Pereat den Faſeleien
Von der Krankheit unſrer Zeit!
Pereat auch all dem Schreien
Nach Moral und Sittlichkeit!

Füllt die Becher bis zum Rande!
Nehmt die Weiber auf den Schoß!
Proſcht, gemeine Schwefelbande!
(Aber, Mädels, nicht zu bloß!)

Laßt uns zechen jetzt und koſen
Bei Muſik und Pfropfenknall!
Schmückt die Stirn mit roten Roſen!
Hoch der Münchner Karneval!

München. Bruno Golz.

Amen.

Nun iſt es Abend. Oh wie ſtille
Wird meine Seele, wie mild der Wille!
Aus blauem Dunkel leuchten die Sterne,
Über die gelben Fluren in ſchimmernde Ferne
Deckt ſich der Mantel der Nacht.
Oh du erquickende, kühle Pracht!

Die Senſe iſt rauſchend im Korne verklungen,
Das Lied der Schnitter iſt ausgeſungen,
Verglüht im Felde die tagheißen Farben,
Segnend über die ſchweren Garben,
Über Haus und Scheune, über das Land
Reckt Gott ſeine ſchirmende Hand.

Ich danke dir für des Tages Stunden,
Ich habe viel Glück in der Arbeit gefunden,
Ich preiſe dich, Gott, für das reiche Leben:
In Andacht ſchuf ich, was du gegeben.
Nun ſenke den Schlaf in die Augen mild,
Bis der Morgen ſtrahlet auf das Gefild!

Flechtdorf (Waldeck). Willy Lentrodt.

Konfeſſionelle Kirchhöfe.

I.

Blick' rings umher ins wirbelnde Gedränge, —
Das Leben iſt ein ewiges Verneinen;
Wer heute lacht, wird morgen wieder weinen;
Hier hörſt du Jubel-, dorten Trauerklänge.

Im Kampf ums Daſein ringt die bunte Menge
So hier wie dort, die großen wie die kleinen;
Ob einzelne vielleicht befriedigt ſcheinen,
Für alle iſt die Erde doch zu enge.

Im Kirchhof nur da herrſchet tiefer Frieden;
Vor Sturm und Kampf geſchützt in ſich'rer Rhede
Sind dort vereint, die einſtens hier geſchieden.

Dort höret auf die nimmermüde Fehde,
Verſtummt iſt endlich Red' und Gegenrede.
Es iſt der einz'ge Ruheplatz hienieden.

II.

Nun will in dieſen ſtillen Friedensgarten
Den Keim der Zwietracht man hinübertragen;
Man will auch dorthin zu verpflanzen wagen
Die Erisäpfel, die die Menſchen narrten;

Die Gegenſätze, die mit altersharten,
Erſtarrten Formen in die Neuzeit ragen;
Die ſtets aufs neue wiederholten Fragen,
Auf deren Löſung wir vergeblich warten.

Wer will allein die ganze Wahrheit kennen?!
Wo Recht, wo Unrecht möchte man entſcheiden,
Statt eigne Zweifel reuig zu bekennen.

Wird unſ're Zeit den trüben Wahn noch leiden,
Der von dem Menſchen will den Menſchen ſcheiden?
Was er geglaubt, ſoll ihn im Tod noch trennen!?

Köln. Ernſt Feſt.

Die Felskluft.

Durch dumpfen Wald,
Durch ſchwärzliche Buchen,
Durch trauernde Föhren
Wandelte ich hinab in ein Thal.

Aufwärts bäumten
Zu beiden Seiten
Schroffe Wände
Jäh gen Himmel.

Dunkler und dunkler
Wurde der Pfad
Auf welkem Geblätt,
Und zwiſchen den Bäumen
Stand wie ein großes,
Ungelenkes, fremdartiges Tier —
Das Schweigen des Waldes —

Tiefer ſchritt ich hinab ins Thal
Zwiſchen die Bergkluft,
Und neben mir durch die Buchen
Kroch das ungelenke,
Fremdartige Tier,
Das Schweigen des Waldes.

Bis plötzlich vor zwei jäh vorſpringenden Felſen,
Die eng ſich ſchloſſen, wir ſtanden —
Da lagen am Eingang
In die enge Felskluft

Zwei eherne Löwen,
Starr und ſtier —
Aber mich zog's hinein
In die dunkle Kluft
Zwiſchen die Felſen —

Da war kein Baum,
Da war kein Strauch,
Da war keine Blume,
Kein Gras.
Kein dürftiges Moos
Deckte die Felswand —
Nur aufwärts ragten
Schwarze Mauern,
Zerklüftet, zerriſſen.

Waſſer träufte über kalten, unfruchtbaren Steinblock. —

Da gingen die Jahre
In endloſem Schweigen,
Da ſchwand vor des Alters
Düſterem Ernſt
Die kraftvolle Jugend dahin;
Da ſah ich neben mir
In öder Spalte
Krampfhaft ſich recken
Den Tod. —

Da war kein Frühling geweſen,
Nicht Winter,
Nicht wechſelnde Jahrzeit,
Nicht Sonnen und Monde
Löſten ſich aus,
Nicht Sternenſchimmer
Gab Hoffnung des Jenſeits.

Nur ein gleichförmig Düſter kroch zwiſchen den Felſen umher,
Und nur des Waſſers immer ſich folgender Fall
Machte hörbar das endloſe Schweigen
Der unbarmherzigen, ſinnloſen Steine. —
— — — — —

Da plötzlich hört' ich weit über mir
Ein Sauſen und Brauſen,
Da plötzlich ſah ich über mir
Ein Blenden und Leuchten.
Da hört' ich Stimmen,
Da vernahm ich Worte,
Da ſah ich Schatten
Oben hoch an der Felswand.
Da blühten Roſen zwiſchen den Sternen,
Da quollen Quellen zwiſchen Bäumen,
Da ſah ich Menſchen ſich küſſen im laulichen Mondlicht.
Da lag der ſilberne Tau auf der lachenden Wieſe,
Und über allem die göttliche, große,
Die ſtrahlende Himmelsſonne in ihrer Pracht.

Dort malte ſie auf Berge
Die Schatten flüchtiger Wolken,
Dort ſchaute ſie in die Fenſter
Des kleinen Menſchenhauſes,
Goldene Feldfrucht reifte ſie,
Und in Schnee und Eis
Plötzlich brach ſie herein
Durch das öde Geäſt
Winterlich kahler Bäume.
Und wie der erſte Schnee ſchwand vor ihren Strahlen,
Da blühte empor das erſte Veilchen,
Da wob ſich Duft, weicher Duft,
Durch die zitternde Frühlingsluft,
Da ſangen die Vöglein im grünenden Hain,
Das mußte Frühling, Frühling ſein.
— — — — —
Aber herab zu mir fiel kein ſtreifender Sonnſchein,
Im graulichen Dämmer ſtand ich,
Hinter mir ragte ſtarr und ſteif
Das Schweigen, das Schweigen,
Und neben mir in zackiger Felswand
Der Tod, der Tod.
Nur hoch über den Felſen,
Oben über der beengenden Luft,
Hört' ich ein Sauſen und Brauſen.

Leipzig. F. E. Köhler-Haußen.

Der Erntetag.

Das ſtubenbleiche Kinn geſenkt
Auf ſchweißbetropfte Schreibtiſchwände
Hör' ich, wie Sicheln rings durchs Land
Der Herbſt verteilt in Schnitterhände.

Wann ſpannt um meinen Schreibtiſch ſich
Ein Erntetag wie heut, ſo golden,
Wo an mein Tint'faß ſichelreif
Sich drängen Ähren, Schoten, Dolden?

Im Ballſaal.

Im Ballſaal — an der Fenſterniſche —
Tertianerblöde ſteh' ich da,
An deines Nackens Waldquellfriſche
Schmiegt ein Huſarenattila.

Ihr lächelt — eine Glühlichtbirne
Rankt über euren Walzer hin, —
Fort ſtürz' ich — fort —, bis mit der Stirne
Ich tief im naſſen Parkgras bin.

Studentenliebchen.

Zum letzten Mal bracht' ſie das Kaffeegeſchirr. —
Sie ſtehn am Fenſter — tief unten das Gewirr
Und Gewinkle des Städtchens. „'s wird Zeit!"

Schluchzend ſchmiert ſie zwei Brödchen ihm noch; das Rapier
Schnallt zum Mantelſack er. — „So . . . ich ließ doch nichts hier?"
Sie ſehn im Zimmer ſich um.

Vom Ofen zum Sofa kein Eckchen hier iſt,
Wo er ſie nicht oft hätt' umdrückt und geküßt,
Sonn' und Mond ſchien dabei — nun iſt's ex!

Daß ſo kommen es würd', ob ſie's auch gewußt,
Frug Was her nicht, Was hin, wenn an ſeine prachtvolle Bruſt
Sie ihr Schürzenlätzchen geſchmiegt.

Nun iſt's ex! — Ein Kuß noch — ein Schrei. — Im Haus
Alles ſtill jetzt — am Bahnhof Liedergebraus
Und bunte Mützen: „Frei iſt der Burſch! . . ."

Köln. Carl Maria.

Aus dem Drama „Das Herrſchen ein Traum“.

IV. Akt. Schluß.

(Die Sonne geht plötzlich auf und beleuchtet den Kerker. Der König ſtutzt und ſchaut umher.)

König: Halt! Dieſe Sonne will mir etwas melden,
Will eines neuen Tages Bote ſein,
Der eines neuen Lebens Anfang kündet.

Kanzler: Was meint Ihr, Herr? Was ſtiert Ihr ſo umher
In dieſem Burgverließ, das Euch geſchändet?
Vergeßt, verbannet die Erinnerung!

König: Das iſt mein Freund nicht, der mir Solches rät.
Nein, bis die Nacht des Todes naherückt,
Einprägen will ich mir dies Bild für immer
Der Kerkernacht, die Traum und Wirklichkeit.

Kanzler: Blick' auf die Sonne, König! Sie iſt Dein.

König: Meinſt Du? Was iſt denn mein? Was halten wir
Als unveräußerliches Eigen feſt?

Kanzler: Auf, auf, ermuntert Euch! Verſchwenderiſch
Entzündet Liebesfackeln dieſe Sonne!
Die Strahlenſtreifen das Gezweig durchrieſeln,
Ein Lichtgeſpinnſte, gleich als wehten dort
Die Locken der Geliebten!

König (aufſchreckend): O Mercedes!
Ich ſeh Dich wieder, ich verlor Dich nicht . .
Mein Blut jauchzt Dir entgegen. Hätt' ich doch
Den goldenen Griffel einer Götterſprache
Und einen reinen Demant, drauf zu ſchreiben,
Was mir im Herzen raunt, unſagbar hold!
Nein, nein, wir leben und verzichten nicht.
Leben iſt Kampf und hier mein klopfend Herz
Schlägt wie die Trommel, die zum Angriff ruft!

Kanzler: So iſt es recht, ſo lieb' ich meinen König.

König (ſieht ihn an): Ihr billigt alſo meinen Liebesrauſch?

Kanzler: Gewiß, warum nicht? Seid Ihr doch der König,
Und Eure Jugend hat ihr Herrenrecht.

König (fährt auf und ſieht ihn finſter an):
So legt Ihr's aus? Ich fürchte, großer Staatsmann,
Ihr ſäht es gern, bleib' ich recht lange jung?!

Kanzler (verwirrt): Wie meint Ihr das, mein ſehr erlauchter Fürſt?

König: Ich meine, daß man junge Herren wünſcht
Für alte Kanzler, die ihr Königsamt
Vertändeln. Wahrlich, Freund, ich ſage Dir:
Ein König ſoll nicht jung ſein, iſt es nie,
Und ſeine Rechte ſind auch ſeine Pflichten.

Kanzler: Wie? Don Alfonſo, ſo . . ſo redet Ihr?
Ich träume!

König: Auch das Herrſchen iſt ein Traum.
Ich hab's gefühlt. Wir alle träumen nur
Und tänzeln durch die Welt, und mit uns tanzt

Der Tod; doch wir ſind blind, dem Maulwurf gleich,
Der raſtlos weiterwühlt in ſeinem Staube.

Kanzler: Wer lehrte Euch die Weisheit?

König: Blick umher!
Auf allen Wänden ſteht ſie eingeſchrieben.
Ob ich mich weltumfaſſend dünken mag
Auf meinem Thron, ob ich ein Sklave bin
In dieſes Raumes enger Steinumzäumung,
Ich bin doch immer nur Das, was ich bin,
Und bleibe winzig klein in engen Grenzen.

Kanzler: Auf, auf, ermannet Euch! Kommt fort mit mir!
Goldhell iſt dieſe Stunde, die Euch rettet,
Wohl dunkelte Verderben in der Tiefe,
Doch über Euch ſtarb nicht die Sonne hin!

König: Ich kenne ihren buhleriſchen Strahl.
Mir ahnt . . ich weiß . . ich muß im Herzen dämpfen
Die grelle Glut, die nur den Geiſt entnervt.
Weh mir, Mercedes! Deine Sonnenaugen
Verlöſchten ſchon im Dunkel dieſer Nacht,
Die ewig mir mit ſchauerlicher Weihe
Die Eulenflügel ſchlagen wird ums Haupt.
— Hört, alter Mann, Erfahrung lehrte Euch,
Der Jugend Leidenſchaft ſei Tand, nicht wahr?
Giebt es ein Wort nicht, das Entſagung heißt?
Glaubt Ihr, daß Könige entſagen können?

Kanzler: Ich weiß nicht. Doch ich weiß, wir müſſen eilen,
Die Stunde drängt, und Eure Krone trägt
Ein Andrer, doch Ihr träumt.

König: Nein, ich erwache.
Wie jener Mönch, der einer Glocke nachging
Im Zauberwald, und dem in eine Stunde
Einſchrumpfte ein zerronnenes Jahrhundert.
Solch unermeſſene Unendlichkeit
Schritt heute Nacht an meinem Sinn vorüber,
Der Ewigkeit hab' ich ins Aug' geſchaut.

Kanzler: Ich ahne, doch begreife nicht.

König: Wir ſind
Wie Trümmer eines altzerſtörten Baus,
Verſtreut, getrennt, und doch nur eins. Wir Alle
Sind Menſchen nur, dem Unglück unterthan,
Und Leben heißt an Schatten ſich verſchwenden.

Kanzler: Herr, Herr! Iſt denn das Herrſchen nur ein Traum?

König (hochaufgerichtet): Das Herrſchen ja, doch nicht das Herrſcheramt.
Was dies beſagen will, Du wirſt's erfahren.
Du Graukopf biſt noch junger Ehrſucht voll,
Doch was ein König iſt und was er ſein ſoll,
Das weiß ich heut. Dies Herrſchen iſt kein Traum.

(Indem er vorangeht, fällt der Vorhang.)

Charlottenburg. Carl Bleibtreu.

Tiefenlied.

I.

Ich ſtand am Fenſter, und meine Augen tranken Nacht, und die Nacht machte mich trunken . . .

Und draußen lag alles überſchüttet und überglänzt vom Silberſtaub des Mondlichts, und darüber das Tiefblau des Himmels mit 'nen paar zerſtreuten Lichtkryſtallen und einer weißen Flockenwolke, wie ein Unſchuldsgedanke auf dunklem Seelenmeer . . .

Und meine Liebe lag ausgeſtreckt, ſchlafend, träumend in den Weiten.

Sie war ſo fern . . .

Ich zog ſie näher an mich heran, immer näher, und bohrte ihr meine Gedanken, meine blanken, kalten, ſpitzen Gedanken in die Brüſte, daß rotes Herzblut quoll, und das blieb an meinen Gedanken hängen und troff in ſchweren Tropfen nieder . . .

Aber meine Liebe war ſtumm, ſie jammerte nicht.

Nur ihre Augen jammerten ſtumme, lautloſe Klagen . . .

Sie wollte nicht ſterben nach all den Wunden. Ihre Wunden ſchmerzten, aber ſie töteten nicht.

Da bohrte ich ihr die Verachtung mitten ins Herz, tief, — tief —

Das ſchmerzte, ſchmerzte, denn ihre Augen und Lippen zuckten in namenloſer Qual.

Da frohlockte ich . . .

Sie aber faßte mich und preßte mich mit ihren Armen feſt an ihre wunde Bruſt, daß mir ihr warmes Blut über das Angeſicht lief und über die welken, heißen Lippen . . .

Und ich trinken mußte das Blut meiner Liebe.

Das berauſchte mich, weckte das Raubtier in mir, daß ich in grauſamer Selbſtzerfleiſchung meine Gedanken auf einander hetzte.

Ich hetzte und hetzte . . . . . und wenn einer fiel, ſo ſpie ich ihn aus, und ergötzte mich an ſeinem Todeszucken.

Das Blut meiner Liebe und die Nacht hatten mich trunken gemacht . . .

Aber ich hatte meiner Liebe vergeſſen in meinem Rauſch.

Ich flocht Geißeln aus meinen Gedanken und ließ ſie niederſauſen auf ihren Rücken, ihre Brüſte, wohin ſie trafen . . .

Und ſie trafen alle, alle . . .

Und ich flocht eine Dornenkrone aus meinen Gedanken und ſetzte ihr die aufs Haupt.

Und meine Liebe lag ſtumm und reglos, blutend aus ihren Wunden, aber ſie ſtarb nicht.

Und ihre Augen lebten und quälten mich.

Da nahm ich den glühenden Gedanken meiner Schmach und bohrte ihn ihr in die Augen.

So verſtümmelte ich meine Liebe — —

Aber ſie ſtarb nicht.

II.

Der Tod war bei mir.

Er ſtand in der Fenſterniſche in dem grellen, heißen Sonnenſchein . . .

Du haſt mich gerufen, ſagte er, und ſtreckte mir ſeine Hand herüber.

Du ſollſt mir meine Erinnerungen nehmen, ſagte meine Seele. Meine Erinnerungen . . . meine Vergangenheit töten, und ich werde die Zukunft haben.

Dann würde ich ihn nicht haben, ſagte er zu meiner Seele.

Tod, du biſt grauſam.

Ich bin gerecht.

III.

Es war wieder Abend geworden, und meine Gedanken gingen ſuchen. Ich konnte ſie nicht halten, ſie glitten mir unter den Händen fort in die Weiten . . .

Und der Gedanke an das Glück meiner Liebe trug es zu mir, ihr Bild . . .

Ich konnte meine Seele nicht zurückhalten, ſie begann mit ihr zu reden.

Warum haſt du das Leid und den Schmerz und die Trauer, dieſe dunklen, zu mir gebracht?

Ich wollte glücklich ſein.

Bei mir warſt du es nicht? —

— So wollte ich glücklicher ſein.

Biſt du es geworden?

Da warfen ihre Augen Schleier über mich . . .

IV.

Sie war wieder bei mir!

Diesmal kam ſie in ihrer Jugendſchöne und legte die Arme um meinen Hals, und ihre weichen, warmen Lippen brannten auf meinem Munde. Ihre leiſen, klingenden Liebesworte zitterten durch die Nacht, ihre leiſen, klingenden Liebesworte, die meine Seele in Träume wiegten.

Und mit den Strähnen ihres Goldhaars feſſelte ſie meine Gedanken.

Und dann ſang ſie mir ein Lied, bei dem mein Herz zu bluten begann.

Meine Seele zuckte vor Schmerz und meine Gedanken wüteten in ihren Feſſeln.

Ich wies ihr meine verſtümmelte Liebe, und meine Lippen höhnten ſie.

Da lächelte ſie, und küßte meine Liebe auf ihre Wunden.

Da hatte meine Liebe wieder Augen, und die Wunden meiner Liebe ſchloſſen ſich, und die Dornenkrone ſchwand.

Aber meine Seele weinte.

V.

Ich ſchaute hinein in die Dämmertiefen meiner Seele, und ich ſah ſie blühen, die rote Giftblume, die ſich um das Herz meiner Seele gerankt und das Herzblut meiner Seele trinkt.

Und ſpürte ihren narkotiſchen Duft, der meine Seele berauſcht.

Die Düfte, die aus dem blutdunklen Kelche ſteigen . . .

Ich wollte die Blume ausreißen, aber die Wurzeln hatten das Herz meiner Seele durchwachſen und durchwuchert, daß meine Seele in ihrem Schmerze ſchrie, als ich daran zerrte.

Und meine Seele bat für die Blume, daß ich ſie ließ.

Die Düfte, die aus dem blutdunklen Kelche ſteigen . . .

VI.

Meine Seele ſchaute mich im Traum . . .

Ich war wie das abgrundtiefe, nachtbedeckte Waſſer, auf dem die Sterne ſchlafen.

Nur ganz leiſe zitterten ſie, als träumten ſie von Glück . . .

Und meine Seele ſchwebte über dem Waſſer ruhelos — hin und her — hin und zurück — — —

VII.

Das iſt die Nacht des Schweigens und des Todes.

Mich umflattern nachtſchwarze Gedanken mit roten Feueraugen.

Wie ſie näher an mich herankommen, immer näher, — dieſe Seelenvampyre, die mit Giftbiſſen ſich in mein Herz ſaugen.

Und wie mir dann das Gift leiſe brodelnd durch die Adern rinnt . . .

Dieſe Nacht des Schweigens und des Todes iſt lang, und meiner Gedanken ſind viele.

Komm, meine Seele, lege mir die Hand aufs Haupt und ſcheuche ſie fort, die roten Qualengedanken . . .

Aber meine Seele war es, die ihre Hände über meine Augen gebreitet hielt, daß ich ſah die Nacht des Schweigens und des Todes . . .

Und die eiskalten Hände meiner Seele lagen auf meinen Augen.

VIII.

Ich weiß nicht, ich fühle nur Angſt, — Angſt vor etwas Unnennbarem, Entſetzlichem, das alles in mir zerreißen und zerſchmettern muß.

Es iſt ſo ſchaurig öde um mich her, alles hat ſich zu einem großen Auge vereinigt, das mich anſtiert. Groß — leer — —

Ich webe aus meinen Gedanken einen Schleier vor mein Geſicht, gegen dieſes fürchterliche, kraß ſtierende Auge, aber ſein Blick zerreißt ihn, daß ich wieder ſchonungslos nackend vor dieſem Auge ſtehe.

Es bohrt ſeinen Blick langſam, wie eine kalte, ſpitze Stahlſtange in meine Seele, die ſich windet und zuckt . . .

Wer biſt du?

Ich bin deine Liebe! ſtiert das Auge und bohrt —

Das rote Blut meiner Seele rinnt.

Du biſt der Wahnſinn!

Auch das!

Ich fühle nur Angſt, Angſt, Grauſen und Entſetzen.

Und das ſtarre Auge ſtiert und bohrt.

Ein weher, ſchneidender Riß — — — meine Seele verblutete!!

Meine Gedanken ſteigen als Irrlichter aus meinem Schädel, umſchweben mich, geiſterhaft, leiſe . . .

Blaue Lichter tanzen und hüpfen . . .

Und das ſtarre Auge ſtiert und bohrt . . .

Und ich halte meine tote Seele in den Armen und küſſe ihr das Blut von den Brüſten.

Und die blauen Lichter ſtehen ſtarr und ruhig wie Totenlichter am Sarge . . .

Die Totenlichter am Sarge meiner Seele . . .

Und ich bin der Sarg . . .

Und das ſtarre Auge ſtiert und bohrt . . .

IX.

Und das ſtarre Auge ſtiert und bohrt . . .

X.

Und das ſtarre Auge ſtiert und bohrt . . .

Bremen. Hans Schenk.

Das Messer mit dem beinernen Griff.

Von Charlotte Nisle.

(München.)

Es dunkelte bereits; der Hausherr war ausgegangen, eine Seltenheit, auf die wir tagelang gewartet, — ein Kunststück von Emil, der ihn beschwatzt und endlich aus der Höhle gelockt hatte.

Nun konnten wir eine Probe vornehmen, nun waren wir sicher.

* * *

Beide, die dicke Hausfrau und mein Vater, welche mitten im Zimmer standen, waren aufmerksame Zuschauer gewesen. — Auch das schwerste, das Niedergleiten war gut von Statten gegangen. Unhörbar wie eine Schlange kam ich zu Boden; dreimal hintereinander war mir schließlich das Experiment gelungen.

Nur wenn ich den Körper seitlich durch's Gitter schob, ging es. Die ersten Versuche hatten uns zwar viele Mühe bereitet, es war keine Kleinigkeit gewesen. Hätte mich mein Vater nicht mit den Armen aufgefangen, ich wäre ins Zimmer hereingestürzt. — Blutende Ohren, zerschundene Hände, das that nicht wohl! aber nun gerade, es mußte gehen, ich wollte es.

Plötzlich hatte ich den Vorteil weg. Die Beine voran, schob ich mich leicht und sicher durch die engen Stäbe, nachdem ich den unverriegelten obern Fensterflügel, über den ein alter, verschossener Rouleaufetzen niederhing, aufgestoßen; dann ein Ruck und mit dem einen Fuß kaum das innere Fenstergesimse berührend, auf dem einige Flaschen und Kolben standen, sprang ich lautlos ins Zimmer.

Mein Vater fuhr mit seiner Hand über mein kurzgeschnittenes, borstiges Haar und sagte: „Junge, das hast Du gut gemacht", und zu der Frau sich wendend, fügte er hinzu: „er ist seiner Sache sicher, wir können uns auf ihn verlassen." — „Ach Gott, ach Gott, wie wird sich mein Eeeemil freuen, mein süßer Eeeemil! ach Gott, ach Gott, wenn nur erst alles glücklich vorüber wäre!" — Ihre blöden, abgeblaßten Augen verdrehten sich bei diesen Worten etwas gegen die schmutzig-graue Decke, und ein Seufzer hob ihren übervollen Busen.

Darauf wandte sie sich hastig gegen die Thüre, den einzigen Ausgang des Hinterzimmers, in dem wir uns befanden. Aber mein Vater ließ sich nicht so rasch abfertigen; er machte mit dem Daumen und Zeigefinger eine Bewegung, und sein Gesicht nahm einen fragenden Ausdruck an.

Langsam griff die Hausfrau in die Ledertasche, welche an ihrer Seite herabhing, und entnahm ihr ein Fünfmarkstück. „Reicht nicht.“ Mein Vater sagte es sehr entschieden. „Wir stehen nun vor der Entscheidung; übermorgen ist Zieltag — also am Sonntag, oder schon Samstag Abend wird es ausgeführt; je eher, je besser. Denken Sie doch darüber nach, wie viel ich riskiere — zwanzig Mark brauche ich“ und als sie noch immer zögerte: „es kann ja später verrechnet werden.“ — Ein Goldstück wanderte in die Hand meines Vaters.

„Und ich krieg' auch was.“ Frech trat ich vor das schwammige Weib hin — „sonst mach' ich einfach die Geschichte nicht, und ohne mich könnt' ihr es nie fertig bringen.“

„Schau, schau, die kleine Kanaille!“ Mein Vater lächelte wohlgefällig. Widerstrebend nur gab mir die Frau einige Nickelstücke, die ich ohne mich zu bedanken in meiner Hosentasche verschwinden ließ, und während die beiden der Thüre zuschritten, trat ich übungshalber den Rückweg wieder durch das Fenster an, durch welches ich eingestiegen. Dies ging viel leichter, weil das äußere Gesimse frei war.

* * *

Ein altes, geräumiges Haus, in dem wir wohnten; voller Zimmer, Zimmerchen, Ecken und Winkel. Schmale, dunkle Treppen und Gänge. — Unten einige Läden; alles vermietet bis zu den Dachkammern.

Aber gelegen war es vorzüglich, mitten im Herzen der Stadt; in einer zwar engen, aber verkehrsreichen Gasse, die auf den Marktplatz mündete. Der Hausbesitzer betrieb im Parterre einen gut gehenden Schnapsladen, mit dem Schankrecht verbunden; er war ein alter, griesgrämiger, geiziger Mann, der aus seinem Hause schweres Geld zog, da er sich die unfreundlichen Löcher ganz gehörig bezahlen ließ.

Mein Vater, früherer Schreiber, jetzt Winkeladvokat, und ich, sein kleiner Junge, hatten uns in zwei Zimmern des dritten Stockwerks eingenistet. Seit ein paar Wochen logierte Emil bei uns, der zur Zeit stellenlos war —, ein guter Freund meines Vaters und zugleich der Bräutigam meiner Cousine, der schwarzen Fanny, einer hübschen, feschen Putzmacherin. — Emil kampierte nachts auf dem Sofa im sogenannten Bureau meines Vaters; bei Tage trieb er sich in der Stadt herum.

Die alternde Hausfrau hatte sich sofort in den blassen, schlotterigen, wohlfrisierten Kerl vergafft, der, wie die meisten Kellner, über gewisse äußere Formen verfügte und sich im Laufe der Zeit ein höfliches, katzenbuckelndes Wesen erworben hatte. Seine schofle Eleganz imponierte der beschränkten Person riesig.

Emil ließ sich trotz seines Verhältnisses mit Fanny die Annäherungsversuche der Frau ruhig gefallen, denn es entsprang daraus für ihn ein ziemlicher pekuniärer Vorteil. Manche Flasche Wein, manch guter Bissen wurde ihm von dem „alten verliebten Mensch", wie er sie zu nennen pflegte, zugesteckt; auch kleinere Geldbeträge erhielt er von ihr.

Aber das war dem Emil zu wenig — solch ein Dreck! — Eine abhängige Existenz hatte er überhaupt satt; die ewige Hungerleiderei sollte ein Ende nehmen. Auch mein Vater war seines „schundigen" Lebens längst überdrüssig.

Beide waren sie helle Köpfe; nur hatten sie bisher keine Gelegenheit gehabt, es zu beweisen, da sich ihnen nie was Rechtes dargeboten, und unvorsichtig wollten sie bei Leibe nicht sein.

O man mußte sie hören die zwei, den Emil und meinen Vater. Vor letzterem hatte ich gewaltigen Respekt, ich hielt ihn für den geriebensten Menschen der Welt.

* * *

In intimen Momenten hatte Emil durch allerlei Fragen aus der Alten herausgebracht, wo ihr Gatte sein Geld aufzubewahren pflegte, daß er aus Angst vor Dieben nie viel im Hause liegen lasse, sondern eingegangene Gelder so bald als möglich auf die Bank trage und nur an Tagen, wo er die Mietzinsen einnehme, befänden sich einige Tausend Mark in einer kleinen, eisernen, wohlverschlossenen Kassette, die er in einem Wandschrank des Hinterzimmers verberge.

Darauf bauten nun mein Vater und Emil ihren Plan. Sie wollten, sobald wieder Geld in der Kassette, sich dieser bemächtigen.

Die verliebte Hausfrau war durch Emils schmeichelnde Worte, seine vermehrten Liebkosungen geschmeidig gemacht und hatte bereitwilligst ihre Mithilfe zugesagt. Sehnte sie sich doch, ihren geliebten Emil ganz zu besitzen, und sein Vorschlag mit ihm nach Amerika zu fliehen, machte sie glückselig. — Aber dazu benötigte man Geld, viel Geld! — und seine Stiefschwester, als welche er die Fanny der Alten vorgestellt, wollte Emil auch mitnehmen; er habe seiner verstorbenen Mutter auf dem Totenbette versprechen müssen, die Kleine nie zu verlassen.

— Ein guter Kerl ihr Eeeemil! — ein treues Gemüt, und so zäärtlich, so fein im Vergleich zu ihrem mürrischen Alten.

Mein Vater und ich gedachten mit auszuwandern, denn drüben ließ sich noch was machen; und so bald es mehrere Personen waren, that man sich leichter, konnte Komplicierteres unternehmen; drüben durfte man noch was riskieren, da wurde einem nicht so höllisch auf die Finger gesehen.

Wer weiß! — Mancher war in kurzer Zeit reich geworden. —

Aber Pläne schmieden ist leichter, als sie ausführen. Die Sache hatte bei genauerer Überlegung ihre gewaltigen Haken. Sie hatten viel hin und her gesonnen, der Emil und mein Vater; sich ordentlich die Köpfe zerbrochen, alles überlegt. Es war bei Gott eine verdammt schwierige Geschichte!

In Abwesenheit des Hausherrn die Arbeit auszuführen, wäre z. B. sehr ungeschickt gewesen, da der Verdacht auf seine Frau hätte fallen müssen, sofort auf die — das war abzusehen.

Überdies verließ der Alte in den paar Tagen, wo die Zinsgelder im Hause lagen, selten den Laden aus Furcht vor Dieben. Selten sogar verließ er seinen Posten hinter dem Ladentisch. Letzterer befand sich gerade vor dem Eingang zum Hinterzimmer, und der Stuhl stand sozusagen auf der Schwelle. War einer der Schnapsbuttel leer, so trug ihn der Alte ins Nebengemach und holte von dort neuen Vorrat. Wie oft dies geschah, war natürlich nie vorher zu bestimmen.

Das am meisten Unangenehme, Störende bestand jedoch darin, daß er von krankhafter Angst und Ruhelosigkeit getrieben, ab und zu nach hinten lief, nur um sich immer wieder zu überzeugen, daß ihm sein Schatz nicht gestohlen. —

Bei Nacht war schon gar nichts zu wollen, denn da nahm er die Kassette mit hinauf ins Schlafzimmer seiner im ersten Stock gelegenen Wohnung. Bei Tage getraute er sich nicht, das Geld oben aufzubewahren, da seine Zimmer nur durch verriegelte Thüren von anderwärts vermieteten Räumen getrennt waren.

„Und morden?" — meinte mein Vater — „kann man doch auch nicht wegen ein paar lumpiger Tausend Mark; wär' schon der Mühe wert!" —

Es war zu ärgerlich! Nichts anderes blieb übrig, als von hinten durch den kleinen, schmalen, glasüberdachten Gang, der stets abgesperrt war, ins Gemach zu gelangen. Emil schlug vor, das Gitter zu durchsägen, aber meinem Vater war dies zu gefahrvoll erschienen. Auch hätte man kaum Zeit dazu gefunden; und dann das Geräusch! Nein, nein, das ging nicht; es mußte feiner gemacht werden; lieber die Sache ganz fallen lassen.

Schon waren sie daran, das Projekt aufzugeben, als mir, der ich bei allen Beratungen aufmerksam zugehört, der Gedanke kam, ob es nicht möglich wäre, durch die vor dem Fenster befindlichen Eisenstäbe zu schlüpfen. — Ich war ein für mein Alter merkwürdig zarter Knabe, mit auffallend kleinem Kopf, aber gewandt wie ein Affe. — Und wirklich, es war mir gelungen, durch das enge, feste Gitter zu schlüpfen, durch das ein Erwachsener, wenn auch noch so schmächtig von Körperbau, sich nie hätte hindurchzwängen können. — Das war ja herrlich! — Mein Vater und Emil jubelten. —

Mich ſelbſt durchdrang ein Gefühl des Stolzes. Nun war ich einmal die Hauptperſon; ich allein vermochte die Angelegenheit zu erledigen.

Alles war famos ausgedacht, gut vorbereitet; trotzdem blieb es ein kühnes Wagnis — ein Zufall — und! — „Der Junge hat Glück", beruhigte ſich mein Vater — „Wer nicht wagt, gewinnt nicht — 's wird ſchon klappen!" — Das Beſte an der Art, wie wir uns die Kaſſette aneignen wollten, war, daß auf keinen der Beteiligten ſo leicht ein Verdacht fallen konnte.

Während ich hinten einſtieg, um das Geld zu holen, durfte die Hausfrau mit keinem Schritt den Laden verlaſſen; mein Vater und Emil hatten ebenfalls dort anweſend zu ſein; darin lag nichts Auffallendes, da ſie öfters abends einige Schnäpſe oder ein Glas Grog zu ſich nahmen. Harmlos wollten ſie mit den übrigen Gäſten und dem Wirte plaudern — und wurden dadurch in den Stand geſetzt, ſpäter ihr Alibi nachzuweiſen, wenn je! — man konnte nie vorſichtig genug ſein.

Endlich war man im Reinen; bis aufs kleinſte war alles angeordnet. Die Hausfrau mußte den Riegel des oberen Fenſterflügels öffnen, über den das zerſetzte Rouleauſtück hing, und ihn ſpäter wieder unbemerkt ſchließen —, ich ſelbſt den Augenblick abpaſſen, in dem der Alte eben im Hinterzimmer geweſen, was jedenfalls eine gewiſſe Garantie abgab, einige Zeit vor Störung ſicher zu ſein. — Die kleine Niſche unter der Treppe bot ein ſicheres Verſteck für den Henkelkorb, in dem die Kaſſette aus dem Hauſe befördert werden ſollte. Fanny würde in der Nebenſtraße auf mich warten, mir den Korb abnehmen und in Sicherheit bringen; ich raſch zurückrennen, in den Laden treten, um womöglich noch vorher anweſend zu ſein, ehe man den Diebſtahl entdeckt.

O, es war fein und klug erſonnen, es konnte nicht fehlen!

Nur Glück gehörte dazu, viel Glück.

Mein Vater legte eine große Entſchloſſenheit an den Tag, — immer und immer wiederholte er, wie um ſich ſelbſt zu beruhigen, „es läuft alles gut ab, nur kaltes Blut haben, kaltes Blut; der Junge hat Glück!"

Die beiden Nächte vor dem großen Tag, dem Tag der That, der Ausführung, beängſtigten mich ſchwere Träume.

Bald blieb ich im Gitter ſtecken, während der Alte herein kam; oder ſchon die Kaſſette in den Händen haltend, fühlte ich ſeine Finger meinen Hals umkrallen — und vor Entſetzen erwachte ich.

Bei Tage fürchtete ich mich ſelten; da war ich meiſt voll Selbſtgefühl; denn Emil und mein Vater behandelten mich wie einen Krieger, der in die Schlacht zieht, und auch die Frau machte mir ein freundliches Geſicht, ja ſie ſchenkte mir ſogar Geld, das knickerige Luder. — Ja ich war eine

wichtige Perſon, gewiß! Alle lobten mich im voraus, da verflogen leichte Anwandlungen von Schwäche wie Spreu im Winde.

„Träume ſind Schäume!“ und ich hatte ja Glück, mein Vater behauptete es, drum mußte es wahr ſein. — Jawohl!

Der ereignisvolle Tag war angebrochen. Ungefähr 4000 Mark ruhten in der kleinen Eiſenkaſſette. Dies wußten wir von der Frau.

Wie dumpfer Druck lag es über uns allen. Geſprochen wurde nicht viel; eine Stunde floh nach der andern. Wir fühlten etwas Seltſames. — Nein, darüber konnte man nicht reden —, nein, darüber durfte man abſolut nicht reden, dies fühlten wir, drum ſchwiegen wir.

So verging der Tag; langſam, langſam. Die Weinflaſche war nicht vom Tiſche gekommen.

Bei Beginn der Dunkelheit gingen die beiden hinunter, der Emil und mein Vater. Sie ſaßen ſchon an dem kleinen runden Tiſche in der Ecke, neben dem Fenſter, bei einigen Bekannten und ſpielten Karten, als ich leiſe über die Straße huſchte und, mich in den Schatten der gegenüberliegenden Häuſer ſtellend, meine Blicke hinüberrichtete. Unausgeſetzt auf denſelben Punkt, auf das nur halb verhüllte Fenſter.

Ein Zeichen hatten wir ausgemacht, wurde mir dies von meinem Vater gegeben, hieß es flugs an die Arbeit gehen, — kein Zögern, kein Zeitverluſt.

Das Gelingen hing vielleicht von einer Kleinigkeit ab; ob mir der Moment günſtig, wer konnte es wiſſen! — Ich mußte mich eben auf den Scharfſinn meines Vaters verlaſſen, wenn der es an der Zeit hielt, dann drauf los! — Zehn Minuten und die Sache war erledigt. — Ich brannte vor Begierde, die That auszuführen.

Lange, lange mußte ich warten, ſo lange, daß mir der Gedanke aufſtieg, ich hätte am Ende das Zeichen überſehen; wie ſchrecklich! — Doch nein, das war unmöglich, keine Sekunde war mein Blick von den Geſtalten drüben gewichen; ich hatte gut aufgepaßt, ſehr gut.

Hah, endlich! — ich fühlte, wie mir einen Moment das Blut zum Herzen ſchoß. — Das Zeichen, das Signal! — Die verabredete Bewegung! Eine Bewegung vom Schlaf Erwachender; ein Ausdehnen und Strecken und wieder Zuſammenziehen beider Arme in Haupteshöhe, mit leichtem Zurückneigen des Oberkörpers; deutlich ſichtbar durch das nur halbverhängte Fenſter.

Vollſte Kaltblütigkeit überkam mich. Lautlos wie eine Katze, nach allen Seiten ſpähend, ſchlich ich hinüber gegen das Haus, drückte mich ſachte durch den dunklen Flur, der nach hinten führte. — Es begegnete mir niemand. — Wie praktiſch doch die Filzſchuhe waren, die mir mein Vater extra für dieſen Zweck gekauft! — Kein Ton! — Als ich an der

Treppe vorüber kam, taſtete meine Hand nach dem von mir bereit geſtellten Korbe. Ja, ja, er war noch da; alles in beſter Ordnung. Die kleine, ſonſt ſtets verſchloſſene Thüre, die zum Höfchen führte, öffnete ſich geräuſchlos, denn ſie war nur angelehnt; oh, es war alles vortrefflich arrangiert, zum freuen!

Nun ſtand ich in dem engen, kaum mannsbreiten, glasüberdachten Gängchen, das ſich zwiſchen unſerem und dem Nachbarhauſe hinzog. Ein modriger, dumpfer Geruch erfüllte den kleinen Raum. Von den defekten Dachrinnen der beiden alten Häuſer tropfte es leicht herab durch die teilweiſe zerbrochenen Glasplatten auf die feuchtgrünen Steine des Pflaſters. Dieſe waren ſo ſpitzig, daß ich ſie durch die weichen Filzſohlen ſpürte. Ich wand mich zwiſchen alten Kiſten und mannigfachem Gerümpel zum Fenſter hin. Vorſichtig lauſchte ich zuerſt, ob ſich was im Zimmer rege. — Durch die trüben, ſtaubbedeckten Scheiben ließ ſich nichts unterſcheiden; nur der matte Schimmer einer kleinen, offenbar tief herniedergeſchraubten Petroleumlampe war erkennbar. — Alſo — in drei Teufels Namen! — Ich ſtieg auf das niedere Geſims, ſchwang mich empor, — wie ſicher ich doch war! — Wie glatt ich durch die Stäbe rutſchte, — nachdem ich den oberen Fenſterflügel geöffnet, — wie genau ich fühlte, wo ich Balance halten mußte, — wie fein ich den Vorteil weg hatte beim Herabgleiten! — Jetzt! — Mit einem Satz ſtand ich im Zimmer. Nur ein leiſes Klirren der Flaſchen auf dem Fenſterbrett.

Es war gut gegangen, famos! — Ich ergriff die kleine Lampe, ſchraubte ſie höher und näherte mich dem Wandſchrank. Das gelbe trübe Licht fiel auf die Kaſſette, von der ich die Kleidungsſtücke, unter denen ſie verſteckt geweſen, hinweggeſchoben.

Schon wollte ich nach ihr greifen; da fielen meine Blicke auf einen Gegenſtand, der daneben lag, und blieben wie gebannt darauf haften.

Das Meſſer, das Meſſer des Hausherrn! — Das hatte mir ſchon lange in die Augen geſtochen; nach deſſen Beſitz hatte ich getrachtet, ſeit ich es zum erſten Male geſehen.

Das ſchönſte Meſſer der Welt! Ich kannte es, hatte es ſogar einmal flüchtig in der Hand gehalten, als es der Alte im Laden herumgezeigt. — Da lag es, — lag vor mir! — Ein feines Meſſer von außergewöhnlicher Größe; ſtark und feſt.

Das Intereſſanteſte daran war für mich der vergilbte, breite Beingriff. Mit feinen, ſchwarz nachgeätzten Strichen war darauf eine ganze Jagd mit zarten Konturen auf Radiermanier eingegraben. Es war ein wunderbarer Griff; wie hingehaucht zogen ſich die ſchwärzlich-braunen, leicht mit Querſtrichen ſchattierten winzigen Figuren über das matte Gelb. — Ein

wunderbares, eigenartiges Messer. Wirklich wunderbar! — Ich nahm es und besah es genau.

Auf der einen Seite befand sich ein Hirsch mit riesigem Geweih; ihm folgte ein Jäger mit Jagdhorn, dann kam ein Baum und zuletzt eine Meute nachjagender Hunde. — Auf der andern Seite war eine Wildsau zu sehen, ein Baum, ein Jäger mit Speer und zwei nebeneinander laufende Hasen.

Wie verzaubert blieb ich in den Anblick des Messers versunken; ich hatte alles vergessen, vergessen wo ich mich befand, vergessen die Gefahr, in der ich schwebte.

Plötzlich kam ich zur Besinnung; rasch entschlossen steckte ich das Messer zu mir. — Ich war zu Tode erschrocken; mir fiel ein, wie lange ich mich aufgehalten, wie viel Zeit ich verloren. — Zum Henker, wie konnte ich doch! — Nun galt es aber! — Schon hatte ich die Kassette ergriffen, — horch! — ein leises Knarren, das Hereinfallen eines Lichtstreifens; die Thüre hatte sich geöffnet. —

Zu spät! zu spät! — ich wußte es. — Bebend an allen Gliedern, wie versteinert stand ich, die Kassette in der Hand haltend. Doch nein, ich hatte Glück, Glück wie immer, der Spalt schloß sich wieder, der Lichtstreifen erlosch. — Die Stimme meines Vaters war zu meinen Ohren gedrungen. Er hatte den Alten lachend zurückgerufen. — Lachend allerdings, aber mir klang durch dies Lachen der verhaltene Schrecken; ich fühlte das Beben der Todesangst den lustigen Ruf durchzittern. Und mein Vater muße ja bangen, natürlich! Denn ich hätte schon längst zurück sein sollen. Es war die höchste Zeit! — Meine volle Ruhe und Geistesgegenwart kehrten wieder. Im Nu war ich draußen, mit Windeseile.

Die Kassette im Korb, schlich ich mich auf die Straße. Da hörte ich schon ein Geschrei im Laden. Zum Glück war Fanny, weil es ihr zu lange gedauert, trotz der Verabredung beinahe bis ans Haus gekommen. Ohne ein Wort zu reden nahm sie mir den Korb ab und entfernte sich mit raschen Schritten; während ich zurückrannte und in den Laden trat.

Niemand nahm Notiz von meinem Kommen; der lamentierende Hausherr hatte wohl kaum meinen Eintritt bemerkt, — der am wenigsten.

Nur mein Vater sah mich fragend an, — er mochte genug Qual und Sorge ausgestanden haben; auf seinem Gesicht lag etwas Abgespanntes, Müdes; er erschien mir auf einmal sehr alt. Ich nickte ihm unbemerkt zu, während ich mir den Schweiß von der Stirne wischte. — Donnerwetter, hatte ich Glück gehabt! — um ein Haar wäre es um mich geschehen gewesen, — um ein Haar! — Scheußlich! — Ich mochte gar nicht daran denken.

* * *

Es war ein großer Tumult im Laden; die Leute fragten und erzählten durcheinander. Die Hausfrau war auf das Geſchrei ihres Mannes, welches er erhoben, als er den Abgang der Kaſſette entdeckt, ins Hinterzimmer geeilt und mußte dabei ſicher Gelegenheit gefunden haben, die letzte Aufgabe auszuführen, — das Wiederſchließen des Fenſterriegels. Der Alte war ſo beſtürzt in den Laden zurückgelaufen, daß ihr Zeit dazu blieb, es unbemerkt zu thun. Ein Glück für uns; von dieſer Kleinigkeit hing viel ab. Es war von großer Wichtigkeit bei der ſpätern gerichtlichen Unterſuchung, ob das Fenſter von innen geſchloſſen geweſen. Die kleine Thüre zum Höfchen hatte ich ſelbſt nach vollbrachtem Werk zugeſperrt und drückte der Hausfrau den Schlüſſel heimlich in die Hand. — Dieſe geberdete ſich wie toll; heulte und ſchrie mit ihrem Mann um die Wette; ja, ſie that beinahe noch närriſcher und verzweifelter, als dieſer, der endlich blaß und verſtört auf einen Stuhl ſank.

„Es iſt mir unbegreiflich, unbegreiflich! — Vor einer halben Stunde noch!“ ſtöhnte er; aber es half ihm alles nichts, die Kaſſette war und blieb verſchwunden. Und aufs neue fing er das Jammern an.

„Es iſt Zauberei — Hexerei!“ — dann lief er wieder hinein und durchſuchte das ganze Gemach; vor allem das Fenſter. — Wie gut, daß der Riegel vor war! —

Wir blieben alle da; wer im Laden geweſen, blieb. Wir mußten Zeugen ſein. Der Alte ließ keinen hinaus, es war, als wolle er Hilfe bei uns ſuchen.

Endlich kam der Polizeikommiſſär, nach dem man geſchickt. Der Thatbeſtand wurde aufgenommen; es fand eine genaue Unterſuchung der Örtlichkeiten ſtatt. Auch die kleine Thüre, die zum glasüberdachten Höfchen führte, ließ ſich der Beamte aufſperren. Der Hausherr entnahm den Schlüſſel eigenhändig dem Schlüſſelkörbchen, das in einem offenen Fache des Ladentiſches ſtand.

Unter all den vielen Schlüſſeln war er beinahe zu unterſt gelegen. Der Kommiſſär prüfte das Fenſter von außen; er rüttelte an den Eiſenſtäben; ſie waren feſt eingefügt in die Mauern, ſie rührten ſich nicht. Das Fenſter ſelbſt war unverſehrt und von innen geſchloſſen.

„Und Sie behaupten, daß Sie der Einzige waren, welcher im Verlaufe des Abends das Zimmer betreten?“ — Der Hausherr nickte. — „Und die Kaſſette befand ſich eine halbe Stunde zuvor, ehe Sie das letzte Mal dort waren, noch an dem gewohnten Platze? — Merkwürdig!“ murmelte er, und den Hausherrn mit ſeinen kalten, ſcharfen Augen forſchend anblickend, murrte er: „Die Sache iſt ein bißchen verdächtig, mein Lieber; von hinten hätte niemand einſteigen können, ohne das Gitter auszubrechen, oder durchzufeilen

— und das Fenster, — alles ist unversehrt! — Hören Sie, das ist zum mindesten kurios." — „Ja freilich," seufzte der Alte. — „Und Sie selbst wollen nicht vom Stuhle hinter dem Ladentisch weggekommen sein, also quasi den Eingang zum Nebenzimmer bewacht haben? — Wie hätte sich denn da ein Dieb einschleichen können? —" „Ja, das ist ja eben so erstaunlich!" wimmerte der Hausherr.

Kopfschüttelnd entfernte sich der Kommissär, nachdem auch die Anwesenden ihre Aussagen gemacht hatten.

Endlich konnten wir nach oben gehen. Es war sehr spät geworden; die Menschen hatten sich nach und nach entfernt, der Laden wurde zugemacht.

Wir drei, mein Vater, der Emil und ich, besprachen droben noch alles. Sie waren wirklich bange um mich gewesen. Mein Vater hatte alles Mögliche befürchtet, gräßliche Vermutungen waren in ihm aufgestiegen.

„Teufelsjunge, warum bist Du denn so lange nicht wiedergekommen?" Ich log mich heraus so gut ich es vermochte: „Es seien ein paar Leute im Hausflur gestanden; ich glaub', 's war die Marie mit ihrem Schatz; ich konnte so lange nicht vorbei."

Die Marie war eine der Mägde vom Hause, und es war bekannt, daß sie sehr verliebter Natur war, so daß meine Ausrede dem Emil und meinem Vater ganz plausibel erschien.

„Das dumme Tier und ihr Kerl wollten gar nicht weggehen, ich war grad' dran, vorbeizuschleichen, als sie sich endlich drückten."

„Bist eben mein kluger Junge; wenn man Dich mit dem Korbe aus dem Hause hätte kommen sehen, das wär' fatal gewesen, höchst fatal!"

„Ein ganz raffinierter Bursche für seine elf Jahre," — meinte Emil, „aus dem kann noch was werden, es ist schlauer gewesen zu warten, wenn auch recht gefährlich."

Mein Vater und Emil glaubten mir die Lüge aufs Wort. Sie waren zu froh, um weiter nachzuforschen. Das Geld war in Sicherheit, das war die Hauptsache. „Ja, der Junge hat Glück gehabt, Glück wie immer!" — Schon halb schlafend hörte ich meinen Vater noch diese Worte zum andern sagen.

* * *

Alle Nachforschungen der Polizei waren vergeblich gewesen; alle Mühe umsonst. Die viertausend Mark blieben spurlos verschwunden, nicht der leiseste Anhalt war gefunden, der auf eine Fährte hingewiesen, die zur Entdeckung des Thäters hätte führen können. Ein ungelöstes Rätsel!

„Einfach ein unbegreiflicher Vorgang," versicherte der Kommissär, welcher, obgleich der Hausherr den Nachweis geliefert, daß er das Geld am Tage

vor dem Diebſtahl wirklich eingenommen, ſeine ganz eigenen Anſichten und Zweifel über die Angelegenheit zu hegen ſchien.

Wir lebten ganz ruhig weiter wie bisher. Die Kaſſette war längſt erbrochen, der Inhalt verteilt und an ſichern Orten verborgen. Die Kaſſette, obwohl an und für ſich ſchwer, war mit Steinen gefüllt und zugebunden worden. In einer dunklen Nacht hatte ich ſie zum Fluſſe tragen und hineinwerfen müſſen.

Es war ſo eine nette eiſerne Kaſſette geweſen; ich hätte ſie gar zu gerne behalten, aber mein Vater behauptete: „Nur nie Gegenſtände aufbewahren, die verraten einen zu leicht, das weiß ich aus meinen Erfahrungen als Rechtsanwalt“ — bei dieſen Worten warf er ſich ſelbſtgefällig in die Bruſt, — „Geld iſt Geld, da kann man ſich ſchließlich immer noch herausreden, wenn es je mal hapert.“ Emil ſtimmte bei, und ich war gezwungen es einzuſehen.

Ich mußte an mein Meſſer denken, und es überkam mich ein unangenehmes Gefühl. Aber das war ja doch ein ganz anderer Fall.

Der Emil hatte zum Schein wieder eine Stelle angenommen. Mit Ach und Krach hatte mein Vater den bummeligen Geſellen dazu überredet.

„Es dauert ja nicht mehr lange; Sand in die Augen.“ Mein Vater war oft ängſtlich, ich merkte es ihm gut an.

Wir behielten nach außen unſere Gewohnheiten bei; einfach wie zuvor, beinahe ſchäbig war unſere Kleidung; ſcheinbar ſparſam unſere Lebensweiſe, obwohl wir heimlich einen beſſern Tropfen durch die Kehle laufen ließen und mancher Groſchen zum Delikateſſenhändler wanderte.

Um ſich recht mittellos hinzuſtellen, machte mein Vater ſogar einmal einen Pumpverſuch beim Hausherrn, wohl wiſſend, daß dieſer nie einen Pfennig verlieh.

Er that dies aus Vorſicht. „Man muß Mauern errichten um ſich herum, damit einen der Feind nicht ſehen kann.“ — Ein bißchen pedantiſch, wie Emil ihn nannte, war mein Vater ſchon, — ein bißchen ſehr langweilig. Da hatte der Emil recht.

Der und ich ſehnten uns ganz ſchändlich nach „Drüben“.

Mein Vater verſicherte: es wäre furchtbar gewagt, jetzt ſchon abzureiſen; man dürfe keinen Verdacht erregen; erſt wenn Gras über die Sache gewachſen, könne man es wagen, Europa den Rücken zu kehren.

Wie dem alten, verliebten Ding entſchlüpfen? — Das war noch ſo 'ne Frage — aber da komme man auch drum 'rum, da finde man ſchon einen Weg, denn mitnehmen wollten wir die doch nicht.

Der Emil war den ganzen Tag beſchäftigt und kam erſt ſpät in der Nacht zum Schlafen.

Die dicke Frau wurde ihm immer lästiger; nur ungern duldete er ihre Zärtlichkeiten, kaum seine Abneigung verbergend.

„Wäre das alte Mensch nicht so sackdumm verliebt in Dich, Dein Betragen hätte sie längst darüber aufklären müssen, daß Du ihr durchbrennen willst. Bombenelement! Nimm Dich doch ein wenig zusammen und verdirb nicht noch alles im letzten Augenblick." — Mein Vater wurde oft ganz wütend.

* * *

Und der Emil nahm sich zusammen; wir alle thaten es. Und das kam daher. Mein Vater, der immer aufpaßte, stets auf der Hut war, hatte nämlich herausgebracht, daß ein Mann, welcher jetzt sehr oft und zwar zu allen Tageszeiten den Schnapsladen besuchte, ein Geheimpolizist sei.

Das war an und für sich nichts Auffallendes, nachdem was sich ereignet; nichts, was uns Anlaß zu direkter Furcht gab. — Und doch — und doch! — Man konnte nie wissen! Unbehaglich war es immerhin. Wieder begann es sich wie ein Alp über uns zu legen. Mein Vater war schlechtester Laune: Der schlotterige Emil, das verliebte Weib! Er fürchtete Unvorsichtigkeiten. „Mein Junge ist der einzige, auf den ich mich sicher verlassen kann; aber die andern, die andern!" — An Ermahnungen ließ er es nicht fehlen.

Und so sorglos und leichtsinnig der Emil, so albern die Hausfrau war, sie hielten sich beide musterhaft; denn das Bewußtsein, daß das Haus beobachtet werde, bedrückte doch alle mehr, als sie sich gegenseitig zugestanden.

Eine merkwürdige Veränderung war mit dem Hausherrn vorgegangen. Er hatte plötzlich aufgehört zu jammern, ja, er legte sogar eine gewisse Lustigkeit an den Tag. „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist!" meinte er, wenn irgend jemand auf die gestohlene Kassette zu sprechen kam, „ich lasse mir deshalb keine grauen Haare wachsen", und lachend deutete er auf seinen kahlen Kopf. — „Hin ist hin! — den kriegt man doch nie, der 's genommen hat; ich will lieber garnichts mehr davon hören; thut mir den Gefallen und redet von was anderem, denn ich will mich nicht mehr ärgern, will nimmer daran erinnert werden."

Jetzt pflegte er auch öfters auszugehen. Über den Verlust mußte er sich hinweggesetzt haben. Das war für uns eine große Beruhigung.

* * *

Das Messer, das schöne Messer! Mein Messer — — ich hielt es wohl verborgen. Stets trug ich es bei mir. Allem nach hatte der Alte sein Abhandenkommen nicht bemerkt, denn bei der Zeugenvernehmung war

ſtets nur von dem geſtohlenen Gelde die Rede geweſen. Auch in den Zeitungsberichten war das Meſſer mit keinem Worte erwähnt worden. — Ja, ich hatte Glück, Glück wie immer. — Das Meſſer gefiel mir mit jedem Tage beſſer. Wenn ich ſo nachts im Bette lag und Emil und mein Vater von dem Leben „drüben“ ſprachen, drückte ich es an die Bruſt; feſt hielt es meine kleine Fauſt umſpannt.

— Wie würden die Indianer ſchauen! —

Drüben wollte ich es meinem Vater zeigen. Eine eigene Scheu hielt mich ab, dies jetzt ſchon zu thun.

Aber „drüben!“ Ja dann würde ich es ihm unter die Naſe halten; und ich freute mich ſchon auf ſein Lachen; ich hörte ihn ſagen: „Schau, ſchau, die kleine Kanaille hat auf eigene Hand Geſchäfte gemacht.“

Aber jetzt? — nein, nein, beſſer, ich behielt mein Geheimnis für mich. Mein Vater hätte mir am Ende das Meſſer genommen, oder mich gezwungen, es in den Fluß zu werfen, wie die ſchöne eiſerne Kaſſette.

Nein, erſt in Amerika!

Es ging mir aber doch jedesmal ein Stich durchs Herz, wenn ich meinen Vater zu Emil oder der Hausfrau ſagen hörte: „Das Gute iſt, daß man uns nie was nachweiſen kann, — ſollten wir aber dennoch unvorhergeſehenes Pech haben, dann leugnen, leugnen, immer leugnen; die Kaſſette iſt gut aufgehoben, die kann uns nicht verraten. Man muß nur feſt bleiben.“

Bei ſolchen, oft wiederholten Worten wurde mir doch manchmal abſcheulich bange zu Mute, ſodaß ich einige Male feſt entſchloſſen war, das Meſſer in den Fluß zu werfen.

Aber ich konnte es nicht übers Herz bringen. — Mein Meſſer, — und dann — ach was! — dummes Zeug! Ich hatte Glück und das iſt bei allem die Hauptſache; dies wußte ich. Mir konnte nichts paſſieren.

Der Geheimpoliziſt hatte nach einiger Zeit ſeine Beſuche eingeſtellt; wir atmeten auf; wir fühlten uns wie von ſchwerer Laſt befreit.

Seither waren zwei Monate verfloſſen; mein Vater ſah keinen Grund mehr ein, die Abreiſe länger zu verſchieben.

Wir bezogen ein anderes Quartier, ganz in der Nähe des Bahnhofs. Solange das Haus polizeilich beobachtet worden war, hatte mein Vater nicht gewagt umzuziehen, geſchweige denn abzureiſen; jetzt wollten wir aber nimmer länger zögern; in aller Stille wurden die Vorbereitungen getroffen.

Ab und zu begab ſich mein Vater in den Schnapsladen, um der Frau Grüße und Beſtellungen von Emil zu überbringen. Die beiden hielten ihre Zuſammenkünfte bei uns ab. Sie trafen ſich alle Wochen ein Mal, an dem Abend, an welchem Emil frei hatte.

Digitized by Google

Immer noch viel zu oft für Emil, der täglich ungeduldiger zu werden begann. Seine Alte dagegen zappelte vor Verliebtheit, während die Fanny bisweilen bösen Eifersuchtsanfällen unterlag; sie führte dann schreckliche Scenen auf, heulte, — zornige Thränen liefen ihr über die frischen Wangen, sie tobte, stampfte; ihr hübsches Gesicht verzerrte sich, und sie überhäufte den Emil mit Insulten.

Mochten dieser und mein Vater sie auch noch so oft versichern, es sei kein wirklicher Grund zur Eifersucht vorhanden, es half nichts. Im Gegenteil, sie wurde nur noch wütender. Einmal legte sie sich sogar auf den Fußboden; sie war zufällig zu gleicher Zeit gekommen, als man die Alte erwartete und wollte der mit ihrem Körper den Weg versperren: Jetzt lasse sie sich nicht länger belügen, man habe ja das Geld, sie dulde das Verhältnis mit dem alten Saumensch nimmer — ihr sei alles Wurst. — Und sie zerzauste sich die schwarzen, dichten Haare vor Ärger und Wut.

Ein ungebärdiges, wildes Ding. Mir gefiel sie aber, — für mich hatte sie etwas Flottes.

* * *

Für Emil und meinen Vater waren dies keine angenehmen Zustände. — Hohe Zeit, sich aus dem Staube zu machen. — Uns allen brannte der Boden unter den Füßen.

Vor der Alten hielten wir dies Vorhaben ängstlich verborgen. — Sie an der Nase herumzuführen war gerade keine große Kunst, — ein paar süße Worte von Emil, — einige Küsse weiter, und sie versank in einen Taumel und sah und hörte nicht, was um sie vorging. — Mein Vater schwatzte ihr vor; die Klugheit geböte, noch ein paar Wochen mit der Abreise zu warten. Und damit ihr Mann, der schon einige Male über ihr langes Ausbleiben Fragen gethan, keinen Verdacht schöpfe, kein Mißtrauen in ihm aufsteige, wäre es ratsam, daß sie und Emil höchstens alle vierzehn Tage zusammenkämen.

Emil widersprach; das halte er nicht aus, wenigstens ein Mal die Woche müsse er mit seinem Weiberl zusammen sein an seinem freien Abend. Die ganze Zeit arbeiten, und in den paar Freistunden sein Liebstes nicht umarmen dürfen, das sei mehr, als man von ihm verlangen könne.

Mein Vater redete ihm hierauf sehr ernsthaft zu; es wäre ja nur noch kurze Zeit, er solle doch vernünftig sein, bald gäbe es keine Trennung mehr, und dergleichen.

Der Frau standen vor Rührung die Thränen in den Augen. „Oh Eeeemil, es muß ja sein, so füge Dich eben; schwerer als mir kann es Dir nicht fallen. — Später werde ich Dich tausendfach entschädigen." — Ihr

Eeeemil, ihr ſüßer Eeeemil; er hatte ſie doch recht lieb — ja, ja! er war eben in letzter Zeit ein bißchen nervös geweſen. — Daher ſein oft ſo eigen kaltes Weſen. — Das treue gute Herz; ihr ſchöner junger Schatz! —

* * *

Der Tag der Abreiſe war nun feſtgeſetzt; die Fanny hatte, wenn auch grollend, der Vernunft nachgegeben und Emil eine letzte Zuſammenkunft mit ſeiner „Alten" geſtattet: Sie wolle froh ſein, wenn die ekelhafte Komödie ein Ende habe; dies auszuhalten ſei das ganze Lumpengeld nicht wert. — Brummend fügte ſie ſich ins Unvermeidliche. „Und das Maul bürſt' ich Dir nachher noch extra ab mit Soda und Sei" — Emil umfaßte das freche, zankende Mädel und küßte ſie mit ungewaſchenem Mund.

Es war an einem Freitag Abend; die Laternen braunten bereits, als ich vor dem Hauſe ſtand. — Die ahnungsloſe Alte war oben; mich hatte man weggeſchickt. — Es war der Tag vor unſerer Abfahrt. Morgen Vormittag ging's noch einmal zur Schule, abends in die weite Welt.

Auf der Straße herrſchte reges Leben; Menſchen aller Art haſteten vorbei. — Einige Zeit ſah ich dem bewegten Treiben zu, dann begann es mich zu langweilen. Die Frau blieb diesmal aber auch gar zu lange oben.

Ich verlor mich in Träumereien; ich dachte an die Zukunft, an „drüben". — Und ein Pferd würde ich haben — und frei ſei man dort; allerlei fiel mir ein, was mein Vater dem Emil und der Fanny erzählt. — Sogar Menſchen durfte man töten; ziemlich unbehelligt — ob ich wohl mit meinem Meſſer einen ſo tief ins Herz ſtechen könnte, daß er tot wäre, ganz tot, ohne einen Muckſer zu thun? — Ja, ſtark, groß und feſt genug war mein Meſſer; meine Hand befühlte es in der Taſche — und drüben könnte ich es zeigen; was hatte ich davon, wenn es niemand bewunderte! — Ich wollte drum beneidet ſein; ſo wie ich den Hausherrn drum beneidet hatte.

So was Apartes zu beſitzen! — Die Zeichnungen! Ich betrachtete ſie im flackernden Schein der Laterne. — Und die Klinge vom feinſten Stahl; wie ſie zuklappt! — das iſt ſo ein feſter, eigener, entſchiedener Ton — ſo ein! — ein, zwei, drei Mal laſſe ich ſie zuſchnappen; klipp! — klapp! — Plötzlich fällt ein Schatten vor mir nieder; raſch verberge ich das Meſſer. Hinter mir ſteht ein Herr; wie ich mich wende, begegnen ſeine Augen den meinen. Mir iſt, als müßte ich umſinken; ich erkenne ihn ſofort, trotz des ſchwarzen Bartes, trotz des goldenen Zwickers, der eleganten Kleidung; — es iſt jener Mann, jener Geheimpoliziſt, der früher ſo oft in den Laden gekommen; derjenige, der das Haus beobachtete.

Ruhig geht er weiter; ich ſtehe ſtarr, mir iſt der Schreck in die Glieder gefahren. — Ob auch er ſich meiner erinnert? — Ob? — Hat er das

Messer gesehen? — Und wenn auch, was dann? — Der Hausherr hat das Messer nicht vermißt damals, — vielleicht später! — aber als ihm die Kassette! — nein, — ach, da dachte er an nichts anderes, als an das Geld! —

Dennoch befiel mich eine furchtbare Angst Ich vermochte nicht mehr auf der Straße zu bleiben; rasch lief ich ins Haus hinein, die Treppen hinauf.

Die Frau war eben im Begriff, sich zu entfernen; sie schäkerte mit Emil. Dieser sah ziemlich gelangweilt drein, beherrschte sich jedoch gewaltsam; ja, er bedauerte sogar, daß er seinen lieben Schatz den weiten Weg allein gehen lasse müsse. — „Es ist besser, die Heimbegleiterei unterbleibt, noch ein paar Wochen und wir segeln auf dem weiten Meere. — Vorsicht, Kinder, Vorsicht!" Lachend rieb sich mein Vater die Hände.

Meine Angst war vollständig verflogen. Das erhellte Zimmer, die lustigen Menschen. Ich war doch recht thöricht gewesen, ein feiger Junge, eine Memme; ich schämte mich ordentlich vor mir selbst. — Überhaupt, konnte ich mich denn nicht auch getäuscht haben? — Vielleicht war es gar nicht der Polizeispitzel gewesen? — Und — wenn je, — von dem Messer brauchte er noch lange nichts zu wissen. —

Der Gedanke, was die Alte für Augen machen würde, wenn sie die Vögel ausgeflogen fände, amüsierte mich riesig. — Das Gesicht! — ich hätte es sehen mögen, — hah, hah! — Der süße Eeeemil, der treue Eeeemil, — hah, hah!

In einigen Tagen schwammen wir; bald befanden wir uns in vollster Sicherheit! — Ehe die alte, schwerfällige, — ich gab ihr allerlei liebliche Namen in Gedanken; nie hatte ich sie leiden mögen. Wie aufgedonnert sie heute wieder war; wie sie sich herausgeputzt hatte! — Es war zum Lachen! —

Ich gönnte ihr die Enttäuschung, die sie erwartete; ich wurde ganz vergnügt und scherzte mit den andern. Von Furcht war keine Spur in mir zurückgeblieben.

Ein paar Worte der Frau, und meine Angst erhob sich aufs neue. —

„Und gar nicht eifersüchtig bist Du auf mich, Eeeemil? — wenn ich so allein Abends heimgehe?" Neckisch blitzten ihn die kleinen, blassen Äuglein an, — „heute ist es schon das zweite Mal, daß mir ein hübscher, stattlicher Herr nachgegangen. Er hat einen wunderschönen schwarzen Backenbart und trägt einen feinen, goldenen Zwicker. — Das letzte Mal muß er sogar unten am Haus gewartet haben, denn auf dem Heimweg folgte er mir wieder. — Vielleicht wartet er auch diesmal." Kokett warf sie den dicken Kopf in den speckigen Nacken und sah Emil herausfordernd an. —

Also doch! — Herrgott! —

Endlich war ſie gegangen. Ich ergriff eins der halbgeleerten Weingläſer, die auf dem Tiſche ſtanden und ſchüttete den Reſt hinunter.

Mir war ganz übel — alſo hatte ich mich nicht getäuſcht! — Es war doch der Spitzel geweſen, der hinter mich getreten, als ich mein Meſſer betrachtet hatte.

* * *

Emil und mein Vater beſprachen, als die Frau weg war, noch tauſenderlei Dinge; ſie gaben nicht Acht auf mich. Scheinbar leſend ſaß ich am Tiſche, ab und zu eine Seite umſchlagend. Die Buchſtaben tanzten vor meinen Augen; die Worte meines Vaters drangen wie leerer Schall zu meinen Ohren. Ich bemühte mich, dem Geſpräch zu folgen, — aber all das Schöne, die verlockenden Ausſichten, die mein Vater entrollte, vermochten nicht meine Sorgen zu verſcheuchen.

Mein Vater und Emil waren ſeelenvergnügt. Die Fanny war auch noch auf ein Stündchen dageweſen; es ging gewaltig fidel zu. Nur an mir nagten quälende Zweifel. — Die Begegnung mit dem Polizeiſpion, — wenn ich nur das Meſſer nicht aus der Taſche gezogen hätte! — Warum ich nur ſo unvorſichtig geweſen, ich war doch ſonſt ſo ein verdammt ſchlauer Strick, und ſtolz darauf. Ich war mehr als unzufrieden mit mir.

Jetzt, beinahe am Ziel, wo jede Gefahr beſeitigt ſchien, mußte mir noch ſo was paſſieren — mir!

Mein Vater, der in der letzten Zeit meiſt bedrückt geweſen, war an dieſem Abend wie umgewandelt; er lachte, ſcherzte und war voll Vertrauen auf die glückliche Zukunft, der wir entgegen gingen. Er trank viel und ſprach ſehr erregt; tauſend Pläne entwarf er.

Emil, der ſchon ſeit ein paar Tagen aus ſeiner Stellung ausgetreten, lag ſehr bequem in der Ecke des abgeriſſenen Kanapees. Die Beine übereinandergeſchlagen, rauchte er eine Cigarette nach der andern. Ihm erſchien es als ganz ſelbſtverſtändlich, daß alles gut abgelaufen; er hatte ſich nie extra viel Sorgen gemacht, ſondern ſich auf meinen Vater verlaſſen; der war gerieben, das wußte Emil — und ich hatte Glück, das wußte er auch.

Wirklich ein ganz ſchlotteriger Kerl, der Emil, — unbegreiflich, daß dem die Weiber alle ſo nachliefen; die Fanny gönnte ich ihm ſchon garnicht!

Auf alles, was mein Vater bemerkte, antwortete er kaum. Der Hauptgedanke, der ihn bewegte, war offenbar: Bin froh, daß ich die Alte los bin. Er ſagte dies öfters ganz unmotiviert auf eine Frage meines Vaters.

„So gieb doch Acht, das hat ja heute ſein Ende gefunden; haſt ſie ja zum letzten Male geſehen.“ — Mein Vater fing an, ſich über die Teilnahmsloſigkeit Emils zu ärgern. Dieſer fuhr auf: Er ſei die ganze Zeit

das Opferlamm gewesen, er, jawohl, er — er allein! Mein Vater hätte sich nicht küssen lassen müssen, — ach und ewig das alberne Geschwätz. — „Denk' nur an, heut' Abend wollte mich das alte Mensch gar noch eifersüchtig machen, und ich war genötigt mich zu stellen, als ob ich ihr den Schwindel glaubte. — Aber so dumm bin ich doch nicht! —

„Nun ja!" — Mein Vater lallte schon und lachte wie toll, — er hatte hoch. Ich kannte seine Zustände.

— „Nun ja, das glaubt freilich keiner, daß der noch einer nachsteigt, dem Erntewagen; der müßte ja blind sein!"

Oh, du mein Gott! — ich wußte es besser.

Stundenlang lag ich noch wach, als die beiden längst schon schliefen.

Die Gedanken tanzten in meinem zermarterten Gehirn. Warum war der Spitzel überhaupt der Frau nachgegangen? Hatte die am Ende doch nur geschwindelt, um Emils Eifersucht rege zu machen? — Schwarzer Backenbart, goldener Zwicker! — damit liefen viele herum, das konnte jeder haben. — Ich sann und sann. — Wenn der Hausherr doch später den Verlust des Messers entdeckt, — wenn ihm eingefallen, wenn er darauf gekommen, daß es zu gleicher Zeit mit der Kassette gestohlen? — Ich scheute mich nicht, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, fühlte weder Reue noch Gewissensbisse über meine That, nur daß mir solch ein Lapsus passiert, — Höll' und Teufel!

Und wenn der Alte dann, als er das Messer vermißt, nachträglich auf die Polizei gelaufen wäre? — Nach der Zeugenvernehmung; später, viel später, erst vor kurzem? — Er war so oft ausgegangen.

Es wurde mir ganz heiß, kaum vermochte ich zu atmen; es mußte sein. Mein Entschluß war gefaßt; ich mußte mich von dem Messer trennen. Es blieb nichts anderes übrig! —

Jetzt, nach Mitternacht, war es mir allerdings unmöglich, es in den Fluß zu werfen . . Verbrennen konnte ich es auch nicht; das sei immer das Sicherste, hatte mein Vater gesagt. — Wohin, wohin damit? — Im Hause durfte es nicht bleiben. Leise stand ich auf, ganz leise. Noch war mir unklar, was beginnen. — Die paar ärmlichen Möbel betrachtete ich; übers ganze Zimmer meine suchenden Blicke laufen lassend. — Im Ofen? — Im Polsterwerk des zerschlissenen Kanapees? Nein, das war mir von meinem Vater bekannt, daß diese Verstecke schlecht seien. Trotzdem ich nur mit einem Hemd bekleidet war, lief mir der Schweiß von der Stirne. — Zum Fenster hinauswerfen? — Und dem Spitzel, der am Ende da unten noch auf und ab patrouillierte, vor die Füße, oder gar auf den Kopf schleudern! Nein, so blau war ich nicht. — Ich suchte 'rum. — Kein Platz paßte mir. —

Aus dem Hause mußte es, aus dem Hause. Darin allein lag die

Sicherheit, das ſtand klar vor mir. — Ich war in die Küche getreten; ich ſtolperte, — es war der Kehrichtkaſten, an den ich geſtoßen. — Glück, Glück wie immer! — Der Ausweg war gefunden. Morgen, wenn das Mädel kam, das die Wohnung zu reinigen hatte, war es ihr erſtes, den Kaſten hinunter auf die Straße zu tragen; er wurde vor das Haus geſtellt und ſpäter ſein Inhalt auf einen vorüberfahrenden Karren geſchüttet.

Das geſchah in aller Herrgottsfrühe; ſelbſt wenn ein Poliziſt vor dem Hauſe lauerte, konnte das Meſſer auf dieſem Wege fortgeſchafft werden. Ja, das ging, gewiß! — Ich fühlte mich wie erlöſt. — Sorgſam verbarg ich das Meſſer in dem bis zum Rande, teils mit Aſche, teils mit allerlei Abfall gefüllten Gefäß. Gerade in der Mitte verbarg ich es. — Erleichtert kroch ich in mein Bett zurück, — bald lag ich in tiefem Schlafe.

Nach wenigen Stunden erwachte ich; früher als gewöhnlich. Es war ein heller, klarer Morgen; die Sonne ging eben auf; den Himmel überſtrahlte ein feuriges Rot, einen ſchönen Tag verkündend.

Sofort vermißte ich mein Kleinod, das ich ſonſt ſtets neben mir liegen hatte; mein Meſſer, mein wunderbares Meſſer! — Wie thöricht ich doch geſtern Nacht geweſen! — ein ſchwacher, erbärmlicher Feigling war ich; ein Kerl, der ſich von jeder Bagatelle ins Bockshorn jagen läßt. —

Jener Herr hatte gewiß nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Spitzel gehabt, und ſelbſt wenn er es geweſen und etwas gemerkt hätte, wär' ich dann nicht ſofort von ihm gefaßt worden? — Ja, deſſen hätte ich ſicher ſein können; der hätte nicht die Nacht verſtreichen laſſen, der hätt' mir gleich das Meſſer abgenommen. — Was ich für ein Haſe geweſen war! — Ich ſchämte mich furchtbar. — Ich begriff nicht mehr, woher meine Angſt gekommen. War ich am Ende nervös, wie der Emil, der ſchlotterige Kerl? Pfui! — Und mein Meſſer, hatte ich nicht alles gewagt dafür, — damals? — Beinahe erwiſcht worden wär' ich! Und jetzt vor der Abreiſe, halb ſchon im ſichern Hafen, hatte ich mich ſeiner entäußert? — Die Sehnſucht nach meinem wunderbaren Meſſer ergriff mich gewaltig — und mochte kommen was da wollte, weg mit den Gedanken, weg. — Die Angſt, das Mädel ſei ſchon draußen und trage den Kaſten hinunter, riß mich jählings empor, ich ſprang aus dem Bette — und holte mir mein Meſſer wieder; meine bebenden Finger gruben es aus Staub, Schmutz und Aſche.

Ohne das Meſſer gab es für mich keine Freude mehr. Mein ganzes Herz, all mein Verlangen hing daran. — Nein! Ich war geſonnen, jeden Kampf aufzunehmen.

Aber das war doch alles Thorheit, Einbildung. — Kein Menſch wußte darum, kein Menſch außer mir; ich allein! — Trotzdem nahm ich mir vor, meinen Schatz gut zu hüten.

Meine sorglose Entschlossenheit kehrte zurück, der Glauben an mein Glück, das Siegesgewisse in mir, was mich stets so mutig gemacht, so stolz, wofür ich so oft von meinem Vater gelobt worden war und das mir die Bewunderung Emils eingetragen hatte.

Ganz schief konnte mir nie was gehen, denn ich hatte Glück, Glück! — Und da all mein Wünschen nur darauf gerichtet war, vermochte mir das Messer niemand zu rauben; niemand auf der Welt würde die Macht dazu haben, niemand! — Das Messer gehörte mir; es würde bei mir bleiben, weil ich wollte.

Mein Vater und Emil schliefen noch, als ich das Haus verließ. Langsam, auf weiten Umwegen bummelte ich zur Schule. Obgleich ich kaum ein paar Stunden geschlafen, fühlte ich mich frisch und munter. Ich freute mich darauf, dies alles später meinem Vater zu erzählen; so genau, wie es gekommen; was ich gedacht und gefühlt. — Er würde mich loben, trotz meiner Furcht; es war ja eigentlich auch nur Vorsichtigkeit gewesen — und zu der hatte er mich ja erzogen. Ja, er würde mich loben, er würde es.

Er achtete selbständige Menschen, und ich fühlte meine Selbständigkeit, — ganz allein hatte ich gehandelt, gesorgt und mich entschlossen.

Selbstbewußt betrat ich die Schule. Die dummen Jungen alle, sie kamen mir vor wie Wickelkinder. Unter denen befand sich auch nicht Einer, der mir gleich kam; ich übersah sie insgesamt.

Wir hatten Geographiestunde; bald waren alle meine Gedanken vollauf gefesselt, — ich war überhaupt einer der besten Schüler, und Geographie dazu mein Lieblingsfach. — Südamerika! — Das Goldland! — Und das alles war mir erschlossen; bald, bald! — Wenn es die andern Jungen gewußt hätten, — die, oh die! — Noch viele Jahre hatten sie zur Schule zu gehen, — nichts erlebten die, aber ich! —

Mitten in der Stunde wurde der Lehrer durch den Schuldiener zum Herrn Direktor gerufen. Die Klasse blieb allein. Die Jungens fingen an zu lärmen. Ich war ganz vertieft in die Karte, die ich vor mir liegen hatte. Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter. Der Schuldiener faßte mich beim Arm und zog mich mit. „Du sollst hinaus kommen, Dein Vater ist draußen." Es ging so rasch, daß ich nichts zu denken vermochte. — Als ich jedoch den Geheimpolizisten, ohne Bart und ohne Zwicker, im Gange stehen sah, da wußte ich alles. — Das Messer trug ich bei mir, — er würde mich untersuchen; ich wußte es. — „Gefunden, gefunden", schoß mir's durch den Kopf, „ich hab's gefunden, dabei wollte ich bleiben, — vor dem Hause hab ich's gefunden". Mehr vermochte ich nicht zu überlegen in den paar Sekunden; aber das genügte; dabei wollte ich beharren, fest und ohne Wanken. —

Wie gut, daß niemand die Wahrheit bekannt war, als mir; kein Menſch war imſtande, widerſprechende Angaben zu machen. Auf mich ſelbſt konnte ich mich verlaſſen; noch war nichts verloren!

Im Rektoratszimmer war ich unterſucht worden; man hatte das Meſſer bei mir gefunden.

„Wo haſt Du das Meſſer her? Das Meſſer iſt zu gleicher Zeit mit der Geldkaſſette entwendet worden", ſagte der Geheimpoliziſt, indem er mich ſtreng und böſe anſah. — „Dein Vater hat ſchon ſeine Ausſagen gemacht," fügte er hinzu. Letzteres glaubte ich keinen Augenblick; dazu war mein Vater viel zu gerieben; ſo raſch warf der die Flinte nicht ins Korn. —

„Ich hab's gefunden," ſagte ich leiſe, „ich hätt's hergeben ſollen; ich wußte, wem es gehörte, — ach, zuerſt wollte ich es auch thun, — aber das Meſſer hat mir ſo gut gefallen, ſo gut. — Nur meinem Vater nichts ſagen, bat ich, ſonſt krieg' ich furchtbare Schläg' — oh nur dem nichts ſagen!" — Ich fiel auf meine Kiee, der Gedanke an meinen Vater, an ſeine Wut machte mich zittern, — es war keine Rolle mehr, die ich ſpielte, — ein Stück ſtarker Wahrheit lag in meinem Flehen; man mußte mir die Angſt anſehen. — Selbſt der erfahrene Polizeimenſch fing an zu zweifeln; ich merkte es gut, ich las es auf ſeinem Geſichte. — „Dein Vater iſt verhaftet, er hat alles geſtanden." — Meine Gedanken blieben ſo klar wie Waſſer. — „Ich habe ihm ja gar nichts davon geſagt, — ich hielt ja das Meſſer immer vor ihm verborgen, — woher weiß er es denn? — Weiß er es wirklich? Ach, wie wird der mich ſchlagen!" — Und ich heulte und jammerte. — Von dem Gelde, von der Kaſſette hütete ich mich zu ſprechen; ich that, als begreife ich gar nicht, daß dieſe beiden Dinge im Zuſammenhange ſtünden; ich ſtellte mich ſehr unſchuldig; was lag mir daran, wenn ich auch einmal für dumm gehalten wurde.

Es war abſolut nichts aus mir herauszukriegen.

„Nur nicht geſtehen; leugnen, leugnen — immer leugnen; ſich genau merken, was man geſagt hat; nicht zu viel reden." — Streng hielt ich mich an dieſe väterlichen Lehren.

Wochenlang befand ich mich ſchon in Haft — ich blieb bei meinen Ausſagen; feſt, ſtandhaft, unverbrüchlich. — „Ich hab's gefunden", — von dem Diebſtahl wiſſe ich nichts. —

Meinen Vater und den Emil hatte man auch ins Gefängnis gebracht, das wußte ich; ob die Hausfrau, die Fanny? —

Auf alle Weiſe war verſucht worden, wegen des geſtohlenen Geldes ein Geſtändnis aus mir herauszulocken; ich ſprach nur von dem Meſſer und blieb dabei, „ich hab's gefunden", — und wiederholte ſtets mit gleicher Dringlichkeit meine Bitte, „nur meinem Vater nichts ſagen". Daß mein

Vater ſich keine Blöſe gegeben, davon war ich feſt überzeugt — aber der Emil? — der ſprach kein Wort zu viel, dazu war er ſchon zu faul; das war das Gute an ihm. Und wenn es ihm erſt an den Kragen zu gehen drohte, dann benahm er ſich gewiß aufs Behutſamſte. Raffiniert genug war er ja und nicht ſo leicht zu kriegen; wenn er auch ein feiger Hallunke war.

Die Verhandlung war anberaumt. —

Ein paar Tage zuvor wurde ich zu ganz ungewohnter Zeit ins Zimmer des Unterſuchungsrichters geführt. Als ich eintrat, fand ich zu meiner Überraſchung unſern frühern Hausherrn vor. Der Alte erhob ſich von dem Stuhle, auf dem er geſeſſen und reichte mir herzlich die Hand. „Armer, kleiner Kerl, wie blaß Du ausſiehſt!“ — Aber ich traute ſeiner Freundlichkeit nicht über den Weg — ich beſchloß, ſehr auf meiner Hut zu ſein. — Nachdem er ſich einige Minuten über ganz gleichgültige Dinge mit mir unterhalten, bemerkte er ganz unvermittelt. „Daß jetzt Dein Vater und Emil alles geſtanden haben, war das Beſte, was ſie thun konnten.“ Wollte mir der alte, dumme Narr wahrhaftig den blauen Dunſt auch weiß machen; was meinte denn der! da hätte er früher aufſtehen müſſen, wenn er mich aufs Eis locken wollte. Dies war dem Unterſuchungsrichter bis jetzt nicht gelungen, trotz ſeiner Kreuz- und Querfragen, — und nun glaubte der, er dürfe nur kommen. Beinahe hätte ich höhniſch aufgelacht.

Der Unterſuchungsrichter war nicht im Zimmer anweſend; nur ein Schreiber ſaß, ohne Notiz von meinem Eintritt genommen zu haben, über einen Stoß Akten gebeugt, an einem Tiſche. Raſtlos flog ſeine Feder übers Papier.

„Dein Vater und der Emil müſſen gehörig brummen; Du kommſt in eine Anſtalt, da kriegſt Du's nicht ſchlecht — Du wirſt gut erzogen, das heißt, wenn Du die Wahrheit ſagſt, im andern Fall kann es Dir ſchlimm ergehen. — Am Ende ſtecken ſie Dich auch ins Zuchthaus.“ — Fürs Zuchthaus war ich zu jung, das wußte ich; ich war ja noch keine zwölf Jahre, deshalb fürchtete ich mich auch nicht. — „Ich thät an Deiner Stelle die Wahrheit bekennen.“ — Ich blieb bei meinen früheren Ausſagen; ich hätte das Meſſer vor dem Hauſe gefunden, und weil es mir' eben ſo ſehr gut gefallen, behalten.

Ich wiederholte die eingelernten Worte: — wie böſe mein Vater auf mich ſein werde, welch furchtbare Angſt ich vor den Prügeln habe, die mir ſicher ſeien; wenn ich an die dachte, ſo ſtanden mir die Thränen leicht zu Gebot. — „Oh, wie wird er mich ſchlagen — winſelte ich — halb zu tot wird er mich prügeln, wenn er nächſte Woche frei wird! — und ich heulte ganz erbärmlich, denn ich ſpürte ſchon den Stock meines Vaters über meinen Rücken tanzen. — Und erſt die Vorwürfe! — an die zu denken, war mir

beinahe noch peinlicher: Daß ich ich mich ſo blamiert hatte; ich, der ich für ſo talentvoll, für ſo verläßlich gegolten! — Auch der Verluſt des Meſſers ſchmerzte mich; ſo oft davon geſprochen wurde. Und ich verhüllte mein Geſicht mit dem Taſchentuch und weinte aufrichtige Thränen.

„Da ſchau her!“ Unwillkürlich blickte ich auf. Der Alte zeigte auf den Tiſch; meine Augen blitzten: da lag auf einmal das Meſſer mit dem beinernen Griff — mein Herz zog ſich zuſammen vor Wehmut. — Wie ſchön es war! — es erſchien mir wunderbarer denn je. — Oh daß ich ſo dumm geweſen und es das eine Mal herausgezogen; auf offener Straße, unter der Gaslaterne. Dieſe Unvorſichtigkeit! — Ein Mal und ſolche Folgen! — Da lag das Meſſer! Der Alte ſtreckte langſam die Hand aus und griff darnach. Er beſah es von allen Seiten — er klappte es auf und zu — oh den Klang kannte ich! Wie er mir ins Herz ſchnitt dieſer feſte, eigene, entſchiedene Ton — klipp, klapp! —

„Iſt doch ein feines Meſſer,“ ſchmunzelte der Alte — „bin froh, daß ich es wieder habe — heute nehme ich es mit,“ — wandte er ſich an den ſtillen Schreiber, — „ich darf es doch, da die beiden Herrn eingeſtanden haben?“ — Dieſer drehte etwas den Kopf und nickte zuſtimmend, indem er ruhig in ſeiner Arbeit fortfuhr. — Der Hausherr ſchob das Meſſer ein.

Da war's mir, als riſſe man mir das Herz aus dem Leibe — ich biß die Zähne zuſammen — meine Fäuſte ballten ſich. Langſam zog der Alte das Meſſer nochmals aus der Taſche und hielt es mir vor die Augen; gierig langte ich darnach. Aber raſch zog er die Hand zurück und das Meſſer hoch in der Luft haltend, ſprach er: „Wenn Du die volle Wahrheit ſagſt, ſoll es Dein ſein, dann ſchenke ich es Dir.“

Ich konnte nicht widerſtehen, ich wollte nicht widerſtehen; keinen Augenblick zögerte ich — ich mußte das Meſſer haben und wenn es mein Leben gegolten! — Und ich geſtand, geſtand alles haarklein. — Ich verriet meinen Vater, den Emil und die Alte; ſelbſt die ſchwarze Fanny ſchonte ich nicht. — Das Verſteck des Geldes gab ich an, den Aufbewahrungsort der gepackten Koffer; nichts verſchwieg ich. Da nun doch alles gleich war, benützte ich die Gelegenheit, der Frau und dem Emil eins hinauszugeben. Der Alte kochte vor Eiferſucht — ſein Geſicht wurde beinahe ſchwarzblau vor Wut, als er erfuhr, wie er von ſeiner Frau betrogen worden: „ſie ſoll es büßen,“ knurrte er.

„Haben Sie die Ausſagen des Jungen genau protokolliert?“ fragte der Unterſuchungsrichter, welcher in dem Augenblick, als ich mein Geſtändnis beendet, vom offenen Nebenzimmer herein getreten war; dieſer drehte etwas den Kopf und nickte zuſtimmend, indem er ruhig in ſeiner Arbeit fortfuhr.

Nie im Leben werde ich die haßerfüllten Blicke vergeſſen, die mich aus

den Augen meines Vaters trafen, als ich ihm als Zeuge gegenüber gestellt wurde. Seine Züge waren in ohnmächtigem Grimm verzerrt; um seinen Mund zuckte es voll Haß. Er war um Jahre gealtert. Wenn er mich unter seine Klauen bekommen, er hätte mich totgeschlagen.

Weder ihm noch dem Emil half ihr hartnäckiges Leugnen; sie waren glänzend überführt worden. Ganz allein durch mich; ich hatte mit einem Schlag alles zertrümmert; ich war eben doch ein Sakramenter!

Beide wurden zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt — auch die beiden Frauenzimmer mußten dran glauben.

Als man meinen Vater abführte, rief er mir böse, drohende Worte zu. — Ich fürchtete mich ganz entsetzlich auf später; ein Schauder lief mir über den Körper, wenn ich an's Wiedersehen dachte.

Aber ich hatte Glück, Glück wie immer; nach einem halben Jahre ist der Mann im Zuchthaus gestorben.

Als mir diese Nachricht überbracht wurde, — atmete ich auf, — jetzt erst konnte ich mich so recht über das Messer freuen. —

Ich besitze es heute noch.

Die Walküre.

Novelle von A. v. Sommerfeld.

(Santa Izabel, Brasilien.)

Entrez, monsieur, entrez!

Sie ruft es mit einer gezierten Betonung des Französischen, das nicht recht paßt zu dieser vollen, kräftigen Gestalt, die umflossen ist von einer Wolke rotblonden, gelösten Haares. Nachlässig ruht sie in dem dunkelroten Polster des Sofas. Das eng geschnürte Korsett läßt die volle Strammheit ihrer Formen fast allzudeutlich ahnen und um die leicht geöffneten Lippen spielt ein Zug vornehmer, weltgewandter Sicherheit. Mechanisch, wie um die lauernde Ruhe ihres Dolce far niente etwas zu verdecken, schiebt sie das schmale goldene Armband hin und her, das ihr kräftiges, robustes Handgelenk umspannt. An dieser Frau ist nichts zierlich. Alles lauert gewissermaßen unter einer gespannten Kraft, unter einer Fülle der Formen und Muskeln, die gerade an jener Grenze steht, wo eine weitere Entwicklung unfehlbar jede Grazie und jeden Reiz ersticken muß.

Man nennt Fräulein Hortenſe Fink nicht mit Unrecht „die Walküre.“ In den Kreiſen, in denen ſie ihre Verehrer hat — junge Lieutenants, kahlköpfige, eheverroſtete Hauptleute, narbenbedeckte Couleurſtudenten ſehr alten Semeſters, phantaſtiſche Referendare —, iſt dieſer Titel gewiſſermaßen zum Schlachtruf geworden. Alle verehren dieſen üppigen gedrungenen Körperbau, der in der That etwas Walkürenhaftes an ſich hat und unwillkürlich an die „Wodansmädel“ der alten Germanen erinnert.

„Ich möcht' mich mit dem Teufelsweib in keinen Ringkampf einlaſſen,“ hatte einmal ein ſpindeldünner Lieutenant geſagt, „ich glaube, in deren Umarmung verſchwände man wie ein Tropfen im Univerſum.“ Schön kann Hortenſe Fink nur der nennen, der gänzlich im Banne dieſer ſtrammen Formen ſteht. Nur in ſeltenen, geweihten Momenten zeigt ſie eine Spur von Geiſt. Und wie ein Fatum ſteht es im Buche ihres Lebens geſchrieben, daß ſie nur Verehrer hat, die andächtig vor dem Götzen des fleiſchlichen Genuſſes knieen, Leute mit blaſſen verlebten Geſichtern und geringer Leiſtungsfähigkeit auf allen Gebieten des menſchlichen Berufes.

Noch einmal ruft ſie ihr geziertes: „Mais entrez, monsieur!“ durch die dämmrige Schwüle des etwas überladenen Salons.

„Aber, mein gnädiges Fräulein, die Thür iſt verſchloſſen. Ich müßte gerade wie ein Geiſt durchs Schlüſſelloch kriechen, um zu Ihnen kommen zu können.“

„Ah! Pardon monsieur! Ich habe das ganz vergeſſen. Attendez un moment!“

Sie ſteht auf, wirft einen prüfenden Seitenblick in den großen goldgeränderten Wandſpiegel und reckt die Arme, daß ſich ein gefährliches Krachen des Korſetts hören läßt. Dann iſt ſie bei der Thür und ſchiebt den Riegel zurück.

„Guten Tag! Ich habe Sie längſt erwartet.“

„Guten Tag! Donnerwetter, iſt das hier ſchwül. Gnädiges Fräulein leben wirklich in einer Gewitteratmoſphäre.“

Mit einer Art vertrauter Behaglichkeit wirft der eingetretene junge Offizier ſeine Mütze auf einen weißen Marmortiſch, den Geibels Gedichte in Goldſchnitt zieren. Dann ſtreicht er ſich kokett den kleinen ſchwarzen Schnurrbart und meint mit einer Königsmiene: „Gnädiges Fräulein ſehen heute wirklich pompös aus!“

Sie ſtemmt den Arm in die Hüfte und reckt ſich unwillkürlich in all ihrer Größe, daß ſie wie eine Heldin vor dem jungen ſchmächtigen Offizier ſteht.

„Bitte, nehmen Sie doch Platz, Herr v. Egelſtein. Was für Beſcheid bringen Sie mir? Sie wiſſen, ich vergehe vor Neugier, während Sie mich mit Ihren liebenswürdigen Phraſen bombardieren.“

Der Lieutenant von Egelstein nimmt auf einem der bordeauxroten Sessel Platz und meint mit süßem Lächeln, während er die Augen zu vertrautem Blinzeln zusammenkneift:

„War mir nicht möglich, ihn herzulotsen, gnädiges Fräulein. Auf Ehre nicht! War mir nicht möglich. Wissen Sie, solche grünen Frösche haben ihren eigenen Kopf, und der Westenden schwimmt zumal mitten drin in seinem idealsten Rosenrot. Hat — hm! man sagt das so! — angebändelt mit der jungen Fredriksen. Sie wissen doch, die blonde Dänin, die damals ganz im meergrünen Kleide solche Effekte erregte. Er ist halt ganz weg und schmachtet, schmachtet, gnädigstes Fräulein, wie ein verliebter Sekundaner vor dem Fenster seiner Angebeteten. Eine aussichtslose Sache übrigens. Die blonde Dänin ist arm wie eine Kirchenmaus, und ihr ganzer Reichtum besteht in ihrer Garderobe. Westenden aber hat Schulden, fürchterliche Schulden. Unter uns, gnädigstes Fräulein, er steht sehr auf der Kante, sehr zum Umkippen bereits."

Hortense Fink hat den Worten des Redners aufmerksam zugehört. Sie liegt wieder nachlässig in ihrem roten Sofa, und die rotblonden Haare wogen fesellos über ihr perlgraues Kleid. Nervös nagen die weißen Unterzähnchen an der Oberlippe. Sie kann sich über das Gefühl, daß sie eine Niederlage erlitten hat, nicht hinwegtäuschen und glaubt das boshafte Lächeln ihres Gegenübers zu bemerken, das sich hinter einer süßlichen Grimasse versteckt.

Unter den vielen Verehrern, die sie hat, ist Egelstein ihr Vertrauter. Es steckt ein sonderbarer Charakter in dieser keineswegs angenehmen Persönlichkeit, die mit dem schwarzborstigen Kopfe und den tiefliegenden Schlitzaugen ausschaut wie ein Mephistopheles. Er ist ausgebrannt wie ein alter Krater. Er weiß nichts mehr von dem Feuer der Leidenschaft und will auch nichts davon wissen. Er hat sich ihr noch niemals mit unziemlichen Wünschen genähert, aber sie kann ihn gebrauchen zu ihren geheimsten Plänen, ohne daß er eine Spur von Eifersucht zeigt. Egelstein ist der Mitwisser ihrer kleinen Sünden und der Vertraute ihrer verborgensten Absichten. Und trotzdem sitzt er immer mit demselben süßlichen Gesicht vor ihr in dem roten Sessel, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie einmal mit der Fingerspitze anzurühren. Er weiß, daß „die Walküre" vernarrt ist in den flotten Westenden von den Gardeschützen, und daß sie sich in den Kopf gesetzt hat, ihn zu heiraten. Sie hat es ihm selbst zu verstehen gegeben, und er müht sich ab, ihr gefällig zu sein. Für heute ist sein Bemühen fruchtlos gewesen, und er empfindet nun doch etwas wie Schadenfreude, als er den heimlichen Ärger der Walküre bemerkt.

Die aber müht sich ab, sehr gleichgültig zu sprechen.

„Er ist arg verschuldet, er steht auf der Kippe, sagten Sie?"

„Meiner Treu, wirklich zum Abschnappen, gnädigstes Fräulein. Ich kenne die Westendens. So lange der Vater lebte, ging's noch. Mit seiner Hilfe wurde manches Loch in dem leichtfertigen Leben des Herrn Sohnes zugestopft. Aber jetzt ist's aus. Das Gut ist ruiniert und soll unter den Hammer. Alle Hilfsquellen sind erschöpft. Die Gläubiger wissen das und wollen retten, was noch zu retten ist. Westenden kann sich nur noch durch eine reiche Heirat helfen."

„Sie sind sehr gut unterrichtet, Herr von Egelstein," bemerkt sie etwas höhnisch.

„Du lieber Gott, was thut man nicht einer schönen Frau zur Liebe," entgegnet Egelstein ruhig, eine Cigarette in Brand setzend.

„Und trotzdem, sagten Sie, bemüht er sich um die junge Fredriksen?"

Die Walküre fragt mit äußerlicher Ruhe, aber jeder Zug in dem lauernden Gesicht ist gespannt, und nervös spielt die Rechte mit der Quaste des Sofas.

„Trotzdem eben. Das ist ja die Dummheit. Er thut, als wüßte er von dem nichts, was bereits alle Welt weiß. Aber wenn ihm das Messer an der Kehle sitzt, wird er schon andere Lieder singen. Und darum, gnädiges Fräulein, glaube ich, Sie gewinnen doch noch!"

Gleichmütig, mit einem wahren Lammgesicht, passt Egelstein den Rauch der Cigarette weit von sich.

Die Walküre preßt die Quaste des Sofas fest. Er ist ihr so eklig, dieser Mensch, sie könnte ihn prügeln, und doch kann sie nicht von ihm los, ja sie braucht ihn, der an ihr mit der treuen Gewissenlosigkeit eines Hundes hängt.

„Übermorgen ist Ball bei Gerdens. Westenden kommt auch. Ah, Pardon! Ich vergaß, daß Sie bei Gerdens nicht verkehren."

Er sagt das wieder mit demselben gleichgültigen Lammgesicht, aber sie fühlt, daß er sie ärgern will. Sie weiß, daß sie nicht salonfähig ist und vergebens den Eintritt in die Häuser des Adels zu ertrotzen sucht. Man kennt ihre extravaganten Manieren und würde ihr niemals den ungenierten Umgang mit den jungen Lebemännern der Residenz verzeihen. Was sie erstrebt, kann ihr nur durch eine Heirat werden. Zwar müßte Westenden den Abschied nehmen, aber wer würde es wagen, einer reichen Frau Baronin von Westenden die Thür zu verschließen?

„Ah! Lupus in fabula, meine Gnädigste! Die Grünröcke!" Egelstein ist ans Fenster getreten und schiebt die Vorhänge aus dunkelroter Seide mit dem weißen Spitzenbesatz zurück.

Schmetternde Militärmusik klingt von unten herauf. Schon ist die Spitze des Bataillons mit den Stabsoffizieren in Sicht, umwogt von einer trampelnden und schreienden Flut von Kindern.

„Zweite Kompagnie, erste Sektion," meint Egelstein trocken.

Sie steht jetzt neben ihm und sieht herunter. Richtig, am Flügel der zweiten Kompagnie marschiert Westenden. Ein Strahl der kalten Wintersonne blitzt auf dem blinkenden Stahl des gezogenen Degens, und dünne einzelne Schneeflocken fliegen um den schwarzen Helmbusch. Er erscheint ihr als der eleganteste aller Offiziere, in seiner geschmeidigen Schlankheit und dem prall sitzenden dunkelgrünen Waffenrock. Und mit blitzenden Augen folgt sie seiner Gestalt, bis er ihren Blicken entschwindet. Dann wendet sie sich ab und wirft sich aufatmend auf das Sofa. Er ist verschuldet, wozu soll er untergehn? Sie will ihn retten mit ihrem Gelde, sie will ihm alles geben, wenn er nur der ihre wird. Sie weiß, daß sie ihn liebt.

Egelstein ahnt, daß er überflüssig ist. Eine Weile sitzt er noch in sich versunken auf dem roten Sessel, dann greift er nach seiner Mütze und verabschiedet sich mit einem Kopfnicken und einem vertrauten: „Bis morgen, gnädiges Fräulein."

Die Walküre scheint kaum zu merken, daß er nicht mehr im Zimmer ist. Alles, was in dieser Frau an gebändigter Naturkraft schlummert, ist jetzt lebendig. Sie hat sich noch niemals fortgeworfen. Sie ist zu vernünftig dazu, denn sie weiß, daß sie das büßen müßte in einem verfehlten Leben. Aber alles in ihr strebt nach einem Ziel. Sie hält diese Existenz nicht mehr aus, und schon darum muß Westenden der Ihre werden.

* * *

„Was giebst Du mir, wenn ich Dir jemand nenne, der alle Deine Schulden — noch dazu ohne Schuldschein — bezahlen will?"

Westenden steht im Drillichrock am Fenster und pfeift vor sich hin. Bei Egelsteins Worten wendet er sich mit einem Ruck um.

„Das müßte ein Verrückter sein, oder die Sache hat sonst einen gefährlichen Haken."

„Ars amandi!" flötet Egelstein vor sich hin.

„Hör' auf mit Deinem Hottentottisch oder ich schmeiß Dich zur Thür hinaus," brummt Westenden vor sich hin, der selbst mensa nicht mehr deklinieren kann.

„Na, mein Bester, ars amandi oder die Kunst, zu lieben. Du weißt doch hoffentlich, daß das Lieben eine Kunst ist, bei der man die Haare verlieren kann? Eine sehr schmerzliche Kunst, ich weiß das. Um so besser bist Du dran, wenn sie sich Dir mit einem gefüllten Portemonnaie naht.

„Drück' Dich deutlicher aus, oder bist Du etwa übergeschnappt?"

„Na, kurz heraus, Mensch. Die Walküre will Dich heiraten. Nach'

doch nicht so schreckliche Augen, denn das Mädel ist ja reich und hat eine Prachtfigur . . . ."

„Und das sagst Du mir jetzt, Mensch"

Westenden ist an den Kameraden herangetreten und würgt an dessen Waffenrockknopf herum. Seine Augen blitzen seltsam erregt. Egelstein fühlt sich etwas beklommen, ein Unbestimmtes in dieser Situation erscheint ihm sehr unheimlich.

Er hält es für das beste, zu schweigen.

Westenden seufzt.

„Nimm Platz!" meint er kurz, „ich will Dir etwas sagen."

Er setzt sich Egelstein gegenüber, streckt die Beine lang von sich und starrt ins Leere. Selbst Egelstein fällt es auf, wie entsetzlich verwittert eigentlich die Züge des lebenslustigen Offiziers aussehen.

„Das, was Du mir sagst, hätte mich zwei Tage früher vielleicht noch retten können. Hier aus diesen Dingen wirst Du Dir alles selbst erklären können."

Westenden reißt die Schublade des Tisches auf und entnimmt ihr verschiedene Gegenstände. Lakonisch macht er seine Bemerkungen dazu. „Hier zwei bereits verfallene Ehrenscheine, von der das Bataillon schon benachrichtigt ist. Das kurze Schreiben des Kommandeurs giebt mir davon Kunde. Hier ein Pistolenkasten mit zwei sehr schönen Pistolen mit Silberbeschlag. Hier ein bereits gelöstes Billet Antwerpen—New-York. Und nicht zu vergessen, dies hier."

Er wirft Egelstein einen kleinen Briefbogen hin, der bedeckt ist mit kleinen zierlichen Schriftzügen. „Lies selbst!"

Egelstein ist sehr unruhig und verwirrt geworden.

Mechanisch liest er den Brief.

„Teufel, ich glaube, die Kleine ist zu allem fähig."

„Ja und die größte Schurkerei wäre es von mir, wenn ich sie wirklich mit mir nähme. Wenn ich das Geschick dieser Dame an mein künftiges elendes Dasein heftete. Es geht nicht."

Egelstein murmelt gedankenvoll: „Diese Fredriksen!"

Dann fragt er plötzlich: „Wann reist Du?"

„Morgen mit dem ersten Schnellzug!"

„Ohne Urlaub, ohne Abschied?"

„Ohne alles. Als ob das nicht wurscht wäre. Ich verlasse mich auf Dein Stillschweigen."

Egelstein nickt vor sich hin.

Er kennt das Leben und versteht und verzeiht alles. Aber unwillkürlich kommt ihm der Gedanke: „Was wird die Walküre sagen?"

Und dieser Gedanke duldet ihn nicht mehr lange in Westendens Zimmer. Er muß sofort zu ihr; denn wie die Sachen jetzt stehen, ist es ein Unsinn, wenn die Walküre noch Westendens Wechsel einlöst. Und daß sie das will, das weiß er. Er verabredet mit Westenden ein abendliches Zusammentreffen in einem obskuren Kaffee der Vorstadt. Natürlich in Civil. Dort sind sie sicher und niemand soll mehr dabei sein, als ein paar „honette" Damen, wie Westenden sich ausdrückt.

Egelstein hat Pech. Er trifft die Walküre nicht zu Hause. Er setzt sich ein paar Stunden bei Stier hin, von wo er ihre Hausthür beobachten kann, ißt ein paar Lachsbrötchen und würgt an einem sogenannten guten Wein. Aber Hortense Fink kommt nicht. Gelangweilt schlendert er nach Hause. Die Sache wird schon noch Zeit haben, und in Geldangelegenheiten pflegt man sich nicht allzu sehr zu beeilen.

Abends trifft er mit Westenden zusammen. Der ist schon am Platz, eingefaßt von zwei dekolettierten „Schönen" mit Spitzgläsern auf dem Tisch. Den einen Stuhl ziert der Sektkühler, aus dem die silbernen Hälse zweier Champagnerflaschen ragen. Westenden will sich heute nicht lumpen lassen.

Egelstein findet die Sache eigentlich etwas peinlich. Wenn er hier gesehen würde in Gesellschaft des bereits stark anrüchigen Kameraden, über den man sich die schlimmsten Sachen erzählt, und der nun kurzer Hand desertiert, um noch schlimmerem aus dem Wege zu gehen. Aber er setzt sich über seine Bedenken hinweg und ist bald in lustigster Stimmung.

* * *

Mit erstaunten Blicken aus seinen kleinen Maulwurfsaugen, die hinter den schmutzigen Brillengläsern trübe hervorschimmern, mustert der „Bankier" Gustav Löwenthal die volle elegante Frauengestalt, die pelzverbrämt und dichtverschleiert vor ihm steht. Die Musterung muß zufriedenstellend ausgefallen sein, denn er zerfließt in Höflichkeit.

„Womit kann ich dienen, meine Gnädigste!"

Die Walküre ist kalt wie Eis. Der Schmutzian vor ihr widert sie so an, daß sie nach Worten suchen muß, um ihren Wunsch vorzutragen. Sie, die gewöhnt ist, in allem Männlichen zuerst den Mann zu erblicken, empfindet einen so heftigen Abscheu vor dieser gekrümmten Brillengestalt, daß sie sich halb abwendet als sie spricht:

„Sie haben Wechsel eines gewissen Herrn Baron von Westenden, Sekonde-Lieutenant bei den Gardeschützen, in Händen, die ich auslösen will. Wollen Sie mir dieselben gegen die fällige Summe einhändigen!"

Der Bankier kann kaum seine Freude verbergen. Die Papiere, die

er bereits für wertlos hielt, sollten ihm doch noch einen anständigen Gewinn bringen. Er hätte nicht gedacht, daß der Westenden so zahlungsfähige Gönner habe. Schade, daß er die Ehrenscheine dem Bataillon eingeschickt hat, nun wird es wohl aus sein mit ferneren Geschäften.

Die Walküre zahlt eine enorme Summe. Der Bankier überreicht ihr die Papiere mit einem ergebenen „Bitte, meine Gnädigste!" Sie reißt sie unbesehen in Fetzen und läßt die zerrissenen Stücke auf dem Tisch liegen. Dann geht sie mit einem stolzen Neigen des Kopfes. Vollständig verblüfft, mit offenem Munde, starrt der Bankier hinter ihr her.

Siegesstolz, in dem Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben, biegt die Walküre in die Linden ein. Warme Wintersonne strahlt auf den schmelzenden Schnee. Einige feuchte Tautropfen glänzen in ihrem rotblonden Haargeflecht wie blitzende Diamanten. Mancher bleibt stehen und sieht der großen, üppigen Frauengestalt nach, die stolzen Schrittes dem Brandenburger Thore zuschreitet.

Innerlich überlegt sie die Folgen ihrer That. Jetzt glaubt sie, daß sie Westenden sicher hat. Denn durch nichts, das weiß sie, kann man sich einen Kavalier mehr verpflichten, als durch scheinbar uneigennützige Großmut. Sie hat eine große Summe für ihn geopfert, und sie wird sich mehr einschränken müssen. Aber, was thut das alles, wenn man es seiner Liebe zur Liebe thut?

Sie ist am Tiergarten entlang geschritten und biegt nun über den Leipziger Platz nach der Potsdamer Straße ein. In ihr ist alles hoffnungsvolle Seligkeit. Westenden wird nicht mehr anders können und er wird sie lieben lernen.

Da bemerkt sie Egelstein, der die Potsdamerstraße heraufgeschlendert kommt und augenscheinlich vergeblich bei ihr angeklopft hat. Er kommt vom Rekrutendrillen, hat einen Kater und würgt noch an einem Rüffel seines Kompagniechefs.

Auch Egelstein hat jetzt die Walküre bemerkt.

Dies Zusammentreffen auf offener Straße ist ihm nicht sehr erwünscht, aber er darf nicht an ihr vorübergehen, wenn er sie nicht auf das empfindlichste beleidigen will.

So steuert er denn direkt auf sie zu, grüßt sehr höflich und schließt sich ihr ohne weiteres an. Er findet, daß er sich der stattlichen hochgewachsenen Frauengestalt an seiner Seite nicht zu schämen braucht und dankt etwas huldreicher als gewöhnlich für die strammen Grüße der gemeinen Gardisten.

„Wissen Sie schon das Allerneueste, meine Gnädigste?"

„Nun?" fragt sie arglos.

„Weſtenden iſt fort. Heimlich ausgerückt. Verfallene Ehrenſcheine, Mordsſchulden, man munkelt ſogar von ſchlimmerem. Nanu — was iſt Ihnen — Sie haben doch nicht etwa . . . . .“

Die Walküre iſt mit einem Ruck ſtehen geblieben. Egelſtein bemerkt die Marmorbläſſe ihres Geſichtes ſelbſt hinter dem Schleier. Die ganze kräftige Geſtalt ſcheint zu zittern.

„Was iſt Ihnen? So reden Sie doch? Sie haben doch nicht etwa ....?“

Sie fährt ſich mit der glacébehandſchuhten Rechten über das Geſicht.

„Nichts von Bedeutung, Herr von Egelſtein. Es iſt ſchon vorüber.“

Sie eilt mit großen Schritten weiter, ſo daß er Mühe hat, ihr zu folgen. Auf ſeine Fragen antwortet ſie nicht. Er ſteigt hinter ihr die Treppe hinauf, denn ſie läßt ihm den Vortritt nicht. Einen Augenblick ſieht er ihren Salon ſchimmern, dann ſchlägt die Thür ſchallend vor ihm ins Schloß.

Er ſteht einen Moment verblüfft da; dann lacht er etwas gezwungen.

„Weiberlaunen. Dacht nicht, daß ſie das ſo ärgern würde. Morgen wird ſie wohl wieder die alte ſein.

Und ſäbelraſſelnd ſteigt Lieutenant von Egelſtein die Treppe wieder hinunter.

Arnold Böcklin.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Es iſt eine alte Erfahrung: die Kunſtentwicklung bewegt ſich nicht geradlinig, ſondern ruckweiſe. Wie die geſamte Kulturbewegung der Menſchheit gehorcht ſie dem Geſetze der Reaktion. Immer wenn der Idealismus ſich zu ſeiner höchſten Höhe emporgeſchwungen hat und die irdiſchen Realitäten zu weſenloſen Schemen mehr zu verflüchtigen als zu vergeiſtigen beginnt, dann fängt die entgegengeſetzte Tendenz mit aller Macht ſich zu bethätigen an, die Schwerkraft des Wirklichkeitsſinnes erfaßt den an dem dünnen Faden der Phantaſie hängenden Kunſttrieb und zieht ihn mit Gewalt wieder auf den platten Erdboden herab, um ihn dann nach der anderen Richtung emporſchnellen zu laſſen, bis er auf dem äußerſten Punkte eines allzu objektiven und deshalb ebenfalls widernatürlichen Realismus angelangt

ist, um dann wiederum von demselben Wirklichkeitssinn erfaßt und nach der subjektiv-idealen Seite hinüber getrieben zu werden.

So entsteht eine Art von Pendelschwingung zwischen Idealismus und Realismus, zwischen subjektiver und objektiver Kunst.

Dieses ewige Hinüber und Herüber läßt sich auf allen Gebieten der Kunstgeschichte beobachten. In dieser nimmer rastenden Bewegung bethätigt sich das Leben.

In der angedeuteten Bewegungsbahn muß sich ein Punkt völligen Gleichgewichts befinden, der zwar auch jeweilen nur ein Durchgangspunkt ist, in dem sich aber die beiden entgegengesetzt wirkenden Tendenzen die Wage halten. Und wenn wir nun — um bei dem mathematisch-physikalischen Bilde zu bleiben — annehmen, daß sich das ganze die Kunstentwicklung symbolisierende Schwingungssystem (also der ganze Pendel mit samt seinen Schwingungen) weiter bewege, so wird eine durch diese Gleichgewichtspunkte gelegte Linie die Richtung dieser Hauptbewegung andeuten.

Auch in der Kunst bilden die Meister, in deren Seelen jenes seltene Gleichgewicht von Realismus und Idealismus, von Objektivität und Subjektivität herrscht, die großen Wegweiser, die Marksteine und Wahrzeichen der Entwicklung, und ihre Werke sind die wahren standardworks der Menschheit.

Ich muß hier gleich eine Einschaltung machen. Mit dem Begriff des „Gleichgewichts" ist nämlich in der Ästhetik lange Zeit der heillooseste Unfug getrieben worden. Man hatte seine Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit für das Zustandekommen der vollendetsten Kunstschöpfungen wohl geahnt; aber man hatte es nicht als einen Durchgangspunkt, sondern als den Zielpunkt der Entwicklung angesehen, man hatte das Gleichgewicht mit der Ruhe, oder gar mit der sogenannten klassischen Ruhe verwechselt und als etwas Erstrebenswertes und Nachzuahmendes hingestellt. Damit aber gebot man in Wirklichkeit aller Entwicklung Halt; die Kräfte sollten sich nicht mehr die Wage halten, sie sollten sich gegenseitig aufheben. Für das wechselvolle Leben tauschte man die Starre des Todes ein. Und da die Anhänger des Ewig-Abgeklärten die Bewegung scheuten und das Leben fürchteten, so mußten sie ihre Blicke nach rückwärts wenden in die Vergangenheit, um dort nach Vorbildern zu suchen, von denen sich Regeln abstrahieren ließen. Sie sammelten die toten Schalen der Geistesfrüchte früherer Tage und bildeten unförmliche Klötze daraus, die sie der lebendigen Kunstentwicklung ihrer eigenen Zeit in den Weg warfen.

Das Gleichgewicht aber, von dem ich hier rede, das kein Ziel-, sondern ein Durchgangspunkt ist, und das nicht die Aufhebung, sondern die höchste Spannung der Kräfte bedeutet, das kann man weder nachahmen,

noch erlernen, noch erwerben. Der große Künstler besitzt es als eine köstliche Gabe des Schicksals und „weil die Zeit erfüllet ward".

Von den eigenen Zeitgenossen wird dieses lebendige Gleichgewicht gar nicht oder nur sehr schwer erkannt. Denn jeder steht selbst in der Bewegung, jeder ist selbst Partei; und so fällt jedem an der Individualität des zeitgenössischen großen Künstlers just diejenige Seite besonders, und besonders peinlich auf, die dem eigenen Wesen und dem eigenen Parteistandpunkt widerspricht. Und gerade diese Seite wird doppelt stark empfunden, weil sie Unlust bereitet, während die dem eigenen Fühlen entsprechenden Züge als selbstverständlich hingenommen und nicht weiter beachtet werden. So wird das Gleichgewicht von den Zeitgenossen als Verschrobenheit, als Excentricität empfunden, und muß naturgemäß so empfunden werden, — und alle verdammen den wahrhaft großen Künstler. Er steht bei seinem Auftreten allein. Er hat nur Gegner und Feinde. Erst wenn man die ganze Evolution zu übersehen beginnt, wird seine Größe geahnt; und erst wenn die ganze Schwingung abgeschlossen und der Pendel der Kunstentwicklung, eine neue Kurve bildend, wieder nach dem entgegengesetzten Anziehungspole zurückkehrt, dann wird seine Bedeutung voll erkannt.

Arnold Böcklin ist einer jener Künstler des lebendigen Gleichgewichts, eine jener seltenen allumfassenden Erscheinungen, in denen sich die widerstrebenden Gegensätze einer ganzen Kunstepoche auflösen und harmonisch zusammenklingen. Darum ist ihm auch der Dornenpfad, den alle großen Geister wandeln müssen, nicht erspart geblieben, und erst verhältnismäßig spät fand er die verdiente allgemeine Anerkennung.

Arnold Böcklin wurde am 16. Oktober 1827 in Basel geboren und begann seine Studien als Neunzehnjähriger auf der Düsseldorfer Akademie unter der Leitung J. W. Schirmers als Landschaftsmaler. Auf Anraten seines Lehrers begab er sich dann nach Brüssel, um dort die alten holländischen Meister zu studieren. Im Jahre 1848 weilte er kurze Zeit in Paris und kehrte dann in die Heimat zurück. Hier duldete es ihn nicht lange; denn nachdem er seiner Militärpflicht genügt hatte, siedelte er 1850 nach Rom über, wo er im Kreise Anselm Feuerbachs verkehrte und in der Umgegend fleißige landschaftliche Studien machte. Auch seine Lebensgefährtin fand er in Rom. Aber seine Kunst brachte ihm weder Schätze noch Anerkennung. 1856 wandte er sich nach München. Zuerst verfolgte ihn auch hier das Mißgeschick; er geriet in die bitterste Not. Erst als Graf Schack auf den jungen Künstler aufmerksam wurde und ihn mit Aufträgen bedachte, trat eine günstigere Wendung in seinem Leben ein. Vor den gröbsten materiellen Sorgen war er nun geschützt, aber bei der Kritik und beim größeren Publikum fand er für seine Kunst kein Verständnis. Das

Bild des großen Pan, daß er in München ausgestellt hatte, war für die damalige nüchterne Zeit viel zu phantastisch. Durch Vermittlung von Lenbach und Begas wurde er 1858 als Lehrer an die Kunstakademie in Weimar berufen, wo er jedoch nur drei Jahre wirkte. Es zog ihn wieder nach dem Süden, der eigentlichen Heimat seiner Künstlerseele, und so finden wir ihn 1861 wieder in Rom. Noch immer war er eigentlich nur wenigen Kennern bekannt, aber sein Name fing an, mit Achtung genannt zu werden. So erinnerte sich auch seine Vaterstadt ihres großen Sohnes und beauftragte ihn, das Treppenhaus des Museums mit Fresken zu schmücken. In den Jahren 1866 bis 1871 weilte er zu diesem Zwecke in Basel. Dann wandte er sich wieder nach München. Im Jahre 1876 aber ging er wieder über die Berge und siedelte sich im schönen Florenz an. Dieser Stadt ist er treu geblieben. Seit 1888 hat er sich auch in Hottingen bei Zürich angekauft, und seitdem teilt er seine Tage zwischen den Ufern des Arno und denen des Züricher Sees.

Dies ist ungefähr das Schema seines äußeren Lebensganges.

Merkwürdigerweise kann man bei Böcklin von einem inneren Entwicklungsgang im landläufigen Sinne kaum reden. Als menschliches Individuum mußte er natürlich „werden" und heranreifen, wie jeder andere Sterbliche, er mußte mit Pinsel und Farben umgehen lernen, bevor er sie zu Dolmetschern seiner Gedanken machen konnte; aber in seinem künstlerischen Schaffen ist kaum das, was man Entwicklung nennt, zu beobachten. Er mußte nicht lange tastend den rechten Weg suchen und um seine Eigenart mit sich selber kämpfen. Er war gleich von Anfang an Böcklin, und wenn sich auch einer genaueren Analyse seiner Werke ein gewisses Ausreifen und gewisse Höhepunkte seines Könnens enthüllen mögen, so ist er sich in seinen Hauptschöpfungen eigentlich doch immer gleich geblieben. Der einzige — allerdings recht schwere — Kampf, den er zu kämpfen hatte, war der mit der Not des Lebens und dem Unverstand der Kunstpfaffen, und er trug nur dadurch den Sieg davon über diese feindlichen Gewalten, daß er beharrlich und ohne nach rechts oder links zu blicken, seine Bahn weiter schritt, bis er, ohne alles Polemisieren, allein durch die Kraft seiner Schöpfungen und durch die Gewalt seiner künstlerischen Persönlichkeit das Feld behauptete.

Wenn wir diese eigenartige und äußerst komplizierte Künstlernatur kennen und verstehen lernen wollen, so müssen wir versuchen, die Stellung Böcklins zur zeitgenössischen Kunst zu fixieren.

Wir haben ihn schon oben als einen jener Meister bezeichnet, die im Gleichgewichtspunkte einer Phase der Kunstentwicklung stehen. Vergegenwärtigen wir uns nun die Entwicklung der Malerei in unserem Jahr-

hundert, so sehen wir, wie sich der Geschmack allmählich von dem steif-theatralischen oder vor lauter Vergeistigung hölzern und unmalerisch gewordenen Idealismus losringt und, zuerst bei den Franzosen und Engländern, dann auch bei den deutschen Meistern, mit aller Macht der Wirklichkeit zustrebt. Die Theaterpose, die Allegorien und Idealfiguren schwinden, der Maler sucht das alltägliche Leben, die Natur in ihrer ganzen schlichten Einfachheit zu packen. Statt der Helden der Mythologie und der Geschichte erscheinen nun ganz gewöhnliche Menschen auf der Leinwand, und sogar das biblische Bild kleidet sich bescheiden in das Gewand des arbeitenden Volkes. Aber damit tritt schon wieder die Idee in Aktion, und die Bewegung setzt sich fort in der Richtung des Neuidealismus und des Symbolismus.

Das ist die stoffliche Seite der Evolution. Aber auch in koloristischer Beziehung können wir denselben Verlauf beobachten.

Am Anfang unseres Jahrhunderts haben wir den „vornehmen Gallerieton", d. h. die Maler suchten den interessanten Ton der nachgedunkelten alten Gemälde in ihren neuen Arbeiten nachzuahmen. Sie schauten als Bewunderer des Abgeklärten, des toten Gleichgewichts, nach rückwärts, und so schufen sie die vielberüchtigte dicke braune Sauce. Andere dagegen waren so stark „vergeistigt", daß sie das sinnliche Element der Farbe entbehren zu können glaubten und nur noch zeichneten; so unser Cornelius und die Nazarener. Der Wirklichkeitssinn machte sich nun zuerst in dem Schrei nach Licht und nach lebendiger leuchtender Farbe geltend; und wir sehen, wie nach ersten ungelenken Versuchen das Freilicht aufleuchtet, und wie wieder fröhliche Farbensymphonien entstehen, wie die umgebende „Luft" als vermittelndes Element entdeckt wird, wie dann die Farben immer feiner abgetönt und immer raffinierter zusammengestimmt werden, bis schließlich die laut jauchzenden Töne in dem diskreten Geflüster des „vornehmen Grau" ausklingen oder sich in jenen merkwürdigen, der Auflösung noch harrenden und nur in der Subjektivität des Künstlers bedingten Dissonanzen oder in einem ganz besonderen persönlichen Stimmungskolorit verlieren. Am Anfang der Entwicklung haben wir die braune Sauce und die Farblosigkeit, an ihrem Ende stehen die Grau-, Weiß-, Violett-, Blau- und Schwarzmaler.

Auch die Linienführung, der zeichnerische Stil unseres Jahrhunderts beschreibt eine ähnliche Kurve. Am Anfang steht der konventionelle Kanon, die große oder besser die forcierte Bewegung, die Theaterpose. Dann die Rückkehr zum Ruhigen, Schlichten, Natürlichen. Unter dem Einfluß der Japanischen Kunst werden die alten Formeln zertrümmert, mit Hilfe einer zum Teil durch die Photographie ermöglichten genaueren Naturbeobachtung

wird der Wirklichkeit eine neue, intimere Linienführung abgelauscht, bis sich in der scheinbaren Ungebundenheit ein neues Stilgefühl regt, und sich erst schüchtern, dann aber immer deutlicher mit neuen Formen und neuen Formeln ein neuer Kanon aus den flüssigen Massen herauszukrystallisieren beginnt.

In der künstlerischen Individualität Böcklins findet sich gleichsam die Quintessenz dieser ganzen Bewegung. Er hat kein direktes Vorbild, keinen „Lehrer", wie er auch keine Schüler und keine Nachahmer haben kann. Seine Vorgänger sind die größten Meister der Vergangenheit, seine Nachfolger die noch ungeahnten Künstler einer fernen Zukunft.

Auch wenn wir uns unter den großen Malern der Gegenwart umsehen, so finden wir keinen darunter, den wir direkt zu ihm in Beziehung setzen könnten. Wir finden höchstens ihm verwandte Persönlichkeiten, die aber an und für sich eben so selbständig dastehen, wie er selber, und ebenfalls weder als seine Vorbilder, noch als seine Nachahmer gelten können. Als solche dem großen deutschen Meister verwandte Naturen können Edward Burne-Jones bei den Engländern, Puvis de Chavannes und Gustave Moreau bei den Franzosen und unser Max Klinger bezeichnet werden, die man auch oft mit ihm auf eine Linie stellt. Wenn wir aber genauer hinsehen, so merken wir, daß in den Werken dieser Meister ein mehr oder weniger stark ausgeprägter reflexiver, grüblerischer Zug liegt, der den Schöpfungen Böcklins völlig fremd ist. Sie alle gehen über das Reinmalerische hinaus, sie tragen einen gewissen Gedankeninhalt, einen „litterarischen" Zug in ihre Werke hinein, von dem Böcklin nichts weiß. Durch diesen Vergleich enthüllt sich uns der Grundzug von Böcklins Schaffen: seine Naivität. Böcklin reflektiert nicht, er löst keine Probleme, er erzählt keine Geschichten, und selbst in den Bildern, die einen gewissen Gedankeninhalt zu haben scheinen, wie z. B. in dem Gemälde „Vita somnium breve" mit den beiden herzigen, an dem klaren Bächlein im blumigen Rasen spielenden Kindern, überwiegt der Stimmungsinhalt weit das Gedankenelement. Er schafft naiv, unbewußt, wie die Natur, und darum wirken seine Gegenden und Gestalten, selbst wenn sie noch so ungewöhnlich und noch so phantastisch sind, wie reine Naturprodukte. Wir haben ähnliche Örtlichkeiten und ähnliche Gestalten noch niemals und nirgends gesehen, und doch glauben wir daran, sie kommen uns so selbstverständlich, so natürlich vor, als ob sie gar nicht anders sein könnten.

Böcklin ist Realist und Idealist. Alle Einzelheiten seiner Bilder sind in köstlicher Weise der Natur abgelauscht, — und doch ist alles wieder so anders. Seine Farben sind so satt, so tagleuchtend — und dennoch so traumhaft. Seine Linienführung ist so natürlich, so frei — und doch wieder gebunden, gewissermaßen stilisiert. Seine Geschöpfe sind keine ver-

geistigten Schemen, sie wurzeln mit allen Fasern in der lebenswarmen Wirklichkeit — und sind doch Fabelwesen. Er ist der gelehrige Schüler der Natur — und ihr tyrannischer Meister. Realismus und Idealismus, Objektivität und Subjektivität halten sich in seinem Wesen nicht nur die Wage, sie durchdringen sich gegenseitig und verschmelzen zu einem einheitlichen Ganzen. Seine Bilder sind alle geschaut — und sind doch Träume. Böcklin ist weder Poet noch Philosoph, er ist nur Maler; aber der größte Maler.

Und Böcklin kann alles malen: die glühenden Sonnenstrahlen und das geheimnisvolle Dunkel des Waldes oder der Felsschlucht, das ruhige und das bewegte Meer, die stolzen hundertjährigen Bäume und das zarte Wiesengras mit seinen bunten Blumen, Menschen und Tiere, die ganze Natur gehorcht seinem Pinsel. Er ist einer der universellsten Künstler — und scheint doch als der größte Spezialist; denn er zwingt die ganze Natur in den Bann seiner gewaltigen Eigenart. Er braucht seine Bilder kaum mit seinem Namen zu zeichnen, man erkennt sie auf den ersten Blick.

Der Schwerpunkt von Böcklins Kunst ruht aber unstreitig in der Landschaft. Auch das ist bezeichnend für seine Stellung im Kunstleben unserer Zeit.

In jedem Genre der Malerei haben unsere Vorfahren Ebensotreffliches und Besseres geleistet als unsere Zeitgenossen, nur das Landschaftsbild ist das eigenste Werk unseres, des neunzehnten Jahrhunderts, und auf diesem Gebiete übertreffen die modernen Künstler alle ihre Vorgänger. Das moderne Landschaftsbild ist die einzige wirklich neue Errungenschaft unserer Tage gegenüber der Vergangenheit. Und derjenige Künstler, in dessen Individualität alle Fäden der Kunstentwicklung unserer Epoche zusammenzulaufen scheinen, ist vorwiegend Landschafter.

Alle seine Gestalten, Menschen und Fabelwesen, sind eigentlich nur der lebendig gewordene Stimmungsausdruck dieser Landschaften, es sind keine epischen, sondern lyrische Gebilde. Aus dem geheimnisvollen Düster der Baumstämme tritt eine Art Riesenziege mit einem einzigen langen geraden Horn und einem unheimlich glotzenden Auge; auf ihrem zottigen Rücken ruht in sinnender Haltung eine liebliche nackte Mädchengestalt mit fragendem Blick — das ist „das Schweigen des Waldes“. Der fröhliche Sturmwind bläst in die Meereswogen hinein, daß sie lustig übereinanderpurzeln. Da fährt ein alter weißbärtiger Triton mit aufgeblasenem Windbauch auf dem höchsten Wogenkamm einher und will sich mit lachendem Gesicht herabstürzen auf die sich neckenden oder ängstlich fliehenden Meerfrauen, deren schuppengepanzerte Leiber so merkwürdig leuchtend durch die Wellen durchscheinen, und deren Mund und Augen

etwas so selbstverständlich Fischähnliches haben, daß man, glaube ich, gar nicht sehr erstaunen würde, wenn einmal ein solches Wesen in der Wirklichkeit aus seinem Elemente vor einem auftauchen würde. In der Felsenwüste kämpfen die Centauren, die elegische Stimmung der Abendlandschaft verdichtet sich zur Klage des Hirten. Im Schatten alter knorriger Ölbäume steigt die dünne gerade Säule des Opferrauches empor, und ein Zug weißgekleideter Priester neigt sich betend. Die Sonne brennt auf das Felsenriff, das von den Meereswellen nur träg umplätschert wird, und die Nereide kraut den Kopf der aus den schläfrigen Wogen emportauchenden Seeschlange.

Das will alles nichts „bedeuten" oder „vorstellen". Es will keine tiefere Idee enthüllen, keine Rätsel aufgeben. Es ist einfach da und wirkt durch sein Dasein. Und doch enthüllt uns durch diese Gestalten der Künstler seine ganze Seele und weiß uns zu fassen und zu packen und in seinem Banne festzuhalten. Das ist die Wirkung lyrischer Stimmungskunst, es verhält sich damit wie mit einem Musikstück. Auch bei diesem weiß der Hörer nicht, „was es bedeuten soll", er braucht keinen in klaren Gedanken auszudrückenden Sinn darin zu finden, jeder kann sich sogar etwas anderes, seiner eigenen Individualität entsprechendes dabei denken, und doch empfangen wir einen ganz bestimmten künstlerischen Eindruck von der Komposition.

Aber auch die abenteuerlichsten Gestalten Böcklins zerrinnen nicht in Dunst und Rauch, wie rasch vorüberrauschende musikalische Motive. Sie haben Bestand in der Seele des Beschauers, sie leben fort, sie sind etwas Faßbares, Reelles geworden. Das ist eine Folge der bei Böcklin außerordentlich stark entwickelten Kraft, neue Typen zu bilden, Gestalten, für die es in der Natur keine direkten Vorbilder giebt, gleichsam aus dem Nichts zu erschaffen. Mit dieser Fähigkeit steht er ganz einzig da, und wir können wohl behaupten, daß seit den Zeiten der Antike die Welt eine so frei schöpferische Phantasie nicht mehr gesehen hat.

Und noch eine zweite Kraft ist ihm eigen, durch die es ihm gelingt, seine Fabelwesen in die lebenswarme Wirklichkeit hinein zu rücken. Das ist sein Humor. Man vergegenwärtige sich Bilder wie „der Centaur in der Dorfschmiede," der mit halb schmerzlichem, halb ingrimmigem Gesicht und mit einer köstlich ungeduldigen Gebärde sich den einen schadhaften Huf beschlagen läßt, oder man denke an den einsam geigenden Eremiten, dem lichte Engelchen neugierig durch die Ritzen seines schadhaften Häuschens zuschauen. Auch aus seinen vielen Meerungeheuern lacht manchmal übermütige Laune hervor. So bringt es der Meister fertig, daß wir ihm alles glauben und die merkwürdigen Gestalten seiner Phantasie als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen und fast wie gute alte Bekannte begrüßen, so nahe weiß er sie unserem Fühlen zu rücken.

Angeſichts dieſer gewaltigen Schöpferkraft brauchen wir uns über den oft gegen den Meiſter erhobenen Vorwurf, ſeine Geſtalten, beſonders ſeine menſchlichen Figuren, ſeien verzeichnet, nicht allzuſehr aufzuregen. Böcklin zeichnet nicht nach dem Modell, und kann nicht nach dem Modell zeichnen, weil er ſeine Geſtalten eben nicht von außen in ſeine Bilder hineinträgt, ſondern ſie gleichſam aus ihnen heraus entwickelt. Die nach dem Modell und ganz „korrekt" gezeichnete Geſtalt würde wahrſcheinlich den Stimmungszauber des Bildes ſtören, und ich bin der Meinung, daß Böcklin ſeine Geſtalten ſo „verzeichnet", nicht weil er ſie nicht beſſer zeichnen kann, ſondern weil er ſie an ihrer Stelle nicht anders haben will. Daß übrigens viele dieſer angeblichen Zeichenfehler leichter in der Phantaſie der Herren Kritiker als auf den Bildern des Künſtlers nachgewieſen werden könnten, ſei nur nebenbei bemerkt. — Beſonders an Böcklins Frauengeſtalten wird viel herumgetadelt. Es iſt wahr, Böcklin malt keine ſogenannten Schönheiten; ſeine Frauen haben alle etwas Steifes, beinahe Eckiges, ſie ſind alle ein klein wenig ſtiliſiert. Aber gerade das verleiht ihnen ihre ſchlichte Würde, und ich möchte beinahe ſagen ihre keuſche, herbe Jungfräulichkeit. Auch die gern von dem Maler über das weiße Fleiſch gelegten dunklen, halb durchſichtigen Schleiergewänder ſteigern dieſen Ausdruck herben Ernſtes, der uns mit wohlthuender Ruhe aus ſeinen Bildern entgegenſtrömt.

Aber laſſen wir die Herren Kritiker getroſt tadeln. Sie ſtrafen ſich ſchließlich ja doch nur ſelber mit ihren Nörgeleien; denn ſie können das, was der Künſtler Schönes bietet, nicht mehr frohen und reinen Herzens genießen. Es ſind arme Leute, die von vielem Sehen ſtumpf geworden ſind und blind. Und kommt einmal ein ganz bösartiger, nun, ſo führen wir ihn nach Baſel ins Treppenhaus des Muſeums, dort hat Meiſter Böcklin den köſtlichen Kopf eines ſolchen verbiſſenen Skribifax an die Wand gemalt, der, die Hornbrille auf der Naſe und die Gänſefeder quer durch den feſt zugekniffenen Mund gezogen, halb wütend und halb verächtlich auf den Beſucher herniederblickt.

Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer“.

Eindrücke der Berliner Première von Edgar Steiger.

(Leipzig.)

Florian Geyer iſt tot! — Sollte dieſer mark- und beinerſchütternde Ruf, der am 4. Januar beim Sinken des Vorhanges dreimal hintereinander durch das deutſche Theater gellte, etwa dem Hauptmannſchen Bühnenſpiele ſelbſt gegolten haben? Nein und dreimal nein. Wohl heben die Raben der Berliner Kritik bereits zu krächzen an, und gar manchen ehrlichen Mann, der im Leben ſonſt kein ſchlechter Muſikant iſt, ſah ich während der ganzen Vorſtellung den Kopf ſchütteln. Aber das macht mich ſo wenig irre wie der toſende Beifall, mit der die Berliner Hauptmanngemeinde des Dichters neueſtes Stück aus der Taufe hob und die von allen Muſen verlaſſenen Börſianer in den Logen mit ihren aufgedonnerten diamantbehangenen Frauen zu immer neuen Ausbrüchen geheuchelter Kunſtbegeiſterung zwang. Ich war nicht nach Berlin gereiſt, um zu klatſchen oder zu pfeifen, ſondern um zu ſchauen und zu hören, und als ſich im fünften Akt die Klatſcher und die Ziſcher mit wüſtem Gelärm niederzuſchreien ſuchten, als ſchrille Pfiffe durch das Theater ſchwirrten und der Ruf „Alberti raus!“ dem längſt vergeſſenen Verfaſſer des Münzerdramas „Brot!“ zu nochmaliger kurzer Berühmtheit verhalfen, da hielt ich mir die Ohren zu, um, ſtatt des Gejohls der Zuſchauer, die Worte des Dichters in mir nachklingen zu laſſen. Und ſie klangen nach — erſt ſchüchtern wie verworrene Töne — dann aber immer klarer und reiner wie volle Akkorde, und während die andern im Foyer ſich ſehr gelehrt herumzankten, fand ich die Melodie des Ganzen und freute mich herzinniglich.

Es war ein tollkühner Gedanke von Gerhart Hauptmann, den großen deutſchen Bauernkrieg in ein ſechsaktiges Bühnenſpiel hineinzwängen zu wollen, und ich begreife nur zu gut, wie der Dichter jahrelang über dieſem ſeinem Plane brütete. Und nun das Werk vollendet daſteht, kommen die Herren Kritiker, jeder mit ſeiner vorgefaßten Meinung, und wundern ſich, daß das Ding ſo ganz anders ausſchaut, als ſie es ſich in ihrer Studierſtube zurechtgedacht hatten. Der eine findet es zu wenig revolutionär, der andere jammert über die troſtloſe Langweile dieſer Dichtung, dem dritten iſt es viel zu lärmend, der vierte tadelt das Vorwiegen der Reflexion und den Mangel an Handlung, der fünfte die ſich überſtürzenden Effekthaſchereien der einzelnen Bühnenbilder, der ſechſte endlich bedauert die ſprachlichen Verirrungen des Dichters. Kurz und gut: ein Sündenregiſter, mit dem man,

wären die Anklagen alle wahr, selbst einen Shakespeare an den Galgen bringen könnte.

Doch seien wir gerecht — auch gegen die Kritiker! Ein Bühnenspiel, in dem zweiundsechzig Personen auftreten, dessen Handlung sich aus lauter scheinbar losen Episoden aufbaut, dessen Schauplatz von Akt zu Akt wechselt, muß gerade den geschulten oder besser gesagt verschulten Kopf am meisten verwirren. Was geschieht nur alles in dem dramatischen Ungeheuer! Im Vorspiel werden den versammelten Rittern auf der Frauenburg bei Würzburg die bekannten Artikel der aufständischen Bauern verlesen. Hohn, Wut und Angst spricht aus ihren Worten. Sie huldigen alle, mit Ausnahme von Conrad von Hanstein, dem vor den Bauern flüchtenden Bischof. Wie schlecht es aber mit der Sache der Ritter steht, zeigt sofort der erste Akt, der uns nach Würzburg versetzt. Die Bürgerschaft, die Pfaffen und ein großer Teil der Ritterschaft haben sich, wenn auch aus rein egoistischen Gründen, mit den Bauern verbündet. Aber gerade dadurch sind die Träger der revolutionären Idee in sich selbst gespalten. Florian Geyer, der zum obersten Feldhauptmann ernannt werden soll, wird von den eifersüchtigen Nebenbuhlern nach Rotenburg verschickt, um Geschütz zur Beschießung der Frauenburg herbeizuholen.

Im zweiten Akt, der in Rotenburg spielt, ruft ein Kolporteur die neueste Reformationslitteratur aus, als der Schwarmgeist Karlstadt, von einem Landsknecht verfolgt, auf die Bühne stürzt. Der Landsknecht hebt sein Schwert, um ihn zu erschlagen; allein der Hypnotiseur des 16. Jahrhunderts bannt den zum Todesstreich erhobenen Arm. Karlstadt, der religiöse Revolutionär, und Florian Geyer, der nur an die irdischen Ziele der Bauernbefreiung denkt, reichen sich die Hand, als die Kunde von Würzburg eintrifft, daß die zurückgelassenen Heerführer wider Geyers ausdrücklichen Befehl die Bauern zum Sturm geführt und eine jämmerliche Niederlage erlitten haben. Vor Wut und Schmerz darüber beschließt Florian, sich ganz vom Kampfe zurückzuziehen. Allein im dritten Akt sehen wir ihn wieder auf dem Landtage zu Schweinfurt, der zu dem Würzburger Kriegsrat des ersten Aktes gewissermaßen das Gegenstück bildet.

Kitzing ist gefallen. Eine gedrückte Stimmung herrscht. Die meisten Städte, die mit den Bauern ehedem sympathisierten, bleiben der Beratung fern, und die Ritter glänzen ebenfalls durch Abwesenheit. Da kommt Geyer, spricht den Zagenden Mut ein und zieht nach Würzburg in den Kampf. Allein, es ist zu spät.

Im vierten Akt, der wieder in Rotenburg spielt, ersehen wir schon aus den Wirtshausgesprächen der Spießbürger, daß die Sache der Bauern verloren ist. Da stürzt der blutende Karlstadt herein und meldet die furcht-

barſten Greuelthaten aus Würzburg, und zugleich bringt der zum Tode verwundete Tellermann, Florians Feldhauptmann, die niederſchmetternde Trauerbotſchaft von dem Falle Könighofens.

Nun iſt alles verloren. Karlſtadt flieht nach dem Süden. Geyer nimmt aus der Hand des toten Tellermann die ſchwarze Fahne und ſtürzt ſich damit in den letzten Kampf. Natürlich vergebens.

Auf der Burg ſeines Schwagers Wilhelm von Grumbach, wohin uns der fünfte und letzte Akt führt, ſehen wir die ſiegestrunkenen Ritter an den armen gefangenen Bauern in grimmigem Spott und grauſamer Kurzweil ihr Mütchen kühlen. Und als ſich die Kunde verbreitet, der flüchtige Florian Geyer ſei im Schloß verborgen, ſtürmen ſie wie raſend auf ſein Verſteck los. Aber feige verkriechen ſie ſich in die Ecken, als der Todmatte ihnen plötzlich entgegentritt, und erſt als ein feiger Schuß aus dem Hinterhalt ihn zu Boden geſtreckt hat, ſtürzen ſich die Schnapphähne auf den Toten, um die Leiche zu berauben.

Doch was ſoll dieſe trockene Aufzählung der wichtigſten Begebniſſe, die die Hauptmannſche Tragödie uns vor Augen führt? Wer nicht jedes Wort, das ich jetzt niederſchrieb, in ein farbenſattes Bühnenbild umzudenken vermag, der weiß nach meiner Skizze von der Dichtung gerade ſo viel als zuvor. Die Fülle der Ereigniſſe, die auf uns hereindringen, die Maſſe der handelnden und leidenden Menſchen, die wie Guckkaſtenbilder in blendender Beleuchtung vor uns auftauchen und verſchwinden, haben etwas Betäubendes, und das Säbelgeraſſel, der Kanonendonner, das Glockengeläute auf und hinter der Scene hetzen die erregten Sinne aus einer Überraſchung in die andere durch das ganze Stück hindurch. Aber ſoll ich etwa tadeln, was ich bewundern muß? Revolution und Krieg ſind nun einmal kein Kinderſpiel. Warum ſollte da ihr Abbild in der Dichtung meine Nerven beruhigen? Ich will gar nicht davon reden, daß trotzalldem die wechſelnden Stimmungen von Akt zu Akt genau ſo fein abgetönt ſind, wie in den anderen Meiſterwerken Hauptmanns. Ich erinnere nur an die bereits erwähnte Parallele zwiſchen dem hoffnungsfrohen Kriegsrat des erſten Aktes und dem düſter grau in grau gemalten Schweinfurter Landtag des dritten Aktes. Und wie prächtig leitet die rührende Elegie des vierten Aktes jene ergreifende Abſchiedsſcene, die ſich wild überſtürzenden Ereigniſſe des fünften Aktes ein! Hier hatte — das ſpürt jeder — ein echter Künſtler die Hand im Spiel. Und ein Künſtler von unerſchöpflicher Bildkraft war es, der uns all dieſe Menſchen von Fleiſch und Blut auf die Bühne ſtellte, dieſe Ritter und Kriegsleute, dieſe Schreiber und Pfaffen, dieſe Mönche, Juden und Fahrenden. Oft haben ſie nur zwei bis drei Worte oder Sätze zu reden; aber mit dieſen zwei, drei Worten ſteht ihr Bild, wie

aus Erz gegoſſen, vor unſerem inneren Auge. Dieſer Karlſtadt, dieſer Götz, dieſer Tellermann, dieſer Rektor Beſenmeyer, dieſe Marei, halb Zigeunerin, halb Kätchen von Heilbronn, wie leben und atmen ſie alle. Ja, gerade die epiſodiſchen Figuren des Stückes — und was iſt hier nicht Epiſode? — ſind dem Dichter am allerbeſten gelungen. Man halte nur einmal die alte Bäuerin und ihren geblendeten Sohn neben Florian Geyer ſelbſt! Wie verblaßt der Held des Stückes mit ſeiner Theaterſchminke neben den natürlichen Farben dieſer beiden!

Iſt Florian Geyer wirklich geſchminkt? Mir kam es mehr als einmal ſo vor. Umſonſt bot Emanuel Reicher ſeine unvergleichliche Kunſt der Menſchendarſtellung auf, um dieſer Theaterfigur Leben einzuhauchen. Es gelang ihm nicht. Dieſer Idealritter ohne Furcht und Tadel iſt eben nur ein Geſpenſt, das mitten unter den übrigen Sterblichen ſchönredend und ſchönhandelnd umherwandelt: die fleiſchgewordene Idee des großen deutſchen Bauernkrieges. Nicht ohne Grund haben manche Kritiker verwundert gefragt: Wo bleiben denn im Hauptmannſchen Drama die Bauern? Man redet immer von ihnen; aber erſt im fünften Akt kommen ſie auf die Bühne, eine feiggeduckte Schar, die um Gnade winſelt. Aber ich begreife gar wohl, warum Hauptmann mit der Maſſe der Bauern auf der Bühne nichts anzufangen wußte. Der moderne Dichter vermeidet Shakeſpeareſche Schlachtſcenen; er weiß, daß ſie die Phantaſie des modernen Zuſchauers mehr ſtören als anregen. Er verlegt alles bloß Thatſächliche hinter die Couliſſen, um für die Darlegung der ſeeliſchen Stimmungen mehr Raum zu gewinnen. Verſteht man jetzt, warum Hauptmann die Bauern, die eigentlichen Träger der revolutionären Bewegung, ſo ganz in den Hintergrund drängt? Wollte er uns die Pſychologie jener gewaltigen Volkserhebung dichteriſch veranſchaulichen, ſo mußte er uns an zahlreichen Beiſpielen zeigen, wie ſich jene ſtürmiſchen Ereigniſſe in den Köpfen der denkenden Zeitgenoſſen abſpiegelten! Wer waren aber dieſe denkenden Zeitgenoſſen? Die damaligen Kulturträger, die Ritterſchaft, die Geiſtlichkeit und das Bürgertum der Städte, die der naiven Bewegung der Bauern als kritiſche, wenn auch ſehr einſeitige Beobachter gegenüberſtanden.

Gerhart Hauptmann ſah aber wohl ein, daß das ſchwankende Urteil dieſer einſeitigen Beobachter den Zuſchauer nicht befriedigen könne. Er brauchte alſo einen Menſchen, der inmitten des ewigen Gezänks die Idee der ökonomiſchen Revolution jener Tage rein und unverfälſcht zum Ausdruck brachte. Und zu dieſem Vertreter der Idee ernannte er Florian Geyer, den Ritter, der nur Bauer ſein will und die Überläufer aus dem Rittertum à la Götz von Berlichingen mit ihren unlauteren egoiſtiſchen Nebenabſichten klar durchſchaut, den ökonomiſchen Revolutionär, der von den Pfaffen, die

sich der Bewegung anschließen, mit Recht eine Ablenkung vom klaren irdischen Ziele befürchtet, und den geistigen Führer der Bewegung, der auch die Lobredner der schwieligen Faust und die Verächter der höheren Kultur bekämpfen muß. Gewiß, durch diese Idealfigur verliert das Drama seinen Wirklichkeitszauber mehr und mehr; aber auch nur durch sie konnte es Gerhart Hauptmann gelingen, den großen Bauernkrieg dramatisch zu bewältigen. Der tragische Ausgang der großen Revolution wird freilich durch Hauptmann nur oberflächlich erklärt. Die Bewegung scheitert, weil die politischen und religiösen Nebenströmungen ihre Kraft zersplittern und lähmen. In Wirklichkeit aber war es der ökonomische Widerspruch, an dem die Bauernrevolution zerschellte: das rückwärts gewendete Gesicht der Revolutionäre selbst.

Doch genug! Ich muß, so viel ich noch zu sagen hätte, endlich ein Ende finden. Nur auf eine Schönheit der neuen Dichtung Hauptmanns möchte ich wenigstens andeutend hinweisen: die eigenartige Sprache. Es ist nicht, wie in den „Webern," ein roher Dialekt, den der Dichter einfach in das Drama herübernimmt, um dem Leser die Wirklichkeit vorzutäuschen. Nein, das Fränkische des sechzehnten Jahrhunderts ist hier neuhochdeutsch stilisiert, aber stilisiert mit so feinem Sprachgefühl, daß es uns zugleich fremdartig und vertraut anmutet. Gerhart Hauptmann hat sich hier als ein Sprachschöpfer allerersten Ranges erwiesen.

Das Deutsche Theater hat mit der Aufführung „Florian Geyers" seinen Ruhm als erste Bühne Deutschlands aufs neue behauptet. Die Inscenierung war musterhaft, das Zusammenspiel überaus lebendig, die einzelnen Bühnenbilder fein abgetönt, nur der Schluß gar zu lärmend. Ich möchte allen unseren Bühnenleitern raten, einmal nach Berlin zu reisen. Man kann dort als Theaterleiter und als Regisseur gar mancherlei lernen.

Portugiesische Zeitungen.

Von Hedwig Wigger.
(Breslau.)

In Portugal, ganz besonders in den beiden Hauptstädten Lissabon und Porto, schießen die Zeitungen wie Unkraut aus fettem Boden auf . . . und so wie dieses bald kopfhängerisch wird, so auch die Blätter mit der ‚lettra rodonda'. Die ‚lettra rodonda', der Druck, hat etwas fascinierendes. Ein neues Blatt verherrlicht in seinem kurzen Leben einen neuen Autor,

und bald verschwinden beide in die Versenkung. Das Publikum merkt sich kaum den Namen des Blattes, dessen Aufgang schon seinen Untergang bedeutete, der unbekannte Verfasser bewahrt es auf in seinem Schrein, da es das einzige Werk seines unentfalteten Ruhmes enthält.

An den Ufern des Tajo, des Duero blühte bis vor kurzem noch in voller Farbenpracht die Preßfreiheit. Herrn von Girardins Ideal war voll entwickelt, erst neuerdings legen gewichtige Finger ihre Spitzen bisweilen auf einen Leitartikel, auf eine fast unscheinbare, vielverschweigende Notiz inmitten der Anpreisungen von Creme-Iris, Odol, Theaterstücken und Wohnungen. Die Preßfreiheit ist um ein klein wenig beschränkt worden. Wollte ich alle Zeitungen mit Namen nennen, die heute in Portugals Hauptstadt erscheinen, ich brauchte viele Bogen zu ihrer bloßen Aufzählung. Ich greife daher aus der Menge einige heraus, die mehr oder weniger die allgemeine Aufmerksamkeit erregen.

Ehre, wem Ehre gebührt. Da ist zuerst das ‚Diario do Governo' (Regierungsblatt), eines der langweiligsten Blätter, das man sich denken kann. Es teilt in schöner, gewählter, mitunter etwas zu klassischer Sprache der Bevölkerung das mit, was die Regierung ihr sagen will. Der Gegensatz zu dieser Zeitung ist ‚O Seculo' (das Jahrhundert). Der Name dieser umfangreichen Zeitung zeigt ihre Bedeutung an. Es ist das Organ der stetig wachsenden sozialistischen Partei, seine Mitarbeiter finden sich unter den hervorragendsten Schriftstellern Portugals, die Leitung gehört dem früheren Redakteur des ‚Commercio' Magalhaes Lima, dessen eloquente Feder weit über die Grenzen der romanischen Staaten bekannt ist. ‚O Seculo' hat die Gewohnheit, das auszuplaudern, was ‚O Governo' verschweigt. Das ‚Diario de Manhã' (Morgenblatt) mit einem litterarischen Donnerstagsblatt wird so sorgfältig redigiert wie das ‚Jornal da Noite' (Abendblatt), das auf geschickte Weise seine Abonnenten erweitert. Es bringt vor allen Dingen Geburts- und Todesnachrichten, Mitteilungen, wann dieser oder jener hervorragende Fabrikant oder Lederhändler oder — Visconde seinen Geburtstag feiert, und bietet seinen Lesern die Gewinnlisten der Lotterie. Das genügt schon, ihm Erfolg zu sichern. Die ‚Democracia', ‚Progresso' (Fortschritt), ‚Diario Popular' (Volkszeitung) sind gut, geistreich geleitet, haben kleinen Druck, dünnes Papier und billige Einzelnummern. Das ‚Diario Popular' führt grimmigen Krieg gegen die Regierung, nicht etwa in der Person der Minister, sondern des Königs, dem es ganz einfach Vorwürfe macht, daß er sich in die Politik mische, die ihn absolut nichts angehe. Ich habe zufällig eine ältere Nummer dieser Zeitung hier, die von einem talentvollen Schriftsteller und tüchtigen — Minister redigiert ist.

Biſſigen Spott ſpeien die kleinen Wochenblätter ‚O Trinta Diabos‘ (Dreißig Teufel) und ‚O Pimpão‘ (Der Prahler) aus auf große, kleine und kleinſte Leute. Sie kratzen und beißen ohne Schonung. Leider iſt das geiſtvollſte aller Witzblätter ‚O Antonio Maria‘ wieder eingegangen. Sein Erſatzmann reicht ihm nicht das Waſſer. Der hochbegabte Begründer dieſes immer aktuellen, von prächtigen Zeichnungen und ſarkaſtiſchen Pikanterien durchwirkten Blattes hat es vorgezogen, eine Porzellanmalerei zu erwerben und ſeinen viel geleſenen ‚Antonio Maria‘ zu den Akten zu legen. Die Geißelhiebe, die ‚Antonio Maria‘ (er ſoll den früheren Miniſterpräſidenten Antonio Maria Fontes zum Taufpaten gehabt haben) austeilte, trafen immer, er nahm kein Blatt vor den Mund, Adel, Geiſtlichkeit, Bürgerſtand und der arme ‚Zé Povinho‘ (Volk) wurden mit Unerſchrockenheit, mit frecher Vornehmheit gepeitſcht.

Ein Non plus ultra iſt die ‚Correspondencia de Portugal‘. Sie gehört Portugal und Braſilien und veröffentlicht auch Supplemente für Afrika, die Azoren, Madeira. Dieſe Correspondencia iſt ein Handelsblatt, und ſeine Eigenart iſt, daß es von Angehörigen aller Parteien redigiert wird. Konſervative, Progreſſiſten, Republikaner vertreten ſeine Intereſſen in der beſtimmteſten Weiſe, und die politiſchen Gegner verſtehen vollkommen, was ſie als Menſchen einander ſchuldig ſind, ſie treten ſich nicht auf die kleine Zehe. Großen Einfluß in Liſſabon hat ‚O Commercio do Porto‘ (Portos Handelsblatt), die wichtigſte Zeitung des Nordens, die ihre Mitarbeiter in allen gebildeten Ländern hat; vielleicht die einzige Zeitung, die objektiv über die Verwaltung und die Ökonomie des Landes urteilt.

Aber ich darf die Kronen aller Zeitungen nicht ſtiefmütterlich behandeln, ‚O Diario Illustrado‘ (illuſtriertes Tageblatt) und ‚O Diario de Noticias‘ (Nachrichten). Ähnliche Blätter mag es wohl nur in dem Dorado Atlantis geben. Das ‚Illustrado‘ trägt auf der Vorderſeite ein Bild, heute einen neugebackenen Visconde, einen berühmten Staatsmann, morgen D. Fernando von Bulgarien oder Stambulow, übermorgen die Schweſtern „Barriſon“, die Hochbrücke von Holtenau, vielleicht auch ein internationales, litterariſches Lämpchen . . . möglichſt wenig Text zu dem Bilde. Dann ſtürzt es ſich in die Tagesnachrichten, bringt kurz ohne weiteren Kommentar die Depeſchen der Agencia Havas. Es wird nie verfehlen, den Leſern mitzuteilen, ob Ihre Majeſtäten und Königliche Hoheiten gut oder ſchlecht geſchlafen haben. Hieran ſchließen ſich nun allerlei intereſſante und intereſſierende Neuigkeiten, lächerliche Chronik und buntes Allerlei. Die Eigenſchaften der Stiere des unendlich reichen Landbeſitzers N. N. in Alemtejo werden gelobt, denn dieſe Stiere geben am Donnerstag ihr erſtes Debüt . . . die intereſſante, reizende Tochter des Grafen Y. trug auf der Soiree in Janellas verdes ein duftiges

weißes Kleid . . . das entzückendste Kindchen der Familie so und so habe in dem Examen der 2. Klasse des französischen Kollegs eine Arie „meisterhaft" gesungen . . . der Visconde „Erbse" sei von einer Indigestion befallen, worüber „die Redaktion" sich aufrichtig betrübe . . . die schöne, tugendhafte Gemahlin des Herrn Marquez von V. sei von einem gesunden Knaben entbunden, dessen „die Redaktion" sich freue und ihren ergebensten Glückwunsch darbringe. Mit derartigen Mitteilungen werden die ersten beiden Seiten fast völlig ausgefüllt. „Unter dem Strich" laufen dann „Saltimbancos" oder andere französische Romane. Übersetzungen fast immer und vorzugsweise aus dem Französischen. Alles andere Annoncen und Inserate. Das Blatt wird viel abonniert, viel gekauft. In jedem Tabakladen, von dem zwerghaftesten Kiosk bis zur elegantesten Cigarrenhandlung ist jede größere ausländische, jede hauptstädtische Zeitung zu erwerben. In dem prächtigen „Rauchhause", der Casa Havaneza in der vornehmen Rua Garret liegen alle wichtigen Zeitungen Portugals, Spaniens, Frankreichs, Deutschlands, ganz Europas möchte man glauben, aus. Dort wird nur gelesen, geraucht, debattiert.

Ebenfalls in zierlichstem Druck erscheinen die ‚Noticias' — Times-Format. Der ausgezeichnete Feuilletonist, Redakteur und Besitzer hat ‚Noticias' zu einem, in gewissem Sinne bedeutenden Blatte, und das Blatt hat ihn unstreitig zum reichen Manne gemacht. Einige Änderungen hat es unter seinen Nachfolgern und Erben erlitten, die man nur bemerkt, wenn man eine Zeitung älteren und eine neueren Datums neben einander legt und — Vergleiche sucht. Über dem Titel der Zeitung stehen links die Namen der Besitzer, des Chefredakteurs, Nummer, Jahrgang, Jahr und Datum; rechts die der Verwaltung, der verantwortlichen Verleger und die Diplome. Die Seite ist in zehn Spalten geteilt. Über dem Leitartikel, der nicht selten aus berufenster Feder stammt, steht die Tageschronik, die Kirchenfeste, Farbe der Paramente, Sonnen-Auf- und -Untergang, Ebbe und Flut, Agencia Havas u. s. w. Unter dem Strich einen Bissen aus Montepin. Kurze Notizen aus europäischen und überseeischen Ländern und dazwischen gut gezahlte Reklamen für dieses oder jenes Theater, für irgend einen Kabeljauhändler . . . . dann gedrängte Annoncen, unterbrochen von einer ins Auge fallenden Überschrift. Da, fettgedruckt: Kaiser Wilhelm II. Man schaut und sucht und findet die Nachricht, daß S. M. der Kaiser von Deutschland in Windsor eingetroffen ist. Gleich darunter, zwischen zwei derben Strichen: „Die Heirat zwischen Herrn N. N. und Fräulein L. ist gesichert." — Amüsant und abwechselungsreich. Neunzehntel der vier Seiten der „Noticias" machen die Annoncen aus. Annoncen von allen Größen, allen Sorten, gestimmt auf alle Saiten, vom herbsten Ernst zum köstlichsten

Scherz, von den Begräbnisfeierlichkeiten eines Pairs bis zu denjenigen eines Schneiders, von den Berichten mit sprühendem Humor bis zu Ergüssen voll Reiz und Pikanterie, die den haut goût streifen. Zwischen der kurzen tragikomischen Notiz eines verunglückten Einbruchs und der Anpreisung des azorischen Thees „erlaubt sich die Redaktion den Lesern mitzuteilen, daß Madame M . . . . augenblicklich in einer kleinen Geldverlegenheit ist und der kaum nennenswerten Summe von zweihundert Mark bedarf, um sich wieder zu arrangieren."

Das großartigste in den portugiesischen Zeitungen sind aber die Liebesannoncen. Hier schoß das ‚Diario de Noticias' immer den Vogel ab. Die Annoncen sind in den drei Umgangssprachen, portugiesisch, französisch, englisch geschrieben und benachrichtigen irgend ein einmal geschautes, unbekanntes „Ideal" oder „Idol" von beginnender Leidenschaft des oder der Schreibenden. Sonderbarerweise sind die Schreibenden vorzugsweise Militärs; — aber auch Beamte, Studenten und junge lyrische Talente beten die Sterne in den Spalten der Tageszeitungen an. Die „Liebe auf den ersten Blick" findet keinen boshafteren Interpreten als die Annonce. Da steht unter anderem:

Tenente-Belem.	Lieutenant — Bethlehem.
Peço a v. ex.ª me escreva para o correio geral com as iniciaes M. J. A. indicando — me a sua nova residencia e peço-lhe me avise o dia em que ali tenho carta. S.	Ich bitte E. Excellenz, mir postlagernd unter der Chiffre M. J. A. zu schreiben und mir Ihre neue Wohnung zu sagen, und ich bitte Sie, mich wissen zu lassen, wann ich einen Brief erwarten kann.

Der Ton ist sehr militärisch, und dumm ist der Sergeant auch nicht, er will nicht vergebens von der Vorstadt nach Lissabon auf die Hauptpost laufen. Die Doña soll ihm erst durch die Zeitung mitteilen, wann er dorthin spazieren kann. Der Titel „Excellenz" darf uns auch nicht irre machen, er gehört jedermann, der Durchschnittsbildung, anständige Kleidung und „tadelloses" Auftreten hat.

Circo.	Circus.
Domingo. Camarote Iª ordem. Ha muito que a amo, mas sempre me tem sido difficil confessar-lhe. Se não lhe sou indifferente, peço, me indique em carta para o C. g. com as iniciaes S. L. a maneira de a ver e de lhe escrever. Militar.	Sonntag. Loge im ersten Rang. Ich liebe Sie schon lange; aber ich habe es Ihnen nie gestehen können. Wenn ich Ihnen nicht gleichgültig bin, bitte schreiben Sie mir unter S. L. postlagernd Hauptpost, wann ich Sie sehen kann. Militär.

Das ist drollig! Dieser Marssohn will den Sieg durch die Post erringen. Er liebt die Unbekannte, deren Namen er nicht weiß, schon lange, er hat es ihr nie gestehen können. Was kann ihm besseres einfallen, als es sie durch die Zeitung wissen lassen. Sie erlaubt es ihm mit Hilfe einiger Soldeinschränkung seinerseits, die Dame zu benachrichtigen, daß sie

einen militäriſchen Verehrer hat, der wiſſen möchte, ob er ihr nicht gleichgültig iſt. Was mag ihm dieſe Dame geantwortet haben, deren Namen und Wohnung er nicht kennt? Hoffentlich nichts.

Ah, da habe ich etwas romantiſches gefunden!

Forget me not.

Havia n'um jardim uma magnolia que prendia as attenções pela sua formosura e perfume. Muito perto um myosotis de singelas flôres azues, parecia na melhor estação. Um dia, levaram — n'o para longe da sua companheira, tirando lhe a sua vista eo seu odorifero ambiente, as pobres florinhas principiaram a desbotar, ameaçando perder-se. Então, condoida a mesma mão que as separava, de novo as junton. E logo se reanimaram as florinhas, onde o zephyro perpassando, as fazia murmurar: „En morria sem ti, e se entendes a minha linguagem, amae-me sempre, não me esqueçaes."

Vergißmeinnicht.

In einem Garten ſtand eine Magnolia, die durch ihre Schönheit und ihren Duft alle Aufmerkſamkeit auf ſich zog. In ihrer Nähe blühte ein Vergißmeinnicht mit ſeinen einfachen blauen Blüten. Eines Tages entfernte man es von ſeinem Gefährten, beraubte es ſeines Anblicks und ſeiner duftenden Nähe, und die armen kleinen Blumen verwelkten, drohten zu ſterben. Dann vereinte dieſelbe Hand, die beide getrennt hatte, ſie wieder. Und die kleinen blauen Blumen belebten ſich wieder, der Zephyr, der ſie entfaltete, ließ ſie murmeln: „Ich würde ſterben ohne dich, und wenn du meine Sprache verſtehſt, liebe mich immer, vergiß mein nicht."

Dieſes Bekenntnis einer Liebe rührt, wie mir ſcheint, von einer Frau her. Ein Vergißmeinnicht, das eine Magnolia liebt! Vielleicht auch iſt die Verfaſſerin eine poetiſche Natur, die ſich darnach ſehnt, ihre Romantik in Aktion treten zu laſſen. Gleich daneben ein anderes „Vergißmeinnicht".

Myosotis.

Que a minha ausencia não prejudique o nosso amor. Separados constantamente na terra, reunidos seremos no céu.

Vergißmeinnicht.

Meine Abweſenheit vermindert meine Liebe nicht. Auf Erden immer getrennt, werden wir im Himmel vereint werden.

Trauer — tiefe Trauer! . . Er ſchlägt der Geliebten ein Wiederſehen, eine Vereinigung jenſeits des Grabes vor. Platoniſcher kann eine Liebe wahrlich nicht ſein!

Ein anderer, einer jener „Unwiderſtehlichen", veröffentlicht ohne weiteres, daß ſie ihn provociert habe. . . . es ſcheint übrigens ihre Gewohnheit zu ſein, da er ſie fragt, ob ſie es aufrichtig meine. Wie ſchlecht kennt er das Frauenherz!

Menina B.

Tenho diligenciado occasião de a tornar a ver depois qne a acompanhei até ao Largo de S. Roque. Se foram sinceros os olhares com qne me correspondeu no domingo indique-me como corresponder — nos on fallar-lhe. Carta ao Correio geral a S. S. S.

Fräulein B.

Ich habe Gelegenheit geſucht, Sie wiederzuſehen, ſeitdem ich Ihnen bis zum Rochusplatze gefolgt bin. Wenn die Blicke, die Sie mit mir getauſcht haben am Sonntag, wahr ſind, bezeichnen Sie mir, auf welche Weiſe wir uns ſchreiben oder ſprechen können. Brief — hauptpoſtlagernd unter S. S. S.

Genug der Proben. In ſolchen Varianten geht es täglich weiter bis ins unendliche. Ich kannte in Liſſabon einen alten Spaßmacher, der ſich abends ſchon immer auf den nächſten Morgen freute, wenn er die Zeitungen auf dem Frühſtückstiſche finden würde. Er las mit Andacht dieſe Annoncen — waren einige ganz beſonders prickelnde oder drollige darunter, machte er ſich ein Zeichen. Nachdem er ſeinen Thee getrunken hatte, beantwortete er die Liebesſeufzer. Einem ſagte er, daß er ſeine Leidenſchaft erwidere, er bitte ihn, an einem beſtimmten Tage früh 6 Uhr in den „Sterngarten" zu kommen. Man werde ihn erwarten. Selbſtverſtändlich rannte der Verfaſſer jener Annonce dorthin, um die Holde zu begrüßen und ſah ſich übertölpelt. Einen Spiritiſten lud er ein, abends zwiſchen $^1/_2$12 und $^1/_2$1 Uhr auf den Prazeres (Kirchhof) zu kommen, „ſie" werde ſeiner an dem Rieſengrab der Palmellas erwarten u. ſ. w.

Ja, treffliche Feuilletons, ſorgfältige Leitung, Romane und geiſtvolle Artikel heben in Portugal eine Zeitung nicht; — aber die Annoncen. Sie machen den Herausgeber zum Kröſus.

Spiritiſten und Spiritaſter.

Eine zeitgemäße Betrachtung von Julius Goldſtein.

(Berlin.)

Die ſpiritiſtiſche Bewegung iſt bald ein halbes Jahrhundert alt. Die Zahl ihrer Anhänger hat ſtetig zugenommen trotz Hohn und Spott. Eine ungeheure, kaum noch überſehbare ſpiritiſtiſche Litteratur iſt ins Leben getreten. Aus allen Teilen der Welt ſind Thatſachen zuſammengetragen und aufgeſpeichert worden, heißumkämpfte Hypotheſen ſind ihnen gefolgt und Philoſopheme haben verſucht, dem Welt- und Menſchenrätſel näher zu kommen. Aus der Logik der Thatſachen ſind ethiſche und religiöſe Forderungen gezogen worden.

Aber in dieſer Flut von Büchern, Zeitſchriften und Broſchüren finden ſich kaum die Anſätze dazu, von den neu gewonnenen und durch Thatſachen geſtützten metaphyſiſchen Geſichtspunkten aus in die ſoziale Sphäre der Menſchheit einzugreifen, um auf dem Boden dieſer Lehre eine Löſung, beziehungsweiſe eine Klärung der ſozialen Probleme der Gegenwart anzuſtreben. Während doch ſonſt aus den Anhängern einer Weltanſchauung Männer

erſtanden ſind, die von den Höhen ihrer metaphyſiſchen Gedankenwelt herabſtiegen in die ſozialen Niederungen, um hier ihre Lehren einer heilbringenden Verwirklichung entgegenzuführen, finden wir beim Spiritismus nichts von alledem.

Der Grund hierfür muß entweder im Spiritismus oder bei den Spiritiſten liegen. Im Spiritismus, wenn er vielleicht unfruchtbar für jede Nutzanwendung auf das ſoziale Gebiet ſein ſollte oder geradezu antiſoziale Elemente und Tendenzen enthält, bei den Spiritiſten, wenn ihre pſychiſche Natur einen Defekt aufweiſt, der ſie zur Umſetzung ihrer ſpiritiſtiſchen Lehren ins Soziale untauglich macht. Eine dritte Möglichkeit, die beide einſchließen würde, iſt ausgeſchloſſen, wenn die eine Annahme ſich als unhaltbar erweiſt.

Da es hier nicht meine Aufgabe iſt, den Spiritismus in ſeiner ganzen ſozialen Tragweite zu erörtern, ſondern nur zu zeigen, daß der Spiritismus *nicht* unfruchtbar iſt für die ſoziale Nutzanwendung, ſo muß ich mich darauf beſchränken, nur den Hauptausgangspunkt für ſeine tiefgehende Einwirkung ins ſoziale Gebiet zu fixieren.

Der Spiritismus iſt eine Lehre des Lebens. Er weiſt von dieſem Leben in ein anderes, das mit dieſem in vollem Kauſalnexus ſteht. Er nimmt damit dem Leben nichts von ſeiner thatenreifenden Realität. Indem er nachweiſt, daß die Zukunft der menſchlichen Monade von dem abhängt, was das Individuum auf dieſer embryonalen Daſeinsſtufe geworden, muß er darauf beſtehen, daß der Menſch eben hier das Maximum ſeiner möglichen, individuellen Vollkommenheit erreiche. Um dieſen Zweck des Individuallebens zu erfüllen, bedarf es aber einer Geſellſchaftsordnung, in welcher jedem die Gelegenheit gegeben iſt, durch größtmögliche Bethätigung ſeiner phyſiſchen, intellektuellen und moraliſchen Anlagen und Fähigkeiten dieſe zu größtmöglicher harmoniſcher Ausbildung zu bringen.

Daß dieſe Geſellſchaftsordnung mit unſerem augenblicklichen Gottesgnadenreich wenig gemein haben wird, liegt auf der Hand; das inſtinktive Gefühl aber, daß ſie ſtark zur ſozialiſtiſchen hin tendiert, das iſt es, was den Spiritiſten Scheuklappen vor das geiſtige Auge legt, denn die große Mehrzahl der Spiritiſten gehört der Bourgeoiſie an. — Man kann die Bourgeoiſie ungefähr in zwei Klaſſen teilen.

Die erſte Klaſſe — ſie iſt die größte — iſt wiſſenſchaftlich ungebildet. Ihr abſolutes Merkmal iſt Denkfaulheit und Denkunfähigkeit. Die zweite Klaſſe iſt wiſſenſchaftlich gebildet und ſchrickt in ihren einzelnen Wiſſenſchaften vor des Denkens ſchwerer Mühe nicht zurück. Beiden Klaſſen aber iſt der pſychiſche Defekt ſozialer Urteilsloſigkeit gemein.

Man bezeichnet den Bourgeois der erſten Klaſſe auch als Bildungsphiliſter. Der Bildungsphiliſter iſt eifrig bemüht, Wiſſensbrocken zu ſammeln,

nicht um sie einheitlich in sich zu verarbeiten und so einem inneren, geistigen Bedürfnisse Genüge zu thun, sondern um sie zum Aushängeschild für seine „Bildung" zusammenzuflicken, um „mitsprechen" zu können. Er schwimmt immer mit dem jeweiligen Meinungsstrome und bietet das beste Absatzgebiet für abgestandene Schlagwörter. Sie ersparen ihm das Selbstdenken. Ein gewisser äußerer Wohlstand enthebt ihn ja auch dieser lästigen Beschäftigung. Beim Bourgeois steht die Stärke des Denkens gewöhnlich im umgekehrten Verhältnis zur Fülle des Geldbeutels. Innere Kämpfe religiöser und sittlicher Art erschüttern ihn nicht. Er huldigt dem bequemen Dogma des Materialismus oder dem Materialismus des Dogmas. Er ist das personifizierte Trägheitsmoment veralteter sozialpolitischer Anschauungen. —

In diese psychische Windstille tritt plötzlich und unvermittelt in der Form irgend eines Phänomens der Spiritismus. Etwas Übersinnliches! Geist! Weiterleben! Unsterblichkeit! — das ist zuviel auf einmal. Dem armen Mann wird schwindlig, das ganze Gebäude seiner Weltanschauung gerät ins Wanken, ein Wirbelsturm erfaßt seinen Geist und rüttelt den Spiritismus mit dem ganzen früheren Ideen- und Gefühlskomplex durcheinander. Was wird daraus werden?

Das ist noch nicht sofort zu sagen, denn dieser Zustand des „unbalanced mind", wie der Engländer ihn nennt, dauert einige Wochen, bei einigen bleibt er auch permanent. In dieser Zeit entwickelt der neugebackene Spiritist eine fanatische Bekehrungswut. Er geberdet sich, wie Reimers einmal sagt, wie ein Hund, der eben aus dem Wasser kommt und nun jeden bespritzen will, um ihn auch seines angenehm durchnäßten Gefühls teilhaftig zu machen.

Es ist eine Eigentümlichkeit der psychischen Welt, daß das in der physischen Welt allgemein gültige Gesetz von den gleichen Wirkungen gleicher Ursachen hier häufig nicht zutrifft. Dieselbe Einwirkung des Spiritismus hat zwei ganz verschiedene Folgen hervorgebracht, wenn der „unbalanced mind" wieder ins Gleichgewicht gekommen ist. Einige wenige sind vom Spiritismus aufgerüttelt worden. Er hat sie an die Thore der Ewigkeit geführt und den sittlich-religiösen Funken, der in ihnen schlummerte, entfacht. Sie gehen einer völligen Umgestaltung ihres Wesens entgegen.

Die meisten aber bleiben das, was sie waren — Bourgeois. Sie fassen den Most in alte Schläuche. Sie, die niemals die göttlichen Wonnen der Erkenntnis durchkostet haben, wenn diese in bebender Glut das Herz umfängt, daß es weit und groß wird und aus ihm hervorquillt ein heißer Strom der Begeisterung für alles Hohe und Ideale, sie errichten einfach einen an sich wertlosen intellektuellen Oberbau auf dem verfaulten moralischen Untergrunde ihrer Bourgeoisnatur. Ihr Denken, das schon immer am Materiellen haftete und nur das Materielle als realen Kraftfaktor gelten

ließ, ſieht, kurzſichtig wie es iſt, nur das Materielle im Spiritismus. Spiritiſtiſche Phänomene und Experimente finden bei ihnen eine weite Kultivierung zur Befriedigung der Neugier. Ein pſychologiſcher Zug der Bourgeoiſie leiſtet dieſer Geiſterſpielerei großen Vorſchub. Die Bourgeoiſie bringt größtenteils den geſunden Freuden des Daſeins eine gewiſſe Blaſiertheit entgegen. Sie hat von Jugend auf ſchon das „irdiſche Glück“ in mehr als vollen Zügen genoſſen. Die abgeſtumpften pſychiſchen Empfindungsorgane ſuchen krampfhaft nach neuen, prickelnden, ungewöhnlichen Reizen, auf die ſie noch reagieren können. Die niederen ſpiritiſtiſchen Phänomene ſcheinen ihnen dieſe Reize zu geben, und nun wird ein Geiſterſport in Scene geſetzt, deſſen Unſittlichkeit ſeiner Gefährlichkeit in nichts nachſteht. Bei manchen nimmt dieſer Geiſterſport eine religiöſe Färbung an. Die verrückteſten ſpiritiſtiſchen Mitteilungen werden dann in den Familienzirkeln zu heiligen Offenbarungen himmliſcher Führer. Der Verkehr mit den „lieben Abgeſchiedenen“ führt bald zu einem ſchlaffen, rührſeligen Einlullen aller Lebensſpannkräfte.

Es ſei mir geſtattet, dieſe Art von Spiritiſten, von denen es noch eine Reihe Spielarten giebt, Spiritaſter zu nennen; an deren Adreſſe und auch nur an deren Adreſſe ſind ſämtliche ſich immer nur ſelbſt wiederkäuenden Antiſpiritiſteriaden zu verweiſen. —

Die Propaganda für dieſe Spiritaſterei iſt Gott ſei dank ſo unbedeutend, daß größere geſunde Bevölkerungskreiſe unberührt davon bleiben. Es werden kleine Winkelzeitſchriften gedruckt, in denen eine gewaltige, weltbewegende Idee in der ganzen widerlichen Zwerghaftigkeit ſpiritiſtiſcher Vereinsmeierei zur lächerlichen Vogelſcheuche für alle ernſt denkenden Menſchen gemacht wird. Wo wollen auch dieſe ſchwachköpfigen Gernegroße mit dem Spiritismus hin? Wenn man ſolche ſpiritaſtiſchen Vereinigungen einmal aufſucht, — wovon jedem, der dem Spiritismus ernſtlich näher treten will, abgeraten wird — ſo bekommt man den Eindruck, als ob das Weſen des Spiritismus in fliegenden Schinkenknochen und luſtwandelnden Geſpenſtern beſtehe. Man kann dort allerdings auch höchſt charakteriſtiſche Geſpräche belauſchen. Junge Damen, die für die Seherin von Prevoſt ſchwärmen, weil ſie nach der Lektüre vor lauter Gruſeln acht Tage nicht ſchlafen konnten. „Aber,“ ſchließt die eine, „es iſt doch ganz intereſſant.“

Ergraute Männer, die der Geiſterſporterei das Loblied ſingen. „Was! Die Marryat haben Sie noch nicht geleſen!“ ruft der eine entſetzt aus, „die müſſen Sie leſen! Wunderbar! Lauter Materialiſationen!“

Brr! Gott ſchütze mich vor den Spiritiſten, vor den Materialiſten will ich mich ſelber ſchon beſchützen!

Einzelne der Spiritaſter betreiben den Geiſterſport ganz beſonders

energiſch. Die groben phyſikaliſchen Manifeſtationen in den Seancen wirken auf die Dauer abſtoßend auf das bei ihnen noch nicht ganz verkümmerte äſthetiſche und ſittliche Empfinden. Statt nun aber bei ſich ſelbſt die Schuld für das Widerſpruchsvolle und Abſtoßende der niederen Phänomene zu ſuchen, ſtatt die grobe Hülle zu laſſen und aus ihr den geiſtigen Kern, die vernünftige Erklärung herauszuſchälen, verwerfen ſie beide und begeben ſich als enragierte Spiritiſtenfreſſer ins Lager der Theoſophie. Der neue Nirwanajäger wird jetzt vollkommen Self-centred. Er geht auf die Suche nach ſeinem höheren Selbſt. Glaubt er es gefunden zu haben, ſo zieht er ſich dahin in ſtiller Kaſteiung zurück und mäſtet ſich nun einen umfangreichen, metaphyſiſchen Schmerbauch an. Man kann den Theoſophen von anderen Sterblichen leicht unterſcheiden, nämlich an ſeiner Allwiſſenheit. Er kennt den Weltbau bis in ſeine innerſten Fugen. Die bekannten Heineſchen Schlafrockfetzen erſetzt er durch indiſche Worte. Wer's nicht glaubt, der verſuche ſich einmal durch die letzten Bände der „Sphinx" durchzuleſen. —

Der ſpiritiſtiſche Bourgeois der zweiten Klaſſe, deſſen wiſſenſchaftliche Bildung übrigens der „Herr Doktor" oder der beliebte goldene Kneifer nicht immer dokumentieren, bekümmert ſich beinahe ausſchließlich um die Phänomenologie des Spiritismus mit ſchwacher Berückſichtigung der ethiſchen und religiöſen Seite. Die ſozialen Konſequenzen, die ſeine politiſche Stellung im Parteileben der Gegenwart vollkommen ändern würden, ſieht er nicht oder will er nicht ſehen. Fühlt er aber doch heraus, daß er den ſozialen Konſequenzen nicht auf die Dauer ausweichen kann, dann ſchweigt er den Spiritismus, deſſen Phänomene er anerkennt, lieber tot. Es giebt eben auch verſchämte Spiritiſten, und zwar mehr, als man denkt.

Bei der Lektüre dieſes Aufſatzes könnten manchem die oft gemißbrauchten Bibelworte über die Zunge gleiten: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen." „Aber," fragt Schrempf, „woran wollt ihr die Früchte erkennen?"

Man muß nur hübſch ſäuberlich den Weizen des Spiritismus von der Spreu der Spiritaſter trennen. Das thut man aber meiſtenteils nicht. Der Spiritismus iſt durch Zeitungsnotizen und Witzblätter zu einer Art Prügeljungen geworden, an dem jeder glaubt, ſeinen Spott auslaſſen zu dürfen. Man hat den Spiritismus auch mit dem bequemen Namen Dekadenzerſcheinung belegt. Nicht der Spiritismus — der iſt geſundes, funkelndes Leben —, nicht die Spiritiſten oder Spiritualiſten, zu denen die edelſten und reinſten Geiſter der Menſchheit zu rechnen ſind, ſondern die Spiritaſter ſind eine ſozialpſychologiſche Dekadenzerſcheinung des Fin-de-siècle.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schikowski.

(Berlin.)

Es ist schwer zu entscheiden, ob es Großmut oder Bosheit von Herrn Oskar Blumenthal gewesen ist, als er sich entschloß, das neueste Opus seines früheren Feindes Paul Lindau auf die Bühne des Lessing-Theaters zu bringen: „Die Venus von Milo", Schauspiel in einem Aufzuge.

Der Sklave Praxiteles hat zum Andenken an seine Jugendgeliebte Chloe in aller Stille und Heimlichkeit die Venus von Milo geschaffen. Sein Gebieter, der reiche ehrgeizige Mäcen und Dilettant Agathon verspricht ihm die Freiheit, wenn er ihm die Autorschaft des Kunstwerks abtreten wolle. Der Sklave geht darauf ein und der Handel scheint zur Zufriedenheit beider Teile abgeschlossen. Da erscheint plötzlich jene Chloe auf der Bildfläche. Sie ist durch ein widriges Schicksal in Sklaverei geraten und wird Agathon zum Kauf angeboten. Auch dieser Handel scheint sich zur Zufriedenheit beider Teile abwickeln zu wollen, als plötzlich Praxiteles sich dazwischen wirft und Agathon beschwört, die geliebte Chloe freizugeben. Da Agathon dazu keine Lust verspürt, schlägt Praxiteles zur Strafe der Venus von Milo beide Arme ab. Die schöne Klytia aber, die Freundin des Agathon, kennt zufällig den wahren Meister des Kunstwerks und weiß auch um seine Liebe zu der Jugendgespielin. Sie kauft heimlich die schöne Chloe dem Sklavenhändler ab und schenkt ihr die Freiheit, die Schwindeleien des bösen Agathon aber enthüllt sie schonungslos vor aller Welt, und im Hintergrunde erscheint, in bengalischer Beleuchtung, ein Gipsabguß der Venus von Milo.

Ich glaube doch, es ist Bosheit von Herrn Blumenthal gewesen.

Das Stück spielt um das Jahr 370 v. Chr. und ist in sehr schlechten Versen geschrieben. Es wird darin auch unter anderen in wohlgesetzter Rede gegen den bösen Realismus, der sich in der Kunst immer mehr breit mache — im Jahre 370 v. Chr. in Griechenland — zu Felde gezogen, und herrlich erklingen die Rhythmen zum Preise des wahren Idealismus. Der Verfasser heißt Paul Lindau.

Die Darstellung entsprach völlig dem Wert des Stückes. Die Herren Sauer (Agathon), und Stockhausen (Praxiteles), sowie Fräulein Jenny Groß (Klytia) kamen sich in den griechischen Gewändern offenbar selbst komisch vor, und ihr Spiel wirkte oft direkt parodistisch.

Auf das Machwerk des Idealisten Lindau folgte eine reizende französische Rokoko-Komödie, die die Besucher des Lessing-Theaters über das in der ersten Hälfte des Abends erduldete wohl trösten konnte: „Die Romantischen", Lustspiel in drei Aufzügen von Edmund Rostand, deutsch von Ludwig Fulda.

Percinet und Sylvette lieben sich, aber sie sind zu romantisch, um auf dem ebenen Wege der Verlobung und Hochzeit in den Hafen der Ehe einlaufen zu wollen. Sie sehnen sich danach, daß ihrer Liebe Hindernisse in den Weg treten möchten, sie lechzten nach Abenteuern, Romeo und Julia sind ihre Ideale. Die beiden Väter, zwei gute Freunde und Nachbarn, die aus geschäftlichen Gründen die Heirat wünschen, kommen dem spleenigen Pärchen nach Kräften entgegen. Sie spielen Montague und Capulet, richten eine feindliche Mauer zwischen den beiden Nachbarsgärten auf, und verbieten den Sprößlingen jede Annäherung aufs strengste. Das unglückliche Liebespaar schwelgt in

romantischen Wonnen. Auf der feindlichen Mauer sitzend lesen sie Shakespeares Liebesdrama. Schließlich setzen die beiden pfiffigen Alten ihren Intriguen noch die Krone auf, indem sie eine räuberische Entführung der kleinen Sylvette arrangieren. Percinet kommt natürlich im entscheidenden Moment hinzu, treibt nach wildem Kampfe die Banditen in die Flucht und führt die eroberte Geliebte im Triumph nach Hause. Die Väter sinken sich versöhnt in die Arme und der Hochzeit würde nichts im Wege stehen. Aber durch Zufall finden die Neuverlobten die Rechnung des Fechtmeisters Strafforel über die noch unbezahlte „Entführung erster Klasse mit Chikanen", das Komplott der Väter ist enthüllt, die Romantischen sehen ein, daß sie in eine ganz ordinäre Konvenienzehe spießbürgerlichster Art hineingedrängt werden sollen, und fangen sofort an, einander überdrüssig zu werden. Aber auch die beiden Väter haben sich gegenseitig satt. Seit die feindliche Mauer gefallen ist, leben sie in täglichem, stündlichem Verkehr mit einander. Die Folge ist ewiger Zank und Streit, und schließlich prügeln sich eines schönen Tages die beiden alten Herren durch, daß die Perücken stäuben. Nun ist die Feindschaft wirklich da, und Percinet verläßt Sylvette, in der Absicht, romantische Abenteuer zu suchen und ein Wüstling zu werden. Die Väter trennen sich grollend. Aber Herr Strafforel bekommt seine Rechnung erst bezahlt, wenn die Hochzeit gefeiert ist. Als Maurer verkleidet, richtet er daher zunächst weise die wohlthätige Schranke zwischen den Nachbarsgärten wieder auf. Im Gewande eines romantischen Räubers macht er sodann der zu Tode erschreckten Sylvette einen Liebesantrag und weiß ihr die Vorzüge eines wirklich romantischen Lebens so naturgetreu zu schildern, daß diese, entsetzt und angeekelt, für immer von ihren phantastischen Neigungen geheilt wird. Die beiden Alten, durch die Einsamkeit gelangweilt, nähern sich einander und wärmen die alte Freundschaft wieder auf. Auch Herr Percinet, dem seine Abenteuer niederträchtig schlecht bekommen sind, kehrt hungrig, zerlumpt und geprügelt heim, landet im Hafen von Philisteria, in den Armen Sylvettens, und Herr Strafforel bekommt endlich seine Rechnung bezahlt.

Die Direktion des Lessing-Theaters hat wohlgethan, das Berliner Publikum mit diesem lustigen, wirklich feinen und graziösen Schäferspiel bekannt zu machen. Wir bekommen leider von dieser Art viel zu wenig zu sehen, obwohl die französische Litteratur an solchen Stücken keineswegs arm ist. Die deutschen Bühnen-Dichter haben sich dieses Genres, das in Frankreich jetzt Mode ist, noch nicht bemächtigt. Ich glaube auch kaum, daß es ihnen gelingen würde, auf dem Felde Lorbeeren zu ernten. Vielleicht Herrn Ludwig Fulda? Er besitzt Zierlichkeit und genügenden Esprit, aber gegen die elegante, natürliche Grazie des Monsieur Rostand bliebe er doch wohl der deutsche Bär. Diese halb märchenhafte, harmlos-ulkige Zopf-Poesie ist und bleibt die ureigenste Domäne der Franzosen.

Gespielt wurde im ganzen gut: Nur Herr Waldow, der ein braver Berliner Lokalkomiker ist, traf in der beweglichen, klownartigen Rolle des Tausendkünstlers Strafforel von vornherein nicht den richtigen Ton. Herr Ludwig Stahl (Percinet) genügte, und Fräulein Marie Elsinger (Sylvette) wäre tadellos gewesen, wenn sie ein klein wenig mehr Temperament gezeigt hätte. Franz Guthery und Ferdinand Suske gaben das biedere Väterpaar mit vielem Humor. Die Regie hätte übrigens dem Ganzen ein viel lebhafteres Tempo geben müssen. Das Rokoko-Kostüm bedingt doch nicht ohne weiteres den Menuet-Schritt.

Die Aufführung der Romantischen war weitaus die beste, die ich in dieser Saison im Lessing-Theater gesehen habe.

Das Deutsche Theater hat nach längerer Pause wieder Molières „Misanthrop"

neu einstudiert und mit teilweise neuer Besetzung in sein Repertoire aufgenommen. „In deutschen Versen von Ludwig Fulda“ stand auf dem Theaterzettel.

Ich kann diesen vielgerühmten deutschen Versen von Ludwig Fulda keinen Geschmack abgewinnen und verstehe nicht, wie man ihren Verfertiger für einen ausgezeichneten Übersetzer halten kann. Der individuellen Eigenart eines Dichters in der Übersetzung gerecht zu werden, ist Herr Fulda nicht fähig. Ob es sich um Beaumarchais oder Rostand oder Molière handelt: es sind immer „deutsche Verse von Ludwig Fulda“. Jede Dichtung verwandelt sich bei ihm in das gleichmäßig süßliche Bimmelbammel einer wohlklingenden und sorgfältig abgeschliffenen, aber faden und charakterlosen „gebundenen Rede“. In zierlichem Tanzmeisterschritt stolzieren seine Rhythmen dahin, hier und dort klingt uns ein origineller Reim ins Ohr, lächeln wir einen Augenblick über eine graziös-humoristische Pointe. Mich macht das Anhören Fuldascher Verse auf die Dauer nervös.

Der Alceſt gilt für eine Glanzleistung von Josef Kainz. Ich muß mich in diesem Punkte zu des großen Künstlers allergetreuester Opposition bekennen. Kainz spielte, man könnte sagen, zu intensiv. Selbst ein überreizter Sonderling wie Alceſt wird seinen Stimmungen nicht andauernd in so forcierter Weise Ausdruck geben können. Er würde es einfach physisch nicht aushalten. Nicht einen Augenblick war er in Ruhe. Geberde und Mienenspiel befanden sich in unaufhörlichem überhastetem Wechsel. Der Gesichtsausdruck wurde nicht selten direkt zur Grimasse. Man konnte wohl im einzelnen die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Ausdrucksmittel bewundern, aber das Ganze war von einfacher Natürlichkeit doch allzuweit entfernt. — Frau Sorma hatte leider an dem Abend, wo ich das Theater besuchte, wegen Krankheit absagen müssen, und so mußten wir uns für die Rolle der Celimene mit Lucy Lissl begnügen, die ihre Sache ganz brav machte, aber nicht über ein anständiges Mittelmaß emporragte. — Hermann Müller war in der Rolle des Oront, wie immer, interessant und amüsant, und hätte sich nur in seiner ersten Scene ein wenig mehr Zurückhaltung auferlegen können. Es scheint überhaupt, als wenn dieser Herr zuweilen das Bedürfnis hätte, mit seiner geschätzten Individualität mehr hervorzutreten, als im Interesse eines harmonischen Ensembles wünschenswert ist. Es wäre Sache der Regie, hier milde ausgleichend einzuwirken. — Sehr gut war Ferdinande Schmittlein als Arsinoë. Im ganzen erlebten wir eine Musteraufführung, wie man sie nicht häufig zu sehen bekommt.

In Begleitung des Misanthrop erschien ein kleiner Einakter: „Das hohe Lied“, von Felice Cavallotti, deutsch von Ludwig Fulda.

Daß es ein besonderer Genuß war, nach dem Molièreschen Meisterwerke das tendenziöse Versspiel des bekannten italienischen Politikers als Knochenbeilage zu genehmigen, möchte ich nicht behaupten. Das kleine Stück soll vor mehr als zehn Jahren in Italien Aufsehen erregt haben. Es wendet sich in der denkbar gröbsten Form gegen Pfaffentum und positive Religion. Die Art, wie hier mit Kanonen nach Spatzen geschossen wird, erinnert ein wenig an unsern braven Panizza. Wir Norddeutschen vermögen die Erbitterung, mit der man gegen diese Mächte der Finsternis kämpft, nicht recht zu begreifen. Denn wenn Stöcker auch noch so viele Scheiterhaufen, in seinen Briefen, errichtet: wir haben von den Pfaffen nichts mehr zu fürchten und halten es nicht der Mühe für wert, uns über ihre Machinationen zu ärgern. Und auch mit den orthodoxen alten Weibern beiderlei Geschlechts pflegen wir uns nicht abzugeben. Wir gönnen ihnen die stillen Freuden des Gesangbuches, und wenn einmal hier oder dort lichtscheues Gesindel sich an den Tag wagt und schlechte Luft verbreitet, so verabfolgen wir ihm einen Fußtritt und lassen es laufen. Für einen Kampf, und wenn

Digitized by Google

es auch nur ein Kampf mit faulen Witzen wäre, sind wir nicht zu haben, denn der Gegner ist unseres Erachtens nicht satisfaktionsfähig. Das ist ungefähr der Standpunkt des Norddeutschen, und von diesem Standpunkt aus erscheint ihm die satirische Polemik der Cavallotti, Panizza u. a. als geschmackloser Windmühlenkampf. Und wenn diese Polemik nun gar, wie es im Hohen Liede der Fall ist, lediglich in wohlfeilen Witzen über die altehrwürdige Bibel besteht, so halten wir das nicht für spaßhaft, sondern empfinden es lediglich als Roheit.

Das Hohe Lied Salomonis wird „mit verteilten Rollen" vorgetragen. Der junge Seminarist Antonio spricht den Liebhaber, seine hübsche Cousine Pia die Sulamith. Im Eifer der Recitation rückt der junge Gottesmann seiner anmutigen Partnerin, in der er selbstverständlich nur das Volk Jehovas erblickt, so bedenklich auf den Leib, daß der zufällig hinzukommende Vater, ein alter Oberst und Freigeist, den Vorgang mißversteht. Eine kräftige Auseinandersetzung zwischen Onkel und Neffen führt zu gegenseitiger Verständigung, Antonio giebt die geistliche Karriere auf, und aus Jehova und seinem Volke wird ein Paar.

Der Kunstwert des Werkes ist gleich Null. Aber die Genialität eines Kainz (Antonio), der wie ein Siebzehnjähriger aussah und mit dem Feuer eines Siebzehnjährigen spielte, und die geistreiche Virtuosität Hermann Müllers (Oberst Soranzo) hielten das Stück über Wasser. Für die erkrankte Agnes Sorma war in die Rolle der Pia Gisela Pahlen eingesprungen.

Zwei edle Mimen unseres deutschen Theaters, die Herren Fischer und Jarno, thaten sich eines schönen Tages zusammen und beschlossen, mit vereinten Kräften ein Theaterstück zu brauen, das an Originalität der Handlung, sowie an Ausgelassenheit und Frechheit des Witzes die üblichen französischen Dreiakter des Residenz-Theaters in den Schatten stellen sollte. Das Vorhaben gelang ihnen im vollsten Maße, und das Werk erhielt in der Taufe den Namen „Der Rabenvater". Es ist auch gleich ins Französische übersetzt worden, eine Ehre, die einer deutschen Posse nur selten zuteil wird.

Herr Neuendorf, ein geborener Berliner, der als Ehemann in ein märkisches Provinznest verschlagen ist, spürt hin und wieder das unabweisbare Bedürfnis, der amüsanteren Reichshauptstadt einen Besuch abzustatten. Um die dazu notwendigen Mittel von seiner gestrengen, die Kasse führenden Gattin loszubekommen, ist er bereits im ersten Jahre seiner Ehe auf einen originellen Trick verfallen. Er hat der Gebieterin unter Wehklagen gestanden, daß er vor Jahren ein uneheliches Kind in die Welt gesetzt habe, dessen Alimentation ihm noch obliege. Zu diesem Zwecke muß nun die vortreffliche Adelheid allmonatlich mit der bewußten Summe herausrücken, und der pflichtvergessene Ehegatte fügt Betrag an Betrag, bis es zu einer Berliner Reise langt.

Auf dieser verrückten Idee baut sich das Stück auf. Den Gang der Handlung in allen seinen Verwickelungen, Mißverständnissen und Überraschungen auch nur anzudeuten, ist unmöglich. Ich möchte zur Charakterisierung des herrschenden Tones nur erzählen, daß ein junger Mann, der mit der Tochter des Rabenvaters heimlich verlobt ist, von der Mutter für den betreffenden fils naturel gehalten wird, und daß sich aus diesem Mißverständnis ein paar Scenen zwischen Frau Neuendorf und der Mutter des hoffnungsvollen Jünglings ergeben, die an Eindeutigkeit, aber auch an überschäumendem Witz thatsächlich die ausgelassensten Pariser Vaudevilles übertreffen.

Das Residenz-Theater, an dem der Rabenvater eine stattliche Anzahl von Aufführungen erlebt hat, verfügte früher unter allen Berliner Bühnen über das weitaus beste Ensemble für moderne Stücke. Obwohl ihm jetzt das deutsche Theater den Rang in dieser Hinsicht abgelaufen hat, stehen seine Darbietungen doch immer noch auf einer

Achtung gebietenden Höhe. Das Theater beſitzt, um nur eins zu erwähnen, in Frieda Brock eine realiſtiſche Kraft allererſten Ranges, von der meines Erachtens für die Zukunft noch das Größte zu erwarten ſteht. Allerdings hat Herr Direktor Lautenburg die junge Künſtlerin nicht zu feſſeln vermocht; ſie iſt ſchon von der nächſten Spielzeit an für das „Theater des Weſtens“ verpflichtet. Im Rabenvater tritt ſie leider wenig hervor. Sie giebt Nora, die Tochter Neuendorfs, eine völlig farbloſe Rolle. — Umſo vorteilhafter lernen wir die urwüchſige Kunſt eines andern Sterns des Reſidenz-Theaters kennen, des prächtigen Richard Alexander. Die Kunſt eines Komikers mit Worten zu ſchildern, iſt eine undankbare Aufgabe, ich rate daher lieber den Leſern, wenn ſie Gelegenheit haben, ſich dieſen Virtuoſen des höheren Blödſinns ſelbſt anzuſehen. Als Rabenvater Neuendorf war er unvergleichlich.

Nach den Erfolgen der Herren Fiſcher und Jarno wurden der franzöſiſchen Muſe ihre alten Rechte am Reſidenz-Theater wieder eingeräumt: „Hals über Kopf“ (Un coup de tête), Schwank in drei Akten von Alexandre Biſſon.

Es war ſchon unvorſichtig von der jungen Frau Monbizot, daß ſie, bevor ſie noch von der Untreue ihres Gatten ſicher überzeugt war, bereits daran ging, gleiches mit gleichem zu vergelten. Ganz unverzeihlich aber war es, daß ſie ſich gerade dem Sekretär ihres Mannes, dem Mr. Méſange (Richard Alexander) in die Arme warf, dem man wohl zutrauen mußte, daß er die Exekution mit einer Gründlichkeit vollziehen würde, die über die Abſichten der rachſüchtigen jungen Frau vielleicht noch hinausging. Und in der That war das Entſetzlichſte geſchehen, als ſie von ihrer Ohnmacht in den Armen des Schreibers erwachte. Nun war guter Rat teuer. Die Unſchuld des Gatten ſtellte ſich bald genug heraus, und ſie allein war eine Verbrecherin. Um ihren Seelenfrieden wiederzugewinnen, blieb nichts anderes übrig, als Herrn Monbizot ebenfalls ſchuldig werden zu laſſen. Der abſcheuliche Méſange kennt eine ganze Maſſe Damen, und eine davon wohnt „hier gleich um die Ecke“. Frau Floreſtine opfert 200 Francs aus ihrer Sparbüchſe, Méſange beſorgt die nötigen Präliminarien bei der Donna, und das unglückliche Opfer Monbizot wird, unter der Vorſpiegelung einer Konſultation als Advokat, in die Falle gelockt. Eine Stunde bangen Wartens geht dahin. Herr Méſange verſichert, es daure oft noch länger; er habe neulich, bei einem Zahnarzt, zwei volle Stunden warten müſſen, weil vor ihm gerade noch ein anderer dran war ꝛc. Endlich erſcheint der Erwartete, und man erfährt, daß Floreſtines Plan mißlungen iſt: Joſeph hat der Verführung widerſtanden.

Ich will die weitere Ver- und Entwicklung der Vorgänge nicht ſchildern. Es ſtellt ſich ſchließlich heraus, daß Floreſtine ebenfalls, wider Willen, unſchuldig geblieben iſt: Méſange war mäßig geweſen. Zur Charakteriſtik des in dem Stücke herrſchenden Tones wird das Angeführte genügen.

Ich bin weit davon entfernt, als Moralprediger auftreten zu wollen und geſtehe gern, daß ich mich bei dem witzigen, geiſtreichen Stücke des Herrn Biſſon, zumal in der ausgezeichneten Darſtellung des Reſidenz-Theaters, ſehr gut amüſiert habe. Aber es iſt doch gut und dienlich, auch bei dieſer Gelegenheit wieder einmal darauf hinzuweiſen, daß man den franzöſiſchen Poſſenſchreibern und ihren Nachahmern jede Extravaganz geſtattet, unſern ernſt ſtrebenden jungen deutſchen Dramatikern dagegen bei jeder Gelegenheit den Polizeiknüppel vor die Füße wirft. Einer unſerer Jüngſtdeutſchen ſollte auch nur wagen, den zehnten Teil der franzöſiſchen Zweideutigkeiten auf die Bühne zu bringen, und er hätte — mit Gott für Kaiſer und Reich! — die ganze Spießbürger-Meute hinter ſich her!

Die Aufführung des Stückes war, wie ich ſchon andeutete, ausgezeichnet. Richard

Alexander stattete den ausschweifenden Bureauschreiber mit einer Fülle drolliger Einzelzüge aus und hielt das Publikum von der ersten bis zur letzten Scene in heiterster Laune. Rosa Bertens war als Florestine leider nicht ganz am richtigen Platz leistete aber doch anerkennenswertes. Eugen Pansa übertrieb als alter renommistischer Haudegen Ratadout allzu sehr, und daher blieb die sehr komische Rolle fast ohne jeden Effekt.

Da wir einmal bei den französischen Bühnenerzeugnissen weilen, so möchte ich noch auf ein reizendes Vaudeville hinweisen, das schon seit längerer Zeit das Repertoire des Alexanderplatz-Theaters beherrscht: „Die kleinen Lämmer", von Armand Liorat, Musik von Louis Varney.

Das Stück spielt in einem Mädchen-Pensionat, wo die „kleinen Lämmer" von Fräulein Emeraldine Monton, deren Keuschheit noch „über die der Jungfrau von Orleans geht", in unwissender Unschuld erzogen werden. Einen Mann dürfen sie nie zu Gesicht bekommen, und die Spezies wird ihnen als Ausbund aller Scheußlichkeit geschildert. Jeden Abend, bevor sie sich in dem großen Schlafsaal zur Ruhe begeben, beten sie zu den lieben Schutzengeln, die sie zwar auch nie zu sehen bekommen, die ihnen aber von Fräulein Emeraldine als äußerst niedlich dargestellt werden. Dem Pensionat benachbart liegt die Erziehungsanstalt des Herrn Badurel. Der Garten gehört beiden gemeinsam, und wird von den männlichen und weiblichen Zöglingen zu verschiedenen Zeiten benutzt. Zwischen Fräulein Monton und Herrn Badurel entspinnt sich ein Liebesverhältnis, zu dessen Mitwissern die beiden Zöglinge Badurels durch Zufall werden. Zugleich erfahren sie, daß sich in ihrer Nähe das Mädchenpensionat befindet und daß die Insassen desselben dort in widerrechtlicher Weise zurückgehalten werden, damit ihre Vormünder ihr Vermögen verprassen können. Heimlich dringen sie zur Nachtzeit in den Schlafsaal ein. Von den kleinen Lämmern werden sie natürlich wegen ihrer Lieblichkeit für Schutzengel gehalten, und Fanny, Louise, Henriette, Germaine, Irene u. s. w. verlassen ihr Bettchen, um sich mit den lieben Gottesboten ungenierter begehen zu können. Emeraldine wird von dem Lärm herbeigerufen und findet die Bescherung. Aber die kühnen Jünglinge verfolgen ihre Mission bis zu Ende und öffnen den Lämmern die Augen über das Verfahren ihrer Vorsteherin. Das Ende ist eine Doppelverlobung und die Auflösung des Pensionats.

Die Darstellung war, im Vergleich zu der leichten Flottheit des Stückes, etwas zu zimperlich. Die Einzelleistungen konnten bescheidenen Ansprüchen genügen. Ein Fräulein Minna Michetti trat als humor- und temperamentvolle Soubrette angenehm hervor.

Im „Neuen Theater" gastierte in der ersten Hälfte des Dezember Frau Anna Judic, die weltberühmte Pariser Soubrette. Die Dame ist nicht mehr ganz jung, aber ihr Spiel doch noch von großer Frische und liebenswürdigster Anmut. Manche unserer Jüngsten könnten noch viel von ihr lernen und haben die Gelegenheit dazu auch hoffentlich benutzt, denn die Künstlerin veranstaltete während ihres Gastspiels eine Matinee, zu der speziell sämtliche Berliner Kollegen und Kolleginnen eingeladen waren. Frau Judic ist bei Gelegenheit ihrer deutschen Tournee häufig mit unserer Niemann-Raabe verglichen worden. Thatsächlich hat sie mit dieser Künstlerin — abgesehen von dem Umstande, daß beide bei vorgerücktem Alter und erheblichem Körperumfang noch jugendliche Rollen spielen — auch nicht die geringste Ähnlichkeit. Wenn man sie mit einer deutschen Schauspielerin zusammenstellen will, so könnte es vielleicht Marie Geistinger sein, an die ihr Spiel in mancher Hinsicht oberflächlich erinnert. In Wirklichkeit ist sie durch Rasse und Individualität von allen ihren deutschen Kolleginnen

durchaus verſchieden. Die glänzendſte Seite ihres Talents bildet der Couplétvortrag. Wenn man ſie ihre Chanſonnettes ſingen hört, verſteht man wohl, wie Madame Judic in der Blüte ihrer Jugend ganz Paris den Kopf verdrehen konnte.

An das Gaſtſpiel der berühmten Soubrette ſchloß ſich an derſelben Bühne unmittelbar ein zweites, ebenfalls das einer Pariſer Künſtlerin, an. Frau Segond-Weber, ein neuer Stern des Théâtre français, brachte den Berlinern den ſeltenen Genuß der waſchechten Aufführung einer klaſſiſchen franzöſiſchen Alexandriner-Tragödie. Wir konnten hier mit unſern Augen ſehen und mit unſern Ohren hören, wie man am Hofe Ludwigs des Vierzehnten Theater geſpielt hat und machten uns unſere eigenen Gedanken über den Wert der vielgeprieſenen franzöſiſchen Bühnen-Tradition.

Ich glaube, wir können ſie, ſamt Racine und dem großen Corneille, den Franzoſen ruhig gönnen, und wollen uns ſchon, beſcheiden, wie wir einmal ſind, mit einer Weber-Aufführung an unſerm Deutſchen Theater begnügen.

Wiener Brief.

Von Crêpe de Chine.

(Wien.)

Für einen Satiriker iſt in unſerm öffentlichen Leben kein Platz mehr. Unſern Lächerlichkeiten geht der große Zug ab, wir müſſen uns mit komiſchen Details begnügen. In dieſem Sinne iſt überall, in der Politik, in der Kunſt und im geſellſchaftlichen Leben ein arger Niedergang zu beklagen. Uns fehlen heute die bedeutenden politiſchen Unfähigkeiten, uns fehlen auf litterariſchem Gebiete die intereſſanten Talentloſigkeiten großen Stils. Unſer Antiſemitismus beiſpielsweiſe verlangt keine ſatiriſche Individualität erſten Ranges, einem Lueger oder gar primitiven Helden, wie es die Herren Schneider und Bergani ſind, kann auch eine mäßige ironiſche Begabung beikommen, ihr komiſcher Gehalt iſt unſchwer zu ergründen. Parallel-Erſcheinungen begegnen wir in litterariſcher Richtung. Auch hier vermißt man die Originalität der Mißgriffe. Unſere Theaterdurchfälle vollziehen ſich nach der Schablone. Die Talentloſigkeit unſerer Librettiſten iſt augenfällig, alltäglich, banal; ihr fehlt das perſönliche Moment, das gewiſſe heimliche Etwas, das den Beobachter reizt. Die „vaterländiſchen Dichter", die „Dichter für die innere Stadt" waren es ehedem, die Moſenthal, Eduard Mauthner, Franki, Weilen und Max Waidſtein, welche in einem ſchaffensreichen und ſchaffensfrohen Leben dem Satiriker willkommenen Stoff zutrugen — von der „alten Garde" lebt nur mehr Max Waidſtein, der, heute ein müder Mann, nur mehr ſpärlich und nicht mehr mit der alten Rüſtigkeit und Friſche für die Erheiterung ſeiner Landsleute ſorgt. Alexander Weilen hat wohl die Erbſchaft ſeines Vaters angetreten, doch fehlten ihm ſowohl Reife und Gediegenheit als die Produktivität ſeines Vorgängers. Ja, um den Nachwuchs iſt es ſchlecht beſtellt. Heute muß man ſeinen Witz an den Herren Léon und Waldberg üben, an den kleinen Vorfällen des Couliſſenlebens, heute iſt man genötigt, auf jene Dichter hinunterzugreifen, die ſich als Stammgäſte eines Kaffeehauſes einen gewiſſen Namen gemacht haben.

So paradox es klingen mag, die Perſönlichkeiten, die unſer Intereſſe beſchäftigen, die Ereigniſſe, die unſer öffentliches Leben beſtimmen, müßten vorher ernſt zu nehmen

sein, wenn sie satirisch behandelt sein wollen. Unter den gegebenen Umständen zersplittert man sein humoristisches Vermögen und freut sich der paar Pointen, die man den kleinen Geschehnissen der letzten Tage gerade noch abgewinnen kann.

Den Aktienbesitzern des Raimundtheaters genügten die mittelmäßigen Fähigkeiten des Direktors Adam Müller-Guttenbrunn nicht mehr; sie schickten sich an, durch Ernennung eines zweiten Direktors das Maß vollzumachen. Immerhin ist die Ungeschicklichkeit des Herrn Hirsch als Theaterleiter bewährter als die des Herrn Müller-Guttenbrunn; dieser hat bisher bloß in der Führung des Raimundtheaters eine gewisse Planlosigkeit entwickelt, während Herr Hirsch als Direktor bereits zu wiederholten Malen abgewirtschaftet hat und die solidesten Theaterunternehmungen unter seiner Leitung verkrachen sah. Herr Müller wollte sich nun gleichwohl eine Bevormundung seitens des erfahrenern Kollegen nicht gefallen lassen, er wies mit Recht auf seine eigenen zahlreichen Mißerfolge hin, berief sich den Blamagen gegenüber, die sich sein Rivale in der Praxis geholt hatte, auf seine Vergangenheit als Kritiker und versicherte, daß er auch auf eigene Faust das Raimundtheater an den Rand des Abgrundes führen werde. Es hat einen erbitterten Kampf gesetzt, doch mußte schießlich jeder objektiv Denkende die Partei des Direktors Müller nehmen, dem die Anteilscheinbesitzer denn auch seine dramaturgischen Rechte ungeschmälert ließen*), während sich Herr Hirsch mit einem ruinierenden Einfluß auf die administrative Leitung begnügen mußte. Es gab kein Detail, das dem Zeitungsleser in dieser Affaire erspart geblieben wäre, am lebhaftesten interessierte man sich für die Frage, wer in Zukunft berufen sein werde, die Freikarten zu bewilligen, eine Lebensfrage für viele, die die Entwicklung der zeitgenössischen dramatischen Litteratur verfolgen wollen. — Das Raimundtheater ist übrigens gegenwärtig die einzige Bühne Wiens, die sich, dem Geschmacke seines mindergebildeten Publikums entsprechend, naiv und rein erhalten hat, zu einer Zeit, da selbst das Burgtheater, die traditionsgeweihte Hofbühne, der unverhüllten Zote Thüren und Thore öffnet. Der letzten Novität, „Der Herr Ministerialdirektor" von Bisson und Carré, hatte man die Legitimationskarte „Lustspiel" gegeben, um ihr den Einlaß in das Hoftheater zu erleichtern. Bald erwies sie sich als Operettentext, der zwar aus Paris bezogen worden war, dessen Grobheit und Geistlosigkeit man aber bequem von irgend einem der heimischen Librettisten hätte herstellen lassen können. Ferdinand Groß hatte seine liebe Mühe, das Vaudeville für das Burgtheater zu verfeinern, seine an sich vortreffliche Übersetzung verstärkte das Bedauern, daß er seinen Geist in den Dienst einer schlechten Sache gestellt hatte. Noch weit undankbarer war die Mühe, welcher sich ein anderer Wiener Feuilletonist unterzog, Chiavacci, als er Sudermanns „Ehre" für das Raimundtheater übersetzte. Die Wiener Lokalisierung hat dem Stücke seinen Durchfall erleichtert — heute begreift man nicht mehr, daß man vor ein paar Jahren eine neue Richtung von ihm datieren konnte. Auch der Kleingewerbetreibende des Theaters, der litterarische Fünfgulden-Mann, ergeht sich heute bereits in „Milieuschilderungen", und man muß staunen, was nicht alles jetzt schon „fein beobachtet". Dort, wo damals Sudermann selbst noch mit Schablone arbeitete, in den hochdeutschen Scenen der „Ehre", könnte heute eine gewisse äußerliche „Anschaulichkeit" Platz greifen. Trast müßte nicht mehr die redselige Vermittlung zwischen Vorder- und Hinterhaus übernehmen. Man belächelte den exotischen Kaffeegrafen, der auch die sämtlichen späteren Stücke Sudermanns mit Kaffee und Phrasen versorgt hat, und dachte an Magda, die ihre soge-

*) Dieser Bericht ist im Dezember geschrieben. Inzwischen ist (am 16. Januar), wie die Blätter berichten, Herr Direktor Müller-Guttenbrunn von seinem Amte in wenig schöner Weise „suspendiert" worden. Die Schriftleitung.

nannte Excentricität beſonders hervorhebt, indem ſie die übliche Geſchwätzigkeit verdoppelt und den üblichen Kaffee mit Chokolade gemiſcht trinkt.

Das Deutſche Volkstheater, welches dem Raimundtheater nicht allein wegen ſeiner Nähe, ſondern auch wegen der bequemeren Hutnägel an den Sitzplätzen vorzuziehen iſt, bemüht ſich jetzt, die Lücken, welche der Abgang einiger vortrefflicher Schauſpieler verurſacht hat, durch Heranziehung ſchlechter Provinzkräfte ſichtbarer zu machen. Was die Stücke anlangt, iſt zu bemerken, daß Herr Direktor Bukovics von der Hand in den Mund lebt. Das macht nichts. Sein Theater iſt ein ſehr akuſtiſches, überaus komfortabel eingerichtetes Haus, dem das Publikum nicht ſobald ſeine Gunſt entzieht. Für dieſes Etabliſſement gelten die Regeln der Bühnenkunſt nicht, die ſchmackhaften Schinkenſemmeln im Zwiſchenakt ſind ſeine einzige Tradition. Es iſt thöricht, ſich hier über unfähige Regie zu alterieren. Freilich ſteht der Ronacher künſtleriſch auf einer viel höheren Stufe; man bedenke aber auch, daß es Herrn von Bukovics verwehrt iſt, ſich „auszuleben". Wir ſehen es ihm an, er möchte vor gedeckten Tiſchen ſpielen laſſen; gewiß, er wäre der Mann, den Wünſchen ſeines Publikums jederzeit mit den friſcheſten Speiſen und Getränken entgegen zu kommen. Wir wiſſen, ſo mancher ſeiner Untergebenen, der heute als Schauſpieler deplaciert iſt, würde dann als Kellner ſeine natürlichen und nur durch die Macht der Umſtände niedergehaltenen Fähigkeiten bethätigen können. Allein der beſſeren Willensmeinung des Direktors, ſeiner Schauſpieler und ſeines Publikums zu Trotz ſcheint die Behörde die „Licenz" verweigert zu haben.

Während nun das „Deutſche Volkstheater" allen Bedenken und Anwürfen der Kritik ſeinen unentwegt leichten Sinn, ſein jederzeit frohes Gemüt entgegenſetzt, liegt die Wiener Vorſtadtbühne in der Agonie. Im Todesfieber hat ſie die Textbücher von „Waldmeiſter" (Theater a. d. Wien) und „Modell" (Carltheater) gezeltigt. Solche Momente unmittelbar vor der Auflöſung pflegen aber auch unerwartet Klarheit zu bringen, leuchtende Vergangenheit im Auszug zu reproduzieren. Wie wäre es, wenn ſich unſere Vorſtadttheater durch ſorgſame Inſcenierung eines Neſtroy- und eines Offenbach-Cyklus zum Eingeſtändnis ihrer Decadence entſchlöſſen? Fleiß müßte die fehlenden Talente erſetzen. Der Mangel an neuen komiſchen Individualitäten iſt dem Niedergang der komiſchen Litteratur nur organiſch. Der Witz eines Guſtav Davis beengt die vorhandenen Komiker, wie ſollte er neue produzieren? Im renovierten Carltheater, wo die gute Vorſtadt-Tradition glänzend übertüncht und der alte Humor von den erſten Dekorateuren Wiens verdeckt wurde, iſt es ſoweit gekommen, daß man ſich zu einer Aufführung des Neſtroyſchen Meiſterwerkes „Einen Jux will er ſich machen" für den „Chriſtoferl" — Frau Schratt vom Hofburgtheater ausborgen muß, zur Zeit den einzigen jugendlichen Komiker in Wien. Herr Blaſel giebt den Melchior, und man möchte, wenn ſchon nicht ſeiner Kunſt, ſo doch ſeinem routinierten Alter Verſtändnis und Pietät für Neſtroy zutrauen — allein er enttäuſcht die geringen Hoffnungen, die man in ſein Auftreten geſetzt hat, indem er plötzlich ein neumodiſch humorloſes Couplet losläßt, deſſen muſikaliſche Geſchmackloſigkeit ihn ſonſt nicht einmal abhält, es in ein Offenbach'ſches Werk ſich einzuziegen. Das Enſemble zeigt die gänzliche Verwahrloſung des modernen Vorſtadttheaters. Aus dieſem Geſichtspunkte hat die Vorſtellung mit dokumentariſcher Beweiskraft gewirkt. Hand in Hand mit der Unfähigkeit, zu produzieren, geht die Gepflogenheit, die alten Formen nicht mehr zu reſpektieren. Seit Jahren bemüht ſich die Vorſtadtbühne, aus Ungarn neue Lebensſäfte zu gewinnen. Frau Kopacſi, eine Soubrette, die kaum das Temperament ihrer Nation erreicht, hat uns bald über ihr eigenes Talent aufgeklärt; ſchwerlich wird ſie über die Erſchöpfung eines Theater-Organismus täuſchen können.

Aus dem Frankfurter Kunſtleben.

Von Wilhelm Mayer.

(Frankfurt a. M.)

Mascagni in Frankfurt. — Festa a Marino. — Silvano. — Der Evangelimann. — Das Feſt auf Solhang.

Ein Ereignis ungewöhnlicher Art, das unſer Theaterpublikum auf die Beine und viel Leben in die — sit venia verbo — Bude brachte, war das Gaſtſpiel der ungefähr 100 Köpfe zählenden Mascagni-Sonzognoſchen Operngeſellſchaft vom Teatro lirico in Mailand. Nun, das war aber auch keine Kleinigkeit, den Maëſtro der „Cavalleria" von Angeſicht zu Angeſicht und den Taktſtock ſchwingend zu ſehen, dabei zugleich ein neues Kind ſeiner Muſe kennen zu lernen: „Silvano". Wie es unzweifelhaft einen ungleich höheren Genuß bietet, einen Homer und einen Virgil in der Urſprache zu leſen, ſo verhält es ſich ähnlich mit den dramatiſch-muſikaliſchen Kunſtwerken, die zu ungleich wirkſamerer Geltung gelangen bei ihrer Vorführung durch diejenigen, von denen und für die ſie geſchrieben worden ſind. Ich habe meine Anſicht, daß man italieniſche Opern nur von Italienern ſtilgerecht aufgeführt hören kann, wiederum beſtätigt gefunden. Einer ſolchen Leichtigkeit und Ungezwungenheit, eines ſolchen Feuers, einer ſolchen Leidenſchaftlichkeit ſind nur Welſchlands Künſtler fähig, und durch ſie erſcheinen die Intentionen des Autors erſt im richtigen Lichte. Freilich treten aber neben den Vorzügen auch die Auswüchſe, namentlich der jungitalieniſchen, der ſogenannten veriſtiſchen Schule, grell in den Vordergrund. Es ſcheint, daß eben dieſe Schule ſich auch ihren eignen Geſangsſtil geſchaffen hat, der aber, vom künſtleriſchen Geſichtspunkte aus betrachtet, einen offenbaren Niedergang bedeutet. Hier wird nicht mehr geſungen, nein, hier wird geheult, geſchrieen, gebrüllt, gewütet, getobt, die ganze Tonleiter geradezu tieriſcher Laute wird in den Bereich der Ausdrucksmittel gezogen und der bel canto wird zur Mythe. Die Santuzza ſchien mitunter eine wildgewordene Katze nach den unartikulierten Lauten, die ſie ausſtieß. Wo bleibt da das Schöne in der Kunſt? Dagegen habe ich die Schönheit der Chöre und des Orcheſters bewundert. Charakteriſtiſch war es, und einzig in den Annalen unſerer und auch wohl anderer deutſcher Opernbühnen, daß die an einem Abend da capo verlangten drei Nummern nur Chornummern waren. Sieht man von der bei italieniſchen Chören etwas zu hellen Tonfärbung ab, die ihnen im forte mitunter einen zu grellen, ich möchte ſagen kindertrompetenhaften Klang verleiht, ſo war die chorale Leiſtung in der That eine hochkünſtleriſche, was Präziſion, Kraft, feine dynamiſche Nüancierung und dramatiſche Lebendigkeit anbetrifft. Ein ſo zartes Verhauchen und eine ſo friſche, natürliche Anteilnahme an der Handlung, ferner ein ſolch hübſches muſikaliſches Lachen (in dem reizenden Frauenchor der „Festa a Marino" (von Coronaro) habe ich von einem Theaterchor meines Erinnerns bisher nicht gehört. Nur eine Chorleiſtung vermöchte ich künſtleriſch noch höher zu ſtellen und zwar iſt es diejenige in der Lohengrin-Aufführung der letzten Bayreuther Saiſon, die wahrlich das denkbar Vollendetſte bot, ja neben den wunderbaren Leiſtungen des dortigen Orcheſters die Krone jener Aufführung war. Fällt nun auch zweifellos bei Meiſter Wagner neben dem Chor vorzugsweiſe dem Orcheſter eine ungleich bedeutendere Rolle zu als bei Jung-Italien, ſo leiſtete doch auch in

dieſer beſchränkteren Sphäre das Orcheſter unſerer Gäſte viel Rühmenswertes. Vorzüge ſind vor allem die meiſt diskrete Begleitung, welche die Sänger ordentlich zu Worte kommen läßt, und die ausdrucksvolle Wiedergabe der melodiſchen Partien. Der Italiener ſingt eben immer, auch mit den Inſtrumenten. Die ſolierenden Bläſer, namentlich aber auch die Geigen, nehmen häufig einen geradezu ſprechenden Ausdruck an. Die ſchwächſte Seite der Truppe bildeten, wie ich oben bereits andeutete, die Soliſten. Es befand ſich darunter gewiß manche ſchätzenswerte Kraft, doch eine wirklich hervorragende konnte ich nicht bemerken, dafür aber vieles, das weit unter der Mittelmäßigkeit ſtand. Die Hauptſchuld liegt, wie geſagt, am Stil dieſer Werke, der zu einer derb realiſtiſchen Wiedergabe zu ſehr herausfordert, um einen wirklichen Kunſtgeſang aufkommen zu laſſen.

Die Truppe führte uns außer dem „Pagliacci“ und der „Cavalleria“ zwei neue Opern vor: Den Einakter „Festa a Marino“ von Coronaro und Mascagnis zweiaktige Oper: „Silvano“, beide ſchwachgeborene Kinder der jungitalieniſchen Muſe. In der Handlung geht es natürlich ohne Eiferſucht, Mord und Totſchlag wiederum nicht ab; hier wird durch die Piſtole, dort durch das Meſſer die Löſung herbeigeführt. Die Partituren legen weiblich Zeugnis ab für die ſchöne Begabung ihrer Schöpfer; mehr als ein vorübergehendes Intereſſe aber vermögen ſie nicht in Anſpruch zu nehmen. In der Coronaroſchen Oper macht ſich der bereits vorerwähnte charakteriſtiſch komponierte Lachchor für Frauen bemerkbar: in „Silvano“ war es gleichfalls ein Frauenchor, der wiederholt werden mußte, was übrigens bei beiden Nummern nicht zum wenigſten auf Rechnung der ſchon gerühmten vorzüglichen Wiedergabe zu ſetzen war.

Das Intermezzo in „Silvano“, ich ſage „das“ Intermezzo, denn man darf ja bei Mascagnis Opern das Vorhandenſein eines ſolchen ohne weiteres vorausſetzen, iſt wenig bedeutſam und dürfte kaum ſo pupulär werden wie ſein Pendant in der „Cavalleria“. Angenehm berührt es, daß „Silvano“ gegen „Die Rantzau“ eine Rückkehr vom geradezu Brutalen zu einer feinfühligeren muſikaliſchen Geſtaltung offenbart, die, trotz ſo mancher geſchraubten und gewaltſamen Wendung, doch im großen Ganzen wohlthuender zum Ohre dringt. Die Oper „Silvano“ wird übrigens ebenſo raſch verſchwinden wie ſie gekommen, und es wird keiner Ätonen bedürfen, um die Spur ihrer Erdentage zu verwiſchen.

Selbſtredend iſt der Meiſter der „Cavalleria“ hier ſehr gefeiert worden, was dem liebenswürdigen Künſtler auch von Herzen zu gönnen iſt. Sollte aber, wie es den Anſchein hat, die ſchöpferiſche Phantaſie Mascagnis ſich nicht auf der Höhe zu behaupten vermögen, die ſie in der „Cavalleria“ erglommen, ſo wäre es nur als eine weiſe Selbſtbeſchränkung des Maëſtro zu preiſen, wenn er, wie verlautet, mit der Annahme der Direktorſtelle am Roſſini-Konſervatorium in Peſaro ſich der Kompoſition weiterer Opern vorläufig zu enthalten entſchlöſſe.

Eine recht erfreuliche und bemerkenswerte Erſcheinung auf dem Gebiete des muſikaliſchen Dramas dagegen iſt die zweiaktige Oper: „Der Evangelimann“ von Wilhelm Kienzl. Der Komponiſt, der auch den Text verfaßt hat, nennt ſie ein „muſikaliſches Schauſpiel“. Wenn einige frühere Opern dieſes Autors keinen nachhaltigen Erfolg zu erzielen vermochten, ſo wird man dieſem ſeinem neueſten Werke inſofern ein günſtigeres Prognoſtikon ſtellen dürfen, als es ſich, wenn auch vielleicht nicht dauernd, doch ſicherlich einige Zeit auf dem Repertoir erhalten wird. Dr. Kienzl erweiſt ſich darin als ein feinſinniger, hochbegabter Muſiker, deſſen Kunſtſchaffen unleugbar von dem Bayreuther Meiſter beeinflußt wird, dem er auch im Leben nahe geſtanden. Neben dieſem einen Vorbild aber läßt die Kienzlſche Partitur noch ein ganzes Vorbilderbuch erkennen,

deſſen einzelne Blätter die Stile verſchiedenſter Richtung aufweiſen. Die genaue Kenntnis der Opernlitteratur in ihren hervorragendſten Repräſentanten (von Wagner, Meyerbeer und Marſchner bis Lortzing und Johann Strauß) hat bei Kienzl nicht zur Ausbildung eines neuen eignen Stils geführt, nein, er bedient ſich der Schreibweiſe dieſer verſchiedenen Meiſter in ziemlich unvermittelter Aufeinanderfolge. Wie wohl hierbei gar mancherlei Anklänge an Bekanntes mit unterlaufen, ſo ſoll doch das Vorhandenſein förmlicher Entlehnungen keineswegs behauptet werden. Um einzelnes namhaft zu machen, hat z. B. bei dem letzten Duett zwiſchen Matthias und Martha dem Komponiſten das Lohengrinduett im Brautgemach offenbar vorgeſchwebt, und wenn Matthias Magdalenen ſeine Leidensgeſchichte berichtet, ſo erſcheint er uns — ſogar die Anfangsharmonie der Begleitung zeigt auffallende Ähnlichkeit — wie ein anderer Tannhäuſer, von ſeiner Pilgerfahrt erzählend. Abgeſehen von ſolchen mehr oder minder nahen Beziehungen zu bereits Dageweſenem und dem vorerwähnten Stilgemenge iſt die Muſik Dr. Kienzls ſehr zu preiſen. Sie iſt edel, melodiös, fein gearbeitet, wirkſam, abwechſelungsreich inſtrumentiert und in ihrer Stimmung den Situationen wohl angepaßt. So atmen die Duette der Liebenden edle warme Empfindung und die genannte Erzählung der traurigen Schickſale des Matthias zeigt belebten dramatiſchen Ausdruck. Von glücklichſter Wirkung erweiſt ſich die Scene, in welcher der Evangelimann die Kinder den Bibelſpruch lehrt: „Selig ſind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen“ und auf ſeine Frage: „Kann's eines von euch weiter? — Wer hat ſich's gemerkt?“ das kleinſte mit ſeinem herzig dünnen Stimmchen ſingt: „Ich kann es!: ‚Denn ihrer iſt das Himmelreich!‘“ Hier ruft Kienzl mit den einfachſten Mitteln einen tiefrührenden Eindruck hervor. Auch die Schlußſcene, wenn Johannes dem Bruder ſeine Schuld enthüllt und dieſer ihm nach anfänglichem Widerſtreben verzeiht, iſt ergreifend geſtaltet. Neben den ſchönen ſtimmungsvollen Orcheſterzwiſchenſpielen wäre noch der Kegelſpielſcene als einer der gelungenſten Nummern rühmend zu gedenken, in welcher Kienzl viel Begabung für die Darſtellung des Komiſchen bekundet. Dieſe Scene verläuft äußerſt friſch, lebendig und humorvoll, hat aber freilich keinerlei Beziehung zur eigentlichen Handlung der Oper, ſie dient vielmehr nur, einmal als effektvoller Kontraſt gegenüber dem übrigen ernſten Inhalt des Werkes und weiter dazu, um die an ſich etwas magere Handlung zum Umfang eines Theaterabends ausdehnen zu helfen, was denn auch, wiewohl etwas knapp, erreicht wird. — Hiermit komme ich auf das Textbuch der Oper. In einem vor kurzem von ihm veröffentlichten Aufſatz über die Zukunft der deutſchen Oper ſtellt Dr. Kienzl die gebieteriſche Forderung auf, daß Textdichter und Komponiſt in einer Perſon vereinigt ſein müßten. Das Komponieren der Muſik zu einem von anderer Seite verfaßten Texte bezeichnet er als „höhere Schneiderarbeit“. Nun, wir beſitzen gar manche ſolcher höheren Schneiderarbeit, mit der man ſehr wohl zufrieden ſein kann, und die ich wenigſtens um keinen Preis miſſen möchte. Wem von dieſer höheren Schneiderzunft der hohe Wurf „Alle Neun“ des Kollegen Zitterbart in der Kienzlſchen Oper eben gelungen, deſſen Erzeugniſſe wollen wir gerne hinnehmen, auch wenn ſie einen Körper bekleiden, der nicht das eigene Fleiſch und Blut der Herren iſt. Vielleicht hätte ſogar Herr Dr. Kienzl beſſer daran gethan, zu Zweien zu ſchaffen, denn, wenn ſein Textbuch auch im großen Ganzen immerhin recht zu loben iſt, ſo wäre doch ohne Zweifel aus dem dankbaren Stoff ein dramatiſch noch lebensvolleres Bild zu geſtalten geweſen und wohl auch der Diktion im erſten Akt wäre manches Bedenkliche fern geblieben. Wenn nach berühmtem Ausſpruche: „Ce qui est trop sot pour être dit, on le chante“, ſo möchte ich umgekehrt bemerken, daß ſich Vieles auf der Bühne ſprechen läßt, was man nicht ſingen kann. Denn der Geſang iſt

gleichsam eine ideale Sprache, welcher der alltäglichen Konversationssprache entlehnte Redewendungen (wie sie im ersten Akt zum öfteren vorkommen) nicht wohl anstehen. Geschick für dramatische Gestaltung kann übrigens dem Verfasser keineswegs abgesprochen werden; namentlich versteht er es, Scenen wirksam aufzubauen. Die Handlung darf ein tragisches Interesse für sich in Anspruch nehmen. Die Brüder Johannes und Matthias Freudenhofer lieben ein und dasselbe Mädchen, doch findet nur die Neigung des Matthias Erwiderung, während Johannes von Martha sich schroff abgewiesen sieht. Letzterer verdrängt hierauf den Bruder aus dem Amt und bringt ihn, um seinen Rachedurst zu stillen, durch ein selbst angezündetes Feuer in den Verdacht der Brandstiftung. Matthias wird zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt. Im zweiten Akt, der dreißig Jahre später spielt, finden wir den Ärmsten als gealterten und gebrochenen Mann wieder. Er hat, nachdem er seine Strafe voll abgebüßt, nirgends Arbeit oder Aufnahme gefunden und durchzieht als Evangelimann — was in Österreich einen Bettler, der Bibelverse singt und dafür Almosen erhält, bedeutet — das Land. Seine Wanderung führt ihn auch in das Haus seines Bruders, den er auf dem Sterbelager, von Gewissensqualen gefoltert, antrifft. Gegenseitiges Erkennen, Geständnis und Verzeihung. Dies ist in dürren Worten der Inhalt der Handlung, die den Erzählungen: „Aus den hinterlassenen Papieren eines Polizeikommissärs" von Dr. Florian Meißner entnommen ist, demnach auf einer wahren Begebenheit beruhen mag.

Für mich hat dieser Stoff nicht nur eine dramatische, sondern eine noch weit tiefergehende kulturelle Bedeutung, und wenn die Bühne ihre Aufgabe, ein Spiegelbild des Lebens zu sein, in der That erfüllen soll, dann möge dieser traurige Vorgang seine Reflexe werfen in die Herzen derer, die da berufen sind, über ihre Mitmenschen Recht zu sprechen, und von dort mögen dann jene Reflexe als Wahrzeichen für das Gebot weitestgehender Milde und Vorsicht wieder in das Leben zurückstrahlen. Eine in einer Zeitung enthaltene kritische Betrachtung der vorstehenden Handlung zweifelt deren Wahrscheinlichkeit an, indem sie bemerkt, daß eine geradezu unbegreifliche Justiz den Matthias zu jener Strafe verurteilt. Aber kam es denn nicht leider mehrfach vor, daß auf Grund eines erst später als trügerisch sich herausstellenden Indizienbeweises, speziell in Schwurgerichtssachen, Angeklagte zu schweren Strafen verurteilt wurden? Ist nicht gerade nach den Erfahrungen der Vergangenheit mit der Möglichkeit zu rechnen, daß, während ich dies niederschreibe, in Gefängnissen und Zuchthäusern noch Unschuldige schmachten, ohne Aussicht ihre Schuldlosigkeit jemals darthun zu können, dem allmählichen körperlichen Verfall, der Verzweiflung preisgegeben?*)

Und diesem entsetzlichen Los, das doch im Namen des Rechts über sie verhängt worden ist, wird, selbst wenn endlich die Unschuld zutage treten sollte, nicht einmal von Rechts wegen die gewünschte und gebührende Satisfaktion in wirtschaftlicher Hinsicht zu teil. Angesichts des Umstandes, daß auch der tüchtigste und gewissenhafteste Richter dem Irrtum unterworfen ist, kann der Grundsatz: „in dubio pro reo" nicht oft und laut genug verkündet werden, kann der alte Spruch: „Lieber zehn Schuldige freisprechen als einen Unschuldigen verurteilen" nicht eingehend genug der Welt ans Herz gelegt werden. — Würde sich Kienzls Evangelimann auch nach dieser Richtung als wirksam erweisen, so dürfte sein Meister zehnfach zu preisen sein.

Zum Schluß lassen Sie mich noch kurz eine bemerkenswerte Erscheinung berühren,

*) Wird doch gerade eben erst wieder aus Rußland der entsetzliche Fall eines gleichfalls wegen Brandstiftung unschuldig Verurteilten berichtet, der dreißig lange Jahre in Sibirien — davon sechs Jahre in den Bergwerken — schmachtete, bis seine Schuldlosigkeit erwiesen ward, und der nun, da er inzwischen Familie, Hab und Gut verloren, betteln gehen muß, um sich vor dem Verhungern zu retten.

wenngleich dieſe nur indirekt mit dem Frankfurter Kunſtleben in Beziehung ſteht. Hans Pfitzner, dem jungen, hoffnungsvollen Frankfurter Tonſetzer, haben ſich ſchon einmal im vorigen Winter — und zwar zur Erſtaufführung ſeiner Oper: „Der arme Heinrich“ — die Pforten des Mainzer Theaters, an welchem er zur Zeit als Kapellmeiſter wirkt, erſchloſſen, und an der gleichen Stätte gelangte kürzlich ſeine Muſik zu Henrik Ibſens Schauſpiel: „Das Feſt auf Solhaug“ ebenfalls zu erſtmaliger Vorführung. Pfitzner hat damit das vergeſſene Jugendwerk des norwegiſchen Dichters wieder an das Licht der Lampen gezogen. Ohne mich über das Stück ſelbſt hier ausſprechen zu wollen, beabſichtige ich nur, der Muſik Hans Pfitzners einige Worte zu widmen. Sie beſteht aus den Vorſpielen zu den drei Akten, mehreren Melodramen, Liedern und Chören. Es bekundet ſich darin ein hervorragendes Talent von ernſter, gediegener Richtung, auf dem Boden des neueſten Kunſtſchaffens ſtehend, aber auch die Traditionen der älteren klaſſiſchen Schule nicht verleugnend. In ihrer Grundſtimmung ernſt, ja oft ſchwermütig, begleiten die muſikaliſch intereſſant geſtalteten Tonbilder das Drama durch ſeine verſchiedenen Phaſen, deſſen Wirkung vertiefend. Wir haben von Hans Pfitzner zweifellos noch Bedeutendes zu erwarten.

Pariſer Theater.

Von J. A. Meier-Gräfe.

(Paris.)

Die Theater fangen an, intereſſant zu werden, ſoweit es die Politik zuläßt; freilich erreicht für manchen Beſucher der Abend den Höhepunkt des Intereſſes, wenn in der erſten Pauſe die friſche Nummer des Soir im Saale verkauft wird mit einem neuen Beitrag dieſer heiteren Lebaudy-Affaire. Am 18. Dezember im Théâtre Libre „Le Cuivre“ von Paul Adam und André Picard, am 19. in der großen Oper die Première der „Frédégonde“, am 21. der Zigeunerbaron — „Le Baron Tzigane“ — in den Folies Dramatiques zum erſten Mal in Paris; am ſelben Tage im Gymnaſe die alljährliche Weihnachtsgabe von Sardou, die diesmal „Marcelle“ heißt, und noch ein wenig ſchlechter als gewöhnlich ausgefallen iſt. Einiges Intereſſe verdienten, von dem Zigeunerbaron abgeſehen, der ſich im Franzöſiſchen — mon idéal c'est le cochon — etwas gekünſtelt ausnahm und nicht den großen Wiener und Berliner Erfolg hier haben konnte, die beiden zuerſt genannten Sachen. — „Le Cuivre“ iſt in dieſer Saiſon das zweite Stück des Théâtre Libre, das diesmal in der Comédie Parisienne, hinter der Oper, tagte; erheblich beſſer als das erſte vor vier Wochen — La Fumée, puis la Flamme, von Caraguel, die merkwürdige Verekelungsgeſchichte von der Läuterung eines Weibes durch das Laſter. Der moraliſierende Zug geht ſeit Ibſen durch die ganze junge franzöſiſche Litteratur; auch in Le Cuivre entſpricht die Moral allen ethiſchen Bedürfniſſen, aber die Kunſt kommt etwas zu kurz dabei. Diesmal geht es gegen den Krieg, vielleicht iſt dies der Grund, warum das Stück nicht auf einer populären Bühne gegeben werden konnte, jedenfalls vermag man außer dieſer Tendenz nichts weſentlich Modernes daran zu entdecken. Iſt ſie die Hauptſache, ſo läßt ſich nicht leugnen, daß die deutſche Kollegin der beiden Verfaſſer, Bertha von Suttner, die

Sache etwas beſſer verſteht. Man kann den Ernſt des Krieges nicht an den ziemlich frei erdachten Verhältniſſen einer erdachten amerikaniſchen Republik demonſtrieren, die von zwei oder drei Kupferſpekulanten regiert wird, und wo ein bißchen Kriegmachen ſo viel bedeutet, wie bei uns ein tüchtiger Skat oder ein Ausflug aufs Land. Quéſitado heißt dieſe allerneueſte Republik; die diplomatiſchen Vertreter Frankreichs und Rußlands — weitere giebt's natürlich in Quéſitado nicht — und zwei franzöſiſche und engliſche Großſpekulanten mit Familie ſind die Hauptmatadore dieſer phantaſtiſchen Blechſoldatenpolitik, mit der man fünf Stunden unterhalten wird. Der franzöſiſche Spekulant, der ſich der Freundſchaft der Großmächte erfreut, will den Krieg, um ſeine Geſchäfte zu rangieren, der Engländer dagegen iſt zwar ſehr reich und ein genialer Kaufmann, trotzdem aber wie alle Engländer Gemütsmenſch und ſchwärmt für Volksbeglückung. Dem Franzoſen bleibt daher nichts anderes übrig, als ſeine ſehr redegewandte Tochter zu bewegen, ſich in das Portemonnaie des Gentleman zu verlieben, das die Kriegsfurie gefeſſelt hält. Die Tochter entwickelt ſich, mehr als beabſichtigt, zur Grande Amoureuse und bringt in einer ſehr wirkungsvollen, ſtark phantaſtiſchen Scene den Engländer ſoweit, wie ihn Papa haben will. Die Kriegsgreuel entrollen ſich, genügend ſymboliſiert in dem Geſchick eines der vielen Liebhaber des Stückes, deſſen Rolle ſich darauf beſchränkt, als rumpfloſes Haupt auf einer Heugabel über die Bühne getragen zu werden. An der begreiflichen Nervenerſchütterung verliert der Gentleman mit der verhängnisvollen Börſe den letzten Reſt ſeines Verſtandes, und die Braut des Geköpften erfüllt ihre bereits längere Akte vorher merkbare Beſtimmung, tief unglücklich zu werden. — Eine Menge komiſcher und tragiſcher Epiſoden ſuchen den ſtark tendenziöſen Charakter des Stückes zu verdecken und reduzieren den dramatiſchen Gehalt auf ein Minimum. Trotz dieſes größten Mangels, trotz der ſchwülſtigen Sprache, in der man die Romane Adams, des meiſt beteiligten der beiden Verfaſſer wiederfand, trotz der Unkultur in dem Kulturſtück, der breiten, unverdauten Ibſen'ſchen Philoſophie, wurde man warm, und das lag wohl an dem offenbar guten Willen, der jugendlichen Begeiſterungsfähigkeit, vor allem an der brillanten Darſtellung des Stückes. Am beſten war die Baby, zumal in der Verführungsſcene, deren große Gefahren ihr ſtark Bernhard'ſches Spiel ſiegreich überwand. Sie hat von ihrem großen Vorbilde ſehr viel — faſt zuviel — gelernt, nicht zuletzt das Koſtüm, das in dieſer Scene an den weniger bedeckten Stellen ihres Sirenenleibes aus bemalten Schleiern beſtand und die moraliſche Niederlage des engliſchen Gemütsmenſchen begreiflich machte. Auch der war gut — Raymond — und alle anderen thaten, was nur möglich war. Der Erfolg war wie in allen freien Bühnen ungeteilt.

Am nächſten Abend wurde an einer Stelle, wo man es am wenigſten erwartet, in der großen Oper, ein erheblich beſſeres, wenn auch garnicht modernes Drama gegeben, bei dem man außerdem auch noch leidliche Muſik mitbekam: **Frédégonde**, wie das Textbuch ſagt, mit dem Libretto von Gallet und der Muſik von Guiraud und Saint-Saëns und, wie nicht geſagt wird, von Dukas noch dazu, der die meiſte Arbeit damit gehabt hat; er hat die von Guiraud hinterlaſſene Muſik inſtrumentiert und dabei manches dazu gegeben, Saint-Saëns hat nur die beiden höchſt überflüſſigen, aber traditionellen Ballets geſchrieben, die übrigens von der Hirſch und der Sandrini im dritten Akt wunderbar getanzt wurden. Das Textbuch iſt, trotzdem man hier darüber ſchimpft, das beſte an der neuſten franzöſiſchen Oper. Die Knappheit der Handlung erinnert an die Dramatik der älteren Stücke Wagners, deſſen Stoffgebiet der Text angehört, und der freilich muſikaliſch etwas anderes daraus gemacht hätte. In Thierrys Recits mérovingiens iſt die Fabel ungefähr vollſtändig enthalten. Wir ſind in Paris

im ſechſten Jahrhundert. Brunhilde, die jungfräuliche Königin Auſtraſiens, hat ihre Scharen entſendet, um ihren Schwager Hilperich, König von Neuſtrien, für den Mord zu züchtigen, den er aus Liebe zu ſeiner Courtiſane Fredegunde an ſeinem Weibe, der Schweſter Brunhildens, begangen hat. Der jugendliche Minneſänger Fortunatus ſucht derweilen ſeine ſchöne Herrin mit Liebesliedern zu ergötzen — ungefähr die einzigen echten Perlen der Oper, feinſter, wenn auch archaiſtiſcher Geſchmack —, man erwartet die Siegesbotſchaft und das gefeſſelte verbrecheriſche Paar. Sie kommen auch, aber frei und mit ſiegreichen Mannen, überwinden die Leute Brunhildens und diktieren der jungen Königin ewige Gefangenſchaft im Kloſter von Rouen. Hilperich beauftragt ſeinen Sohn erſter Ehe, Merowig, die Gefangene ſicher zu geleiten. — Der zweite Akt ſchildert die aufkeimende Liebe des Wächters wider Willen zu ſeiner ſchönen Tante, die natürlich die Neigung erwidert; kein Wunder, daß ſich Merowig den Weg zum Kloſter lang werden läßt. Der Vater läßt ihn an ſeine Pflicht mahnen, Merowig will gehorchen, aber der Befehl zum Aufbruch, den er ſeiner Gefangenen ſchweren Herzens überbringen will, wird zum flammenden gegenſeitigen Liebesgeſtändnis. Sie beſchließen, dem Befehl Hilperichs zu trotzen und zunächſt ihre Verbindung durchzuſetzen, was ihnen im dritten Akt nach Überredung des greiſen Biſchofs von Rouen gelingt. Auſtrien und Neuſtrien verbünden ſich, und die Mannen feiern die Vereinigung. Im vierten Akt bereitet ſich das tragiſche Schickſal des Paares vor. Hilperich iſt empört über den ungetreuen Sohn, und nun beginnt die Rolle der ſchauerlichen Heldin des Dramas. Sie will Merowig, den Erben des Reichs, verderben, um ihre Kinder ans Ruder zu bringen. Der König ſoll das Paar trennen, den verräteriſchen Sohn ins Kloſter ſperren und ihn der Nachfolgerſchaft entkleiden. Ihren Liebesbeteuerungen vermag der ſchon einmal den Reizen des Weibes unterlegene König nicht zu widerſtehen, er willigt ein, und nun kommt es im letzten Akt zur Ausführung. Hilperich und Fredegunde nahen mit ihren Mannen der Kirche, in der das Paar weilt und in der es nach alter Tradition unverletzlich iſt. Bleibt Merowig im heiligen Hof der Kirche, ſo darf ihm kein Leid geſchehen, ſingt Fortunatus, der ſeiner Königin treu geblieben iſt. Hilperich ſucht den Zaudernden in ſeine Machtſphäre zu lenken, Brunhilde warnt und beſchuldigt die wütende Fredegunde des Anſchlags, den ſie plant. Endlich verſpricht der König, Gott die Bemeſſung der Strafe zu überlaſſen, und dieſem vieldeutigen Spruch vertraut der argloſe Sohn und wirft ſich dem König zu Füßen. Fredegunde triumphiert. Der König frägt die verſammelten Diener der Kirche, ob Verzeihung oder das Kloſter den Sohn treffen ſoll. „Verzeihung!“ ruft der ehrwürdige Biſchof, aber der Chor der von Fredegunde beſtochenen Prieſter fordert das Kloſter. Merowig erſticht ſich und ſinkt, ſeine Mörderin verfluchend, zu ihren Füßen nieder.

Man wird zugeſtehn, daß ſolche Texte nicht alle Tage gemacht werden; es iſt ein dramatiſcher Schwung darin, der ſonſt in franzöſiſchen Librettos ſelten oder nie gefunden wird. Aber man darf ſich unter dieſen äußerlich im Gewande der urwüchſigen Teutonen auftretenden Geſtalten muſikaliſch keine Helden im Wagnerſchen Kraftſtil vorſtellen. Dieſes große Drama verläuft in den zierlichen weichen Noten, die der modernen franzöſiſchen Tradition eigentümlich ſind und erheblich beſſer für indiſche Märchen und für franzöſiſche Rokokogeſchichten paſſen. Der Vorwurf, den man dem Textbuch machte, entſprang dieſer Disharmonie, an der aber nicht das Libretto, ſondern die Muſik ſchuld iſt. Übrigens hört ſie ſich gut an, „charmant“, wie die Habitués bei allen großen Scenen ausriefen. Es wurde tüchtig geklatſcht, um den fehlenden Präſidenten der Republik zu erſetzen, der bei der Generalprobe ungefähr der einzige Beifallſpender geweſen war. Die La Fargue hatte im letzten Augenblick die

Brunhilde, die Rolle der Bréval, übernommen, die das Stück umgebracht hätte. Sie war unübertrefflich, eine graziöſe Brunhilde mit ſchwarzen träumeriſchen Augen und zarten weichen Formen. Die Héglon in der Titelrolle königlich wie immer, ihre große Scene im vierten Akt mit Hilperich (Renaud) legte den Wunſch nahe, das Paar einmal als Ortrud und Telramund zu ſehen. Alvarey gab den Merowig und war ausgezeichnet disponiert, ein wenig zu wagneriſch in Koſtüm und Geſte. Die Baßpartie gab Fournets paſſabel, er ſcheint an der Oper Boden zu gewinnen, keine große Stimme, aber gut geſchult und vornehmes Spiel. Das Orcheſter unter Taffanel löſte die leichten Aufgaben ſpielend. Sehr originell war die Dekoration des letzten Aktes, das Aſyl von St. Martin, eine Holzkirche im Stil der erſten Baſiliken. — Hier wird Frédégonde kaum Repertoireſtück werden, der Stoff liegt trotz der Pariſierung durch die Muſik den Boulevardiers zu fern. Vielleicht in Berlin, namentlich wenn man noch einen germaniſchen Koch an die Kompoſition laſſen könnte.

Am 7. Januar gab das Theater Lugné Poës „L'Oeuvre", das jetzt regelmäßig während den Pariſer Pauſen in Amſterdam und Brüſſel ſeine Pariſer Premieren wiederholt, ſeine programmmäßige Vorſtellung in der Comédie Parisienne, vier Stücke, acht Akte an einem Abend: „Une Mère", drame en trois actes von Ellin Ameen; „Broceliande", conte en un acte, en vers, von J. Lorrain; „Les Flaireurs", symbole en trois actes, von van Lerberghe; „Des Mots! Des Mots!" pièce en un acte, en vers, von Quinel und Dubreuil. Intereſſant waren alle vier, und das war ein Glück, denn die Zeit hätte einem lang werden können. Am beſten gelungen ſchien mir das Märchen „Broceliande", eine feine künſtleriſche Arbeit mit guten Verſen, der Stoff — aus der Artuszeit — blieb ziemlich dunkel trotz oder vielleicht wegen ſeiner dramatiſchen Einfachheit — eine Courtiſane am Hof des König Artus will ſich für den Verluſt des Geliebten rächen, erleidet dabei zunächſt das Schickſal, ſelbſt in die von ihr gebaute Grube zu fallen und in Gefangenſchaft zu geraten, wird frei und gedenkt nun erſt recht, ſich an dem ganzen Männergeſchlecht zu rächen mit den alten probalen weiblichen Mitteln. Die durch Lugné Poë im Theater eingeführte Note Maeterlinck wurde durch Les Flaireurs vertreten. Jeder Verſuch auf dieſem Wege verdient Aufmunterung, ſo ſauer es auch wird. Das Vorbild trat gar zu ſtark hervor, In den Liedern von Maeterlinck oder in einem ähnlichen Werke iſt die ganze Geſchichte — wenn man bei ſymboliſchen Darſtellungen von einer Geſchichte reden kann — enthalten, jedenfalls die Mache, auf die es ja bei dieſen objektloſen Vorgängen mehr als irgendwo anders ankommt. — Die Mutter liegt im Sterben. Mitternacht natürlich. Im erſten Akt kommt der Leichenwaſcher und bringt das Waſſer. Im zweiten Akt genau dieſelbe Scenerie. Wieder klopft es. Aber die Tochter weigert ſich aufzumachen und ſucht die Mutter glauben zu machen, daß es ein Armer war, der ein Almoſen haben wollte. Im dritten Akt wird die Thür eingeſtoßen und man bringt den Sarg. — Jeder Akt dauert fünf Minuten. Es wäre auch durchaus kein Mehr nötig, man kann in dreimal fünf Minuten eine unglaubliche Menge erleben, und es iſt vielleicht gar nicht möglich, daß dieſe Art Stücke länger dauert, wenn ſie ſo ſtark wirken ſollen, wie man beabſichtigt. Aber die fünf Minuten müſſen eminent angewandt werden, alle Sinne müſſen mitwirken, vor allem das Geſicht — ſehr charakteriſtiſche Vorgänge, individuelles Scenarium, vortreffliches Spiel. Dafür gab der Dichter zu wenig, der den Maler vermiſſen ließ, und die Schauſpielerinnen thaten faſt gar nichts dazu. Ziemlich mäßig war „Une Mère", die „Geſchichte" der Gattin eines Krüppels, die einen Krüppel zur Welt bringt und ihn tötet, um ihm die vorauszuſehenden Qualen zu erſparen, — Gerichtszeitung! — Der Abend ſchloß mit einem luſtigen Einakter — „Des Mots! Des Mots!" — einer

harmlosen, aber gut gemachten Satire auf die politische Phrase. — In den Zwischenakten suchte man sich Lust zu machen. Es war nur begreiflich, daß es dabei zu einer reizenden Keilerei kam. Frl. Bob Walter, eine Schauspielerin zweiter Güte, suchte dem reichlich beklatschten glücklichen Autor Lorrain ein wenig die Freude zu versalzen, wozu sie durch einige üble Kritiken des furchtlosen Künstlers Anlaß zu haben glaubte. Kaum sieht sie ihn im Foyer, so wirft sie ihm mit aller Macht ihren Pompadour ins Gesicht, der ihre keuschen Hausschlüssel, Opernglas und andere nützliche Gegenstände enthielt.

Tiens! Cochon! cela t'apprendra à dire du mal des gens chez qui tu as déjeuné et dinél

Lorrain blutet, es kommt zu einigen deutlichen Redensarten, die junge Dame wird abgeführt.

Solche Pompadourgeschichten sind hier nichts Neues und treffen zuweilen auch würdigere Leute. Man hat einmal auch den guten alten Sarcey so ähnlich zwischen den Fingern gehabt. Als er nach Schluß einer Premiere mit der üblichen Entrüstung nach Hause eilen wollte, um seine Betisen über das soeben vernommene Stück von sich zu geben, stellte ihn eine stattliche Anzahl Bohémiens, hielt ihn fest, und da bekam er mal sein Fett. Man prügelte ihn respektabler Weise nur ungenügend, aber er wurde dafür um so eingehender davon unterrichtet, wie das junge Frankreich über ihn denkt. Er hätte ein Schimpfwörterbuch herausgeben können.

Vielleicht lassen sich die jungen Deutschen mal so einen niedlichen Pompadour kommen, füllen würden sie ihn wohl selbst, und Leute, würdig ihres ungeteilten Interesses, giebt es drüben in Menge, manche scheinen sogar nur auf den Pompadour zu warten, von dem man sagen kann, was der soeben entschlafene Verlaine vom Absinth zu sagen pflegte — es ist das einzig Wahre.

Kritik.

Romane und Novellen.

Auf der Jagd nach dem Glück, Roman in drei Büchern von L. Gies. Berlin, Verlag von Friedr. Luckhardt.

Frauenrecht, Roman in zwei Bänden von Otto Elster. Mannheim, Verlag von J. Bensheimer.

Tandaradei, Novellen von Marco Brociner. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Novellenkranz von M. Ludolff-Huyn, drei Bände. Bonn, Verlag von P. Hauptmann.

Bunte Ranken, Erzählungen von E. v. Breidenbach. Berlin, Verlag von Richard Taendler.

Ein interessantes Motiv hat sich L. Gies zum Thema seines Romanes ausersonnen. Ein buntes Gemisch einander heterogener Personen mit heterogenen Zielen, Verlangen, Wünschen und Anschauungsweisen hat er hier auf einem Schauplatz zusammengeführt; diese alle läßt er wechselseitig an einander herantreten, Beziehungen anknüpfen, auf einander Einfluß üben, von einander Einfluß empfangen. Freilich sind sie alle nicht neu, längst bekannt, längst verwandt. Aber wären sie deshalb aufgebraucht, läßt sich nicht immer Neues Interessantes entwickeln, wie eben Dichter gestalten, entwickeln, entfalten sollen. Man denke nur. Ein Majoratsherr, der allen Pflichtbewußtseins ledig in den Tag hinein-

lebt, mit der ewigen Rose im Knopfloch, ein Bild ewiger Jugend, heut am Nordkap, morgen zur Kur in Baden-Baden. So sucht er das Glück. Und hinter ihm, dem Unsterblichen, die Schar der Nepoten — sein enterbter Bruder, dessen Sohn Wolf, der Lieutenant, der 100000 Mark-Verschlinger, der in des Oheims Lebensideal auch das seine erschaut. Diesem gegenüber der gelehrte Bruder mit seiner resignierten Weltanschauung — in solchen Gegenüberstellungen gefällt sich Herr Gies öfter. Die stolze rothaarige Teufelinne Hilde — daneben das dummgut schüchtern einfältige Apothekerskind Annemarie. So wirbelt es bunt durcheinander in reicher Fülle, das hastet, treibt, jagt — nach dem Glück, jedes in seiner Weise. Es wirbelt, — und es wirbelt noch — in mir. Und so hat's auch in des Verfassers Kopf gewirbelt. Alle diese Zustände, Personen, Verhältnisse sind ganz wirbelig — unklar. Herr Gies ist kein Psycholog, seine Personen leben alle nicht, nicht eine, sie handeln nur, wie er sie — schildert. Herr Gies ist nicht Herr der Situationen geworden, es ist kein Vergnügen, diese Überzeugung aus den namentlich im Anfang völlig unkünstlerisch aneinandergereihten Kapiteln empirisch zu gewinnen. Ich habe mich noch nie in ein Buch so schwer eingelesen wie in dieses. Und doch, was hätte sich nicht aus alle dem machen lassen? Diese bunte Mannigfaltigkeit der Charaktere hat mir etwas abgewonnen, ich gestehe es — wenn sie uns nur klarer, bewußter vermittelt worden wären.

Wie ich Herrn Gies mehr Zeit wünschen möchte, um seine Ideen zu vertiefen, zu motivieren, so hegte ich denselben Wunsch auch beim Lesen von O. Elsters „Frauenrecht". Ich habe Elsters „Pförtnerssohn von St. Veit" seinerzeit mit Freuden anerkennende Geleitsworte zugerufen, mit Freuden auch nach diesem neuen Buche gegriffen, und mich dabei gefragt, ob das nicht schon sein drittes in diesem Jahre gewesen, und mir gesagt, Elster schreibt etwas schnell. Und in der That, Herr Elster schreibt zu schnell, wie schade. Daß das gar nicht etwa umfangreiche „Frauenrecht" in zwei Bänden erscheint, hat einen viel tieferen Grund, als man so annimmt. Die beiden Teile gleichen sich wie Tag und Nacht. Als ich den ersten gelesen, war ich entzückt, Elsters Erzählerkunst schien mir gegenüber seinen früheren Arbeiten gesteigert, ich war außerordentlich gespannt, froh erregt, wollte das Bändchen couvertieren, um es einem lieben Freunde zu senden, vor dem zweiten, — und als ich dies las, war ich froh, daß ich mich allein in meinen Erwartungen getäuscht. Der Bogen war gespannt, aber die Pfeile flogen nicht, ganz matt verklang die Sehne. War die Kraft erlahmt? Doch ich will den Fall nicht psychologisch nehmen — das eine Wort Weihnachten erklärt alles, um nicht ein noch treffenderes zu gebrauchen — — aber schade war's. Das erste so anziehend und reizvoll geschriebene Bändchen jedoch das werde ich mir gewiß noch mal mitnehmen, in den Sommertagen, und es noch einmal lesen auf weißen Dünen oder im schattigen Walde.

Schade, daß Theodor Fontane bei der Zusammenstellung seines Werkes: „Wie ich Schriftsteller wurde" nicht auch Herrn Marco Brociner gebeten hat, seine Antwort auf diese Frage zu geben, viele Zweifel und Rätsel wären mir da gelöst. Muß der reizvolle Titel seiner Novellensammlung „Tandaradei" nicht jedem traute süße Erinnerungen erwecken? tönt es uns da nicht wieder, Herrn Walthers von der Vogelweide Lied „Unter der Linde an der Heide", wo die beiden kosten und selig waren beim Sang der Nachtigall. Ich konnte diese Stimmung nirgends finden in dem ganzen Buche. Der Titel soll sich übrigens nur auf die ersten dreizehn Seiten beziehen. Was wird uns da erzählt? — Daß ein Weib den geisteskranken Mann vergebens durch dies Wort zu erwecken sucht. Vor zwei Wochen las ich Schalks „Unda Marina", wo einem anderen Pär-

chen dasſelbe Manöver beſſer gelang — ich ſage das bloß, damit alle Dichter und ſolche, die es werden wollen, wiſſen, daß dies Motiv nunmehr von allen zwei Seiten verbraucht iſt. Die ebenſo kurze Schlußnovelle „Die rote Amerikanerin“ iſt die einzige, die zu denken giebt. Hier läßt Herr Brociner nämlich einen „großen“ Schriftſteller vorkommen. Ob dieſer ihm nun ebenſo ähnlich ſieht, wie die eine „rote Amerikanerin“ der anderen, das iſt möglich, zwar im Grunde furchtbar gleichgültig, aber — ich glaube doch. Man denke bloß. Studiert einer in Heidelberg. Ihm vis-à-vis eine „rote Amerikanerin“. Ihr Anblick ſtört ſeine Studien. Sie bittet ihn, ihr Stunden zu geben — ſie beſucht ihn abends mir nichts dir nichts zu einem Plauderſtündchen. Er läßt ſich bei der Abreiſe von ihr mit einem Tüchlein anwedeln und „I love you“ zurufen. Die rote Kanadierin ſendet ihm dann ſpäter, als er „groß“ geworden, ihr alter ego auf den Hals — daher die Erinnerung. Wie der bloß „groß“ geworden iſt, das möcht ich nur wiſſen. Die zwei anderen Novellen heißen „Erſte Liebe“ und „Die Teufelin von Joeſti“, weiter habe ich nichts über ſie zu ſagen.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.“ Ich möchte nun zwar nicht behaupten, daß Geiſt M. Ludolff-Huyn mir näher wäre, aber nachdem ich verſchiedene Lektüre ſchweren Kalibers geleſen, that es mir wohl, „umſonſt auch etwas zu genießen“. Die Schriftſtellerin geht allerdings in ihrem Beſtreben, vielen etwas zu bringen, etwas weit, man denke: 1400 Seiten Novellen auf einmal von einem und demſelben Dichtergenius. — Aber ich will es gern geſtehen, ich fand in allen den Novellen, die ich aus der Sammlung las, eine ebenſo anmutende, wie anſpruchsloſe Lektüre. Die Verfaſſerin verſteht es gut zu plaudern, reizende kleine Momente aus dem Leben zu faſſen, feſt zu halten und zu reizvollen Erzählungen zu geſtalten. Die Bändchen dürften ſich namentlich zur Lektüre für junge Mädchen eignen.

Für noch jüngere Mädchen ſind wohl die „Bunten Ranken“, Erzählungen von E. v. Breidenbach, geſchrieben. — Warum in aller Welt wird das da nicht gleich auf dem Titel mit vermerkt? Die Novellen ſind ebenſo gut wie ſo manches andere. Ich habe allein dem Titel „Hart gebüßt“ etwas abgewinnen können. Des „Schmiedemeiſters Annchen“ iſt ja recht nett, und wie die meiſten anderen, recht gut gemeint, aber es iſt immer eine eigene Sache mit der bloßen laudanda volantas. Wollen thut's freilich nicht. Der erbauungsvoll, gewollt fromme Ton hat meinem Herzen nicht wohlgethan.

Johannes Kleinpaul.

Die Kaiſerbraut. Hiſtoriſche Erzählung aus der Reichsſtadt Regensburg. Nach Originalien frei bearbeitet von Adolf May. Regensburg, Verlag von W. Wunderling.

Späte Erkenntnis. Roman von L. de Ridder. Verlag von P. Hauptmann, Bonn.

Adolf May können wir zu ſeiner hiſtoriſchen Erzählung beglückwünſchen. An der Kaiſer- und Fürſtenherberge zum „Goldenen Kreuz“ in Regensburg fand der Verfaſſer das Bild des Don Juan d'Auſtria und darunter in (hier angeführten) Verſen die Sage, wie ſie ſich über die Herkunft dieſes Prinzen gebildet hat. In der Einleitung heißt es dann: „Es ſteht ſoviel feſt, daß Johann von Öſterreich ein natürlicher Sohn Kaiſer Karls des Fünften geweſen. Ob jedoch Barbara Blomberg, die ſchöne Patrizierstochter, wirklich die Mutter jenes Prinzen geweſen, darüber kann uns die Geſchichtsforſchung noch keinen ganz unzweifelhaften Aufſchluß geben.“ Herr May verſucht nun in ſeinem Kunſtwerk, das er ſelbſt nur als „novelliſtiſch“ zu beurteilendes bezeichnet, die ſchöne Barbara zu „retten“, und es iſt von außerordentlichem Intereſſe zu verfolgen, wie er das fertig gebracht. Ein reichmaſchiges Netz der Intrigue hat er hier wirken ſehen, ſo dicht, daß kaum die Reinheit der Blom-

berg durchzuſcheinen vermag. Die intriguierenden Hofdamen ſind prächtig, überzeugend dargeſtellt, und namentlich an dem überaus wohlgelungenen Bild, das May von Karl dem Fünften entwirft, muß auch der Hiſtoriker von Fach ſeine Freude haben.

Für anſpruchsloſere Leſer iſt L. de Ridders ebenfalls hiſtoriſche Erzählung geſchrieben. Drei Brüder verlieben ſich in die ſchöne, gute und tugendhafte Katharina. Die beiden älteren ſterben. Wilhelm der Jüngſte führt endlich die Braut heim, nachdem er ſpät erkannt, daß dies ſein Beruf, und gerade noch zeitig genug, um die Kutte wieder abzulegen, in die er ſich in ſeinen Herzensängſten geflüchtet hatte. Die Konfliktlein ſind im allgemeinen gut ausgeſonnen und dargeſtellt. Herr de Ridder ſcheint zu glauben, daß man bisher keine Ahnung davon gehabt, daß ſchon die Helden des dreißigjährigen Krieges mächtige Rauchopfer dargebracht haben, er widmet dieſem Gegenſtande einen viel zu breiten Raum, der erſte Teil des Buches wird dadurch recht brenzlich.

Johannes Kleinpaul.

Curt von Zelau: Humoresken und Novellen. (E. Pierſons Verlag, Dresden.)

Für Eiſenbahnfahrten oder ein kurzes Stündchen im Schaukelſtuhl bietet Curt von Zelau in ſeinen oft leicht philoſophiſch gefärbten „Humoresken und Novellen“ angenehmen Unterhaltungsſtoff. Von ganz prächtigem Humor zeugt namentlich die Novelle „Der Manöverhaſe“, die von des Einjährig-Freiwilligen Haaſe wunderlichen Erlebniſſen auf der erſten Haſenjagd handelt. Ergötzlich iſt ferner „Suſanna im Bad“. Eine reſche Wienerin hofft im Seebad einmal einen richtigen Roman zu erleben und fällt dabei zwei Gaunern in die Hände, welche ſie einſt — während ſie in Wien in der Badewanne ſaß, ausplünderten. „Die ſchöne Frau“ behandelt ein Motiv, das mir ſchon aus Roods Novelle „Im Bann der Sünde“ bekannt war. Die ſchöne Frau verbrennt beide Male. Bei Rood war damit die Liebe, das Eheglück zu Ende. Hier beginnt es, denn jetzt erſt bekommt das Paar Ruhe, um nur ſich zu lieben. Aber, ſo fragen wir, ſo war ſie ja keine ſchöne Frau mehr. Wie, wenn ſie das geblieben, — oder ſollte man mit einer ſchönen Frau nicht glücklich ſein können? — — Wenn ich noch die weiteren Titel anführe „Die Sommerwohnung auf dem Balkon“, „Das Glück im Frack“, „Marianne“, „Die Geige als Eheſtifterin“, „Cäſar und Minka“, ſo iſt mit dem oben geſagten der Ton dieſer Novellenſammlung, die ſich durchweg recht angenehm lieſt, genügend gekennzeichnet.

Johannes Kleinpaul.

Hans von Kahlenberg: Ein Narr. Roman. (Dresden und Leipzig, 1895, Verlag von Karl Reißner.) — Ein ſozialer Roman — und zwar ein vollſtändiges Gegenſtück zu dem gerühmteſten aller ſozialen Romane, zu Emil Zolas „Germinal“. Hier wie da ein Streik, plötzlich und unerwartet für die Fabrikherren, aber, wie es ſcheint, ſeit langem vorbereitet durch zielbewußte Agitatoren; keiner der beiden Teile will nachgeben, die Arbeitgeber nicht .. und die Arbeitnehmer auch nicht. Wohl wiſſen die letzteren, daß Hunger und Elend ihr Schickſal iſt, wenn ſie nicht von ihren Forderungen abſtehen und die Arbeit wieder aufnehmen, aber — ſie ſind ja bereits gewöhnt an Hunger und Elend! Und ſo feiern ſie denn weiter, Woche für Woche, Monat für Monat —: ein ſtummer, grauenhafter, hoffnungsloſer Kampf. „Fleiſch und Blut gegen Eiſen und Stein ... der Magen gegen den Geldſack“, wie der Autor an einer Stelle einmal ſagt. Endlich, als fremde Arbeiter von dem Ring der Fabrikherren gedungen werden und hierdurch die Wut der Streikenden aufs äußerſte gereizt wird, ein Aufruhr, der jedoch durch das Eingreifen des Militärs niedergeſchlagen wird.

Man ſieht: der Stoff iſt nicht allzu verſchieden von dem des erwähnten Zolaſchen Romanes; auch die Detaillierung zeigt

manchen verwandten Zug; selbst einzelne Figuren finden sich wieder: so ist der Pole Wolowsky — ob bewußt oder unbewußt, vermag ich nicht zu entscheiden — von Zola entlehnt, nur daß dessen Souvarine einen bedeutend charakteristischeren und verständlicheren Anarchistentypus darstellt.

So würde denn das deutsche Buch keine Bereicherung der Litteratur bedeuten und höchstens durch das Gestaltungsvermögen, das sein Verfasser bekundet, ein Versprechen für die Zukunft sein, wenn es nicht durch eine Figur gerettet würde — eben die des „Narren". Dieser Narr ist der Sohn eines der reichen Fabrikanten, deren Arbeiter streiken — ein stiller, einfacher Jüngling, der Geistlicher geworden ist, um dem notleidenden Volke zu helfen: die Lehre Christi scheint ihm das einzige Mittel zu sein, das dem sozialen Elend abhelfen kann . . und von der Kanzel will er es verkünden. So ist er ein sanfter Schwärmer, den nichts bekehren kann von seiner Liebe zu dem Volke und von dem unerschütterlichen Glauben an das Volk. So ist er vor allem ein Repräsentant der altruistischen Moral überhaupt und ein Typus jener seltenen Christen, die frei sind von Dünkel und Oberflächlichkeit. Mit vieler Liebe hat ihn Hans von Kahlenberg behandelt und ihn so verständlich zu machen gesucht, wie er es nur konnte.

Wie ich bereits sagte, ist dieser „Narr" das einzig neue und daher wertvolle an dem Romane: die ganze mächtige, sozialdemokratische Strömung, die heute durch die Völker geht, hat die Litteratur so ziemlich unberührt gelassen; man kann darin ein Zeichen ihrer Aussichtslosigkeit erblicken, wenn man sagt, daß ein Staatssystem von so allumfassender reformatorischer Bedeutung notwendig seinen Dichter, seinen Propheten finden muß, wie die sich immer mächtiger emporringende Herrenmoral des Egoismus ihren Stirner, ihren Nietzsche erzeugte. Das in Hans von Kahlenberg nun der Verkünder des Sozialismus erstanden sei, wird wohl niemand und er selbst am allerwenigsten glauben: Dazu fehlt ihm das visionäre! Aber ein Verdienst ist es immerhin, daß er einmal eine Spielart, und speziell die christliche Spielart der Sozialdemokratie gezeichnet hat. Zumal vom Standpunkte des oben erwähnten Egoismus aus, gewinnt man Einblicke in die Seele eines ernstlich überzeugten Altruisten, die für das Verständnis entgegengesetzt empfindender Individuen von Wert sind. A. Moelier-Bruck.

Lyrik und Epos.

Schmetterlinge. Gedichte von Albrecht Mendelssohn-Bartholdy und Carl von Arnswaldt. Göttingen, 1896. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Es bleibt immer eine mißliche Sache, wenn zwei Personen ihre Gedichte in einem Bande herausgeben, mögen nun die beiden noch so verwandt oder noch so entgegengesetzt in ihrem Dichten und Denken sein. Ich habe hier den letzten Fall festzustellen: Mendelssohn und Arnswaldt ergänzen sich. Für viele mag das Buch dadurch einen eigenartigen Reiz erhalten, mich stört es, wenn ich bei dem Lesen beständig so hin- und hergeworfen und so zudringlich zu einem Abwägen zwischen beiden, zu einem Für und Wider herausgefordert werde, das unvermeidlich für einen der beiden nachteilig werden muß. Beide Dichter sind entschieden noch jung und nicht ohne Talent, beide besitzen eine große Sprachgewandtheit, die sie wohl auch veranlaßt hat, sämtliche Strophenformen von der Sapphischen Ode bis zum Ghasel durchzuprobieren. Herr von Arnswaldt hat durch das Compagniegeschäft entschieden gewonnen. Er ist eine beschauliche Natur ohne allzutiefe Gedanken; man würde es bald müde werden, seine Gedichte stracks hinter einander zu lesen. Einfacher Naturgenuß, harmlose Liebesfreuden und -leiden, stilles Familiengiück liefern den Hauptstoff zu seinen Liedern; bisweilen wird er ein wenig sentimental, bisweilen ein wenig

platt, ſelten erhebt er ſich über den Durchſchnitt. Ganz anders Albrecht-Mendelsſohn-Bartholdy. Sein Cyklus „Unkraut“ wäre auch beſſer noch der Druckerſchwärze fern geblieben, aber in ſeinen übrigen Gedichten ſteht er meiſt höher als Arnswaldt. Er beſitzt eine ſcharfe Satire und eine ſprachkräftige Lyrik. Mutig, ja zu mutwillig, wagt er ſich mit ſeiner Kritik an Tagesgrößen heran, er zollt Carl Buſſe und vor allem Gerhart Hauptmann ſeine Verehrung, aber um mit Friedrich Nietzſche den Kampf aufzunehmen, iſt er doch noch nicht reif genug; das ſchiefe Epigramm auf dieſen hätte wegbleiben ſollen.

German Songs of today and tomorrow, edited by Alexander Tille. Glasgow, 1895. (Sold by F. Bauermeister, 8 West Nile Street.)

Hiermit liegt der erſte Band von den „publications of the Glasgow Goethe Society“ vor und liefert ein beredtes Zeugnis von dem Anteil, den die Engländer und unſere Volksgenoſſen jenſeits des Kanals an der Entwickelung unſerer modernen Litteratur nehmen. Die in Glasgow ſeit 1892 beſtehende Goethegeſellſchaft hat ſich im beſonderen die Aufgabe geſtellt, für eine größere Kenntnis der deutſchen Litteratur in England zu wirken, und ſucht dies unter anderem auch durch Herausgabe deutſcher Werke zu erreichen. Mit der Wahl dieſes erſten Werkes „German Songs“, einer Auswahl aus unſerer neueſten Lyrik, hat ſie entſchieden einen ſehr glücklichen Griff gethan, und auch in Deutſchland werden ihr viele Dank dafür wiſſen. Der Herausgeber und Ordner der Sammlung iſt unſer Landsmann Alexander Tille, Docent der deutſchen Sprache und Litteratur an der Glasgower Hochſchule. Es war ſeine Abſicht, ein getreues Bild von den verſchiedenen Strömungen in der deutſchen Lyrik der letzten fünfundzwanzig Jahre und damit ein Bild des geiſtigen Lebens im jungen Kaiſerreiche überhaupt zu geben, und dies iſt ihm in vollendeter Weiſe gelungen. Mit ſeinem Kunſtverſtändnis und großer Sachkenntnis hat er die Auswahl getroffen, er hat ſich nicht begnügt, die Werke von Männern mit berühmten Namen zu durchmuſtern, ſondern auch die einſchlägigen Zeitſchriften, wie die „Geſellſchaft“ und die „Deutſche Dichtung“ hat er herangezogen und aus ihrer „Dichtermappe“ manchen Schatz gehoben. Die Gedichte ſind in drei Teile geteilt, welche die Überſchriften „Modernes Leben“, „Moderne Liebe“ und „Modernes Denken“ tragen; ſie bedürfen wohl keiner Erläuterung. Am Schluſſe des Bandes ſind noch Anmerkungen, natürlich engliſch, beigefügt, die für die meiſten Leſer von großem Werte ſein werden: Zunächſt die Angabe, wo und wann die mitgeteilten Gedichte veröffentlicht worden ſind, und dann ein alphabetiſches Verzeichnis der Dichter mit kurzen biographiſchen Bemerkungen. Das Buch, das mit einem ausgezeichneten Bilde Friedrich Nietzſches geſchmückt iſt, iſt in erſter Linie für engliſche Studenten der deutſchen Litteratur beſtimmt, aber ich meine, nicht zu irren, wenn ich ihm einen weitaus größeren Leſerkreis prophezeie.

Liebe und Leben. Moderne Gedichte von K. Frankhauſer. (Selbſtverlag, Straßburg i. E. Steinſtraße 32).

Herr K. Frankhauſer wird vielen Leſern der „Geſellſchaft“ ſchon bekannt ſein, freilich kaum als Lyriker, und ich glaube, es iſt beſſer für ſie wie für ihn, wenn ſie ihn auch in Zukunft nicht als ſolchen kennen lernen. Ich vermag wenigſtens nichts von lyriſchem Talent bei ihm zu entdecken und muß nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſeinen „ſehnlichſten Wunſch“, daß „dieſe Gedichte Anklang finden möchten“, als einen unerfüllbaren bezeichnen. Er hat bisweilen ganz moderne Gedanken; er ſchwärmt für freie Liebe und Beſeitigung des Kapitalismus, aber das macht noch lange keinen modernen „Dichter“. In der Proſaeinleitung, die übrigens zu den beſten Stücken des Buches gehört, ſpricht er davon, daß die meiſten der heutigen Gedichte unter

dem nachwirkenden Einfluſſe eines Vollblutdichters entſtünden und leugnet dies von den ſeinen; ich hätte ihm dieſen Vorwurf gar nie gemacht, aber wußte Herr Frankhauſer nicht, daß „Mondſcheinzauber“ und „Wolluſtſtöhnen“ ſchon hundert Mal vor ihm bedichtet worden ſind und ſchon beſſer als von ihm?

Die Gedichte des Großfürſten Konſtantin in freier Nachbildung von Julius Groſſe. Zweiter Teil. Mit dem Bilde des hohen Dichters. (Großenhain und Leipzig, 1895. Verlag von Baumert und Ronge.)

Die „freie Nachbildung“ dieſer ruſſiſchen Gedichte von Julius Groſſe lieſt ſich ſehr glatt und ohne die ſonſt bei Übertragungen häufigen Störungen; metriſche Härten ſind ſelten und die Sprache iſt ſchön und volltönig, ohne gekünſtelt zu ſein. Wenn man von dieſer „freien“ Nachbildung Rückſchlüſſe auf das Original ziehen darf, ohne das Original daneben zu haben, ſo muß das Urteil darüber günſtig ausfallen. Großfürſt Konſtantin iſt unleugbar dichteriſch begabt, wenn auch kein Genie, kein origineller Kopf, der neue Töne im Reiche der Lieder gefunden hätte; er ſchließt ſich an die älteren ruſſiſchen Lyriker, wie den Liederfürſten Maikow, Fet und Polowsky an. In den Liedern aus dem Soldaten- und Feldleben leiſtet er das beſte; die Legende von dem Märtyrer Sebaſtian und die kurzen Gelegenheitsgedichte reichen nicht an jene hinan. Die Erotik tritt bei ihm auffallend zurück; ein gläubiges, entſagendes, duldendes Gottvertrauen ſpricht aus ſeinen Verſen, und es iſt ſchwer, zu ſcheiden zwiſchen der perſönlichen Reſignation des Dichters und jenem Hauche von Schwermut, der über der ganzen ſlaviſchen Poeſie ruht. Merkwürdig, wie Geſang aus lang verſchollenen Zeiten, berühren den modernen Deutſchen dieſe Gedichte; nichts von Wagemut, nichts von Stolz und Vertrauen auf die eigene Kraft! — Groſſe beklagt ſich, daß der erſte Teil der Lieder trotz der günſtigen Beſprechungen einen ſehr beſchränkten Leſerkreis gefunden habe; mich wundert das nicht: das deutſche Volk iſt einmal hinaus über die Zeit des unthätigen Träumens, dazu iſt es im Bewußtſein ſeiner Lebenskraft vorwiegend optimiſtiſch und lebensfreudig und hat für die ſchwermütige Slavenart immer nur ein bedingtes Verſtändnis gehabt. So glaube ich auch nicht, daß der zweite Teil viel neue Verehrer für den Dichter hinzuerobern wird. K. G.

Rudolf Stegmanns Feſtgabe zum achtzigſten Geburtstage unſeres eiſernen Kanzlers, „Fürſt Bismarck und ſeine Zeit,“ (Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler) iſt in zweiter Auflage erſchienen. Die Spekulation auf die fromme Begeiſterung der Bismarckgemeinde iſt alſo nicht fehl geſchlagen, und die Gläubigen haben ſich wirklich durch den bombaſtiſchen Schwulſt und die ſchönen Redensarten, womit der Heros gefeiert wird, über den mangelnden geiſtigen Gehalt hinwegtäuſchen laſſen. Ein hohler Patriotismus, in fremdländiſche Phraſen gehüllt, ſpreizt ſich in den eignen Machwerken Stegmanns, während die Citate aus Bismarcks Reden teils ſchon allbekannt, teils wenig geſchickt ausgewählt ſind. Der einſeitigen Vergötterung Bismarcks ſteht die ebenſo einſeitige Verurteilung ſeiner Zeit gegenüber, nicht nur des Fürſten politiſche Gegner, ſondern auch moderne Kunſt und Wiſſenſchaft, die „böſen Realiſten“, bekommen ihr Teil. Auf das Buch näher einzugehen, lohnt der Mühe nicht.

Ganz anderen Geiſtes ſind die politiſchen Epigramme eines Anonymus: „Aus Deutſchlands Vergangenheit nach 1870“ für Deutſchlands Zukunft (München, Staegmeyr'ſche Verlagshandlung). Der Verfaſſer iſt ein Süddeutſcher, der die Zeit vor 70 mit durchlebt und nicht verwunden hat. Infolgedeſſen läßt er ſich zu Angriffen auf Bismarck und Preußen hinreißen, die entſchieden zu weit gehen. Es liegt mir fern, Bismarcks innere Politik, am wenigſten die im ſogenannten Kulturkampfe, zu verteidigen, aber der Dichter wärmt auch die alten Angriffe auf die

äußere preußiſche Politik vor 70 wieder auf, und ich kann nicht einſehen, in welchem Zuſammenhange dieſe, ganz abgeſehen von ihrer Bedeutungsloſigkeit, mit dem Titel des Buches ſtehen. Der Verfaſſer möchte ſich den Anſchein geben, als ob er über den Parteien ſtünde und vom Standpunkte der allgemein menſchlichen Moral aus richtete, aber eine gewiſſe Zuneigung zu den Klerikalen kann er doch nicht verleugnen. Er ſchwört zum Banner der Frau von Suttner; ich verkenne das Edle dieſer Beſtrebungen nicht, wenn ich ſie auch nicht teilen kann, aber mußte jede Äußerung, die einmal ein General oder ſonſt eine hervorragende Perſönlichkeit zu Gunſten des Genfer Schiedsgerichtes gethan hat, gleich in ein Epigramm gebracht und dem kriegsdurſtigen Leſer zur Bekehrung aufgetiſcht werden? Was über die unermüdliche Geſetzgeberei des Reichstages geſagt wird, iſt witzig; mit den Anſichten über den Zweck des Staates bin ich vollkommen einverſtanden. Am geſchickteſten zeigt ſich der Verfaſſer, wenn es gilt, charakteriſtiſche Zeiterſcheinungen mit ſeiner Ironie zu beleuchten; aber es ſind nicht Keulenſchläge, die er austeilt, ſondern Nadelſtiche, eine wuchtige politiſche Satire ſpricht aus dieſen Epigrammen nicht. K. G.

Otto Oppermann: Gedichte. (Berlin, Concordia, Deutſche Verlags-Anſtalt.) Es iſt mir nach der Lektüre dieſer Gedichtſammlung wohl begreiflich geworden, daß viele dieſer Muſen und Muſenkinder des jungen Poeten ſchon vordem in Zeitſchriften freundliche Aufnahme gefunden, denn viele davon ſind Perlen, manche auch Thränen. Folgen wir der in der Sammlung gebotenen Anordnung, dann tritt uns nach einer innig-ſinnigen Zueignung an des Dichters Mutter zunächſt der Titel „Liebe“ entgegen, es hätte wohl „Lieben“ heißen ſollen; denn zwei Lieben ſind es, deren Erinnerung der Dichter da feiert, ja ſpäter ſehen wir ſogar, daß er wohl auch noch ein drittes Mal „geſchwärmt“, gerade in dem intereſſanteſten der Liebesgedichte: „An S..“. Faſt alle Gedichte dieſer Abteilung zeichnen ſich aus durch ein zart und tiefſinnig empfundenes Gefühl. Von beſonderer dichteriſcher Kraft und üppigerem Farbenreichtum zeugt da namentlich „Im Fliederduft“, und das köſtlich inſpirierte:

„Ich hab' Dich geliebt ſo manches Jahr,
Und liebe Dich heiß noch heut';
Und ob mein Lieben harmvoll war,
Ich hab' es nie bereut.

Und ob Deine Hand mein Glück zerſchlug,
Ich liebe Dich heut' noch heiß.
Das Eine iſt mir ja genug,
Daß ich Dich lebend weiß.

Und ob kein Wunſch mehr wild in mir
Um Deine Neigung wirbt,
Mir iſt genug, daß nie zu Dir
Die Liebe in mir ſtirbt.

Und wenn man einſt auf meinen Sarg
Ein Häuflein Aſche ſtreut,
Mag man Dir ſagen, was ich barg
Im Herzen ſtill bis heut'.

Von den Stürmen der Welt ſcheint Oppermann noch nicht allzuſehr gerüttelt und geſchüttelt worden zu ſein. Einen tiefen Blick in's Leben hat er noch kaum gethan, er hat mehr nur ſich ſelbſt beobachtet, nur ſich ſelbſt belauſcht. So vermiſſen wir eigentlich philoſophierende Gedichte. Um ſo reizvoller freilich erſchien mir das einzige der Art, das die Folge: Vermiſchte Gedichte uns bringt „Das Glück“.

Ich grolle nicht, macht mir das Glück
Durch meine Rechnung einen Strich;
Ich weiche keinen Schritt zurück,
Wenn's auch von meiner Seite wich.
„Ei, Frau Fortuna,“ denk' ich und lache,
„Es ſtände ſchlimm um meine Sache,
Wär' ſie nicht gut auch ohne dich.“

Der Ton unſerer mittelhochdeutſchen Dichter ſcheint mir daraus wieder zu klingen. Aus den unter „Natur“ zuſammengetragenen Dichtungen möchte ich, als die Stimmung charakteriſtiſch zeichnend, „Gewitterſturm“ und „Abend am Rhein“ hervorheben. Unter „Vorfrühling“ pflegt man ſich gemeiniglich etwas anderes zu denken, ich war ſchon durch das Vorkommen dieſes Titels in dieſer Sammlung frappiert. Oppermann iſt eine viel zu geſunde kräftige

Natur für dieſe Poeſie zarteſten Keimliebens. Da ſteht es ihm ganz anders an, den Cyklus vom „Bonner Burſchenleben“ zu ſingen, aus welchem mir das Trinklied vor allem gefallen.

Rheinfahrten hat ja ſchon mancher, und mancher trefflicher beſungen, doch auch in dieſem Sang ruht manche ſchöne Perle.

Johannes Kleinpaul.

Schnewelin, eine Geſchichte aus dem XIII. Jahrhundert. In Verſen erzählt von Guſtav Ad. Müller. 2. Aufl. Leipzig, Verlag von Walther Fiedler.

Das reizvolle Bändchen in ſeiner entzückenden Ausſtattung kam in zweiter Auflage gerade noch zurecht zur Weihnachtszeit, wo es, wie wir ihm wünſchen wollen, auf manchem Damentiſchchen einen Platz gefunden. Das Epos in fünf Sängen weiſt im zweiten Geſang große Ähnlichkeit mit Puſchkins „Der Gefangene im Kaukaſus“, auf. Die Lieder des verlaſſenen Slavenmädchens (der dritte Geſang) ſind den Liedern Margarethens in Scheffels Trompeter v. Säkkingen nachempfunden.* Wenn wir uns den „Gefangenen im Kaukaſus“ ins XIII. Jahrhundert zurück verſetzt denken und weiter annehmen, daß er daheim Weib und Kinder zurückgelaſſen, ſo iſt damit die Handlung von „Schnewelin“ genügend charakteriſiert. Die Sprache iſt fließend und zeichnet ſich aus durch oft recht intereſſante prächtige Bilder.

Johannes Kleinpaul.

Richard Wilhelm: Frauenlob. Gedichte. Verlag von M. Breitenſtein, Wien 1895.

Der Autor dieſes ſchmächtigen Bändchens Lyrik iſt ja ganz gewiß kein Dichter — aber ein gewiſſes rhythmiſches Gefühl und eine gefällige, wohl durch vieles Leſen angelernte Formengewandtheit laſſen die Verſe weniger beleidigen, als es ſonſt Dilettantenergüſſe zu thun pflegen. Dazu kommt hier und da ein hübſcher Gedanke, ein oft recht paſſendes Bild — ja! manchmal bricht ſogar etwas wie Empfindung, wie wirklich erlebtes hindurch: So kommt es, daß man das Buch nicht ärgerlich oder gelangweilt zur Seite legt, ſondern Blatt um Blatt umwendet und ſich über eine erſte, ſelbſtverſtändlich unglückliche Jünglingsliebe amüſiert, die in Wahrheit ſicherlich ein Sich-ſelbſt belügen des Geſchlechtes war. Warum ſoll das nicht auch einmal ganz intereſſant ſein? Wenn auch mehr vom pſychologiſchen, als vom künſtleriſch-kritiſchen Standpunkte aus.

A. M. — B.

H. Laudien: Tonwellen, geſammelte Gedichte. Berlin 1896. Verlag von Georg Nauck.

Von dieſen „Tonwellen“ läßt ſich wirklich nichts ſagen; und vor allem nichts gutes, obwohl ſie „Maienzeit“ und „Sonnengiut“, „Herbſtlaub“ und „Winterſchnee“ — ſo lauten die vier Unterabteilungen des Buches —, alſo ein ganzes Menſchenleben umfaſſen. Vielleicht iſt dem Leſer dieſer Zeilen damit gedient, wenn ich ihm verrate, daß der Verfaſſer eine Dame iſt, und daß dieſe mit rührender Beſcheidenheit ſelbſt von ihrer Kunſt (?) ſagt, ſie gliche zwar nicht dem Geſange, aber doch dem Zwitſchern der Vögel —.

A. M. — B.

Herrmann Bender: Buch der Sprüche. Zürich, Verlag von Caeſar Schmidt, 1895.

Um es gleich vorweg zu ſagen: einen Wert an ſich, etwa in künſtleriſcher oder philoſophiſcher Beziehung, hat das Buch nicht .. aber in einer Weiſe iſt es doch nicht unintereſſant: es zeigt nämlich einen heutzutage, wie in allen Zeiten der Aufklärung, außerordentlich häufigen Menſchentypus: — ich meine den modernen Biertiſchfreigeiſt im Dichter(!)gewande.

Von Haus aus können dieſe Menſchen ganz harmlos ſein — ſie ſind gewiß als Kinder fleißig zur Kirche gegangen und haben pflichtgetreu geglaubt, was Papa und Mama auch glaubten, ohne jede Gehirnthätigkeit und ohne Regungen natürlicher Inſtinkte, die ſich gerade in der Jugend ſolcher freier Geiſter bereits dokumentieren, denen ſpäter ihre „freien“ Ge-

ſinnungen ebenſo Erlebniſſe wurden, wie ein religiöſer Glaube erlebt werden muß; — aber dann — ja! dann kamen ſie dahinter, dieſe anderen, von denen ich vorher ſprach. Irgend ein guter Freund hatte es ihnen zugetuſcheit, das große Geheimnis, das ſie mit einem Male furchtbar weiſe, aufgeklärt, „frei“ machte, während ihnen — ein ſehr charakteriſtiſcher Zug! — die anderen, die ſo dachten, wie ſie geſtern noch, plötzlich furchtbar dumm vorkamen. Und nun donnerte das los in Verſen und Strophen und fluchte und ſchimpfte — die gewöhnlichſten Wahrheiten wurden als gewaltige Neuheiten aufgetiſcht, als ungeheuerliche, weltumwandelnde Gedanken von größter, allergrößter Bedeutung. Unglaublich naiv iſt dieſe Wichtigthuerei für jeden, dem „Pfaffen und Junker“ wirklich ein überwundener Standpunkt ſind. Und der Aufklärung iſt auch durchaus nicht damit gedient. Im Gegenteil! Dieſer flache Gedankendilettantismus kann nur ernſte — wohlgemerkt: ernſte — Zweifler abſchrecken.

Aber wie geſagt: eine charakteriſtiſche Erſcheinung iſt ſo ein unaufgeklärter Aufgeklärter wie Herrmann Bender in den Entwicklungskämpfen unſerer Zeit. Im übrigen kann ich dem Autor dieſer 70 Druckſeiten, auf denen auch nicht ein einziger neuer Gedanke ſteht, nur anraten, einmal ein paar der prometheiſchen Gedichte Ludwig Scharfs und einige Seiten aus Nietzſches „Antichriſt“ zu leſen. Aber freilich: das wird ihm nicht oberflächlich genug ſein! Nun — dann möge er wenigſtens den Spruch, den er auf Seite 14 hat, beherzigen:

„Was du nun einmal biſt,
Sei dir nicht zu gering —
Ein guter Schuſter iſt
Mehr als ein Dichterling.“

A. M-B.

Otto Erich Hartleben: Angelus Sileſius. Dresden bei Georg Bondi, 1896. — Hier iſt einmal ein reizendes Büchlein gelungen! Wer hätte es geglaubt, daß der ſenſualiſtiſche Hartleben, der Epikuräer, zum Philoſophen, ja, ich ſage mehr: zum Theologen würde? Dergleichen macht man nicht aus philologiſchem Intereſſe! Pantheiſtiſch-theologiſche Weisheitsſprüche aus dem 17. Jahrhundert, „Cheruſinifcher Wandersmann, oder Geiſt-Reiche-Sinn- und Schluß-Reime, Viennae ex Caesareo Academico Collegio Societatis Jesu 1657“, neu herausgegeben von dem Voll-Berliner Otto Erich Hartleben, Verfaſſer von „Pierrot lunaire“, „Geſchichte vom abgeriſſenen Knopfe“ u. a. ..... dergleichen paſſiert nicht ohne tiefe Herzenswandlung, nicht ohne Bekehrung, nicht, ohne daß man ſeinen „Tag von Damaskus“ erlebt hat! Gleich die erſten Verſe ſind ſo entzückend, daß man faſt aufſchreien möchte:

„Ach, daß wir Menſchen nicht
wie die Waldvögelein,
ein jeder ſeinen Ton
mit Luſt zuſammen ſchrein!

„Ich weiß, die Nachtigall
ſtraft nicht des Kuckucks Ton,
du aber, ſing' ich nicht
wie du, ſprichſt meinem Hohn.

„Die Kreaturen ſind
des ew'gen Wortes Stimme:
es ſingt und klingt ſich ſelbſt
in Anmut und im Grimme.

„Je mehr man Unterſcheid
der Stimmen für kann bringen,
je wunderbarlicher
pflegt auch das Lied zu klingen.

„Dies alles iſt ein Spiel,
das ihr die Gottheit macht:
ſie hat die Kreatur
um ihretwill'n erdacht.

„Gott giebet ſo genau
auf das Koaxen acht,
als auf das Tirilier'n,
das ihm die Lerche macht.“

Meint man nicht, den heiligen Franziskus unter ſeinen Rehen, Haſen, Vögeln und ſonſtigen gezähmten Tieren im Wald jubilieren zu hören? Wie kommt es, daß uns auf einmal dieſe alten ſchleſiſchen Weiſen aus dem 17. Jahrhundert ſo wunderſam berühren? Weil wir nicht mehr an Gott

glauben? Oder weil wir Materialiſten des 19. Jahrhundert ſo weltenweit von dieſen Kinderlauten abſtehen? Mag dem ſein, wie ihm wolle. Der gute Franziskus Hartleben, der aus dem Vaterlande des genannten Heiligen, aus Italien, dieſe Verſe mitbrachte, wo er ſie von einem in alten Schmökern kramenden Muſikus citieren hörte, hat hier einen eminenten geiſtigen Riechſinn für die Bedürfniſſe unſerer heutigen von Kohlenſtoff und Elektricität angewiderten Welt bewieſen. In dem Streben nach Verinnerlichung, nach Vergeiſtigung — oder nach Myſticismus, wie man es auch nennt — auf dem Leidensweg nach einem rein menſchlichen Golgatha, wird dieſes Büchlein, deſſen ſind wir ganz gewiß, eine richtige Station bilden. Hier iſt alles beiſammen, was unſere heutige Zeit lyriſch verlangt: rein deutſches Weſen, tiefe Verinnerlichung, In-ſich-Hineingeheimniſſen, dabei brünſtiges Umfaſſen der Natur, ſüße Schalmeiklänge à la Otto Julius Bierbaum. — Zur thatſächlichen Orientierung nur ganz weniges: Angelus Sileſius, mit ſeinem deutſchen Namen Johann Scheffler (1624—1677), der Dichter der bekannten proteſtantiſchen Kirchenlieder „Mir nach, ſpricht Chriſtus, unſer Held“, und „Auf, Chriſtenmenſch, auf, auf zum Streit!“ geboren zu Breslau, eine tief-innerliche Natur, trat 1653, angenüchtert von dem damals ſtock-orthodoxen Lutheranertum, zur katholiſchen Kirche über und ſchloß ſich den Jeſuiten an, die die von Luther zuerſt betonte Verinnerlichung des Glaubens früher auf die Spitze getrieben hatten, als die Lutheraner ſelbſt, die erſt Ende des Jahrhunderts in die weichere Fühlsſphäre des Pietismus einbogen. In dieſer Umgebung ſchrieb er dann ſeinen „Cherubiniſchen Wandersmann“, der mit dem eigentlichen Jeſuitismus natürlich gar nichts zu thun hat. Denn, wie ſchon die angeführten Verſe beweiſen, iſt er urdeutſch, genau genommen ſchleſiſch. Umgekehrt kann man ſagen: der Umſtand, daß die Jeſuiten, die bekanntlich alles vorwiegend mit dem Verſtande erfaßten, einen ſolchen Seelenmenſchen, wie Sileſius, der für alle Zeit für das trockene Dogma verloren war, unter ſich duldeten, ja ihm ihre Druckoffizin zur Verfügung ſtellten, iſt ein Beweis für die große Anſchmiegungsfähigkeit dieſes Ordens, der, wie er im 18. Jahrhundert ſogar zu Klopſtock'ſchen Rhythmen ſich bequemte, im 17. zu Pegnitz-Schäferſtrophen das Maul verzog. Auch muß Johann Scheffler in letzter Linie doch mehr als Dichter und Weisheitslehrer, denn als Religiöſer angeſprochen werden.

„Der Geiſt brauſt ja wie Moſt!
Die Jünger alleſamt
ſind gleich dem Trunkenen
entzündet und entflammt
von ſeiner Hitz' und Kraft —
ſo bleibt es doch dabei,
daß dieſe ganze Schar
voll ſüßen Weines ſei“

ſingt er auf pag. 58. — Aus der großen, ſechs Bücher umfaſſenden Sammlung von „Diſtichen“ hat nun Hartleben mit dem ihm eigenen feinfühligen Geſchmack ein luxuriös gedrucktes, vier Bogen ſtarkes Duodez-Büchelchen zuſammengeſtellt und mit einer liebenswürdig-gelehrten Vorrede ausgeſtattet, in der wir einzig neben der theologiſchen Charakteriſierung des Spruchdichters die litterariſche Placierung zu ſeiner heimiſchen Dichterſchule vermiſſen. — Aber, ſo viel können wir ſicher ſagen, liebenswerter als der Hartleben des „Pierrot lunaire“ und ſelbſt als der des „Goethe-Brevier“, wird uns allen dieſer Hartleben des „Angelus Sileſius“ ſein, der ihm aus der Seele gefloſſen zu ſein ſcheint.

—zz—

August Kellermann: Lieder für das deutſche Volk. Verlag von Richard Taendler, Berlin W. 10, Friedrich-Wilhelm-Straße 12.

Ich würde es nicht glauben, wenn ich es nicht ſchwarz auf weiß vor mir auf dem Titelblatte ſähe, daß das Buch eine zweite Auflage habe erleben können. Sollte ſich das deutſche Volk die Widmung wirklich ſo zu Herzen genommen haben? Es wäre

ein schlimmes Zeichen für seinen guten Geschmack. Der Verfasser mag ein sehr glaubensstarker und vaterlandstreuer Mann sein — wenigstens erzählt uns fast jedes der „Lieder" davon — aber ein Dichter ist er nicht. Eigenart und Gestaltungskraft gehen ihm vollständig ab; Anklänge an die Klassiker und Romantiker sind nicht selten, und seine eigenen Gedanken sind meist nicht von überraschender Neuheit. Dazu können Verse wie

„Des Bösen Maß, wenn's voll genug,
Auf die Unschuld schwer die Fluten sendet,
Bringt die Zeit auch, wo das Böse endet,
Und der es vollbracht, den trifft der Fluch,"

wohl kaum noch unter die gereimte Prosa gerechnet werden, und derartiges findet sich öfter.

Die erste Hälfte der „Lieder für das deutsche Volk" behandelt vaterländische Stoffe. Ein Gefühl der Erlösung ergriff mich, als ich mich durch „die Hermannsschlacht im Teutoburger Walde", in freien Rhythmen, „Hohenzollern", das „Traumgesicht von Sedan" u. s. f. u. s. f. hindurch gearbeitet hatte. Gewiß! Es ist sehr zu bedauern, daß der nationale Aufschwung unseres Volkes nach 1870 keine nationale Poesie hervorgebracht hat, aber daß man es wagt, uns derartige Sachen dafür zu bieten, ist noch viel bedauerlicher.

Die zweite Hälfte umfaßt, abgesehen von einer unbedeutenden Erzählung am Schlusse, die Lyrik, wenn man hier überhaupt von Lyrik sprechen darf. Herr August Kellermann besitzt nämlich eine sehr behäbige Reflexion, die zu seinem Unglücke an jedes einigermaßen genießbare Gedicht noch einen Moralvers mit „da dacht' ich gleich" — und anderen poetischen Redensarten anfügt. Statt weiterer Beweise, daß „die Lieder für das deutsche Volk" weder „Lieder" noch „für das deutsche Volk" sind, erlaube man mir, folgende Perle der Sammlung, „das Leben" anzuführen:

Kurz ist des Lebens Frist,
Ich bin, du bist, er ist;
Sie eilt dahin geschwind,
Wir sind, ihr seid, sie sind.

Dann kommt die Totenbahr,
Ich war, du warst, er war;
Wir werden zu Grabe gefahren,
Wir waren, ihr waret, sie waren.

Ob drunten noch was wird?
Ich werde, du wirst, er wird;
Die Hoffnung blüht ewig auf Erden,
Wir werden, ihr werdet, sie werden.

Wie wär's, wenn eine deutsche Grammatik dieser Reimregel die Unsterblichkeit sicherte? K. G.

Dramen.

Juliane Dery: „Es fiel ein Reif." Drama in einem Akt. Berlin, S. Fischer. 1896. — Wer in München den ganzen Stock moderner Litteraten durchgenommen und all die massiven Töne von Conrad bis Kreowski durchgekostet hat, und war nicht bei der Dery, hat nicht mit dieser wundersamen Blüte südlicher Mischung keine Zwiesprache gehalten, nicht in ihrem Salon eines ihrer duftigen Stücke, wie das obengenannte, von ihr vortragen hören, der weiß nicht, was in dieser merkwürdigen Stadt für vollendete Gegensätze sich unter dem Zauberring Kunst bergen und zusammenhalten. Was in der bildnerischen Kunst von Uhde zu Stuck, von Albert Keller zu Gabriel Max, von Strathmann zu Oberländer alles an Gegensätzen und schroffen Übergängen existiert, das wiederholt sich in gewissem Maß in der dortigen Litteratur. Was in München gern gesehen wird, ja vor allem Existenzrecht besitzt, das ist Eigenart, Individualität, Originalität. Was von allem Anfang an wenig Aussicht auf Erfolg hat, das ist Cliquenwesen, Schulmeisterei, Tabulatur. Hier liegt vor allem der Gegensatz zur preußischen Hauptstadt: München ist nicht, wie Berlin, eine Stadt des Schematismus, sondern eine Stadt der Eigenarten, der Charaktere. — Aber mit wem soll ich, um die angedeutete Analogie zwischen bildnerischer Kunst und Litteratur fortzusetzen, die Dery vergleichen, dieses zarte Gebilde aus Duft und Konfektmasse? Mit Th.

Th. Heine, aber sie ist nicht so barock wie der. — Mit Strathmann, aber sie schneidet nicht solche Grimassen, wie dieser. — Etwas hat sie von dem Mondain-Maler Gampenrieder, aber sie ist viel moderner und kecker, wie der. Die Dery ist einer jener Clichee-Abdrucke, wo die Gesichtszüge photographisch ähnlich, aber wie in einem Dunst vergraben liegen, und wo hinter den Schraffierungen von packender Wirklichkeit ein zweiter halb vermoderter Leib sichtbar wird, dessen undefinierbare Existenz das eigentliche Wesen der Persönlichkeit auszumachen scheint. Und so erscheint sie auch in ihrem Salon, bei der Recitation, bei der Generalprobe ihrer Stücke, wo der ausgewählte Kreis litterarischer Kenner sich um sie versammelt; wo sie halb Dichterin, halb Recitatorin und daneben noch liebenswürdige Wirtin, in der Dämmerstunde vor einer schneeweißen Lampe sich niederläßt, in einer bauschigen Chamol-Taille, deren Falten weich wie Seide fließen, und mit Händen, die ein Gabriel Max gegossen, die flattrigen Blätter ihres Manuskripts zerzaust und, gelesen, zu Boden wirft, während die bleichen und müden, von dem Halbdunkel der Lampe schemenhaft beglosten Dichterhäupter in den Divanecken ruhen. Und während nun alles lauscht, und wir, durch den eigentümlich weichen, medlumistischen Ton ihrer Stimme geleitet, uns das Drama vor uns aufbauen, und alle Figuren immer wieder durch ihre Stimme vernehmen, und zuletzt nach dreiviertelstündigem Gleichklang wir nicht mehr anders können, als ihre Worte in gespielte Handlung umzusetzen: ruft plötzlich eine Person des Stückes: „Aber so nehmen Sie doch! Warum nehmen Sie denn nicht? Nehmen Sie doch Guzeln! Haben die Herrschaften Thee?“ — Und die Dery steht auf und bringt uns Konfekt, und schenkt uns Thee ein — so daß uns ganz sonderbar zu Mute wird, und wir nicht wissen: Sind wir Personen des Stückes geworden? Oder spielt sie mit uns? Oder wird uns aufgespielt? Oder sollen wir mitspielen? — Und dann, nachdem wir alle auf Befehl dieser modernen Circe wie Marionetten gegessen und getrunken haben, und uns starr angesehen, geht das Stück weiter, und am Schluß wird applaudiert. — Voila la Déry! — Zu dieser Gattung Stücke gehört auch das vorliegende, dessen an das bekannte Volkslied anrührender Titel uns schon die zarte Erotik ahnen läßt, die die Verfasserin uns preisgeben will. Die Fabel ist rasch erzählt: Ein junger Mann befindet sich in einem Pariser deutschen Salon, wo die jugendliche Tochter durch eine zurückgegangene Verlobung — „es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“ — wie eine geknickte Blume ihre jugendliche Schönheit in ihrem gefährlichsten Zauber zeigt. Denn anders, als die „Blau-Blümelein“ auf dem Felde, sind diese Salonblumen in solchem Zustand eminent gefährlich, und denken nicht entfernt ans Sterben, sondern ans Sich-verloben. Den jungen Mann ergreift das Mitleid, oder in diesem Fall so viel als: die Liebe. Aber unglücklicherweise erwartet ihn seine eigene Braut, die von Wien kommt, auf einem Pariser Bahnhof (Gare de l'Est). Und in einer Stunde kommt der Zug. Er möchte gern eine Werbung bei der Geknickten anbringen. Aber er kann nicht: 1) weil die Mutter dieser schmachtenden Sonnenblume immer im Zimmer ist, 2) weil ihn seine eigene Flamme, ebenfalls mit der Mutter, auf dem Bahnhof erwartet, so kommt der junge Mann vor lauter Schwätzen und Verlegenheit eine halbe Stunde zu keiner Gefühlsklarheit. Und Dery benutzt diese halbe Stunde, um uns zwischen den Zeilen zu sagen: daß eigentlich alle jungen Männer in diesem Alter vollendete Gauner sind, und die älteren Exemplare nicht viel besser. Aber die Dery sagt direkt garnichts. Jeder kann das nehmen wie er will. Ihre Figuren gaukeln wie nach Salonphotographien hergestellte Strich-Clichees an uns vorüber. Und diese Zartheit und weiche

Digitized by Google

Umflossenheit ihrer Charaktere ist ihre eigentliche Kunst. Am Schlusse stürzt der junge Mann mit glühendem Kopfe und schwitzender Krawatte zehn Minuten vor Ankunft des Zuges fort, und das Stück ist aus. Was wir daraus machen, ist unsere Sache. Moral treibt die Dery überhaupt nicht. Sie zaudert bloß. — Alles in allem glauben wir, daß sich die Plauderei — das ist es eigentlich — auf einem Liedhadertheater oder im Salon sehr viel besser machen wird als auf einer großen Bühne. —zz—

Georg Ruseler: Graf Anton Günther oder Tilly in Oldenburg. Ein historisches Schauspiel in vier Aufzügen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Varel a. d. Jade, 1895. J. W. Acquistapace. VIII u. 86 Seiten.

Unter all den Vielzuvielen, die sich heutzutage unterfangen, ein Drama zu schreiben, oder sonstwie in Poesie zu machen, findet man leider nur zu selten einen wirklichen Dichter, ganz abgesehen davon, daß den meisten dieser Dichterlinge auch das Mindestmaß jeder Technik fehlt. Um so größer ist dann die Freude, einmal einem zu begegnen, der nicht nur in künstlerischer Hinsicht etwas zu sagen weiß, sondern dies auch in abgerundeter Form thut.

Georg Ruseler ist nun nicht gerade ein himmelstürmendes Genie, aber doch ein echter Dichter, der seinen engeren Landsleuten gemütlich zu erzählen weiß, wie es zur Zeit des dreißigjährigen Krieges einer ihrer Herrscher, als der einzige aller deutschen Fürsten, verstanden hat, sein Land vor den Schrecknissen der Kriegsfurie zu bewahren. Wenn er hierbei das schönste Recht des Dichters in Anspruch nimmt, Hypothesen über bisher noch nicht ermittelte Ursachen historischer Geschehnisse aufzustellen, wer will ihm das verargen? Kehrt er doch nur das bekannte Ranke'sche Wort um, daß der Historiker stets in etwas Dichter sein müsse! Ist auch die Intrigue, durch die Anton Günther den Grafen Mansfeld sowohl wie Tilly zurückhält, Oldenburg zum Schauplatz ihres Aneinandergeratens zu machen, nicht so ganz klar geführt, so liegt doch über dem Ganzen ein Hauch Shakespeare'schen Geistes. Und das ist wohl das beste an diesem Schauspiel.

H. Klepp.

Theosophische Litteratur.

Die Religionslehre der Buddhisten. Aus dem Originaltexte „Evangelium Buddhas" ins Englische übersetzt von Paul Carus. Ins Deutsche übertragen von Franz Hartmann. Wilh. Friedrichs Verlag, Leipzig.

Reinkarnation oder Wiederverkörperungslehre von Annie Besant. Wilh. Friedrichs Verlag, Leipzig.

Die in dem kurzen Vorwort des ersten Buches ausgesprochenen Ziele: das Buch solle ein „Wegweiser auf dem Pfade der Selbsterkenntnis sein, den Leser dazu bewegen, selbst über die Tiefen der darin enthaltenen Wahrheiten nachzudenken und sich zu einer höheren als der alltäglichen Gedankenregion zu erheben" — diese Ziele werden durch die Lektüre des Evangeliums Buddhas in vollstem Maße erfüllt. Kaum kann ich irgend eine Lektüre nennen, die überraschender auf mich gewirkt hätte, als etwa das Kapitel von Buddhas Geburt. Namentlich in diesem, aber auch in den folgenden Abteilungen werden wir zu einem Vergleiche der indischen Heiligen mit dem Heiligen von Nazareth aufgefordert. Manches, was uns an dem Lebensgange Jesu verwunderlich erschien, manche dadurch hervorgerufene Vermutung findet hier eine Beantwortung. Auch bei Buddhas Geburt erschienen Wunder und Zeichen, Könige treten an seine Wiege. Dann, als Jüngling wird Buddha in der Wüste vom Teufel versucht. Ein reicher Jüngling läßt sich durch ihn wie durch Jesus bekehren. Und wenn wir nun bedenken, daß Buddha Tausende von Jahren vor Jesus von Nazareth lebte, lassen sich da nicht mancherlei Mutmaßungen aufstellen, bei solcher Übereinstimmung.

Noch brauchen wir nur zu erwähnen, daß ja Christus als historische Person erst in seinem dreißigsten Jahre bekannt geworden. Das sind Gedanken, die wohl in manchem zu einer Überzeugung sich befestigen können; hier sollten sie nur angedeutet werden. Auch Buddhas heilige Lehre will ich nicht analysieren, dies Evangelium in seiner indischen blumenreichen Poesie wird ja doch allen leicht verständlich sein und zu Herzen gehen. Zwei Hauptpunkte sind es, auf die Buddha, der Lichtvolle, Wert legt — die Wahrheit; bis zum Begriff des heutigen Verismus zugespitzt — Täuschung ist Anfang alles Übels. Und der andere: Nirvana, Nichtsein, Selbstentäußerung, Abwerfen alles „Selbst" und „Ich"; das genaue Gegenteil zu jener Philosophie, welche lehrt: πάντων μέδρον ἄνδρωπος, der Mensch das Maß aller Dinge. Besonders anregend war mir ferner Buddhas Überwinden des Asketentums, „weil dies den Körper und dann den Geist seiner gesunden Vollkraft beraubt. So mancher feine Zug ist in diesem Buche enthalten, es wird vielen etwas bringen, drum sei es vielen empfohlen.

Die im soeben besprochenen Buche nur mehr gestreifte Lehre von der Wiederverkörperung wird in Annie Besants Reïnkarnation des Ausführlicheren besprochen. Auch dies Buch enthält viel anregendes und ist für jeden Leser leicht verständlich, um so mehr, als wir ja dergleichen Gedanken und Fragen oft im Leben aufwerfen. Die Beweisführung des letzten Kapitels freilich, so anregend sie in vielem geschrieben ist, hat mich doch nicht zu überzeugen vermocht.

Wenn die Verfasserin in Beweisartikel 10 behauptet: Ein Denken, welches sich zur Würde der Philosophie erheben will, muß entweder die Reinkarnation anerkennen, oder annehmen, daß mit dem Tode jede individuelle Existenz aufhört, — so will ich mich lieber zu der letzteren Ansicht mit Würde weiter bekennen. Ignoramus. Es ist eben ein Beginnen, das nur Lächerlichkeit zur Folge haben kann, Gedanken, die lediglich durch unser Gefühl oder unseren Glauben bedingt sind, beweisen zu wollen. Ich erinnere dabei nur an den vielen Spott, den es einem Leipziger Professor der Gottesgelahrtheit noch vor wenigen Semestern einbrachte, als er eine Vorlesung über: „wissenschaftliche Beweise für das Dasein Gottes" ankündigte und abhielt. Es bewies sich dort wie hier, daß — geistreich sein selten auch wahr sein bedeutet. Piccolo.

Volksbildung.

Dr. James Russel: „Volkshochschulen in England und Amerika." Deutsch mit Anmerkungen von O. W. Beyer. — Leipzig, Voigtländer, 1895. — 111 S.

Daß jenes Gebiet, welches der Engländer mit education bezeichnet, die Zusammenfassung von Erziehung, Bildung und Unterricht, heutzutage allgemein das Stiefkind der kulturellen Entwicklung ist und besonders in unserem bureaukratisch-militaristischen Vaterland sehr im Argen liegt, pfeifen nachgerade die Spatzen auf den Dächern. Und zwar sind es zwei wesentlich verschiedene Momente, woran wir kranken: einmal der centralistische und plutokratische Zug, der dem herrschenden System des höheren Schul- und Universitäts-Unterrichts inhärent ist, und sowohl die volle Bildung, wie die höheren Berufe zum Monopol einer verhältnismäßig sehr kleinen Schicht der Gesamtbevölkerung macht. Andrerseits die völlige Unzulänglichkeit dieses Unterrichts in Methode und Inhalt, die den gymnasial und akademisch Gebildeten zu einem gegenwartsfremden, für das praktische Leben halb untauglichen Fach-Idioten macht und sich unter Vernachlässigung der elementarsten Zeitforderungen als eine erschreckende Verschwendung von Zeit, Kraft und Gesundheit herausstellt. Während die „Schulreformbewegung" im wesentlichen ihr Augenmerk auf den zweiten

Punkt richtet, und bestrebt ist, den wissenschaftlichen Unterricht einigermaßen mit den Erfordernissen der Hygiene, mit dem Zeitalter der Natur- und Sozialwissenschaften, mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens in Einklang zu bringen, gehen die Bemühungen der „University Extension" hauptsächlich darauf aus, dem heute zur geistigen Unthätigkeit verurteilten Teil der Bevölkerung: dem weiblichen Geschlecht und der großen Masse der Unbemittelten die Möglichkeit einer angemessenen höheren Bildung und ev. eines Aufsteigens zu den Berufen der Intelligenz zu vermitteln. Daß ein weit ausgedehntes Streben hiernach in den breiten Schichten der Bevölkerung vorhanden ist, und daß man durch private Maßnahmen auf alle Weise versucht, die Sünden des Staates gut zu machen, das beweist jeder Blick ins Alltagsleben: die Kurse des Vereins für Sozial-Politik, des evangelisch-sozialen Kongresses, die Gesellschaft für ethische Kultur, die sozialwissenschaftlichen Studentenverbindungen, die Arbeiterbildungsschulen, die regelmäßigen Vorlesungs- und Vortrags-Abende der Gewerkschaften und anderen Korporationen, die Frauen- und Arbeiter-Bildungsvereine, die privaten Diskussions-Abende und -Vereinigungen zahlreichster Art, die auffallende Zunahme öffentlicher Vorträge und Vorlesungs-Cyklen, die stets wachsende Zahl der Volksbibliotheken und Volkslesehallen e tutti quanti sind unwiderlegliche Symptome für die Stärke dieses Bedürfnisses. Bei allen diesen Versuchen zu seiner Befriedigung wird aber zugleich auch offenbar, daß private Unternehmungen auf diesem Gebiete nur höchst Unzureichendes und Geringwertiges zu leisten imstande sind, und die Rufe nach staatlicher und kommunaler Regelung und Unterstützung nebst Plänen für die Methode solcher werden immer häufiger und eindringlicher. Ob die Art, wie die University Extension dieser Aufgabe gerecht zu werden hofft, die praktischste und zweckmäßigste sei, mag dahin gestellt bleiben. Auszusetzen wäre immerhin noch genug daran; vor allem scheint sie uns den Doppelcharakter unseres Hochschulunterrichts als Erziehung zur und Abschluß der allgemeinen Bildung und als Fachschulung für bestimmte Berufe nicht genügend gewürdigt zu haben. Die Auseinanderhaltung dieser beiden völlig verschiedenen Ziele und die verschiedenartige Gestaltung des Unterrichts für beide halten wir überhaupt für den Springpunkt aller auf Reform unseres Schul- und Erziehungswesens abzielenden Bestrebungen. Besser ist sich die Bewegung darüber klar geworden, — was namentlich unsere Hochschul-Dozenten, aber auch viele Theoretiker und Praktiker des Gymnasial-Unterrichts absolut nicht einsehen wollen, — daß in die Zeit des Buchdrucks, der Stenographie und Hektographie eine Methode nicht paßt, die dem 14. und 15. Jahrhundert angemessen war. Die Art, wie die Dozenten der University Extension durch gedruckte Dispositionen, Leitsätze, Gerippe des Vortrags, Verweisungen auf die fragliche Litteratur, „Biographie des Gegenstandes für den Bedarf des Selbststudiums", Frage-Tabellen, Diskussionsstunden ꝛc. mit Erfolg bemüht sind, systematische Schulung und Anregung zur Selbstthätigkeit an Stelle interessanter Unterhattung oder öder Vorlesung von Lehrbüchern zu setzen, erscheint uns höchst beachtenswert. Wir stimmen völlig den Worten des Dr. Lawrence zu, daß dem Schüler „eine Anleitung in Bezug auf die Werkzeuge, mit denen er arbeiten soll, und in Bezug auf die Art und Weise, wie er sie zu gebrauchen hat, weit mehr nötig ist, als eine . . Belehrung in Bezug auf die Einzelheiten des Gegenstandes.

Heinz.

Kolonialschriften.

Dr. Karl Dieter: Deutsche Siedelung in unseren tropischen Schutzgebieten. Leipzig, W. Friedrich. 26 S.

Verfaſſer ſucht nachzuweiſen, daß ſowohl die klimatiſchen, wie die allgemeinen hygieniſchen Bedingungen unſerer Kolonien entgegen gewöhnlichen Annahmen für europäiſche Beſiedelung durchaus nicht ungünſtig ſind, und plädiert für verſuchsweiſe Koloniſation zunächſt von Uſambara, ſobald die zukünftige oſtafrikaniſche Centralbahn fertig geſtellt iſt, auch der großen innerafrikaniſchen Hochländer, durch deutſche Bauernfamilien.

Oskar Lenz: „Wanderungen in Afrika." Studien und Erlebniſſe. — Wien, Verlag der litterariſchen Geſellſchaft, 1895.

Ein intereſſantes Buch. Der Verfaſſer, der ſich nicht nur durch eingehende Kenntnis der afrikaniſchen Verhältniſſe, ſondern auch durch allgemeine kulturgeſchichtliche Bildung und ökonomiſches Verſtändnis vor manchen Afrikareiſenden erfreulich auszeichnet, hat es ſehr glücklich verſtanden, die langweilige Form der Reiſebeſchreibung ebenſo wie des belehrenden Vortrags zu vermeiden, und in anſprechendem feuilletoniſtiſchen Plauderton dem Leſer unmerklich ein klares Bild von der Vorgeſchichte des tropiſchen Afrika, vom Zuſtand der heutigen Kolonien, von dem Naturbild, der Flora und Fauna, der Miſſion, dem Sklavenhandel, den politiſchen Verhältniſſen, den wirtſchaftlichen Zuſtänden, kurz von allem zu geben, was eigenartiges und bemerkenswertes in Afrika zu finden iſt.

Heinz.

Engliſche Litteratur.

The Paston Letters. 1422—1509 A. D. 3 Vol. (London, Archibald Conſtable & Co., Preis 15 Schillinge). — Dieſe für die Kulturgeſchichte hauptſächlich, naturgemäß aber auch für die politiſche Geſchichte unſchätzbaren Dokumente aus der Regierungszeit Henry VI, Edward IV. und Henry VII. liegen vor in neuerer ſorgfältig ausgeſtatteter Ausgabe, die von James Gairdner vom Public Record Office beſorgt und durch über vierhundert bisher unveröffentlichte Briefe vermehrt worden iſt. Deutſchen, mit engliſchen Einrichtungen nicht vollkommen vertrauten Leſern ſei hiermit erklärt, daß das Public Record Office in England gleichbedeutend iſt mit den kontinentalen Staats-Archiven. Band I umfaßt die Zeit Henry VI von 1422—1461, Band II die Zeit Edward IV von 1461—1471, Band III die ſpätere Regierungszeit Edward IV von 1471 an bis zum Jahre 1509 der Regierung Henry VII. Es dürfte kaum eine beſſer dokumentierte Schilderung des Kulturlebens in dem Jahrhundert vor der Reformation exiſtieren, als ſie in dieſen Briefen enthalten iſt. Allerdings, und das iſt bei den damaligen Verkehrsmitteln natürlich, ſind dieſe Schilderungen auf England beſchränkt; aber ſie enthalten eine ſolche Fülle des intereſſanteſten und charakteriſierenden Materials, daß jedem Adepten der Kulturhiſtorik — und, welcher Gebildete wäre das nicht nach den heute erreichten Fortſchritten in den Forſchungen auf dieſem endloſen Gebiet — dabei das Herz im Leibe lachen muß. Es fehlt der Raum an dieſer Stelle, um Beiſpiele aus dieſem trefflichen Konterfei einer längſt vergangenen Zeit anzuführen, und kaum mehr kann ich thun, als The Paston Letters jedem ehrlich nach kulturhiſtoriſcher Wahrheit Suchenden als eines der beſten Quellenwerke aller Zeiten eingehend zu empfehlen.

Africa by A. H. Keane, F. R. G S. II Vol. with Maps and Illustrations. (London, Edward Stanford. — Preis 30 Schillings). — Der erſte Band umfaßt den Norden, der zweite den Süden des ſchwarzen Kontinents. Ob es das beſte der über Afrika veröffentlichten Bücher iſt, vermag ich nicht zu ſagen, denn die Centnerlaſt von Bänden, die über jenen vor fünfzig Jahren noch völlig unbekannten Rieſenländerkomplex publiziert worden iſt, kann mir, der ich nicht Afrika-Speciaiiſt bin, unmöglich bekannt ſein. Meines Erachtens aber iſt es eines der klarſten, deutlichſten, reichhaltigſten, beſtgeſchriebenen

geographiſchen Werke unſerer geſamten modernen Zeit. Keane giebt nicht eine Erdbeſchreibung allein; er iſt Ethnologe, Geologe, Zoologe, Botaniker, Statiſtiker und vieles mehr. Seine Schilderungen ſind erläutert und illuſtriert durch Landkarten, Menſchentypen, naturwiſſenſchaftliche Abbildungen, und dabei iſt die Methode und die Unterabteilung des Werkes eine ſo präciſe und dennoch ſo einfache, daß Keanes Afrika, überdies noch fließend und anregend im Stil, ſelbſt vom litterariſchen Standpunkt hoch verdienſtvoll und jedenfalls eines der beſten Nachſchlagebücher unſerer Zeit iſt. Die graphiſche Ausſtattung des Buches iſt tadellos. Bei der unternehmenden Verlagsfirma Hodder Brothers, die viel in dekorativer Kunſt aus Deutſchland bringen, iſt eine vortreffliche Überſetzung von Louis Lewis berühmten Shakeſpearſchen Frauengeſtalten unter dem Titel „The Women of Shakespeare“ erſchienen. Das Buch erzielt neben großem litterariſchen Erfolg guten Abſatz. Dieſelben Verleger veröffentlichen auch eine Volksausgabe von Edwin Hodders „John Macgrego“ [Rob Roy] (Preis 3½ Schillinge). Es iſt die reizende Schilderung eines brillanten Abenteuerlebens, eine der beſten Biographien, die ſeit langem geſchrieben worden iſt. Durch den billigen Preis dieſer Volksausgabe wird Edwin Hodders „Rob Roy“ bald ein populäres Buch ſein. Es verdient es.

Dem Beiſpiele der Deutſchen und der Amerikaner folgend, befleißigen ſich die Engländer ſchon ſeit einem Jahrzehnt, illuſtrierte Werke in künſtleriſch vornehmer Weiſe zu publizieren. Ihre Bemühungen ſcheinen von außerordentlich günſtigem kommerziellen Erfolg gekrönt zu ſein, denn ſonſt wäre die Maſſenproduktion auf dieſem Gebiet nicht zu erklären. Es würde Dutzende von Seiten verlangen, wollte ich nur die hauptſächlichſten dieſer Publikationen beſprechen. Da mir aber hierzu der Raum fehlt, es mir aber trotzdem unerläßlich ſcheint, dieſer kulturell wie kommerziell intereſſanten Phaſe des modernen Buchverlags deutlich zu erwähnen, ſo bitte ich die Leſer dieſer Zeilen, ſich mit den kritiſchen Schlagworten zu begnügen, die ich dem Titel der Bücher beifüge. Verlag von J. M. Dent & Co. „The Banbury Cross Series“ (Preis 1 Schilling per Band), „The Fairy Gifts“ und „Tom Hickathrift“, beide illuſtriert von H. Granville Fell —, anmutig und geiſtreich; „Aesops Fables“, illuſtriert von Charles Robinſon —, genial! Der Froſchkönig iſt ein Meiſterwerk der Illuſtrationskunſt. Fireside Stories, illuſtriert von Alice M. Mitchel —, innig, gemütsvoll. Ausgeſtattet ſind dieſe Büchelchen mit einem künſtleriſchen Geſchmack, wie ihn kein anderer engliſcher Verleger bisher bewieſen hat. Und die Billigkeit dabei! Eine Mark das Bändchen! Ein Kunſtwerk im hehrſten Sinn des Worts iſt die im ſelben Verlag erſchienene Ausgabe von „A Midsummer Night's Eve“, von Israel Gollancz, was den Text betrifft, von R. Anning Bell illuſtriert. Das iſt ein Prachtkerl, dieſer Bell! So einer, der den Albrecht Dürer mit dem Raphael zu vereinigen weiß und dabei doch ganz und gar modern, und, Hauptſache! originell iſt.

Bei James Shiells & Co.: „The Works of Edgar Allan Poe with 24 Photogravures“ (8 Bände à 2½ Schillinge). Die Illuſtrationen großenteils nach den Originalzeichnungen J. C. Tinneys, alſo künſtleriſch vollendet. Die graphiſche Ausſtattung iſt geſchmackvoll.

Bei Giddings & Co.: „Don Quixote“ in 4 Volumes, illuſtriert von Frank Brangwyn. (Preis 10 Schillinge.) Des Illuſtrators Name genügt, um dem Buch Popularität zu ſichern. Brangwyn iſt ganz und gar der Richtige, um den edlen Ritter von La Manche zu verſinnbildlichen. Voll Mutterwitz, tief empfunden, geiſtreich, ohne Doré'ſche Ankränkelung, dabei genial, flott! Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?

„The New Forest“, eine Schilderung dieſes wunderbarſchönen ſüdengliſchen Waldes mit vortrefflichen Radierungen.

Bei W. H. Allen & Co.: „The Art of Illustration“ by Henry Blackburne (Preis 7½ Schillinge). Eine von auserlesenen Beispielen begleitete sachgemäße Schilderung der Wiedergabe künstlerischer Werke durch Graphik.

Bei David Nutt: „Nursery Rhymes.“ Kinderlieder, sinnig illustriert von weiblicher Hand.

Bei Chatto & Windus: „Phil May's Sketchbook“ (Preis 10 Schill.). Phil May ist der witzigste schärfste Beobachter des englischen Proletariats. Sein Stift hat ebensoviel Geist wie Gemüt. Er ist Sarkast, Satyriker, Mitfühler, alles am richtigen Ort, zu richtiger Stelle. Ein bedeutender Künstler.

Bei John Lane: „A Child's Garden of Verses.“ By Robert Louis Stevenson. Illustrated by Charles Robinson (Preis 5 Schillinge). Der Text ist längst bekannt, das Buch ist klassisch geworden. Aber die Illustration! Sie ist von demselben Charles Robinson, über den ich weiter oben (Aesops Fables) geschrieben. Dieser blutjunge Künstler ist ein Stift-Zauberer. Man behalte diesen Namen im Gedächtnis. Er wird hell glänzen als Fixstern am Himmel der Illustrations-Kunst!

Bei Elkin Matthews: „ABC“ illustrated by Mrs. Arthur Gaskin. Ein illustriertes ABC-Büchlein, geschrieben und illustriert, wie's wohl nur einer künstlerisch begabten, innig empfindenden Mutter möglich ist.

Dean & Co. haben die vielbekannten ungarischen Novelletten der Baronin Oszay in englischer Übersetzung erscheinen lassen, und sie mit Illustrationen verschiedener Künstler ausgestattet, die diese englische Ausgabe wert machen, in jedes Bibliophilen Sammlung ein verdientes Plätzchen zu finden. Schließlich muß ich noch eines Buchs erwähnen, das zwar schon vor einiger Zeit veröffentlicht worden ist, mir aber zu bedeutend erscheint, um übergangen zu werden: Josiah Wedgwood, F. R. S. his personal history by Samuel Smiles. (London, John Murray, Preis 6 Schillinge.) — Novalis hat bekanntlich gesagt, daß derselbe Platz, den Goethe in der deutschen Litteratur einnimmt, in der englischen Kunst Wedgwood gebühre. Ohne in solchen Enthusiasmus zu verfallen und trotzdem Wedgwoods große Verdienste gebührend anerkennend, gestehe ich offen, daß mir selten eine besser erforschte, besser konzipierte, besser geschriebene Biographie zur Hand gekommen ist, als Smiles Buch über den großen Keramiker.

The Coming Individualism by A. Egmont Hake and O. E. Wesslan. (London, A. Constable & Co. — Preis 14 Schillinge.) — Hake hat durch sein „Suffering London“ und als Herausgeber von „Gordons Journals“ sich längst einen hochgeachteten Namen in der zeitgenössischen Litteratur Englands erworben. Sein neues Werk wird nicht allein dazu dienen, seinen Ruf zu vergrößern, es stempelt ihn auch zu einem der bedeutendsten Soziologen unserer Zeit. In zehn Kapitel teilt er dieses merkwürdige Buch, und in jedem weist er mit überzeugender Logik auf die unerläßlichen Änderungen, welche unsere heute noch gang und gäbe Gesellschaftsordnung erfahren muß, wenn anders Menschen menschlich zu leben imstande sein sollen. Er beginnt damit das Embroglie der modernen Ekonomie zu zeigen, giebt seine Ansichten über die Essenz einer exakten politischen Ekonomie, weist auf die Irrtümer der Demokratie hin, kritisiert freimütig die Utopien der Sozialisten. Er ist ein unbedingter Anhänger des Freihandelprinzips — „Schutzzoll ist gleichbedeutend mit Sklaverei“ —, er verlangt freie Konkurrenz für die Beistellung des der Arbeit unumgänglichen Kapitals. — „Es muß gewählt werden zwischen Panik und Stagnation“, — er heischt Freiheit im Handel mit geistigen Getränken, warnt vor Überstürzung und meint, daß die englische Trunksucht nur langsam und allmählich reformiert werden dürfe. Er begehrt „Freihandel in öffentlichen Vergnügen“, denn, sagt er, „unbedingte Freiheit hebt die Sittlichkeit,“ —

„Jedes Monopol degradiert, insbesondere das Bühnenmonopol" —, „Decenz soll nicht mit Moralität verwechselt werden" —, und schließlich geißelt er scharf die Irrtümer, so von den Fadisten, Puristen und allen Sorten pietistischer Moralheuler im Namen der Sittlichkeit begangen werden. Er verlangt „Freihandel mit Grund und Boden" und kann nicht einsehen, warum eine „Nationalisation des Bodens" freie Konkurrenz verhindern sollte, und bekennt sich offen und ehrlich, aus ethischen wie religiösen Gründen, für ein individualistisches System und schließt, indem er zur Konklusion kommt und laut darüber geklagt hat, daß in der Regel „die Diplomatie sich um die Wohlfahrt der Völker nicht kümmert", daß „eine auf wahrer Freiheit beruhende Staatsverfassung das beste Bindemittel ist, um einen Großstaat unauflöslich zusammenzuhalten."

Ein Aufsatz über Municipalregiment aus der Feder Francis Fletchers Vane bildet den Abschluß dieses merkwürdigen Buches. George Elier.

W. A. Wetzel: „Benjamin Franklin as an economist." Johns Hopkins University Studies in historical and political science. Thirteenth Series, IX. — Baltimore, 1895, 58 S. — 50 Cts.

Die kleine Monographie bietet, von Biographen Franklins abgesehen, im wesentlichen nur den Fach-Nationalökonomen Interessantes, und auch unter ihnen vorwiegend dem Litterarhistoriker. In zwölf Abschnitten giebt sie zunächst einen erschöpfenden Überblick über Franklins litterarische Thätigkeit und legt dann im Anschluß an die citierten Schriften kurz seine theoretische Stellungnahme zu den wichtigsten derzeitigen Fragen des Wirtschaftslebens dar: Papiergeld und Zins, Bevölkerungs- und Wertlehre, Freihandel, Besteuerung, Industrie und Ackerbau ꝛc., endlich sein persönliches und wissenschaftliches Verhältnis zu den französischen Physiokraten und den liberalen Ökonomen und Philosophen Englands. Für die Litteraturgeschichte der Nationalökonomie ist diese „Ausgrabung" zweifellos eine dankenswerte Arbeit. Heinz.

Spanische Litteratur.

Heine und der catalanischen Litteratur ist ein echter Dichtertribut zu teil geworden durch die ebenso wortgetreue wie poetisch vollendete metrische Übertragung des jetzt beinahe Dreivierteljahrhundert alten „Lyrischen Intermezzo" ins Catalanische. Apeles Mestres hat soeben in Barcelona in der „Llibreria espanyola" seine meisterhafte Übertragung erscheinen lassen, die ihn schon seit einer Reihe von Jahren beschäftigte. Er ist dem Ideal nahe gekommen, den deutschen Dichter, in dessen Liedern Ironie und Spott mit Seufzern und Thränen sich mischen, im Catalanischen, das dem Deutschen so verwandt, ganz, unversälscht und ohne Beiwerk und Zuthat zu Wort kommen zu lassen. Um dies zu können, mußte er sich fast immer statt des Reims der in Spanien so gebräuchlichen Assonanz bedienen, die ja auch in beinah allen castellanischen Liedern Gustavo Adolfo Becquers sich findet. Nur wo der Reim wie von sich selbst sich ergab, ohne den Sinn des deutschen Originals zu ändern, hat ihn der Dichter im Catalanischen angewandt. So in dem Lied 33 „Ein Fichtenbaum steht einsam":

Dalt d'una cima espadada
del Nort, s'aixeca un pibet;
somia, y la neu glassada
l'abriga ab un mantell fret.

Somia en una palmera
qu'allá al lluny, en l'Orient,
solitaria 's desespera
demunt del rocam ardent.

Es ist interessant, hiermit die schönen Übertragungen des frühverstorbenen Venezolaners J. A. Perez Bonalde und des Valencianers Teodoro Llorente zu vergleichen. Der erstere sagt:

Se alza del Norte en la región helada
Un pino solitario;
Y dormita, del hielo y de la nieve
Bajo el yerto sudario . . . .

Sueña con una lánguida palmera
Que en el lejano Oriente,
Aislada y melancólica, suspira
Sobre una roca ardiente.

Bei Llorente heißt es:

Envuelto en frio sudario
de bielo, sobre un peñón,
se alza un pino solitario
del árido septentrión.

Sueña con una palmera
que en el oriental edén,
en abrasada ribera
suspira y sueña también.

Das Lied 7 „Ich will meine Seele tauchen" lautet bei Bonalde:

De un lirio en el albo cáliz
Hundir el alma quisiera,
Y que del lirio surgiera
Para ella un canto de amor.

Trémulo canto, ardoroso,
Como el beso delirante
Que robé en dichoso instante
A su labio embriagador.

Und Llorente überſetzt:

Depositar quisiera el alma mia
en el cáliz gentil de un lirio en flor,
y que cantara el lirio noche y dia
canciones á mi amor.

Y que se estremecieran palpitantes
esas canciones, como el beso aquel
que recibi en dulcisimas instantes
de tus labios de miel.

Hier kommt zum erſten Male bei Apeles Meſtres ein Heine fremdes Wort vor, wenn er die deutſchen Verſe ſo wiedergiebt:

Submergir mon sér voldria
dintre del cálzer
d'un lliri blanch;
el lliri suspiraria
per la dolça vida mia
una cansó palpitant.

La cansó tremolaria
com la besada
que 'm van donar
sos llavis de foch, un dia
en l'hora de la poesía,
l'hora misteriosa y suau.

Auch hat Meſtres in dem Liede 56 „Allnächtlich im Traume ſah ich dich" in die letzte Zeile einen Heine fremden Gedanken hineingetragen. Er ſagt nämlich:

Totas las nits te somio
y 't veig graciosa sonrient
te veig graciosa y sangloto
y em precipito á tos pens.

Tu 'm miras ab uns ulls tristos
brandejant ton ros capet;
de tos llagrimalls rodolan
dolls de perlas rellutents.

Un ram de xiprer tu 'm dónas
y 'm dius un mot, baix, baixet.
Desperto . . . y el ram no 'l trobo.
El mot vull olvidar, pero y poder?

Richtig dagegen ſagt Llorente:

Y despierto azorado, y en la diestra
falta la rama y la palabra olvido.

Und ebenſo Bonalde:

Y me despierto, y se disipa el ramo,
Y espira la palabra en mi memoria.

Von der wunderbaren Genauigkeit der Meſtres'ſchen Übertragung giebt folgendes Lied (54 bei Heine) einen Begriff:

Poch á poch roda el meu cotxe
entre la verdor del bosch,
del bosch y las valls floridas
que resplandeixen al Sol.

Desde alli dins fantasio
tot pensant en mon amor;
llavoras passan tres ombras
que 'm fan senya poch á poch.

Y brincan y 'm fan ganyotas
mitj de befa y mitj de por,
y giravoltan com núvols . . .
y rihent cad' ombra 's fón.

Ebenſo trefflich ſagt Bonalde:

Rodaba, lento, mi coche
Por entre verdes montañas,
Y por valles florecidos
Que en la luz de los cielos se bañaban.

Dagegen dem Wortlaut nicht ganz entſprechend und in anderem Versmaß überſetzt Llorente:

Anda que andarás! Corría
sin detenerse el carruaje:
vivo el sol resplandecía,
y animación y alegría
daba al bermoso paisaje.

Das Lied 53, das bei Heine ſchließt:

Und wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz:
Du biſt ja hold den Gimpeln,
Und helleſt Gimpelſchmerz.

überſetzt Llorente:

Si fuera canario, á verte
también, y á cantarte, iría,
ya que tanto te divierte
tu canario, vida mía.

Ähnlich überſetzt auch Meſtres:

Si fos canari, mi vida,
m'en volaria á prop teu
ya qu'els canaris t'agradan
y 't plaus ab son xerroteig.

Den Preis aber verdient Bonalde, wenn er ſagt:

Y si fuera un papamoscas,
Volara á tu pecho, amiga;
Sé que te gustan los tontos
Y que sanas sus heridas.

Wie knapp und kurz, wie echt Heiniſch aber klingt es bei Apeles Meſtres im Liede 50:

Parlaban d'amor molt serios
entorn la taula de the;
els homes feyan estética,
las senyoras sentiment,

während es bei Bonalde lautet:

Es la hora del té, — por todos lados
Del amor se discute la cuestión;
Los hombres á la estética entregados,
Las damas, como siempre, al corazón.

Kurz und bündig ſagt auch Llorente:

Tomaban té y platicaban
á la vez sobre el amor,
ellos, con tono dogmático,
ellas, con dulce emoción.

Wie ähnlich das Catalaniſche dem Deutſchen iſt, zeigt der catalaniſche Dichter im Liede 31:

Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau
Und die Lüfte wehen ſo lind und ſo lau!

‚El món es tan bell y el cel es tan blau!
‚y el buf del oreig tan tevi y tan snau!
‚y guaytan las flors qu'esclatan en pau,
tan llampeguejants, vessant de rossada!...

Das Catalaniſche wetteifert mit dem Original an Kürze des Ausdrucks. So in dem Lied 48:

Es liegt der heiße Sommer
Auf deinen Wängelein.

En tas galtas regna
l'estiú xardorós;
l'hivern, fret y brúfol,
habita en ton cor.

Un día, oh ma vida,
se mudará tot:
l'hivern en tas galtas,
l'istiu en ton cor.

Wie glühend der gefeierte catalaniſche Dichter ſein deutſches Vorbild verehrt, zeigt er auch in ſeiner begeiſterten Vorrede. Wir Deutſchen aber müſſen uns freuen, daß Heines Intermezzo durch Meſtres jetzt auch in der Sprache der Troubadoure erklingt.

Auch aus Santiago de Chile kommen uns Heineanas, treffliche ſpaniſche Überſetzungen von E. Vásquez de Guarda zu. Der Überſetzer des berühmten, bis jetzt nur von Herrero übertragenen Gedichtes: „Denk' ich an Deutſchland in der Nacht" reklamiert wie vor einem halben Jahrhundert Friedrich Hebbel die Krone der deutſchen Dichter für Heine, den er den deutſchen Ariſtophanes nennt.

Johannes Faſtenrath.

Polniſche Litteratur.

Immer noch vermag die nicht raſtende Mickiewicz-Forſchung das Intereſſe auf neues zu lenken. So hatte z. B. das dramatiſche Fragment „Die Konföderierten von Bar" von Mickiewicz, weil in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, lange Zeit in Polen wenig Beachtung gefunden. Seit einiger Zeit wird es jedoch in Olizarowskis polniſcher Überſetzung häufig aufgeführt und kritiſchen Beurteilungen unterzogen. Eine ſolche finden wir u. a. in den „Abhandlungen und Kritiken" von Stanisław Grafen Tarnowski, 1895. Der Verfaſſer meint, das Werk gelange erſt durch die Bühnendarſtellung zum vollen Verſtändnis, der Genius des Dichters offenbare ſich da in ſeiner ganzen Größe. Und indem Tarnowski die „Konföderierten" mit Schillers „Demetrius" vergleicht, ſchreibt er ihnen dieſelbe dramatiſche und lyriſche Gewalt zu wie dieſem, ja, Shakeſpeare ſogar könnte ſich zu dieſer Schöpfung bekennen! Über Mickiewicz' „Bücher der polniſchen Pilgerſchaft", welche, in bibliſcher

Sprache geſchrieben, die Stellung des polniſchen Volkes in der Weltgeſchichte und die Aufgaben der Emigration entwickeln ſollten, ſagt Tarnowski mit Recht: „In ihrer Abſicht ſind ſie vollkommen, in den Begriffen zum Teil irrig, in der Ausführung widrig.“ Eine ſehr eingehende Betrachtung widmet Albert Zipper in ſeiner Schrift „Von den Überſetzungen des Mickiewicz aus Goethe“, 1895, der Form und inneren Auffaſſung ſeitens des polniſchen Dichters. Im „Wanderer“ wechſelt dieſer gleich Goethe oft den Rhythmus, fügt den Reim hinzu und erlaubt ſich manche, jedoch nicht ſinnentſtellende Freiheiten. Das Lied „Mignon“ ahmte Mickiewicz ebenfalls zwanglos nach, indem er namentlich den fünffüßigen jambiſchen Vers des Originals in je zwei teilte. Einzelne der „Totenfeier“ eingefügte lyriſche Strophen ſind frei nach den Klagen Werthers im Goetheſchen Roman gedichtet. Vielleicht hat Mieckiewicz auch das Lied Mercks, des Freundes Goethes: „Lotte an Werthers Grabe“ (Ausgelitten haſt du, ausgerungen) vorgeſchwebt, welches anfangs, weil anonym in Wielands „Merkur“ gedruckt, Goethe zugeſchrieben wurde. Zippers gründliche und ſcharfſinnige Forſchung darf als eine dankenswerte Bereicherung der Mickiewicz-Litteratur angeſehen werden. Der Litterarhiſtoriker Maximilian Kawczyński, welcher der Methode vergleichender Unterſuchung der geiſtigen Einwirkungen eines Schriftſtellers auf den andern, eines Werkes auf das andere huldigt, ſuchte (Krakau 1893) den Einfluß des franzöſiſchen Romanticismus auf Mickiewicz's „Totenfeier“ nachzuweiſen.

Als originelle Leiſtung giebt ſich eine von dem Warſchauer Profeſſor Gregor Saenger verfaßte lateiniſche Nachbildung der populären Ballade „Alpuhara“, welche Mickiewicz ſeinem „Konrad Wallenrod“ eingefügt hat. Der gefangene Almanſor überträgt darin auf die ſpaniſchen Ritter durch heuchleriſche Umarmungen die Peſt. Wir ſchicken unſere deutſche Überſetzung des Anfangs den Hexametern Saengers voraus:

Schon ſind rings zerſtört der Mauren Stätten,
Elend ſeufzt das Volk in ſchweren Ketten.
Nur Granada ſucht ſich noch zu wehren, —
Da beginnt die Peſt es zu verheeren.

Doch Almanſor mit der Tapfern Reſte
Kämpft noch in der Alpuhara-Veſte;
Spaniens Fahnen wehen vor den Zinnen,
Morgen will der Feind den Sturm beginnen.

*

Strata jacent Arabum disiectis oppida tectis,
Ferrea cervices incurvant vincula Mauros;
Arcet adhuc fidis Granata a moenibus hostem,
Sed Granata gemit dira pessumdata labe.

Parva cohors etiam manet Almensoris in armis,
Alpuherranas certans defendere pinnas;
Constituit tamen Hispanus vexilla sub urbe,
Mane novo molem summa ruiturus opum vi.

In einem zweibändigen Werke, 1895, ſammelte und bearbeitete Daniel Toporski „Beiträge zu Studien über Mickiewicz' Schaffen“, während die feinſinnige Dichterin Szczęsna (Joſepha Cybulski) in den „Goldenen Gedanken des Adam Mickiewicz“, 2. Aufl. 1895, eine Ausleſe von Gedanken und Aphorismen des großen Dichters in Verſen und Proſa bot. Die ſtilvolle Ausſtattung iſt des Inhalts würdig. Szczęsnas eigene Poeſien, 1894, glänzen weniger durch die Form als durch Gefühls- und Gedankenreichtum. — Von einem jungen Dichter, Witold Leitgeber, liegt uns ein Bändchen Poeſien vor, welche 1895 unter dem Titel „Auf den Saiten des Herzens“ erſchienen und mit einer Apoſtrophe an die Kritiker beginnen. Der Verfaſſer erhofft keinen unſterblichen Ruhm; er bittet nur die Rezenſenten, ihn, wenn ſie kein Lob für ihn haben, doch auch mit ihrem Tadel zu verſchonen. Den Inhalt der von Begabung zeugenden Dichtungen bildet eine ſchmerzvolle Sehnſucht nach dem fernen Vaterlande und dem, was dort Liebes zurückblieb, und endlich ein hoffender Blick nach oben. — Eine deutſche Überſetzung der erſten ſieben Sonette aus Adam Asnyks Cyklus „Von der Weltbühne“

lieferte 1895 L. Gumplowicz. Der Dichter läßt den Engel der Vernichtung die Schrecken des Krieges ſchildern, die er ſelbſt auf die Erde getragen hat. Morituri te salutant! iſt der Schlachtruf der für den Ruhm eines einzigen in den mörderiſchen Kampf Getriebenen. Dem Überſetzer gelang es, in fließenden Verſen denjenigen Ton zu treffen, welcher die das Original durchatmenden Gefühle auch im deutſchen Leſer wachzurufen geeignet iſt. Der polniſche Komponiſt Johann Gail ſetzte drei Gedichte Asnyks in Muſik und wußte in dieſen recht ſangbaren Liedern die ſchwärmeriſch-elegiſche Stimmung des Dichters wiederzugeben. Von demſelben Komponiſten erſchienen 1894 in Krakau achtzehn polniſche Volkslieder in effektvollem Satze für Männerchor. Wenn wir hier noch eines Büchleins „Der heitere Deklamator", 1895, gedenken, ſo geſchieht es, weil demſelben ein nicht geringer litterariſcher Wert innewohnt. Humoresken, Verſe, Satiren, Epigramme, Monologe, Dialoge, Schwänke, Sprichwörter und Anekdoten aus den Werken aller bedeutendſten polniſchen Schriftſteller von Rej von Naglowice bis Asnyk ſind es, die Zagloba hier geſammelt darbietet.

Soeben erſchien eine neue Ausgabe der Byronſchen Poeſien in polniſcher Überſetzung. Viel wurde bereits ſeit etwa 1821 über den engliſchen „Sänger der Krankheiten des Jahrhunderts" — laut polniſcher Bezeichnung — geſchrieben; die neueſte gehaltvolle Studie über ihn veröffentlichte 1894 Marian Zdziechowski. Die hervorragendſten polniſchen Dichter, Mickiewicz, Odyniec, F. Morawski, Korſak u. a. übertrugen einzelne Schöpfungen des ihnen ſo ſympathiſchen Briten. Dieſe ſind nun in dem vorerwähnten Werke, Warſchau 1895, geſammelt. Von den bisher nur teilweiſe überſetzten „Hebräiſchen Melodien" lieferte hierzu Adam M—ski, der pſeudonyme Verfaſſer der die Verwirklichung edler Ideale anſtrebenden Dichtungen „Einer von Vielen", 1890, „Die Bildſäule im Athenäum", 1893, ꝛc., eine neue vortreffliche Nachbildung, Johann Kasprowicz gab den Childe Haroid mit Glück wieder. Die neue illuſtrierte Ausgabe der J. Utrichſchen Shakeſpeare-Überſetzung mit den J. J. Kraszewskiſchen Erläuterungen wurde 1895 mit dem zwölften Bande beendigt.

In der Sitzung der Krakauer Akademie der Wiſſenſchaften am 10. Mai 1895 berichtete J. Tretiak über Lucian Rydels Studie „Von der Überſetzung des Raſenden Roland durch Peter Kochanowski". Der Verfaſſer dieſer Monographie hat möglichſt alle über das Leben und die Werke des genannten alten Schriftſtellers noch vorhandenen Quellen ſorgfältig durchforſcht und kommt zu dem Schluß, daß P. Kochanowskis Autorſchaft zwar noch nicht ſtreng wiſſenſchaftlich erwieſen iſt, aber die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich hat und in Verbindung mit dem 1618 von ihm in Druck gegebenen „Befreiten Jeruſalem" der Entwickelung einer ſelbſtſtändigen polniſchen Schriftſprache weſentlichen Vorſchub geleiſtet hat. In der Sitzung der Akademie vom 17. Juni hielt der ausgezeichnete Bibliograph und Litteraturkenner Władysław Wisłocki einen auch für nichtpolniſche Kreiſe hochintereſſanten Vortrag über Inkunabeln, d. h. die von Erfindung der Buchdruckerkunſt bis zum Jahre 1500 incl. erſchienenen Werke. Die Jagelloniſche Bibliothek in Krakau beſitzt 2636 ſolcher Wiegendrucke, darunter 2300 Unikate, eine Anzahl, welcher nicht jede der größeren Bibliotheken Europas ſich rühmen kann. Es iſt der achte Teil aller überhaupt vorhandenen Inkunabeln. Die von gewiſſer Seite gegen die Akademie gerichteten Angriffe weiſt der für das kommende Jahr zum Rektor der Krakauer Univerſität erwählte Stanisław Smolka in ſeiner Schrift „In Sachen des verleumdeten Nationalinſtituts" ſchlagend zurück, indem er dieſelben als journaliſtiſches Tagesgeſchwätz ohne jede faktiſche Unterlage kennzeichnet.

Am 3. August 1895 verschied in Warschau an einem Herzleiden Anton Zaleski, Herausgeber und Mitredakteur der Zeitschrift „Słowo“. Geboren am 2. Mai 1858 in Podolien, besuchte er nach in Krakau empfangener Schulbildung das Polytechnikum in Prag, widmete sich aber später ganz der journalistischen Thätigkeit. Vor zehn Jahren reiste er mit Sienkiewicz nach Konstantinopel und schrieb dann über diese Stadt ein umfangreiches, von scharfer Beobachtung zeugendes Buch. Mit Marian Gawalewicz verfaßte er das Lustspiel „Ein Landgut zu verkaufen“ und mit Władimir Zagórski die zeitgenössische Erzählung „Der Herr Rath“, 1891, welche damals bedeutenden Eindruck machte. Der nicht nur als geschickter Chirurg und medizinischer Schriftsteller, sondern auch als Ästhetiker und Verfasser des illustrierten Werkes „Der Volksbaustil in Podhale“, 1892, sowie als Übersetzer des „Hamlet“ verdiente Władysław Matlakowski (geb. 1851) erlag am 25. Juni 1895 einem Brustleiden. — Zum Schluß sei hier noch eines am 5. Januar 1895 im vierzigsten Lebensjahre dahingeschiedenen seltenen Originales gedacht, eines gewissen Ludwig Peter, welcher seit einer Reihe von Jahren täglicher Gast in der Krakauer Universitäts-Bibliothek war, dort mit fieberhafter Emsigkeit musikalische Schriften und Noten durchstöberte und große Stöße teilweise ganz wertloser Excerpte in der Absicht aufhäufte, dereinst eine Geschichte und Bibliographie der Musik in Polen zu schreiben.

Heinrich Altschmann.

Zur Frauenbewegung.

Eine Vereinigung von Frauen Münchens hat sich mit dem künftigen deutschen Familienrechte nach dem Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches eingehend beschäftigt und hat folgende Resolution einstimmig angenommen:

Wir protestieren dagegen, daß in Bezug auf die Frau die künftige Reichs-Civil-Gesetzgebung auf einem anderen Standpunkte steht, wie die Strafgesetzgebung, nämlich auf dem Standpunkte einer Unterscheidung der Geschlechter, welchen das Strafrecht nicht kennt.

(Anm.: Das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich zieht jede Frau für ein begangenes Delikt zur Verantwortung und straft sie wie jeden Mann, es erkennt also der Frau volle und unbeschränkte Handlungsfähigkeit zu und läßt alle Wirkungen ihrer Handlungen zu Recht bestehen. Im bürgerlichen Gesetzbuch mangelt dagegen diese Gleichstellung. Die verheiratete Frau soll nämlich nicht befugt sein, ohne Einwilligung ihres Gatten, über ihre Person oder ihr Vermögen zu disponieren. Rechtsgeschäfte, die sie trotzdem in Bezug darauf vornimmt, können vom Manne in ihren rechtlichen Wirkungen wieder aufgehoben werden. Sie hat also alle Pflichten eines verantwortlichen Menschen ohne dessen Rechte.)

Wir protestieren im Speziellen dagegen, daß — außer in Fällen besonderer testamentarischer Bestimmung — die Frau von der Bestellung zur Vormundschaft und von der Teilnahme am Familienrate ausgeschlossen werde.

Wir protestieren dagegen, daß der verheirateten Frau civilrechtliche Befugnisse genommen werden, deren die unverheiratete teilhaftig ist.

Wir protestieren im Speziellen dagegen, daß die Handlungsfähigkeit der verheirateten Frau dadurch beeinträchtigt werde, daß der Mann seine Einwilligung zu jedem von ihr vorzunehmenden Rechtsgeschäfte geben muß, resp. das ohne dieselbe vorgenommene annullieren kann.

Wir protestieren dagegen, daß das Vermögen und der Erwerb der Frau nach dem gesetzlichen Güterrecht der Verwaltung, Nutznießung und dem Besitze des Mannes unterstellt werde.

Wir protestieren dagegen, daß die Ehe und ihre Wirkungen für die Frau anders

normiert sind, wie für den Mann, und daß die Frau nur durch Ausnahmeverträge eine vermögensrechtliche Gleichstellung erlangen kann.

Wir protestieren gegen das gesetzliche Güterrecht als unsittlich, indem es die Ehe zu einem Erwerbsgeschäft für den Mann stempelt, und wir verweisen darauf, daß alle civilisierten Nationen in ihren modernen Gesetzgebungen die Gütertrennung als gesetzlichen Güterstand teils besitzen, teils anstreben, so Belgien, Holland, England, Skandinavien, Amerika, Schweiz, Rußland, Türkei, u. a. Wir machen darauf aufmerksam, daß auch in vielen deutschen Distrikten jetzt Gütertrennung besteht, und daß für diese die Fassung des gesetzlichen Güterrechtes des Entwurfes einen direkten Rückschritt bedeutet. Wir verweisen insbesondere auf das englische Gesetz von 1882 „Married women's property act" (45 u. 46 Victoria, Ch. 75).

Wir protestieren gegen die früher vielleicht berechtigte, heute aber ein Vorurteil darstellende Behauptung einer sozialen Unreife der deutschen Frau gegenüber der Berechtigung der Frauen anderer Nationen zu gesetzlich günstigerer Stellung.

Wir protestieren endlich dagegen, daß die Notwendigkeit einer Gesetzgebung, welche denjenigen anderer Nationen nachsteht, begründet werde mit dieser angeblichen sozialen Inferiorität der deutschen Frauen und somit des größeren Teiles der deutschen Nation! —y.

Vermischtes.

Günther Walling †. Am 13. Januar starb in Dresden der unter dem Namen Günther Walling bekannte Schriftsteller Karl Ulrici, der den Lesern der Gesellschaft aus zahlreichen Beiträgen als feinsinniger Lyriker bekannt ist. Ulrici ward am 25. Juli 1840 in Berlin geboren und widmete sich bis zum Jahre 1876 dem Kaufmannstande. Dann zog er sich nach Dresden zurück, um hier ganz seinen künstlerischen Neigungen zu leben. Er veröffentlichte verschiedene Werke: „Vom Lenz zum Herbst", „Vom Land des Weins und der Gesänge", „Guitarrenklänge", „Aus den Tagen Karls V.", die teils Gedichte, teils Prosaaufsätze enthalten. Ulrici war kein himmelstürmendes, aber ein liebenswürdiges Talent. Der Hauptreiz seiner Dichtungen besteht in ihrem Wohlklang und ihrer Formschönheit. Spanien war das Land seiner Dichterträume. Ulrici war auch ein feiner Kunstkenner und eifriger Sammler seltener Kunstgewerblicher Gegenstände. R. R.

Die Litterarische Gesellschaft in Leipzig schreitet rüstig weiter auf der eingeschlagenen Bahn. Am 1. Dezember ging Caesar Flaischlens Drama „Martin Lenhardt oder ein Kampf um Gott" mit außerordentlichem Erfolg in Scene. Im dritten Akte brachen bei offener Scene minutenlang andauernde Beifallstürme aus, und am Schlusse der Vorstellung wurde der Dichter immer wieder aufs neue von der begeisterten Menge vor die Rampe gerufen. Etwas kühler aufgenommen wurde acht Tage später das unseren Lesern aus dem Januarheft 1894 der Gesellschaft bekannte einaktige Drama „Der Vater" von Wilhelm Weigand. Das nach dem düsteren Stimmungsbild gespielte feine Versiustspiel Emile Augiers „Der Schirlingstrank" versetzte dagegen das Publikum in die heiterste Stimmung. Große Triumphe feierte die Gesellschaft am 15. Jan. mit einer vorzüglichen Aufführung von Ernst Rosmers „Dämmerung" und am 12. Januar mit einer ebenso vollendeten Darstellung von Ibsens „Rosmersholm". Das eigene Schauspielensemble der Gesellschaft spielt sich immer mehr ein, und die ganze Leipziger Kritik ist darin einig, daß diese Matinéen nicht nur litterarisch hoch interessant sind, sondern auch in künstlerischer Beziehung die Vorstellungen des Stadttheaters weit übertreffen. R. R.

Schulmisère: Während der unproduktive Militarismus die größten Summen verschlingt, lassen sich, wie es scheint, in einigen Gegenden des Reiches die allernötigsten Ausgaben für die Volksbildung nicht bestreiten. So müssen sich in Ostpreußen manche Volksschulbauten in einem geradezu trostlosen Zustande befinden. Die preußische Lehrerzeitung berichtet darüber:

„In den letzten Jahren sind im Kreise Memel etwa zwanzig neue Schulen entstanden, d. h. die Schulverbände sind gegründet und Lokalitäten gemietet worden. In wenigen Fällen entsprechen die gefundenen Räumlichkeiten aber ihrem Zwecke. Am schlimmsten ist es um die Kirchschule in Plicken bestellt. Als 1890 mit Gründung des neuen Kirchspiels Plicken auch eine Schule eingerichtet wurde, fand letztere sowie der Lehrer Unterkunft in einer Instkate, die vordem zwei Grenzaufseherfamilien als Wohnung innegehabt hatten. Weil das Haus baufällig war, der Besitzer aber sich zu einer gründlichen Reparatur nicht verstehen wollte (jedenfalls weil er das Zwecklose solchen Beginnens erkannte), zogen beide Familien auf Veranlassung ihrer Behörde aus. Was für Grenzaufseher absolut untauglich sich erwies, scheint für die Schule noch zu genügen. So erhielt der betreffende Besitzer nicht nur wie bisher von der Steuerbehörde 180 Mark jährliche Miete, sondern sogar noch 120 Mark mehr, nämlich 300 Mark. Schlimme Folgen blieben nicht aus. Das sehr enge Schulzimmer konnte die große Schülerzahl nur bis zur Hälfte fassen. Der Lehrer hatte also Halbtagsschule zu halten. Schlechte Luft und anstrengende Arbeit machten ihn krank und bedingten öftere Urlaubsgesuche zu seiner Wiederherstellung. Sturm und Regen hatten freien Eintritt in die inneren Räume, und schließlich drohten die Wände und die Decke einzufallen. Im Sommer 1894 erklärte ein Sachverständiger die weitere Benutzung des Hauses als mit Lebensgefahr verbunden. Es wurde polizeilich geschlossen. Die königliche Regierung ließ eine Reparatur vornehmen und bezahlte für etwa 10 Stützen 250 Mark. Nach vier Wochen nahm der Lehrer den Unterricht wieder auf. Indessen hat die Reparatur wenig Nutzen gebracht, die Verhältnisse sind vielmehr immer schlechter geworden. Um den trostlosen Zuständen ein Ende zu bereiten, ist der Ortsschulinspektor zweimal persönlich beim Herrn Minister vorstellig geworden (bei der königlichen Regierung sehr oft). Immer ist Abhilfe versprochen worden, aber noch ist nichts gethan. Nachdem Landrat, Oberregierungsrat, Regierungsbaumeister, Regierungsbaurat und Landesbauinspektor das Haus mehrmals in Augenschein genommen und dessen Baufälligkeit in ihren Berichten besonders hervorgehoben haben, sollte das ganze Haus am 1. November v. J. geräumt und polizeilich geschlossen werden. Für den Lehrer fand sich vorläufig keine andere Wohnung, und so hat der Befehl nur auf das Schulzimmer Anwendung gefunden. Der Lehrer wohnt traurig. Bei der diesjährigen Kälte von 7 Grad sind ihm die Speisen in der Nähe des Ofens gefroren; aus allen Ecken kommt Zugluft, so daß er seine Kinder nicht zu bergen weiß. Die Schulkinder sind nunmehr sechs Wochen ohne Unterricht."

Man sollte es wirklich nicht für möglich halten, daß solche Zustände noch im kultivierten Deutschland möglich sind. N. N.

Im Wiener Raimund-Theater haben sich am 16. Januar Dinge ereignet, die in der Wiener Theatergeschichte ohne Beispiel sind. In einer zu später Nachtstunde abgehaltenen Sitzung faßte der Ausschuß des Raimund-Theater-Vereines den Beschluß, den bisherigen Direktor Müller-Guttenbrunn vom Amte zu „suspendieren". Hätte Herr Müller den Versuch gemacht, mit der Theaterkasse durchzubrennen, so ließe sich gegen die vom Ausschusse getroffene Maßregel nichts einwenden. Aber auch nur eine solche Voraussetzung vermöchte eine derartige Disziplinierung zu rechtfertigen. Man enthebt, schreibt die

Wiener Arbeiterzeitung, einen Beamten sofort und ohne Zögern seiner Stellung, sobald man entdeckt, daß er sich Unredlichkeiten habe zu schulden kommen lassen. Aber Herr Müller hat dies erstens selbstverständlich nicht gethan, und zweitens befand er sich dem Vereinsausschuß gegenüber gar nicht in dem Verhältnis wie ein Beamter zu seinem Chef. Er war durch einen auf die Dauer von sechs Jahren abgeschlossenen Vertrag als Direktor des Raimund-Theaters angestellt, aber er war nicht Angestellter des Vereins, sondern gleichberechtigter Kontrahent. Diese natürliche Auffassung der Sachlage schien nun den vorstädtischen Geldprotzen, die in der Vereinsleitung sitzen, äußerst unnatürlich. Ein Mann, den „sie" bezahlen (denn: „Der Verein san mir!"), muß auch „ihr" Beamter sein. Und „ihr" Beamter muß parieren, sonst wird er fortgejagt. Die Art, wie dieses Kraftstückchen inscenieret wurde, grenzt ans Unglaubliche. Alles war vorbereitet: das Suspendierungsdekret, die Verständigungskarten an das Personal des Theaters, die für die Zeitungen bestimmte Anklageschrift gegen den Direktor. Die Majorität des Ausschusses überrumpelte die Minorität, den Direktor, das Publikum. Es war ein förmlicher Staatsstreich. Und welche Sünden werden dem Manne vorgeworfen, den man solchermaßen zur Thür hinauswirft? Die Anklageschrift ist ein Register von Läppereien, Albernheiten, Kleinlichkeiten und Tratschereien der niedrigsten Art. Aber einen Vorwurf enthält sie freilich, der schwer und bitter ist: „Die Verhältnisse sind bis heute derart geworden, daß bei aller Mühe, bei bestem Willen und Bestreben (des Ausschusses natürlich!) die Aussicht auf Verteilung einer Dividende leider auch für das Spieljahr 1895/96 eine sehr geringe ist." Also das ist der tiefe Schmerz! Das ist es, was die Geldsäcke nicht verwinden können. Als sie das Theater gründeten, war von Volksmuse, Pflegestätte echter Kunst, Veredlung der Sitten u. s. w. die Rede. Heute aber steht die Dividende im Vordergrunde des Interesses der biederen Volksbildner. Man sieht, wenn der Geldsack unter die Theatergründer geht, kann er bei aller ästhetischen Phrasendrescherei doch seine „Gründer"-Natur nicht verleugnen. Die Profitgier schlägt durch. Und deshalb wird ein Mann von litterarischem Rufe wie Müller-Guttenbrunn Knall und Fall davongejagt wie ein Defraudant.

N. N.

Das Trauerspiel „Das Fest auf der Bastille" von Franz Held durfte seiner Zeit nach Streichung einiger Stellen im Berliner „Nationaltheater" aufgeführt werden. Nachdem das Stück gegen dreiundzwanzig öffentliche Aufführungen erlebt hatte, verbot der Polizeipräsident die Aufführung des Trauerspiels und auf eine Beschwerde des Verfassers erachtete der Oberpräsident das Vorgehen des Polizeipräsidenten für gerechtfertigt. Das Oberverwaltungsgericht hob jetzt das Verbot der Behörde auf und machte geltend, nach den bisherigen Erfahrungen sei von der Aufführung des Stückes eine Störung der Ordnung nicht zu befürchten. Ferner aber seien die Zustände in Frankreich zur Zeit der Revolution von den jetzigen so verschieden, daß nicht abzusehen sei, wie eine Dramatisierung des Bastillensturmes und eine Aufführung des Stückes die öffentliche Ordnung stören könne. R. R.

Bibliographie.

Vom 15. Dezember bis zum 15. Januar sind folgende Werke bei der Schriftleitung der „Gesellschaft" eingegangen.

Franz Bohn: Gelöste Fesseln. Drama in fünf Akten. — Frankfurt a. M., Verlag von A. Blažek jun., 1895.

Frieda Freiin von Bülow: Tropenkoller. Eine Episode aus dem deutschen Kolonialleben. — Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. — Preis 3,50 Mark.

Otto Bütow: Die Weltordnung. II. Band: Die soziale Frage. — Druck und Verlag von Albert Limbach, Braunschweig.

Alfred Deetz: Religion und Wissenschaft. — Berlin, Magazin für Volkslitteratur, 1895.

Justus Heinrich: Ein modernes Evangelium. — Berlin-Wilhelmshagen, Verlagshaus für Volkslitteratur, C. Teisler & Co., 1895.

Marcel Herwegh: Ferdinand Lassales Briefe an Georg Herwegh. Mit einem Bild und Brief Lassalles. — Zürich, 1896, Albert Müllers Verlag. — Preis 3 Mark.

M. Höflein: Genie und Arbeit. (Soziale Gegensätze.) Ein dramatisches Gedicht. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 2 Mark.

J. Kieckhäfer: Käthe Hochberg. Roman. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis 3 Mark.

F. E. Köhler-Haußen: Empor. Dichtungen. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag, 1896.

Karl Kumm: Entwurf einer Empirischen Ästhetik der bildenden Künste. — Berlin, Selbstverlag des Verfassers, Kurfürstenstr. 38, 1895.

Paul Maria Lacroma: Dosta von Drontheim. Eine wundersame Geschichte. Dritte durchgesehene Auflage. In Chicago prämiiert. Mit dem Bildnis der Verfasserin und deren Biographie von E. von Dincklage. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. — Preis 2 Mk.

H. Laudien: Tonwellen. Gesammelte Gedichte. 2. Ausgabe. — Berlin 1896, Georg Muck (Fritz Rühe), Friedrichstr. 52/53. — Preis 3 Mark.

Ludwig Lessen: Kosmische Kränze. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag, 1896.

Theodor Lessing: Laute und leise Lieder. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis 3 Mark.

Lieder aus der kleinsten Hütte. — Dresden, Druck und Verlag der Druckerei Glöß, 1896, — Preis 1 Mark.

Detlev von Liliencron: Ausgewählte Gedichte. — Berlin, Verlag von Schuster & Löffler, 1896. — Preis elegant gebunden 5 Mk.

Franz Lindheimer: Leben, Lieben, Singen. Gedichte. — Heidelberg, 1896, Druck und Verlag v. J. Hörning. — Preis 3 Mark.

Oberst Lissignolo: Soldatenmißhandlung und öffentliche Meinung. Ein Zeitbild. Zweite Auflage. — Ansbach, Verlag von Max Eichinger, k. u. h. b. Hofbuchhändler.

J. G. Lutz: Erlebnisse eines badischen Bibelboten im Feldzuge 1870/71. — Karlsruhe, Druck und Verlag von J. J. Reiff, 1896. — Preis 1,20 Mark.

Mathilde Malling: Die Frau Gouverneurin von Paris. Bilder vom französischen Kaiserhofe 1807. — Kopenhagen. Verlag von Andr. Fred. Høst & Søn, königl. Hofbuchhandlung, 1896.

La Mara: Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. Nach den Handschriften des Weimarer Liszt-Museums mit Unterstützung von dessen Custos Geheimrat Gille herausgegeben. — Zwei Bände. — Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1895. — Preis 12 Mark.

Adolf May: Die Kaiserbraut. Historische Erzählung aus der Reichsstadt Regensburg. Nach Originalien frei bearbeitet. — Regensburg, Verlag von W. Wunderling, 1896.

Th. Friedr. Mayer: Die Grenzen der freien Forschung und der Lehrfreiheit in der Kirche. (Zeitfragen des christl. Volkslebens, herausgegeben v. E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. Pfr. H. Dietz. Band XX. Heft 7.) — Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. — Preis des Heftes 1 Mark.

Dr. Leopold Florian Meißner: Weihnachtsfestspiele. (II. Heft: Hanns Sachsens Werbung. III. Heft: Als die Universität Leipzig gegründet wurde. IV. Heft: Weihnacht 1683. V. Heft: Der Ungläubige. VI. Heft: Vergeßt der Armen nie. VII. Heft: Aus der Reformationszeit.

VIII. Heft: Im Stifte Heiligenkreuz. IX. Heft: Die vier Jahreszeiten. X. Heft: Die Lebensalter. XI. Heft: Der Adept.) Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für Jung und Alt. — Preis pro Heft 45 Pfg.

Albert Mendelssohn Bartholdy und Carl von Arnswaldt: Schmetterlinge. Gedichte. — Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1896.

Mitteilungen für die Mozart-Gemeinde in Berlin. — Herausgegeben von Rudolph Genée. — Erstes Heft. November 1895. — Berlin 1895. Eigentum der Mozart-Gemeinde. Im Vertrieb der königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn.

Otfrid Myllus: Bienemanns Erben oder: Das geraubte Testament. Lieferung 11 u. 12. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis der Lieferung 10 Pfg.

Franz Nissel: Dramatische Werke. Dritte Folge, nebst einem Anhang: Gedichte. — Stuttgart 1896, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

Otto Oppermann: Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, 1896. — Preis geh. 2 Mk. —, eleg. geb. 3 Mk.

Johannes Proelß: Bilderstürmer! Roman aus der Gegenwart. — Stuttgart, 1896, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis 4 Mk.

Yvanhoé Rambosson: Le Verger Doré. — Paris, Edition du Mercure de France.

Résumé du Rapport annuel (pour 1894) du Comité d'Instruction primaire, section de la Société Imperiale Economique Libre à St. Petersbourg. — St. Petersbourg, Imprimerie P. P. Soïkine, rue Strémianaïa No. 12. 1895.

Gabriele Reuter: Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis 4 Mark.

Georg Ruseler: Gedichte. — Varel a. d. Jade, Verlag von J. W. Acquistapace, 1896. — Preis 2 Mk.

Eugen Schiffer, Amtsrichter: Der neueste Entwurf zur Reform des Strafverfahrens. — Kattowitz (O.-S.), Druck und Verlag von Gebrüder Böhm, 1896. — Preis 80 Pfg.

Carl Schottelius: Sigmar. Dramatisches Gedicht in drei Teilen. — Dresden, Hofverlag von R. von Grumbkow, 1895.

Dr. Gustav Sommerfeldt: Der Reichsnationalkurs in Vergangenheit und Gegenwart. Über Bethätigung von Nationalgefühl und Stammespartikularismus der Deutschen im Mittelalter. — 1896. Königsberg i. Pr. Selbstverlag des Verfassers. 3. Fließstraße 12. — Preis 1 Mk.

O. G. Sonneck: Seufzer. — Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Gebrüder Knauer, 1895. — Preis 3 Mark.

Alexander Tille Ph. D.: German Songs of Today and Tomorrow. (Publications of the Glasgow Goethe Society, No. 1.) — Glasgow, Sold for the Society by F. Bauermeister, 1895.

Volkswohlstand und Landeswährung. Sonder-Abdrücke aus dem „Deutschen Adelsblatt". — Frankfurt a. O. In Kommission bei Gustav Harnecker. — Preis 50 Pfennig.

☛ Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Rudolph Lothar

März 1896.

Fiat injuria, pereat mundus.

Glossen zur zeitgenössischen Rechtsprechung von Heinz Starkenburg.

(Breslau.)

Motto: Oderint, dum metuant.

Unsere Zeit steht im Zeichen der politischen Prozesse. Es ist kaum möglich eine Zeitung aufzuschlagen, ohne auf die Notiz zu stoßen, daß dieser oder jener Redakteur oder Schriftsteller dem Schwerte der Frau Themis zum Opfer gefallen ist. Nicht genug an dem engmaschigen Netz des Reichsstrafgesetzbuches, in dessen Kautschuk-Paragraphen zur Wahrung der Sittlichkeit (184), Religion (166) und öffentlichen „Ordnung" (lies: politischen Kirchhofsruhe §§ 95 ff., 110 f., 130 f.) auch der geschickteste Litterat, der das Unglück hat, eine von der preußisch-deutschen Regierung nicht geteilte Auffassung öffentlicher Angelegenheiten zu haben, sich fängt, hat sich neuerdings in der Interpretation der Gesetzesworte eine derartige philologische Fähigkeit bekundet, daß der moderne „Schmierfink" heimlich die Zeiten zurücksehnt, da eine hochwohllöbliche Censur alles demokratische Gift wohlmeinend ausmerzte und dem unglücklichen Autor die Selbstkontrolle seiner Denkungsart auf offiziöse Korrektheit hin ersparte. Das schlimmste aber an diesen Zuständen ist, daß die sorgfältig deckende Augenbinde beunruhigend ins Rutschen gekommen ist. Frau Themis fängt höchst bedenklich an zu „plinzen", und das ist sehr gegen die Spielregel. — Daß jeder Mensch, der in Schrift und Druck selbständige Meinungen kundzugeben wagt, ein elender „Schmierfink" ist, der „seinen Beruf verfehlt" hat, und die „Gosse" als Tintenfaß benutzt, das ist unsern Übermenschen am grünen Tisch bereits so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie psychologisch den Begriff des Angeklagten und des Schuldigen kaum mehr auseinander zu halten imstande sind. Daß aber die Erhebung der Anklage, die Frage des dolus und die Schärfe des Urteils

zum mindeſten ſtark beeinflußt wird durch die — für den konkreten Fall vielleicht ganz nebenſächliche — Zugehörigkeit des Inkulpanten zu einer von der Regierung nicht gebilligten wirtſchaftlichen, politiſchen oder religiöſen Parteianſchauung, das iſt ein ſehr bedenkliches Symptom, das für die Zukunft der deutſchen Rechtspflege zu ernſten Befürchtungen Anlaß giebt.

Zum Teil liegt der Grund in der Organiſation unſerer Kriminaljuſtiz. Die preußiſche Strafprozeßordnung giebt dem heiligen Staatsanwalt eine faſt diskretionäre Gewalt in Ausübung ſeines Amtes. Durch das ſogenannte Legalitätsprinzip iſt er von Amtswegen verpflichtet, alle zu ſeiner Kenntnis kommenden Strafthaten unter Anklage zu ſtellen (lies: alle die Handlungen, die nach ſeiner Überzeugung dem Geiſt des Strafgeſetzbuches widerſprechen); und durch das ſogenannte Anklagemonopol iſt er prinzipiell allein zur Erhebung der öffentlichen Anklage berechtigt, in ſeiner Hand liegt es, jede ihm nicht notwendig erſcheinende Anklage, auch wenn ihm offizielle Mitteilung von der Strafthat gemacht wird, abzulehnen und unmöglich zu machen. Denn eine Privatſtrafklage giebt es nur ganz beſchränkt für Beleidigung und Körperverletzung, und eine Appellation an gerichtliche Entſcheidung wegen verweigerter Anklageerhebung ſteht nur demjenigen frei, der ſelbſt der durch das betreffende Delikt Verletzte iſt. Letztere kommt teils wegen der Rechtsunkenntnis des Publikums, teils wegen ihrer regelmäßigen Erfolgloſigkeit ſo gut wie niemals vor. De facto hängt alſo die Erhebung oder Nicht-Erhebung der Anklage völlig vom Staatsanwalt ab. Da es umgekehrt eine Berufung in Strafſachen ebenſowenig wie eine Entſchädigung unſchuldig Verurteilter giebt, und eine Wiederaufnahme des Verfahrens zwar auf dem Papier ſteht, in Wirklichkeit aber, wie jeder praktiſche Juriſt weiß, in den ſeltenſten Fällen durchzuſetzen iſt, ſo ſteht heutzutage Freiheit und Vermögen eines jeden offenherzigen und zeitreif denkenden Deutſchen in der Hand des allmächtigen Staatsanwalts; denn — Hand aufs Herz! — wer von uns hat nicht ſchon dutzendfach Äußerungen gethan, die ein einigermaßen geſchickter Staatsanwalt ohne außergewöhnliche Anſtrengung unter einen ſeiner zahlreichen Paragraphen einrangieren könnte? Zwar iſt man augenblicklich dabei, an der Strafprozeßordnung ein wenig herum zu flicken, allzuviel wird man aber wohl nicht zu Wege bringen, und an den Grundprinzipien jedenfalls nichts ändern. Am beſten wär's, man ſchickte das ganze Inſtitut der Staatsanwaltſchaft ihrem Erfinder, dem Uſurpator Napoleon, nach ins Grab. Altes deutſches Rechtsſprichwort iſt: „Wo keln Ankläger, da iſt auch kein Richter", und dem allgemeinen Rechtsgefühl ſchlägt es geradezu ins Geſicht, wenn heutzutage Leute wegen Aufreizung zum Klaſſenhaß, Gotteslästerung, grobem Unfug ꝛc. beſtraft werden, durch deren Gebahren ſich vielleicht auch nicht ein einziger Menſch außer dem Staatsanwalt beunruhigt

und aufgereizt gefühlt hat. Und für diesen ist es sozusagen Amtspflicht, an möglichst vielem Ärgernis zu nehmen. Hält man sich nun gegenwärtig, daß das an und für sich einer hochherzigen und freidenkenden Natur wenig sympathische Amt des Staatsanwalts, dessen gesamte Berufsthätigkeit sich darauf konzentriert, Mitmenschen zur Bestrafung zu bringen, in der Regel nur von solchen Juristen gewählt wird, die von der absoluten Vollkommenheit der herrschenden Zustände völlig durchdrungen sind und jeden Zweifel daran nur aus persönlicher minderwertiger Beanlagung des guten Willens erklären können, so erscheint es schon weniger wunderbar, wenn im neuen deutschen Reiche der Geist politischen Sykophantentums sich aufdringlich geltend macht.

Als erschwerendes Moment kommt die Qualifikation unseres Richterstandes hinzu. „Numerius Negidius“ hat im Januarheft der preußischen Jahrbücher das studentische Material, aus dem sich unsere Juristen rekrutieren, so trefflich hinsichtlich ihrer Befähigung und ihrer kulturellen Bildung, ihrer akademischen Thätigkeit und nie ins Schwanken geratenen Gesinnungstüchtigkeit charakterisiert, daß wir uns eingehende Erörterungen an dieser Stelle ersparen können. Nimmt man dazu, daß diese fast ausnahmslos aus den wohlanständigen Kreisen der „guten Gesellschaft“ hervorgehen und Gelegenheit, andere Volksschichten und deren Anschauungen und Leben kennen zu lernen, weder suchen noch finden, und daß diesem so trefflich vorbereiteten Material von oben herab sehr nahe gelegt worden ist, ihre Treue zu Kaiser und Reich im Feldzug für die edle Trias des Guten, Wahren und Schönen nicht unter den Scheffel zu stellen, so wird auch Herrn Brausewetters granitenes Wort psychologisch verständlich: „Wenn ich so einen sozialdemokratischen Redakteur vor mir sehe, der von einem kleinen jüdischen Advokaten verteidigt wird, so wird es mir ganz rot vor den Augen und ich verliere alle Selbstbeherrschung.“ Wenn so der unparteiische Vorsitzende des Gerichtshofs fühlt, was kann man dann vom Staatsanwalt verlangen, der selbst Partei ist und in jeder Freisprechung gewissermaßen ein Mißtrauensvotum gegen seine juristische Kritik empfinden muß. Nimmt sich unter solchen Umständen nicht die Bestimmung der Strafprozeßordnung, daß die Staatsanwaltschaft „nicht bloß die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung dienenden Umstände zu ermitteln“ hat, wie Hohn aus? Und kann man es dem Volk verdenken, wenn sich die Überzeugung in ihm breit macht, „frisch angeklagt ist halb verurteilt“, besonders wenn — im Gegensatz zum Civilprozeß — die öffentlich verlesenen Urteilsgründe nicht zu ergeben brauchen, „welche einzelnen Umstände für die richterliche Überzeugung maßgebend gewesen sind“?

Das Vertrauen auf die steifnackige Gerechtigkeit der Gerichte ist in der großen Masse des Volkes bereits bedenklich ins Wanken gekommen.

Es wäre mehr als bedauerlich, es wäre gefährlich, wenn diese fast letzte Säule unabhängig-selbständiger sozialer Thätigkeit, die deutsche Rechtspflege, dank Bureaukratismus, Strebertum und Byzantinismus, in politischem Polizei- und Nachtwächterdienste entwürdigt und korrumpiert würde. Videant consules!

* * *

Werfen wir noch einen Blick auf das Handwerkzeug dieser Ritter vom Geiste. Da haben wir zunächst den famosen § 166:

„Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis giebt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere . . . Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beschimpft, . . . wird . . . bestraft."

Ferner den bekannten § 184:

„Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verkauft . . . oder sonst verbreitet . . . wird . . . bestraft."

Und endlich die beiden politischen §§ 130 und 131:

„Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegeneinander öffentlich anreizt, wird . . . bestraft."

Wer erdichtete oder entstellte Thatsachen, wissend, daß sie erdichtet oder entstellt sind, öffentlich behauptet oder verbreitet, um dadurch Staatseinrichtungen . . . verächtlich zu machen, wird . . . bestraft."

Theoretisch wäre an diesen Bestimmungen höchstens auszusetzen, daß es eine starke Ungerechtigkeit ist, einen Gott, der für 95% der Bevölkerung nur noch ein logischer Begriff, ein wissenschaftliches asylum ignorantiae überwundener Zeiten ist, durch staatliche Gewalt vor Angriffen zu schützen, während die heiligsten Güter der zeitreifen Menschheit dem giftigen Haß und Hohn einiger rückständiger Fanatiker schutzlos preisgegeben sind. Sonst ist gegen den Wortlaut des Gesetzes wenig einzuwenden. Aber was hat die Praxis des Staatsanwalts aus diesem harmlosen Material für giftige Dolche geschliffen! Schreiber dieser Zeilen veröffentlichte vor einigen Jahren einen Artikel gegen unseren gegenwartsfremden und geistlosen Gymnasialunterricht, wohlgemerkt: nur gegen Inhalt und Methode des Unterrichts. Darin schrieb er u. a. den Satz: „Unser Religionsunterricht speziell legt den Grundstein zu jenem allgemeinen Stumpfsinn unserer heutigen gebildeten Stände", nachdem er vorher ausdrücklich bedauernd auf das Schwinden eines wahren und tiefen religiösen Gefühls hingewiesen hatte. Und gegen den Schluß entschlüpfte ihm der unvorsichtige Satz

„Sapienti sat! Es ist kein schönes Geschäft, solche übelriechenden Sümpfe bloßzulegen". Wegen dieser beiden Frevelthaten fuhren ihm alsbald gleichzeitig die beiden §§ 166 und 131 an den Kragen und schleppten ihn vor die Schranken. Man vergleiche noch einmal den Wortlaut derselben und bewundere die Interpretationsfähigkeit unserer Behörden.

Es ist unnötig, Beispiele zu häufen; jeder, der heute mit einiger Aufmerksamkeit das öffentliche Leben verfolgt, kennt Dutzende derartiger Fälle. Hinzufügen wollen wir nur noch, daß „interpretieren" bedeutet, „den Willen des Gesetzgebers erforschen", und der Gesetzgeber ist nach der Verfassung das deutsche Volk!

Aber alles dies genügt der Reaktion noch nicht. Sie bedurfte noch anderer Mittel zur Durchsetzung ihrer Herrschaft, und in dieser Erkenntnis beschwor sie ein bereits halb verstorbenes und vergessenes herrliches Kleeblatt gesetzgeberischer Weisheit „zu neuen Thaten, zu neuem Ruhm" herauf: Die Majestätsbeleidigung, den groben Unfug und den dolus eventualis. Seit diese drei wie die apokalyptischen Reiter einherbrausen und die Scharen niedermähen, schreitet der Geist der römischen Cäsaren durch das deutsche Land. Das freie deutsche Manneswort stirbt aus oder geht ins Ausland und sucht ein klägliches Asyl in fremdländischen Büchern und Zeitungen. Denunziation, Strebertum und Byzantinismus feiern Orgien, und bald wird „Deutsche Rechtspflege" ebenso sprichwörtlich geworden sein, wie „welsche Treue" und „polnische Wirtschaft".

Betrachten wir diese drei Blüten der modernen Justiz ein wenig genauer. Schon ihr Ursprung ist charakteristisch.

Der dolus eventualis entstammt jener noch nicht lang vergangenen Zeit, da man über den Unterschied der Solidar- und Correal-Obligationen dicke Bücher schrieb und der Pandekten-Scholastizismus in der Blütezeit seiner juristischen Spaltpilzbildung stand. Da wurde von spitzfindigen Leuchten der Wissenschaft neben dem dolus directus und indirectus, generalis und specialis, dolus culpa cumulatus und culpa dolo determinata, dolus praemeditatus und repentinus in schwerer aber glücklicher Geburt ein neues Kind der Rechtswissenschaft zum Leben gebracht, und dieses erhielt den Namen ‚dolus indeterminatus sive eventualis'. Wenn fürderhin jemand etwas that, was an sich straflos war, in einer Form, die mit den Gesetzen nicht kollidierte, und zu einem Zweck, der gesetzlich durchaus erlaubt war, aber so, daß es nicht ausgeschlossen war, oder daß er es für nicht ausgeschlossen hätte halten sollen, daß durch eben diese Handlung Wirkungen hervorgerufen würden, die er zwar nicht beabsichtigt hatte, denen gegenüber aber seine Handlungsweise, wenn sie darauf abgezielt hätte, strafbar gewesen wäre, — den faßte der dolus indeterminatus sive

eventualis mit ſicherem Griffe und führte ihn ſeinem verdienten Geſchick entgegen.

Wie ſich mit dieſem Thatbeſtand der Begriff des dolus = bewußter böſer Abſicht reimt, iſt zwar dem ehrlichen Biedermann nicht klar zu machen; aber darum müſſen unſere Juriſten auch erſt drei Jahre lang römiſches Recht ſtudieren, um das unbequeme Gerechtigkeitsgefühl los zu werden. Mit dem terminus technicus bezeichnet man das als „juriſtiſch denken lernen".

Die bekannteſte derartige Heldenthat in letzter Zeit hat der dolus eventualis am alten Liebknecht begangen. In deſſen Rede zur Eröffnung des Breslauer Parteitags kam ein Paſſus vor, der zwar völlig korrekt und unangreifbar war; Herr Liebknecht hätte ſich aber ſagen müſſen, daß möglicherweiſe unter den Zuhörern ſich einige minderbegabte Individuen befänden, die den einen Ausdruck mißverſtehen und dann vielleicht dem Zuſammenhang nach auf eine Rede des Kaiſers beziehen könnten. Folglich hatte Herr Liebknecht den dolus eventualis der Majeſtätsbeleidigung und wurde nach Gebühr verurteilt. —

Ein faſt noch lieblicheres Gewächs iſt der „grobe Unfug". Stammend aus den Zeiten des „aufgeklärten Despotismus" und „beſchränkten Unterthanen-Verſtandes", läßt ſich ſein Stammbaum zurückverfolgen bis in das „Allgemeine Landrecht für die preußiſchen Staaten" vom 5./II. 1794, wo es Teil II, Titel 20, § 183 alſo lautet:

„Mutwillige Buben, welche auf den Straßen oder ſonſt Unruhe erregen oder grobe Unſittlichkeit verüben, ſollen mit verhältnismäßigem Gefängnis, körperlicher Züchtigung oder Zuchthausſtrafe belegt werden."

Dieſe Beſtimmung rein ſtraßenpolizeilichen Charakters zum Schutze gegen phyſiſch beläſtigende Gaſſenjungenſtreiche grober Natur ging bei der Loslöſung des Titels 20 über Verbrechen und Strafen und Umarbeitung zu einem beſonderen Strafgeſetzbuch in dieſes über. Der Entwurf von 1836 beſtimmte Beſtrafung deſſen, der „bei Gelegenheit eines Aufruhrs oder Tumultes . . . mit Lärm verbundenen Unfug verübt"; der von 1850, wer „ungebührlicher Weiſe ruheſtörenden Lärm erregt". Die endgültige Faſſung des preußiſchen Strafgeſetzbuches vom 14. Mai 1851 vereinigt beides in der Form: „Wer ungebührlicher Weiſe ruheſtörenden Lärm oder groben Unfug verübt, ꝛc."

Dieſen harmloſen Paragraphen hat das Reichsſtrafgeſetzbuch in § 360,11 übernommen mit einer ganz unſcheinbaren, aber ſehr folgenſchweren Veränderung des Wortlauts; nämlich mit Einſchiebung eines „wer": „Wer ungebührlicher Weiſe ruheſtörenden Lärm erregt oder wer groben Unfug ver-

übt. ." Damit war der Begriff des „groben Unfugs" zu einem besonderen neuen Vergehen neben lärmerregendem ungebührlichen Benehmen auf der Straße gestempelt, und jetzt war der extensivsten Interpretation Thür und Thor geöffnet. Zunächst wurde die Verübung von Unfug umgedeutet auf psychisches Ärgernisgeben jeglicher Art, dann kam der dolus eventualis hinzu, und heute kann ein nicht ganz auf den Kopf gefallener Jurist schlechthin alles unter diesen Paragraphen bringen. Das Anschlagen von Wahl-Plakaten an öffentlichen Gebäuden, das Ausstellen eines rot geschmückten Lassalle-Bildes im Schaufenster, der Zwischenruf „das ist nicht wahr" in einer Wahlversammlung, das Hoch auf die „internationale, revolutionäre Sozialdemokratie", die Boykotterklärung, der Streik, das Entfalten einer roten Fahne im Wirtshaus oder bei der Maifeier auf der Straße, — das sind so ein paar Beispiele für die Wandlung, die der lärmerregende Gassenjungenstreich des preußischen Landrechts durchgemacht hat. Gelegentlich der letzterwähnten Entscheidung verkündete der Strafsenat des Reichsgerichts den geradezu klassischen Satz in den Motiven (R.-G.-E. v. 7. Juli 1892): . . . „Es ist in concreto festgestellt, daß verschiedene Zeugen, welche nicht der sozialdemokratischen Partei angehörten, durch den Vorfall — (die rote Fahne) — in erheblicher Weise beunruhigt und in ihren Gefühlen verletzt worden sind." Wenn aber durch die Blasphemien der klerikalen Zeitungen und Redner ein Mann von moderner Weltanschauung, durch die Schmähreden der reaktionären Presse ein Demokrat oder Sozialist noch so sehr „beunruhigt" oder „in seinen Gefühlen verletzt" ist, da kräht nicht Huhn noch Hahn danach, und wenn er die Inkulpanten wegen groben Unfugs denunzierte, würde man ihn vermutlich auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen. Wir würden de lege ferenda vorschlagen, sämtliche oben citierten Gesetzesparagraphen zur Vereinfachung durch den einen Paragraphen zu ersetzen: „Wer durch irgend eine Handlung die wirtschaftlichen, politischen oder religiösen Anschauungen oder Empfindungen der „guten Gesellschaft" angreift oder verletzt, wird nach Ermessen des Richters bestraft". Dann wüßte man doch wenigstens, woran man wäre. —

Aller guten Dinge sind drei. Werfen wir also noch einen Blick auf die Majestätsbeleidigung. Ihre Anfänge liegen in der Zeit der römischen Cäsaren. Als der schwächliche Adoptivsohn Julius Cäsars den römischen Kaiserthron bestieg, um die Früchte zu pflücken, deren Erzielung jener mit dem Tode hatte bezahlen müssen, da fühlte er gegenüber dem sich noch kräftig regenden altrepublikanischen Römersinn die Krone, die ihm so unverdient aufs Haupt gefallen war, bedenklich wackeln. Auch war ein gewisses Hochverratsgesetz ihm ungemütlich, nach dem jeder, der nach der

Krone ſtrebte, zum Tode verurteilt werden ſollte. Mit dem echt römiſchen Inſtinkt für juriſtiſche Sophismen fand Auguſtus bald einen Ausweg, wodurch er zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlug: Da die maiestas populi nunmehr ihren höchſten Ausdruck in der Geſtalt des Kaiſers fand, ſo war künftighin wegen Hochverrats jeder zu beſtrafen, der gegen die im Kaiſer manifeſtierte Volksſouveränität ſich aufzulehnen verſuchte. Dieſe lex Julia maiestatis wurde eine Art altrömiſcher grober Unfugsparagraph, in den von Auguſtus ſelbſt, wie von ſeinen Nachfolgern und den Juriſten der Kaiſerzeit ſo ziemlich alles hineininterpretiert wurde, was im entfernteſten den Anſchein eines politiſchen Vergehens hatte. Dennoch wurden bloße Schmähreden und Schmähſchriften gegen die Perſon des Kaiſers ausdrücklich von der Beſtrafung ausgeſchloſſen; ſogar die berüchtigte lex Quisquis des Arcadius und Honorius vom Jahre 397 (l. V. C. ad leg. Jul. mai. 9, 8), welche den Begriff des Majeſtätsverbrechens auf das äußerſte ausdehnte, den geringſten Verſuch ſtrafte, den nicht denunziereuden Mitwiſſer als Mitſchuldigen behandelte, Kronzeugen und Spitzel prämiierte, die Söhne des Verurteilten für erbunfähig, jeden, der ſich für den Angeklagten verwandte, für infam erklärte, ſelbſt dies Geſetz, das den Stempel der unduldſamſten Despotie an der Stirn trägt, ſpricht nur von Handlungen. Daß man Reden und Schriften gegen den Kaiſer geſetzlich verbieten und beſtrafen könnte, haben ſelbſt die tyranniſchſten unter den römiſchen Cäſaren von ihrer beſonderen Genehmigung im Einzelfalle abhängig gemacht. Dieſe Erweiterung des crimen maiestatis bis auf bloße Injurien, war der ſchweifwedelnden Ergebenheit deutſcher doctores juris vorbehalten und entſtand erſt mit der neuen landesherrlichen Gewalt des abſoluten Staates. Aber auch ſelbſt die in Ehrfurcht erſterbenden Bureaukratenſeelen des abſoluten Königtums haben wenigſtens noch einen Unterſchied gemacht zwiſchen der Beleidigung des Königs als Landesherr und der Beleidigung als menſchliches Individuum. Nur auf erſtere, auf Schmähungen der Regierungsthätigkeit des Herrſchers wandten ſie den neuen, jetzt vom Hochverrat getrennten Begriff der Majeſtätsbeleidigung an. Der König als Privatmann war durch keine höhere Strafe gegen Beleidigungen geſchützt, als ſeine Unterthanen. Erſt unſerem Jahrhundert war es vergönnt, in der Perſon des Herrſchers an ſich eine qualitas mystica zu entdecken, einen character indelebilis, der mikadogleich gegen jede Verunglimpfung bewahrt, vor jeder allgemein menſchlichen Gleichſtellung mit gewöhnlichen Sterblichen gehütet werden müſſe. Der Herrſcher iſt unſerm heutigen Recht nicht mehr ein Mann, der durch ſeine Geburt für das Amt des Regierens beſtimmt iſt, ſondern eine von den Durchſchnittsmenſchen qualitativ verſchiedene, halbgottartig über ſie erhabene, mit einer tabu ähnlichen Heiligkeit begabte Perſönlich-

keit*). Konsequent wird heutzutage jede absprechende Bemerkung über irgend welche Eigenschaften, private Handlungen oder Aussprüche des Herrschers als Majestätsbeleidigung verfolgt. Ja, das Prinzip wird bis zur Unsinnigkeit übertrieben. Während von Rechtswegen als Majestätsbeleidigung nicht jede Beleidigung aufgefaßt werden dürfte, sondern nur solche, die direkt amtliche Handlungen des Monarchen angreifen, faßt unsere Rechtsprechung sogar Äußerungen als Majestätsbeleidigung auf, die einem Privatmann gegenüber gethan nicht einmal schlichte Beleidigung wären. Graf Phili Eulenburg dichtet einen mittelmäßigen Sang an Ägir; unglücklicher Weise komponiert der Kaiser eine Melodie dazu, und seitdem darf man jenes Gedicht nicht mehr zerpflücken oder bespötteln, ja die Zeitungen weigern sich (in wohlberechtigter Scheu), den Namen Ägir als Scherz-Pseudonym abzudrucken. Das fragwürdige opus des Grafen ist durch die Komposition des Kaisers geheiligt, wie bei den Australnegern, wo alles tabu wird, was der Häuptling berührt. Und derartige Auslegungen und Anwendungen des § 95 sind heute gang und gäbe. Man fragt sich wirklich zuweilen, ob wir am Schluß des 19. Jahrhunderts leben oder unter den Pharaonen Ägyptens.

Als Professor Quidde vor zwei Jahren in diesen Blättern seine Caligula-Studie veröffentlichte, war alle Welt schnell bereit, über solche „Herabwürdigung der Wissenschaft zu tendenziösen Zwecken" die Schale seiner Entrüstung auszugießen. Keiner der vorschnellen Kritiker hat sich aber gesagt, daß es für einen offenherzigen und freidenkenden Mann heutzutage eine Notwendigkeit ist, in Symbolen und Gleichnissen zu sprechen, wenn er nicht sein Vermögen dem Fiskus, seine Gesundheit dem Gefängnis preiszugeben riskieren will.

Was ist denn eigentlich „Majestätsbeleidigung"? Beleidigung ist „wissentliche, ungerechtfertigte Bezeugung moralischer Nichtachtung." Weshalb wird eine solche dem Herrscher gegenüber mit Gefängnis nicht unter zwei Monaten oder Festung bis zu fünf Jahren bestraft, dem gewöhnlichen Sterblichen gegenüber nur mit Geldstrafe bis zu fünfzehnhundert Mark oder Gefängnis bis zu zwei Jahren? Mit Recht sagt Franz von Liszt, unser bedeutendster derzeitiger Strafrechtslehrer: „Die Ehre des Trägers der staatlichen Souveränität ist begrifflich keine andere, als die des Privatmanns." . . „Die Ehre des Monarchen ist nur dann ihrem Inhalt nach eine andere als die des geringsten unter den Unterthanen, wenn wir ihn als Monarchen, nicht

*) Wie sehr dies Gefühl in den oberen Schichten der Gesellschaft verbreitet ist, dafür zeugt die Thatsache, daß in einer Studentenversammlung kürzlich eine proponierte Huldigung durch Fackelzug abgelehnt wurde mit der Begründung, daß man einen Fackelzug ja seinerzeit einem Universitätsdozenten zum Jubiläum gebracht hätte, und somit S. M. den deutschen Kaiser ja — sit venia verbo! — auf ein und dieselbe Stufe mit einem Professor stellen würde.

aber in seiner menschlichen Würde oder nach seiner ethischen Tüchtigkeit ins Auge fassen." Wozu also mit so ungleichem Maße messen? Steht das Königtum vielleicht schon auf so schwachen Füßen, daß es in Watte gewickelt und vor jeder Zugluft bewahrt werden muß?! —

Von loyaler Seite wird oft eingewendet, alle juristischen Bedenken zugegeben, zeuge es immerhin von einer kleinlichen niedrigen Gesinnung, die doch nun einmal die Gesamtheit und den Staat repräsentierende Persönlichkeit des Herrschers in den Kampf der Parteien zu ziehen und hämisch an ihr herum zu mäkeln. Das hört sich theoretisch ganz gut an; praktisch aber sieht es anders aus. Wenn ein Herrscher, wie der deutsche Kaiser, sich selbst freiwillig in den Kampf der Parteien stellt, wenn er sich persönlich in alle möglichen öffentlichen Angelegenheiten mischt, wenn er alle Augenblicke scharfe Vorwürfe gegen ihm unsympathische Parteien schleudert, dann kann man — bei aller Anerkennung seines Thätigkeitsdranges und guten Willens — nicht umhin, dauernd auf ihn Bezug zu nehmen, und es am allerwenigsten den Angegriffenen verdenken, wenn sie in gleicher Tonart antworten. Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es auch wieder heraus.

In gewissem Sinne heißt's auch hier: Jedes Volk hat die Gesetze, die es verdient. Das deutsche Bürgertum hat ja doch selbst die Klinke der Gesetzgebung in der Hand. Wie wir lesen, wird noch in der laufenden Session des Reichstages von der sozialdemokratischen Fraktion ein Initiativantrag auf Aufhebung des Majestätsbeleidigungs-Paragraphen eingebracht werden. Wir werden sehen, was die Debatte ergiebt. Allzuviel Hoffnung aber haben wir bei dem genügend bekannten Charakter unseres Bürgertums nicht. Die römischen Söldner vermochte das deutsche Volk dereinst mit Schlägen heimzujagen; der römischen Kirche und dem römischen Recht ist es kläglich erlegen, sie sind eben dabei, es ganz zu knebeln und in ihren Umarmungen den letzten Hauch alten germanischen Freiheitsdurstes zu ersticken.

Möchte unser Volk sich doch ermannen!

Paul Verlaine.

Von Rudolf Lothar.

(Wien.)

Vor wenig Tagen ist ein Mann gestorben, der die blumenumwundene Lorbeerkrone auf seinem Grabe wohl verdiente. Diese Krone hatte aber auch Stacheln, und tief gruben sie in die Stirne des Dichters ihre

Male. Ein seltsames Leben ist zu Ende gegangen, ein Leben, durch dessen grelle Dissonanzen der große Pan seine Flötentöne klingen ließ. Nun herrscht Trauer im Reich des großen Pan; Satire, Nymphen, Hamadryaden hocken klagend beisammen und weinen um ihren Sänger. Zuweilen schrillt das Lachen eines kleinen oder großen Teufels hinein, und wenn der Wind sich erhebt, so fallen die letzten welken Blätter von den dürren Ästen im romantischen Walde. Er ist einsam und öde, grasüberwachsen sind seine Wege . . . . . .

Ich lernte Paul Verlaine im Spital kennen. Zwischen Spittel und Kaffeehaus schwankten seine letzten Lebensjahre. Krankheit und Absinth haben sich darein geteilt. Das Spital St. Louis ist ein weitläufiges Gebäude im reinsten Stile Louis XIII. Mein Begleiter, ein alter Freund des Dichters, ein liebenswürdiger Arzt, führt mich über große, mit alten Bäumen bepflanzte Höfe zu einem Pavillon. Hier liegt Verlaine.

Wir betreten einen kleinen, hohen Raum. Durch die blendend weißen Gardinen fällt helles, lustiges Sonnenlicht. Verlaine liegt im Bette; ein hübscher, gemütlicher Sokrateskopf mit kleinen, lieben, beweglichen Augen grüßt uns freundlich. Die Zipfelmütze nickt. Wenn der Kranke sie abnimmt, kommt ein spiegelglatter Schädel zum Vorschein mit merkwürdigen Höckern und Vorsprüngen. Das Gesicht ändert im Gespräche jeden Augenblick seinen Ausdruck. Bald zuckt es faunisch um die Mundwinkel, und lüstern schnuppert die Nase. Bald träumt unendliche Wehmut in den verloren ins Weite blickenden Augen. Bald verziehen sich die Lippen zu grinsendem Spott, und bald öffnet sie ein fröhliches Kinderlachen. Einmal glauben wir mit einem frommen Mönch zu sprechen, der durch die stille Klosterpforte der Resignation die Welt verlassen hat, und ein ander Mal beichtet uns skrupellos ein ewiger Sünder. „Es giebt keine Sünde in That und Gedanken, die ich nicht begangen habe", sagt Verlaine, und in der nächsten Minute vertieft er sich in andächtige, katholische Betrachtung. Und beide Male ist er wahr, ist er echt. Er hat es oft gestanden und oft in seinen Versen und in seinen Gesprächen berührt, wie zwei Wesen in seinem Hirn und Herzen nebeneinander wohnen. Sie liegen nicht im Kampfe, sie ringen nicht um die Herrschaft über seine Seele, sie haben Frieden geschlossen und sich die Hand gereicht: Mönch und Sünder, Christ und Heide, Kind und Faun sprechen wechselweis aus seinen Büchern und mit seinem Munde.

Mit dem alles Paradoxe liebenden Spötter Verlaine beginnt ein heftiges litterarisches Gespräch. Dichternamen mit allerhand Tierbezeichnungen gepaart fliegen durch die Luft, Bücher werden mit einem Wort durchs Herz gestochen, mit einem Witze gespießt, mit einem Lachen entzweigerissen. Über andere wirft plötzlich lichterloh aufflammende Begeisterung Kronen und

Purpurmäntel. Verlaine ſchwärmt für Racine und ſtellt ihn weit über Shakeſpeare. Und ſo nebenbei in ewigen Abſprüngen vom Thema bemerkt er, er ſei im Grunde für Abſchaffung der Preßfreiheit; er ſei eigentlich wieder ganz und gar bonapartiſtiſch geworden. Gleich darauf ſpricht er von Murger, deſſen „Vie de bohème“ auf dem Nachtkäſtchen liegt. Und nun verliert ſich Verlaine in tiefſinnige Betrachtungen über die Griſette. Hat die Griſette überhaupt je exiſtiert? Das Weſen, das die Liebe des Mannes geſchaffen, und das nur der Liebe lebt, ſchlicht, fröhlich, anſpruchslos? Ach was, die Männer waren immer ſchlecht, und die Weiber haben immer nach Geld geſtrebt. Alle! Schlichte, fröhliche, anſpruchsloſe Liebe? Ammenmärchen! Aber es giebt zum Glücke Exiſtenzen, die uns Männer an den böſen Weibern rächen. Man achtet dieſe Vergelter nur zu wenig. Wenn ihm, Verlaine, nicht einmal was recht Unangenehmes mit einem Zuhälter paſſiert wäre, er würde dieſe Kerle aufrichtig lieben. Sie haben etwas Ritterliches an ſich: ſie leben von der Liebe. Und dann üben ſie ein Werk der Rache. Sie rächen die Betrogenen, alle, die ſich von den Weibern nasführen laſſen. Und ſeltſame Fügung: der Alphonſe bringt das Geld, das ihm ſein Mädchen zuträgt, mit einer anderen durch. Das iſt der Lauf der Welt. Der Ausbeuter wird ſelbſt ausgebeutet.

Und während Verlaine ſeinem Zorne freien Lauf läßt, flattert aus dem Buche, das er in der Hand hält, ein Blättchen heraus. Es iſt eines ſeiner letzten Gedichte. Die Nachtwache von Rembrandt hat ihn angeregt. Er lieſt uns die Verſe vor. Sie atmen Muſik. Die Melodie der Silben und Reime verſchleiert mit ihren dämmernden Tönen den Sinn der Worte. Wir ſehen Bilder ohne Konturen, ohne Farben, aber überreich an Nuancen über Gründe, in deren Tiefe unſer Blick nicht taucht, huſchen Schatten, die uns locken und verſuchen. Verlaines Poeſie iſt wie ein in tiefem Dunkel verſunkener Dom. Wir treten ein. Unſere Schritte hallen. Aus unſichtbarem Beichtſtuhle tönt flüſterndes Raunen. Das Licht einer Ampel ſchimmert herüber. Über die Orgeltaſten gleitet eine weiche Hand, zitternd fliegt der volle Ton durch den Raum; wie ein leiſer, warmer Kuß legt er ſich uns aufs Herz. Wir können uns keine Rechenſchaft ablegen über unſer Empfinden, aber es flutet durch unſere Nerven, feuchtet unſere Augen, erfüllt unſer Denken mit verſchwimmenden Tönen. So ſpricht der Dichter der „Sageſſe“, der in reinem Glauben Erlöſung ſucht, und der in heißem Anfwallen ſeines Herzens ſich auf die Stufen des Altars niederwirft und dem Heiland Leib und Seele zum Opfer bringt. Aber dem Heiland begegnet ein Faun, ein Satir iſt in die Kirche getreten. Gellend ſchreit ein brünſtiges Sehnen. Und eine wilde Sinnenluſt ſchüttelt trunkene Worte auf den Höllenweg der Sünde. Aber es iſt nicht die Sinnenkraft, die in keckem Sprung ihre Beute

packt und triumphierend ihren Sieg verkündet in jauchzendem Aufschäumen aller Lebensfreude; es ist jener Sinnenkrampf, der alle Nerven in zitternden Aufruhr versetzt und mit seinem Übermaß die Kraft lähmt, die Freude erstickt, die zuckend und bebend nach Verbotenem und Unsagbarem tastet und greift. So spricht Verlaine, der Dichter des Perversen.

Eine ganze Weile liest der Kranke vor. Ein halbes Dutzend Gedichte hat er von seiner letzten holländischen Reise mitgebracht, Gedichte beider Stilarten. Und wie er das letzte Blättchen weglegt, erzählt er gleich, wie er in Gent Maeterlinck getroffen, der eben vom Bicycle stieg. Der Mensch Maeterlinck sei so grundverschieden vom Dichter Maeterlinck, meint er. Und nun citiert er eine lange Reihe seiner Bekannten, in denen er Mensch und Poet scharf getrennt gefunden. Besonders an Coppée zeigt er das Exempel. Er weiß ihm als Menschen alles Gute nachzusagen, Geist und Liebenswürdigkeit insbesondere. Als Dichter aber — —! Ich übergehe Verlaines Kritik des Dichters Coppée. Sie ließ an Kraft der Ausdrucksweise nichts zu wünschen übrig. Der „Strike der Schmiede", der im Gespräch erwähnt wurde, brachte ihn vollends in Wut. „Das ist ein falscher Sozialismus, das ist eine Salon-Religion!" schrie er in heller Empörung, „Sie müssen wissen, ich bin ein gut Stück Anarchist", fügte er wie besänftigend hinzu.

„Wie?" warf ich ein, „Sie sind Bonapartist und Anarchist zugleich?"

„Ich versöhne das schon!" erwiderte er mit gutmütigem Lächeln.

Die Thüre ging auf. Der Professor erschien mit seinem Stabe von Assistenten zur Visite. Man untersucht, man scherzt ein wenig, die barmherzige Schwester bekommt genaue Instruktionen. Das Intermezzo ist rasch vorüber, und unser Gespräch setzt wieder dort ein, wo es aufgehört hat. „Ich wende mich wieder dem Katholizismus zu," sagt Verlaine. In seinem innersten Wesen ist Verlaine überzeugter Katholik. Die Zeit, wo er sang: „Wir beten zu Göttern, an die wir nicht glauben" ist längst, längst vorbei. Das war jene Zeit um 1867, wo die ersten Verse des jungen Poeten erschienen. Wie es die damalige Dichtermode verlangte, waren sie marmorkalt. Die Poeten von 1867 thaten sich etwas darauf zu gute „impassible" zu sein. Damals schrieb Verlaine:

A nous qui ciselons les mots comme des coupes
Et qui faisons des vers émus très froidement.

Und im selben Gedichte:

. . . . . L'art n'est pas d'éparpiller son âme:
Est- elle en marbre ou non, la Vénus de Milo?

Der Samum des Lebens hat diese jugendliche Kälte bald in's Gegenteil verkehrt. Und keiner hat wie Verlaine seine Seele allen Winden zum Spiele hingeworfen, keiner wie er den Schmerz und den Jubel seiner

Verſe in tiefſter Bruſt empfunden. Den gewaltigſten Schmerz ſtillte und verſöhnte dann der Glaube. Im Glauben fand er Ruhe, Frieden, Weisheit. Und ſchöner, herzbewegender hat wohl kein Dichter mit ſeinem Gotte geſprochen als Verlaine in dem Buche „Sageſſe“, dem köſtlichſten Erbauungsbuche, das ich kenne. Derſelbe Mann iſt nun Anarchiſt. Er iſt ein Révolté, weil er den Haß verſteht gegen die verlogenen Begriffe, die als gute Münze durch unſere Welt rollen, weil er die Sehnſucht hat, tabula rasa mit dem Beſtehenden zu machen. Was dann kommen wird? Vielleicht ein neuer Napoleon, ein gewaltiger Autokrat. Das ſcheint er zu wünſchen. Ihm, dem die Kraft des Willens ſtets gefehlt hat, erſcheint die Verkörperung der Energie als Ideal. Von dem Zukunftsſtaate kommt er auf den heutigen Staat zu ſprechen; er hofft, von dieſem eine Penſion zu erhalten. Einſtweilen müſſen ihn ſeine Freunde erhalten. Er weiß es ſelbſt ganz gut: aus dem Spitale entlaſſen, wird er wieder trinken, wieder krank werden. Die Konverſation flackert verlöſchend. Eine große Müdigkeit ſcheint über den Dichter gekommen. Eben glaubten wir noch mit einem Mann zu ſprechen, dem trotz ſeiner fünfzig Jahre noch die Jugend aus den Augen ſpricht — jetzt läßt ein Greis den Kopf müde in die Kiſſen ſinken. Die Augen ſchließen ſich, die Wangen fallen ein, die Lippen werden eingezogen, die Finger taſten unruhig über die Decke. Wir brechen auf. Die Hand, die uns der Dichter zum Abſchied reicht, iſt brennend heiß.

* * *

Als ich ein Jahr ſpäter wieder nach Paris kam, begegnete ich Verlaine öfters in ſeinem Stammkaffeehaus auf dem Boulevard St. Michel. Da ſaß er behaglich auf dem Sofa, den Hut auf dem Kopf, das Abſinthglas vor ſich auf dem Marmortiſchchen. Rock und Weſte waren abgetragen, nur die bunte, ſeidene Krawatte gleißte und glänzte. Manchmal erzählte er mir aus ſeinem Leben. Wie er als junger Menſch Magiſtratsbeamter geweſen gleich Coppée, Anatole, France, Heredia, und wie er ſeine erſten Verſe geſchrieben, zierlich gedrechſelte Tändeleien, gereimte Nippes, Porzellan! Und wie dann die Liebe in ſein Leben getreten, wie er ſein junges Weib vergöttert, auf Händen getragen, und wie ihn dieſes Weib betrogen und verraten. Um den Schmerz zu betäuben, um zu vergeſſen, hat er ſeine Exiſtenz verpfuſcht, ſich außerhalb der Geſellſchaft geſtellt. Da klafft das Loch in ſeinem Leben: ein Sittlichkeitsverbrechen, ein Mordverſuch, ein paar Jahre Gefängnis, jahrelanges Untertauchen, Verſchwinden und Vergeſſenſein. Und als der Mann, der, von begeiſterter Verehrung emporgetragen, als der erſte Lyriker Frankreichs von der jungen Generation gefeiert, wieder ans Tageslicht tritt, iſt ein anderer geworden: ein Kranker an Leib und

Seele, von Rauſch und Verzückung hin und her geworfen. Die Verbannung! Das iſt eines ſeiner Lieblingsworte. Wie ein aus dem Leben Verbannter kam er ſich vor. Das Heimweh nach Reinheit, nach Einfachheit ließ ihn die ergreifendſten Töne finden. Er, der raffinierteſten einer, verzehrte ſich vor Sehnſucht nach heiliger Einfalt. O sancta simplicitas!

Manchmal auch ſprach er von der Schule der Décadents, als deren Haupt man ihn zu bezeichnen pflegte. „Wir ſind die Dichter des Niedergangs, des Abends, des Verſinkens," ſagte er, „aber gilt ein ſchöner Sonnenuntergang nicht ebenſoviel, als irgend eine Morgenröte. Und giebt uns die verſinkende Sonne nicht die Hoffnung, die Gewähr, daß ſie morgen leuchtend wieder auferſtehen wird? Auferſtehen, auferſtehen!" Er murmelte das Wort vor ſich hin, konnte ſich nicht ſatt hören an ſeinem Klange. Die ganze Welt ſchien er vergeſſen zu haben, ſein ganzes Sein war von dieſem Worte aufgetrunken. Er ſtand auf. Mühſam, humpelnd, auf ſeinen Stock geſtützt ging er von dannen, das magiſche Wort vor ſich hinſprechend.

Zuweilen auch las er mir und ein paar Freunden Verſe vor, alte und neue. Verlaine'ſche Verſe muß man hören; man darf ſie nicht leſen, nicht nach Sinn und Gedanken fragen, nicht ihr Dunkel durchforſchen. Sie ſind Muſik. Die Worte verlieren Sinn und Bedeutung und werden zu Lauten, zu Klangſymbolen. Ihr Geheimnis iſt die Stimmung, deren Zauber man auf ſich wirken laſſen muß. Wenn Verlaine las, war der Zauber allmächtig.

Oft ſprach er vom Tode. Er liebte es, einen Satz aus einer ſeiner Schriften zu citieren. „Den Weiſen darf der Tod nicht überraſchen." Mit dieſem Satze auf den Lippen iſt er geſtorben.

Rudolf Lothar.

Von Karl Bienenſtein.

(Mürzzuſchlag a. d. Erlaf. Nied.-Oeſterr.)

Unſere Zeit ſteht unter dem Zeichen der Reaktion auf allen Lebensgebieten. Es iſt ein Drang über uns gekommen, aus unſerer krankhaft verfeinerten Kultur zu einfachen Lebensformen zurückzukehren. Mit ſehnſüchtigem Auge blickt man in die Vergangenheit zurück und ſucht den Punkt, an den man, nach gewaltſamer Verneinung alles deſſen, was zwiſchen ihm und uns liegt, unſere Welterentwicklung anknüpfen könnte. So in der Politik. Unſer bisheriges liberales Syſtem konnte uns für die Dauer nicht

behagen, allerorten ſehen wir die Schäden, die dieſe ſogenannte „freie Ordnung“ gebracht hat. Und weil wir den Liberalismus um dieſer Schäden willen haſſen, ſo verneinen wir ihn kurzweg und heben ſeine Antitheſe auf den Thron, wir ſind feudal-klerikal geworden. Die demokratiſchen und ſozialiſtiſchen Alliirten, die ſich dieſe Politik giebt, können über ihren Kern nicht hinwegtäuſchen, wenigſtens nicht denjenigen, der gewohnt iſt tiefer zu blicken. Man will dem Kleinbauern, dem Kleingewerbetreibenden helfen, indem man ihm kleine Vorteile zuwendet; man vergißt aber ganz, daß der Kleinbetrieb von unſeren techniſchen Fortſchritten gänzlich verneint wird, und die erwähnten Vorteile daher nur Tränklein ſind, die einem Sterbenden die Zeit ſeines Leidens um Minuten verlängern, ihn aber abſolut nicht retten können.

Auch in der Kunſt ging man auf die klerikal-feudale Epoche zurück, auf die Romantik, und an ſie will man auch wieder unſere heutige Entwicklung anknüpfen. Wie aber zwiſchen der politiſchen Reaktion und der Möglichkeit ihrer vollſtändigen Durchführung der techniſche Fortſchritt ſteht, ſo zwiſchen der alten Romantik und der neuen, die wir aufrichten wollen, der geiſtige Fortſchritt. Wie ſehr auch jetzt die Märchendichtung und das Volksſchauſpiel in Blüte ſtehen, wie ſehr man auch bemüht iſt, Naivität zum oberſten Kunſtprinzip zu erheben, und wie naturgemäß auch die Reaktion des Gefühls und der Phantaſie gegen die trockene, vernunftgemäße, wiſſenſchaftliche Kunſt des Naturalismus iſt, vor einem gänzlichen Aufgehen in Stimmung, in Märchenduft, kurz: in Lyrik wird uns die unveräußerliche Summe unſeres Wiſſens bewahren. Die Kunſt, vorzüglich die Litteratur der Zukunft wird in gleichmäßiger Weiſe Gemüt und Intellekt zu ihren Rechten kommen laſſen, ſie wird der Ausdruck der harmoniſchen Entwicklung aller Seelenkräfte des Menſchen ſein, wie ſie es bei Goethe und Shakeſpeare war. Der zu dieſer Harmonie am vollkommenſten entwickelte Menſch wird der Klaſſiker der Zukunft ſein, „ſchöne Menſchlichkeit“ das Klaſſicitätsideal der kommenden Zeit.

Ein Vorläufer dieſer neuen Kunſt der ſchönen Menſchlichkeit iſt Rudolf Lothar. Ich ſage ein Vorläufer. Warum? — Lothar iſt in der Art und Weiſe ſeines Schaffens aus dem naturaliſtiſchen Lager hervorgegangen. Er hat ſich, wie ſeine „Kritiſchen Studien zur Pſychologie der Litteratur“, (Verlag S. Schottlaender, Breslau) — nebſtbei geſagt, eines der feinſten und tiefſten Bücher über moderne Litteratur — beweiſen, viel mit den Werken der Naturaliſten, insbeſondere Zolas, beſchäftigt, und hat dort ſcharfe Beobachtung und vor allem das gelernt, ſeinen Werken einen auf nüchtern logiſchem Weg gefundenen Gedanken zu Grunde zu legen. Seine Dichtungen ſind alſo ſämtlich Problem- und Tendenzdichtungen, wie es

auch die Werke der Naturaliſten meiſtens ſind. Er ſelbſt fühlt dies ſehr wohl, und darum nimmt er auch gelegentlich die Tendenzdichtung in Schutz, wenn er ſagt: „Jedes gute Buch ſoll ja in der Abſicht, etwas zu ſagen, geſchrieben ſein; bei ſeiner Abfaſſung muß dem Autor ein Ziel vorgeſchwebt haben, zu deſſen Erreichung er ſein Werk anfaßte. Jedes gute Buch iſt alſo ein Tendenzbuch.“ Das iſt gewiß richtig, und es läßt ſich dagegen nichts einwenden. Aber der Unterſchied liegt in der Entſtehung der Tendenz. Dieſe kann entweder aus den Gedanken hervorgegangen ſein, oder aus den Gefühlen. In erſterem Falle erhält die Darſtellung ſehr oft einen trocken wiſſenſchaftlichen Anſtrich, wie z. B. bei Bourget, in letzterem wird das Grundmotiv ſehr häufig von der überwuchernden Stimmung erſtickt.

Lothar hat beide Klippen vermieden. Er hat ſeine durch Verſtandesarbeit gewonnenen Themen durchs Herz gehen laſſen, und dort haben ſie Wärme und Leben erhalten.

Iſt aber auch Lothar aus der naturaliſtiſchen Schule hervorgegangen, mit ſeinen Sympathien ſteht er anderswo, gerade dort, wo zuerſt eine Reaktion gegen jene erkannt werden muß, in der ſymboliſtiſchen Richtung. Auch er iſt einer von jenen, von denen er ſagt, „daß ſie das Sichtbare, das Sinnenfällige geringachten, im Größten, wie im Kleinſten nur Ausdrucksformen für etwas Hohes, Gewaltiges, in ſeiner Größe Unfaßbares erblicken.“ Während aber bei den Symboliſten ſtrengſter Obſervanz immer ein ungelöſter Gefühlsreſt bleibt, ein myſtiſcher, überſinnlicher Kern, der nicht mit Worten ausgedrückt, ſondern nur in Stimmungszauber, in wunderbaren Rhythmen und dunklen Worten ahnungsvoll angedeutet werden kann, geht bei Lothar der Stoff in der Darſtellung meiſt ohne Reſt auf. Wohl ſchaut auch er auf den Wohlklang der Verſe, die er, bezeichnend genug, bevorzugt, wohl iſt auch ihm der Zauber der Rhythmen eigen, aber ihm ſtehen doch „der Sinn der Worte, die Bedeutung der Gedanken“ höher, oder er hält ſie doch wenigſtens für ebenbürtig. Eher gehört er zu denen, von denen er wieder ſagt, „daß ſie die Stimme des großen Pan in der Natur vernehmen,“ er gehört zu den großen Symboliſten, wie Sophokles und Shakeſpeare, Goethe und Dante. Aber auch von dieſen unterſcheidet er ſich wieder, beſonders von den erſten dreien. Während dieſe lebenswahre, echt realiſtiſche Geſtalten ſuchten, um in ihnen ihre Gedanken zu verkörpern, greift er zumeiſt zu ſolchen Geſtalten, die er auch wieder nur aus ſeinen Gedanken konſtruiert hat, denen er nicht im Leben begegnet iſt. So läßt er den „verſchleierten König“ auftreten, den Tod, die Schuld, das Satanskind Lilith, zauberkräftige Perſer, Phantome u. ſ. w.

Und nun komme ich zur Begründung meines Ausſpruches, daß Lothar ein Vorläufer der neuen Klaſſik ſei: Er läßt den Verſtand zu ſeinem vollen

Recht kommen, indem er sich bedeutende Themen stellt und so seinen Dichtungen einen dem geistigen Fortschritt unserer Zeit entsprechenden Hintergrund giebt; er räumt aber auch andrerseits dem Gemüte, der Phantasie den nötigen Spielraum ein, indem er seine Gedanken in Gestalten verkörpert, die immer eine bedeutende Wirkung auf unser Herz ausüben, weil wir in ihnen Symbole jener dunklen Mächte erkennen, denen wir vom ersten Atemzug bis zum letzten unterthan sind. Aber eines ist ihm noch nicht voll gelungen: das Leben, so wie es um uns wimmelt, in seine Dichtungen hineinzuversetzen. Er hat noch wenig wahre Menschen geschaffen. Gelingt ihm, in einem großen Wurf, der ja bei dem Alter Lothars nicht ausgeschlossen ist, ja sogar vorausgesetzt werden kann, seine tiefen Probleme in lebensechten Gestalten zu inkarnieren, dann hat er den Schritt vom Vorläufer zum Meister der Zukunftsdichtung gemacht.

Betrachten wir nun diejenigen Werke Rudolf Lothars, welche uns ein Recht zu der eben ausgesprochenen Hoffnung geben!

Da ist zuerst das Bühnenmärchen „Der verschleierte König". (E. Pierson, Dresden und Leipzig. Zweite Auflage.) Das Thema, das sich Lothar in dieser Dichtung stellt, ist ein hochmodernes, es ist nämlich die Nichtigkeit des sogenannten „Gottesgnadentums" der Könige. Nicht auf dem Wahn des Volkes soll ein Herrscher seine Macht aufbauen, sondern auf der Liebe seiner Unterthanen, auf eigener Kraft und eigenem Mut, auf eigenem Wollen. König Assad ist seinem Volke gänzlich unbekannt, er geht einem alten Gebrauche zufolge verschleiert. Noch nie hat jemand sein Antlitz gesehen. Er verkehrt mit seinem Volke nur durch seine Höflinge, und darum weiß er auch nichts von den Wünschen, dem Leide des Volkes. Er selbst ist auch ganz in alten Wahnvorstellungen befangen. Symbol für diese: der Schleier. Er glaubt sich von Gott eingesetzt, seine Siege glaubt er durch Gottes Hilfe errungen, er huldigt der hinfälligen Ansicht, daß der Glaube und das Heer die besten Stützen des Thrones seien und wird darin noch von der selbstsüchtigen Priesterschaft und seinen Heerführern bestärkt. Der einzige Mensch, der ihm die Wahrheit sagt, ist sein Hofnarr, denn — und da hinein hat der Dichter eine bittere Ironie gelegt, — die Wahrheit muß sich in das Gewand der Unvernunft, der Narrheit hüllen, soll sie ungestraft vor dem Thron erscheinen dürfen. So sagt denn auch der Narr, daß es ganz verfehlt sei, wenn Assad seine Macht auf Gott stütze, da ihm ja dann in Zeiten des Zweifels niemand gehorchen werde. Aber es ist alles umsonst. Da kommt dem Narren der Zufall zu Hilfe, um den König von der Nichtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Assad schleicht heimlich zu einem Mädchen, und während dieser Zeit schmückt sich der Narr mit dem königlichen Schleier und zieht an Assads Statt in

die Residenz ein und regiert dort. Will Assad sein Reich zurückerobern, so ist er also auf seine eigene Kraft angewiesen, und diese kann er nur bethätigen, wenn er alle alten Vorurteile, die ihn bisher gebannt hielten, über Bord wirft und sich zu manneswürdigem Selbstbewußtsein durcharbeitet. Und das geschieht auch. Die Liebe riß zuerst an dem Schleier. Sie bringt ihn zum Bewußtsein seines Menschentums und der Fähigkeit, durch dieses allein eines andern Glück begründen zu können. Wie ein wonniger Schauer durchläuft ihn diese Erkenntnis. Aber noch liegt der Schleier hier und dort. Der weise Zakin und der Kaufmann Mirdech heben den Schleier von dem Gotteswahn. Nicht über Sternen ist Gott zu suchen, sondern in des Menschen Brust, und seine Manifestation ist die That. Und nun kommt auch noch der Dichter, der das dem Blicke Assads bisher verhüllte Leid des Volkes aufdeckt, welches jenen nun treibt, den Scheinkönig vom Throne zu stürzen, um dem Volke das Glück zu bringen. Es gelingt ihm. Mit Assad hat zugleich die Wahrheit über den Wahn gesiegt, die Erkenntnis des persönlichen Wertes, der eigenen Berufung über die seit Jahrtausenden fortgeerbten eingebildeten Werte.

Von dieser Dichtung, welche den Wert der Persönlichkeit zum Gegenstand hat, mag der Dichter die Anregung zu seinem folgenden Werke mitgenommen haben. Er geht nämlich noch weiter, er fragt nach dem Werte des Lebens überhaupt. „Der Wert des Lebens.“ Ein Mysterium. (Dresden und Leipzig, E. Pierson. Zweite Auflage.) Es ist klar, daß der Dichter, der sich ein so allgemeines Thema zum Vorwurf macht, auch mit allgemeinen Gestalten operieren muß, daß er nicht mit leibhaftigen Menschen arbeiten kann, weil diesen immer eine Summe von durch Zeit und Raum bedingten Zufälligkeiten anhaftet, die ihm fortwährend hindernd wären. So treten fast lauter symbolische Gestalten auf: der Tod, die Schuld, Willfried, ein Symbol des Menschen, Gothmar, die brutale Kraft, Lilith, das Weib.

In einem Vorspiele streiten sich der Tod und die Schuld über ihren gegenseitigen Wert. Aus dem Streite geht die Überzeugung hervor, daß nicht der Tod das größte ist, sondern die Schuld. Und doch graut dem Menschen vor dem Tode mehr, als vor der Schuld. Warum? Weil er nur jenen kennt, nicht diese, weil er wohl die Wirkung kennt, aber nicht die Ursache, die er in seinem Innern trägt, in das er aber nicht zu blicken vermag. Nur jener, der die Schuld erkennt, hat auch den Wert des Lebens erkannt, das Ewige in sich, was in die Ewigkeit fortwirkt. Die Schuld besteht nur in der Selbstsucht. Wie das Wohl des einzelnen Menschen nur darin besteht, daß er alles unternimmt, was sein Individuum bejaht, so das Wohl und der Wert des Lebens der Gesamtheit — und dieses ist

es, das Lothar meint, darauf, daß jeder als Glied der Geſamtheit der Sorge um ſich ſelbſt, die Sorge um die Allgemeinheit vorangehen läßt. Aber das iſt nicht der Fall. Immer ſteht der Egoismus obenan, und weil er das vergängliche Individuum auf Koſten der ewigen Gattung pflegt, kann er direkt eine Verneinung dieſer genannt werden; er tritt zerſtörend in ihre Entwicklung und wird dadurch zur Schuld, auf welcher der Tod ſteht. Doch der Tod kann nur vernichten, was Eigentum des Individuums iſt. Das Ewige, das der Gattung angehört, iſt über ihn erhaben. Und weil der egoiſtiſche Menſch das Ewige in ſich ungepflegt und abſterben läßt, iſt nur er dem Tode gänzlich verfallen. Wer aber das pflegt, was der Gattung nützt, was dieſe in ihrer Entwicklung fördert, dem kann der Tod nichts anhaben; er kann nur die zeitliche Erſcheinungsform zerſtören, aber nicht den Gedanken, den Geiſt. Dieſe wirken ewig fort. Dieſer Glaube, den ich den modernen Unſterblichkeitsglauben nennen möchte, iſt der philoſophiſche Hintergrund des Myſteriums.

Gehen wir auf die Dichtung ſelbſt ein. In Willfried, dem geſchlagenen König, hat uns Lothar den Menſchen ſymboliſiert. Dem Pakt zufolge, den Tod und Schuld geſchloſſen haben, ſoll er dazu auserwählt ſein, der Schuld ins Antlitz zu ſehen, in ihrem Anblick den Wert des Lebens zu erkennen, um dann die Grauſamkeit des Todes deſto tiefer zu ſpüren, ſo tief, wie noch kein Menſch. Zuerſt wird Willfried die Schuld ſeines Königtums bewußt, die Schuld, welche ſtets der Kraft, der Macht anhaftet. Da aber in ihm die Sehnſucht lebt, den reinen, wahren Wert des Lebens zu erkennen, ſo ſucht er ihn in anderer Richtung, beim Weibe, in der Liebe. Jedoch „der Liebe Weſenskern heißt Entſagen der eignen Luſt und eignen Begier", Willfried aber ſuchte nur Befriedigung ſeiner Selbſtſucht, und darum ſieht er aus dem Roſenflor der Liebe die Schuld ihr Gorgonenhaupt erheben, und es treibt ihn zu neuem Suchen weiter. Er wendet ſich der Wiſſenſchaft zu, und auch hier will er durch Schuld, wie ſein großer Bruder Fauſt, in den Kern der Dinge eindringen. Er lernt einſehen, daß alles, was auf Erden geſchieht, den Stempel der Selbſtſucht trägt, von der brutalen That der phyſiſchen Kraft bis hinauf zu den vornehmſten Leiſtungen des menſchlichen Geiſtes. Und nachdem er ſo die Schuld erkannt hat, weiß er auch, welche Pflicht aus dieſer Erkenntnis erwächſt, er will, ſich ſelbſt verleugnend, ſein Leben an die Allgemeinheit hingeben, Werke ſchaffen, die allen zugute kommen. Doch nun tritt ihn der Tod an, in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt, in der der Peſt. Wohl will Willfried mit ihm ringen, allein umſonſt. Inſofern der Tod Zerſtörung des phyſiſchen Menſchen bedeutet, iſt er ſtärker. Willfried kann jedoch noch vor ſeinem Ende die Überzeugung ausſprechen, daß der Tod über ſein

Denken keine Gewalt habe. Sein Gedanke, das ist es, was er der Menschheit hinterläßt, in dem er weiter lebt, sein Gedanke ist das Ewige, was der Gattung angehört, das Unsterbliche. In diesem Sinne spricht der Tod das Schlußwort:

„Nun, Thörin Schuld, nun fandest du Genügen:
Er sah dir voll und ganz ins Angesicht —
Und was er sah, war Licht, war Licht, war Licht!"

Auch der Dichter dieses tiefsinnigen, faustischen Mysteriums hat dasselbe Licht in sich eingesogen: es ist das Licht des Glaubens an die Perfektibilität der Menschheit, der Gegenpol des Pessimismus. — Jeder Glaube war zu seiner Zeit ein mächtiger Kulturfaktor und jeder wurde zu einem Kulturhemmnis, als er in Formeln erstarrte. Wir modernen Menschen können uns nimmer zu den Konfessionen bekennen, wie sie uns aus verknöcherten Riten skelettähnlich entgegenstarren. Und doch brauchen auch wir, um stark zu sein, um schaffen zu können, einen Glauben, welcher der Höhe unseres wissenschaftlichen Fortschrittes entspricht, und das ist der Glaube an die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur, der ja schließlich als Konsequenz aus dem Darwinismus hervorgeht. Der Pessimismus schafft wohl die tiefsten Werke, aber diejenigen, welche uns erlösen, welche uns aufwärts führen, sind Werke des Optimismus. Lothar ist ein Apostel dieses neuen Glaubens.

Der Pessimismus führt weiterhin zur Grübelei, zur Thatlosigkeit, der Optimismus zur That. Diese ist es, die Lothar in jeder seiner Dichtungen hervorhebt. Bereits sein nächstes Werk „Cäsar Borgias Ende" (Dresden und Leipzig, E. Pierson) hat einen Mann der That zum Mittelpunkt, den genialen Papstsohn. Cäsar Borgia wird bei Lothar zu einem Don Juan der That. Er charakterisiert sich selbst mit folgenden Worten: „Es giebt keine That, die ich nicht begehen und vollführen möchte, und keine, die mich je mit Befriedigung erfüllen könnte. Ich bin wie der Parder, der nie genug hat an der Lust des Mordens, aber stolz am gefällten Aase vorbeigeht. Alle Throne möchte ich stürzen, um sie dann alle verachten zu können. Das Größte, das Herrlichste möchte ich erstreben! Und das Herrlichste würfe ich von mir und auf die Größe setzte ich meine Ferse. — Erringen ist groß, — Besitzen, wie gemein!" Cäsar hat auch erreicht, was er wollte, er kennt nur noch einen über sich, den Papst. Und wodurch hat er es erreicht, durch seinen Willen, der auf den Schwächeren wie Hypnose wirkt und geradezu „göttlich" genannt werden kann, weil ihm in seinem Bereiche nichts unmöglich ist. Er hat seinem Willen Hekatomben geopfert, Verbrechen um Verbrechen hat er auf sich gehäuft, und jedes wurde verziehen. Aber eines giebt es, das nicht verziehen werden kann:

das Letzte. „Ich trage eine Schale hoch in Händen und brennende Sünde habe ich darin gehäuft, eine auf die andere. Ein loher Glanz geht davon aus und erhellt meinen Weg und leuchtet um meine Stirn wie blutiges Abendrot um vergletſcherten Fels! Und mit nerviger Fauſt, ſonder Schwanken, halt' ich die Schale. Sieh und da kommt ein Flämmchen zum Brande, und es hat keinen Platz mehr in der Schale und fließt über, fällt ſengend auf meine Hand, — ich löſe den Griff, zu Boden ſchmettert das Gefäß, und ich vergehe im Brande, der ſich über mich ergießt — —" So ahnt Cäſar ſein Ende. Wie jede Kraft an ihrem eigenen Übermaß zugrunde geht, ſo auch ſeine. Nur bis zu einem gewiſſen Grade hält die Spannung, das geringſte darüber bedingt eine Entladung und damit Vernichtung der Kraft. Die Ermordung des Mädchens, das Cäſars Hüterin iſt, iſt die geringſte von ſeinen Thaten, aber es iſt diejenige, welche die Schale zum Überfließen bringt, und darum geht er auch grade an dieſer kleinſten That, zu der er ſogar ein ſubjektives Recht hat, zugrunde. Das Naturgeſetz hat ſich erfüllt. Lothar hat dieſes Naturgemäße, Unbedingte, Geſetzliche prächtig damit ausgedrückt, daß er Cäſar durch einen Wahn fallen läßt. Sein Mörder ahnt gar nicht, wen er erſchoſſen hat.

Auch Prätorius in dem dreiaktigen Schauſpiel „Rauſch" (Dresden und Leipzig, E. Pierſon) iſt ein Mann der That. Während aber Cäſar an dem Übermaß ſeiner Thaten zu Grunde geht, ſo Prätorius daran, daß ſeine Thaten dem Rauſch entſpringen und im Rauſche begangen werden. Es iſt jener große Rauſch, der alle edlen und wahrheitsliebenden Naturen unſerer Zeit erfaßt hat, der Volksbeglückungsrauſch. Wie aber jeder Rauſch Verderben iſt, ſo auch dieſer. Schwächt der phyſiſche Rauſch den Körper und damit auch den Geiſt, ſo der Rauſch des Herzens die Vernunft.

In einer prachtvollen Widmung vergleicht Lothar die leidende Menſchheit mit dem Gralkönig Amfortas. Nur die Frage kann Rettung bringen. Die Frage iſt unendlich wichtig. Sie iſt es, welche die Menſchheit zu ihrer heutigen Höhe emporgehoben hat. Und auch jetzt kann nur die Frage nach ihrem Leiden der Menſchheit Heil bringen. Prätorius hat die Frage geſtellt und Antwort erhalten: Was das Leiden der Menſchheit verurſacht, iſt die Selbſtſucht. Er hat ſich nun zuerſt ſelbſt von dieſem Ausſatz, der den ganzen Geſellſchaftskörper zerſetzt, befreit.

Als Fabrikherr gewährt er den Arbeitern ihre Wünſche, er macht ihnen die äußerſten Zugeſtändniſſe; nur eines müſſen ſie ihm verſprechen, dem Rauſche zu entſagen, in dem ſie bisher ihr Elend zu vergeſſen geſucht haben. Aber das war ſelbſt im Rauſche gehandelt, im Rauſche der Begeiſterung. Er vergaß darüber, daß die Arbeiter zu ſehr dem Dämon Schnaps verfallen waren, um ſich ganz von ihm losſagen zu können. Sie

fühlen sich deshalb bald auf der Höhe, auf die sie gestellt wurden, unwohl und sinken wieder in ihren Sumpf zurück. Und nun handelt Prätorius wieder im Rausch, im Rausch des Zorns, und wird zum Mörder eines Teiles der meuternden Arbeitermasse. Und noch ein letzter Rausch ist über ihn gekommen, die Liebe zur Frau eines andern. Das macht ihn vor sich selbst schuldig. Die Erkenntnis dieses Rausches raubt ihm den Glauben an seine Berufung zum Führer der Menschheit, sie nimmt ihm seinen moralischen Halt, und im Schmerze dieser furchtbaren Entnüchterung nimmt er sich das Leben. Vorher spricht er es aber aus: „Der Mensch läßt sich den Rausch nicht verbieten! Er will den Schmerz des Daseins, den ewigen Kampf um die Pflicht vergessen in der Minute der Betäubung. Für das Vergessen zahlt er jeden Preis. Und die Sehnsucht nach dem Rausch geht mit dem Menschen durchs Leben, wie der Trieb zum Bösen, wie die Notwendigkeit des Todes."

Der Tod des Prätorius ist der künstlerische Schluß des Dramas. Aber der eigentliche steht einige Scenen früher. Den bildet das Zwiegespräch zwischen Prätorius und dem Arbeiterführer Krassow, der seinen Herrn verstanden hat. Ich setze ihn hierher:

„Krassow: — Nun gehe ich hinaus in fremde Bezirke und will Euer Wort mit mir nehmen und es andern sagen: Rausch ist Verderben! Das ist ein großes Wort! Tausendfach, millionenfach soll es gehört werden.

Prätorius: Thor, der Du bist! Der Rausch ist stärker! Der Rausch läßt sich nicht besiegen! Das Tier wirft uns im Sprunge zu Boden, die Flamme erstickt uns!

Krassow: Aber im Raufen mit dem Tiere, im Kampf mit dem Rausche werden meine Genossen stark und fest werden. Sie werden den Gegner sehen, der mitten zwischen uns steht und sich gegen ihn schützen.

Prätorius: So geh und lerne, daß Du schwach und unnütz bist.

Krassow: Schwach und unnütz, so lang ich einsam stehe, allein mit meinem Willen, mit meiner Kraft. Aber stark und gewaltig, sobald ich Eins bin mit allen, die mir folgen.

Prätorius: Und ich stand einsam .... Und einsam falle ich!

Krassow: Lebt wohl, Herr!

Prätorius: Aus diesem zerstörten Hause nimmst Du das beste mit Dir fort! — Der nach mir kommt ist stärker denn ich!"

Hier ist das Problem gelöst. Es ist nicht genug, daß man nach dem Leid der Menschheit fragt und es erkennt, man muß sich auch über den Weg klar sein, den man bei der Heilung einzuschlagen hat. Und den

weist nicht das Herz, sondern der Verstand. Krassow wird die Menschen belehren, bilden und dadurch, daß er ihren Geist entwickelt, das Tier besiegen, soweit dies innerhalb der Grenzen der menschlichen Natur überhaupt möglich ist. Krassow nimmt aus dem zerstörten Hause wirklich das beste mit sich: den Gedanken. Und so klingt über den scheinbar pessimistischen Schluß des Dramas jener Optimismus hinaus, von dem ich oben gesprochen: der Glaube an die Perfektibilität der Menschheit und den Willen dazu. Denn der Wille ist alles. Er ist der eigentliche Lebensnerv. Sein Wille ist es, der Prätorius unsterblich macht, da er in Krassow weiterlebt.

Dem Willen, als dem Untergrund der That und des Lebens, ist das nächste Buch gewidmet, das Märchenspiel: „Der Wunsch." (Breslau, S. Schottlaender). Enzio ist ein armer Poet, der in sich das Sehnen nach Großem herumträgt. Ein Perser, den seine Verse entzückt haben, giebt ihm einen Stein, mittelst dessen ihm jeder Wunsch erfüllt werden kann. Aber nun kommt Enzio in die große Verlegenheit. Er soll den Inhalt des Lebens in einen einzigen Wunsch zusammenfassen und kann es nicht, weil er das Leben gar nicht kennt. Die Welt war ihm bisher nichts als eine Summe von Erwünschbarem, ein „körperloses Nichts, das nur sein Gedanke zusammenhielt". Er vergleicht nun alles, was ihm die Außenwelt bieten kann mit seinem Wunsch und kommt endlich darauf, daß nichts davon das Glück sei, daß er dieses in seiner eigenen Brust suchen müsse, in einer That, die einem festen Willen entspringt und Ausdruck seiner Persönlichkeit ist. In dieser Erkenntnis sagt er:

„Dem Wunsche kann ich leicht entsagen,
Mein Wille muß ans Ziel mich tragen."

Aber nicht nur der „Wunsch" hat seine Wurzel in dem Drama „Rausch", sondern auch noch das dramatische Gedicht: „Das hohe Lied". (Verlag von M. Engel & Söhne, Wien. Mit Heliogravuren nach Original-Kompositionen von Max Levis.) Der Centurio, der auf den Trümmern des Tempels in Jerusalem über dem Hohenliede Salomonis in Träume versinkt, hat einen Bruder in Willfried, wie auch in Prätorius. Wie Willfried kommt er zur Einsicht, daß die entsagende Liebe das höchste sei, und wie Prätorius trägt er sein neues Evangelium hinaus in die Welt. Wird er auch sinken, der Same, den er gestreut, der wird gedeihen und herrliche Frucht tragen.

Auch hier sehen wir wieder den hoffnungsvollen Ausblick auf die Zukunft, mit dem alle Dichtungen Lothars schließen. Denn obwohl der Dichter seinen Schopenhauer kennt, wie am besten der „Wunsch" beweist, so hat er sich doch nicht dem Pessimismus hingegeben. Als Vorläufer der großen Volksdichtung, von der wir alle träumen, darf er sich auch gar nicht

dem Weltschmerz hingeben. „Der Pessimismus ist Gift für die Menge," sagt er selbst in seinen schon erwähnten kritischen Studien. Wohl deshalb, weil er das Volk dem krassesten Materialismus in die Arme treibt, weil er jeden idealen Aufschwung verhindert und direkt kulturfeindlich ist.

Lothar hat ferner auch die wirksamste Form gewählt, in der man zum Volke sprechen kann: die dramatische. Und er hat zugleich das Programm des Zukunftsdramas aufgestellt, wenn er sagt: „Das moderne Drama, aus dem sich das Theater der Zukunft entwickeln wird, wird künstlerische Symbolik mit künstlerischem Realismus verbinden, sich also jener Formel unterordnen, die allen großen Meistern als Gefäß ihres Geistes diente."

Das stimmt. Aber Lothar hat diese Formel noch nicht viel in der Praxis angewendet. Seine Dichtungen lassen noch immer einen Mangel an Realität erkennen. Er symbolisiert nicht in lebensechten Gestalten, sondern in solchen, die ohnehin schon Symbole sind, und so wird er zum Allegoriker, allerdings zum bedeutendsten, den unsere Litteratur in der Gegenwart aufzuweisen hat.

Dieser Mangel an Realität, der in „Rausch", „Cäsar Borgias Ende" und dann vor allem in dem köstlichen Lustspiel „Frauenlob" (E. Pierson, Dresden und Leipzig), das demnächst über mehrere Bühnen gehen wird, nicht oder doch nur teilweise existiert, wird aber reichlich aufgewogen durch viele und große Vorzüge. Zu den größten Vorzügen Lothars gehört es, daß er seine Themen in wahrhaft erschöpfender Weise behandelt. Er führt seine Symbolik bis ins kleinste durch; keine Parallele wird vergessen, kein Vergleich außer Acht gelassen, und so eröffnen sich in jeder Dichtung nach allen Richtungen hin Perspektiven von unendlicher Tiefe. Besonders sind in dieser Art ausgezeichnet: „Der verschleierte König", „Rausch", „Wunsch" und „das hohe Lied". Lothar braucht nur eine dieser Perspektiven näher zu beleuchten, und es entsteht ein neues Werk. Man kann ruhig sagen, daß sich eine Dichtung Lothars aus der andern entwickelt hat, und jede mit allen anderen in kausalem Zusammenhang steht. Und alle sind wieder der Ausfluß einer scharf umrissenen Individualität, einer mit Geist und Gemüt dem höchsten zustrebenden Persönlichkeit. Sichert schon diese stark persönliche Note den Dichtungen Lothars eine bedeutende Wirkung, so erreicht er diese noch durch die überaus anziehende äußere Form. Die vornehme Natur des Dichters prägt sich nämlich auch in seiner Schreibweise aus. Sein Prosastil wie seine Verse sind knapp, elegant, geistreich, und er versteht es, ihnen durch einzelne Wörter die warmen Lichter schöner Begeisterung, inniger Herzlichkeit und feinen Humors aufzusetzen. Denn auch Humor hat Lothar und sogar sehr viel. Aber es ist ein kluger Humor, einer der immer etwas hinterm Schilde führt. Der Dichter weiß eben,

wie er im „verſchleierten König“ ſagt, daß man viele Wahrheiten nur ſagen darf, wenn man ſie in das Gewand der Narrheit kleidet, und in „Rauſch“ meint er: Die Narrenſchelle iſt die Nuß, die den bittern Kern der Klugheit umſchließt.“ Wer aber noch ein beſonders feines Ohr hat, der hört aus allen Dichtungen heraus einen friedensſüßen, wunderbar ſchönen Ton: das heilige Lachen jener gottbegnadeten Menſchen, die in Licht, Liebe und Schönheit das Ziel des Daſeins gefunden haben und an die Erreichung dieſes Zieles glauben.

Damit glaube ich in Umriſſen ein Bild von dem Schaffen Dr. Rudolf Lothars entworfen zu haben. Faſſen wir alles zuſammen, ſo ſehen wir in ihm einen Vertreter des neuen Idealismus, von dem er ſelbſt ſagt: „Er ſammelt ſeine Kräfte in unſerem Blute, in unſerem Marke und ſchreitet langſam die Stufen zum Throne hinan.“

Unſer Dichteralbum.

Lieder.

I.

Hier ruht ein Herz, das niemals Ruhe fand,
Gehetzt von Neid und Schuld ſank es hinab,
Gutmütig pflanzte eine fremde Hand
Ein ſchmächtig Nelkenſtöckchen auf das Grab.

Das lebt vom toten Herzen und — gedeiht,
Genährt vom Tau, vom linden Licht umkoſt,
Für eine abgrundtiefe Welt von Leid
Iſt das — der Troſt. —

II.

Weiſer Schnee vergräbt die bunte Welt,
Still das Lämpchen träumt — ein Feuer leckt
Spahn nach Spahn — und ferne rauſcht
Luſtbetäubt des Lebens Strom vorüber.

Einſam iſt es. — Weihnachtsglockenton,
Kinderjauchzen — Flamme — liebe Flamme
Singe du — in deinem roten Strahl
Will ich Schönheit ſchau'n und Leben.

Fern im Nordland liegt das Märchenſchloß,
Liegt ein Schloß aus blauen Flammenbändern,
Auf den dunklen Polſtern ruht das Weib,
Eine weiße Flamme, — blauſchwarz iſt ihr Haar.

Eiskalt iſt's im Märchenſchloß aus blauen Flammen,
Kind der Flamme! — Flammenglück
Schlürfte ich mit deinem Todeskuſſe — — —
Lange ſchon verſank die große Sonne.

Sag', wie war es doch? — — Die Flamme ſang:
„Deine Jugend bin ich — Todesreif
Deckte deine Jugend" — ich fuhr auf —
Weihnachtsglocken tönten von den Türmen.

III.

(Boariſch.)

Sie:

„Guck d'r net d' Aug'n aus,
Wann'd'ſt d'r d' Aug'n ausguckſt,
Haſt d' koa Aug'n mehr,
Nachher is g'ſeit."

Er:

„Beiß d'r net d' Zung'n ab,
Wann'd'ſt d'r d' Zung'n abbeißt,
Haſt d' koa Zung'n mehr,
Dös war a Malheur."

Sie:

„Schrei d'r net d' Lung'n aus,
Wann'd'ſt d'r d' Lung'n ausſchreiſt,
Kannſt m'r koa Buſſerl gab'n,
Dös is a G'frett."

Er:

„Friß mi net vor Liebe auf,
Wann'd'ſt mi vor Liebe frißt,
Haſt d' koa Büaberl mehr,
Ja — aber dann!"

IV.

Geſtern noch ſo ſchön beſoffen,
Lieg' ich heut in dunkler Kammer,
Grauenvoll hat mich betroffen
Gräulich grauer Katzenjammer.

Höre Zeus, ich ſchwöre dir:
Jetzt will ich moraliſch werden,
Geſtern hatt' ich viel Pläſir,
Heute hab' ich Kopfbeſchwerden.

Ach, im Leide fühlt man chriſtlich,
Iſt geſtört erſt die Verdauung,
So wird indiſch und buddhiſtiſch
Alle meine Weltanſchauung.

Eine Art von Volkshygiene
Hat uns die Moral verſchafft —
Thäte Tugend uns nicht bene,
Wär' kein Teufel tugendhaft.

Ja! ich will moraliſch ſein,
Will die Weiber flieh'n, die böſen,
Will im trauten Kämmerlein
Meinen Schopenhauer leſen.

Hiermit weih' für nächſte Woch'
Ich mich ganz dem Schönen-Guten,
Höchſtens geh' ich ein Mal noch
Auf die Karnevalsredouten.

Etwas beſſer wird mir ſchon,
Luſt erwacht in meinen Sinnen,
Sieh — das iſt der Tugend Lohn,
Ach — was ſoll ich jetzt beginnen?

Ei ſieh da — die holde Kleine
Von da drüben winkt mir zu.
Morgen früh um halber neune
Giebt ſie mir ein Rendezvous.

V.

Er war ein Jüngling, hold und friſch,
Der größte Lebemann am Platze,
Auf ſeinem Kopfe zeigten ſich
Die erſten Spuren einer Glatze.

Ein Mägdlein liebt ihn, inniglich,
'ne kleine, heiße, ſüße Katze,
Sie koſeten gar minniglich
Und — größer wurde ſeine Glatze.

An jedem Mittag ſah ich ſie
Bei Schleich, am Wittelsbacherplatze —
— Ich leiſte mir dort das Menu —
Stets ſchien mir größer ſeine Glatze.

Auf ſeiner Liebespoeſie
Lag roh des Schickſals freche Tatze,
Ich glaub', er ennuyierte ſie —
Und größer wurde ſeine Glatze.

Und eines Vormittags ging ſie
Ihm durch mit einem neuen Schatze,
Das Geld perdu — das Haar perdu,
Es blieb ihm — ſeine große Glatze.

VI.

Im Café Luitpolde
Da prahlt beim Mogelſkat
Graf Prittwitz, der Soldat,
Sein Rock erglänzt von Golde.

— Ein armes, bleiches Kind,
Von Qual und Hunger kündet
Ein Auge, rot entzündet
Von vielem Weinen — blind.

„Kauft Blumen!" fleht ein Ton,
Den Scheu und Angſt erpreßte —
Es ſtaunen alle Gäſte,
Denn „Trumpf" ſprach Herr Baron.

VII.

Warum nur wird es ſo ſchwer dir, von hinnen zu geh'n?
Weil die Kuliſſen der Welt, weil ihr Schleier ſo wunderbar ſchön.
Aber ſchau hinter das lockende, leuchtende Kleid,
Überall Leid — o unnennbar, unendliches Leid.
Tauſende, Tauſende ſchmachten im Frohne von Arbeit und Not,
Werden von Krankheit gehetzt und von Hunger und ächzen in Laſter und Kot.
Haben die Luſt nicht gekannt, die berückende Luſt, die das Daſein durchglüht,
Sterben als Sklaven, verachtet, verſchmachtet, mit totem Gemüt.
Haben den einzigen Troſt in des Jenſeits beglückendem Wahn,
Schmäh'n und verfluchen dies Leben, weil nimmer ein Leben ſie ſah'n.
Haben ihr Ohr nicht getaucht in das Rollen der ſchäumenden See,
Haben ihr Aug' nie getränkt mit des Hochgebirgs ſchimmerndem Schnee.
Niemals hat ſie ein linderndes Wort, ein Schimmer, ein Schatten der Kunſt
Fortgetäuſcht aus dem Joche des Tags, erhoben aus ſeinem Dunſt.
Niemals vom Genius ein Blitz ihr Gehirn, ihr gequältes, durchbrannt,
Was uns das Leben erhöht, was es wert macht, ſie haben es niemals gekannt.
— — Schau, wie ſo leuchtend erglänzet der Frühling und füllet mein trunkenes Herze mit Luſt,

Wehmut! oh endloſe Wehmut! ach — könnt' ich das teilen mit allen, ſie drücken heiß an die glühende Bruſt.
Daß den Moment ich nimmer, nimmer genießen kann,
Denk ich daran, wie viele jetzt darben — ſo packet der Wahnſinn mich an.
Schönheit! oh Schönheit! nach dir nur lechzt' ich ſeit Jugendbeginn,
Ach, und ſelbſt Schönheit verſchwebet in Wehmut mir hin. —
Siehe, es leuchtet der Frühling, — ach, zwei Sekunden wohl kaum,
Jedes fallende Blatt iſt ein ſterbender Menſch, der ſinket vom Baum.
Siehe, es glänzen im Taue der Nacht die Blumen, mir aber ſcheint
Jeder Tropfen wie eine Thräne, um eine arme Seele geweint.
Siehe, es ſinken die Sterne, und iſt dir denn nicht
Jeder Stern eine Sehnſucht, ein Wunſch, der auf ewig verliſcht?
Flammend in Farben der Herbſtwald gen Himmel loht,
Ach — er ſtahl nur die Farbe aus totem, verblichenem Wangenrot.
Schuldloſe Blumen, köſtliche Blumen, in eurem Blau
Ich die gebrochenen Augen, Blauaugen verſtorbener Menſchenkinder erſchau.
Giebt es denn hier keine Stätte, kein Fleckchen auf dieſer Welt,
Wo nicht ein Wahn ſchon gewütet, ein Mörder gepraßt, und verblutet ein Heil'ger und Held?
Ach — die Kuliſſen ſind ſchön — zu ſchön — ich ſah hinter das Kleid und es lag
Drunter ein Totengerippe, mit Roſen bedeckt, die umgaukeln als Falter wir grad einen Tag.

München. Theodor Leſſing.

Dämon Ruhm.

Was iſt das Leben,
Iſt der ird'ſchen Größe wahrer Spiegel:
Aus frohem Feſtglanz
Jäh ins dunkle Grab —
Nach ſüßem Roſenduft
Herber Cypreſſenduft.
Und jeder, der hinauf
Zu Macht und Ehr' und hohem Ruhm
Erklomm den ſteilen Berg der Eigenliebe:
Bald iſt er,
Ach, er ſelbſt nicht mehr,
Bald iſt er nur
Ein blindes Spiel von Ungefähr;
Heute der Menge Gott,
Ihr Abgott —
Morgen ein hohles, totes Nichts.

Berlin. Wilh. Arent.

Sieh', wie die Wogen —

Sieh', wie die Wogen plätſchern
An unſern leichten Kahn
Und fallen und weiter wallen
Auf flüchtiger Waſſerbahn.
Das Meer will mit uns koſen,
Das uns ſo lange gegrollt;
Roſen ſtreut uns der Himmel
Von güldenem Abendgold . . .

Lied.

Was ich auch treibe,
Wo ich auch bleibe,
— Immer fühle ich Dich!
Ich kenne keine Stunde,
Auf meines Denkens Grunde
Wogen Gedanken an Dich!

Idylle.

Das iſt der alte Großpapa!
In dicken Hauspapuſchen
Kommt er zum Kaffee hergetappt,
Zum Morgenkaffee-Muſchen:
papp — trapp — papp — papp . . .

Der liebe alte Großpapa
Sitzt ernſt im Sorgenſeſſel.
Doch ſeine gute Großmama
Hält ſchon den Kaffeekeſſel:
trüll — lüll — lüll — lüll . . .

Der liebe alte Großpapa
Weicht ſeine Morgenſemmel
Und lächelt in die Taſſe 'rein,
Als ſäh er in den — Himmel:
klütſch — mütſch — klſchſchk! . . .

Der liebe alte Großpapa
Ruft: „Nun die Pfeife, Lieschen!"
Die bringt die gute Großmama
Und kriegt dafür ein — Küßchen:
pſchſchmtzt . . .

München. Hans H. Buſſe.

Der Weidenbaum.

Wie war es doch? . . . Es liegt wie ein Traum,
Wie ein Bild auf Seide, in meinem Sinn . . .
Eine alte Weide am Waſſerſaum,
Und ſommerlich ſummen die Bienen drin . . .

Wir ſaßen im blaſſen Schilf ſo fern,
Du ſangſt das Lied von der Waſſerfee, —
Wie Gottes Auge blitzte ein Stern,
Ein zitternder Stern im grünen See . . .

Und ich küßte die kleine, kindliche Hand
Meiner blonden, blauäugigen Waſſerfee,
Sie zog mich nieder vom weißen Strand
In den purpurn ſchimmernden Liebesſee . . . .
. . . . . .
Und wie war es doch? — Es liegt wie Graun,
Wie Thränen auf Samt, in meinem Sinn . . . .
Im See die Waſſer blitzen und blaun
Und ſpülen an Weidenwurzeln hin . . . . .

Hell ſcholl dein Lachen, ſo kindhaft hell, —
Die Fiſchlein ſchwammen um deinen Fuß,
Und ich zuckte nieder ſo heiß und ſchnell
Und küßte die Tropfen von deinem Fuß . . . .

Und du lachteſt ſo hell, ſo kindhaft hell —
Du raufteſt das Schilf in raſender Luſt — —
Es liegt wie Blut auf Samt ſo grell,
Es ſchreit wie ein Mord in meiner Bruſt . . . . .
. . . . . .
Dann ſchwarz und rot wie Rauch und Blut
Ging über den neblig ſtürmiſchen See
Mit dunklem Gewölk eine Abendglut, —
Dann kühlteſt du ſtill dein brennendes Weh.

Dann löſten die Stürme dein ſchönes Haar,
Die Wellen küßten den lieblichen Leib,
Rauh rief im Sturm ein Rabenpaar, —
Und die Weide beweinte mein totes Weib .....

Und die Weide beſchattet mein totes Lieb ...
Ich flieg' wie ein Teufel über den Raum,
Ich ſchlummer' und ſchlafe nicht, wie ein Dieb
Schleicht ſich mein Herz an den Weidenbaum .....

Herbſtſtimmungen.

I.

Nach welken Blättern roch die Erde feucht und dumpf.
Müd' ſank das Mütterlein auf einen Eichenſtumpf.

Es träumte .... Und ein hoher, weißer Engel ſtand
Im Abendrot und hob die ſchmale, ſchöne Hand

Weit über alles Land und lächelte und wies
Der Träumerin den dunklen Weg ins Paradies .....

II.

Der Nebel rinnt, der Regen rauſcht.
Was wühlt ſich flink durch mein Gehirn?
So ängſtlich meine Seele lauſcht
Dem Nagen hinter meiner Stirn.

Mit feuchten Fingern drückt die Nacht
Die letzten trüben Lichter aus.
Vor meiner Thüre lauſcht und wacht
Der Tod und leuchtet in mein Haus .....

Berlin. Hans Benzmann.

Sehnſucht.

Mimoſen duften und Narciſſen
Auf dem Kamine dumpf und leis. —
Sie hebt das Haupt von ihrem Kiſſen; —
Wie iſt die Frühlingsnacht ſo heiß!

Sie ſchleicht ans Fenſter, bleich und lauernd. —
Der Garten liegt im tiefen Traum. —
Sie horcht. — Zuweilen flattert ſchauernd
Ein Vogel durch den Kirſchenbaum.

Und weiße Blütenblätter ſchweben,
Im Taumelreigen hingeweht. —
Sie ſtreckt ſich an den Gitterſtäben,
Sie ſpäht hinaus, und jauchzt, und fleht:

„Ich möchte meine Lippen preſſen
„Ein einzig Mal auf deinen Mund,
„Ich möchte Luſt und Qual vergeſſen
„In deiner Augen ſtillem Grund.

„Ich möchte kühn den Schleier reißen
„Von feiger Scham und ſtolzer Pein,
„Ich möchte dich willkommen heißen:
„Gebieter, König, ich bin dein!" —

Wien. Paul Althof.

La guerre.

Die Lilienkrone auf fahlem Haupt,
Das Gewand mit Blut beſpritzt und beſtaubt;
Bohrend der Blick, irrwild die Haare,
Gelehnt an eine Totenbahre;
In der Hand das wetterroſtige Schwert,
Neben dir graſend ein weißes Pferd,
So ſah ich dich — und wich ängſtlich zurück
Und bat: „Noch nicht! Ich hörte ſoviel vom Glück;
Noch nicht ich Leben und Liebe genoß!"
Da ſchwangſt du dich auf dein ſcharrendes Roß
Und ſchwandeſt in Nacht. —

*

In mitternächtiger, greller Pracht
Seh' ich drei leuchtende Sterne glühn,
Drunter reiteſt du her, trotzig und kühn.
Mich fragt dein Auge.
„Ja, ich genoß!"
Ich klopfe den Hals deinem ſchäumenden Roß,
Schwing' mich zu dir und reite mit.
Mich fragt dein Auge.
„Ja, ich — litt!"

München. Wilhelm von Scholz.

Der Liebe Weg.

Im trüben Schein des Lebens ging die Liebe
Auf rauhem Pfad. Von ihren Füßen rann
Das Blut und zeichnete mit Flammenzeichen
Den Schmerzensweg auf hartem Felſen ein.
Die Augen blickten troſtlos in die Leere,
Wo Stein an Stein in wilder Größe wuchs,
Und weiter trug ſie ihres Leidens Laſt,
Bis ſie erſchöpft, verzweifelnd niederſank.
Da blühte aus dem Stein zu ihren Füßen
Ein blaues Blümlein auf in ſchlichter Schöne,
Und durch das Wunder ſeines Daſeins goß es
Erinn'rung allen Glücks und aller Freude
In das gequälte, wehe Herz der Liebe.
Im Wiederſcheine lieber Stunden blickten
In ſüßem Glanze ihre Märchenaugen
Auf dieſes Blümlein, künft'gen Glückes Boten,
Und heil'ger Glanz von ihrem Haupte ſtrahlte.

M. Oſtrau. J. L. Windholz.

Non omnia vanitas.

Aus dem Polniſchen des Victor Gomulicki.

Nein! das vergeß' ich nie!
Auf einen dicken Band Albertus Magnus
(Gelehrten Unſinns altehrwürd'ge Sammlung)
Setzt' ſich ein Mägdlein — wohl nicht keuſch genug,
Der kühlen Veſta Prieſterin zu ſein,
Doch einer Nymphe gleich mit ihrer Anmut
Durchleuchtend des Studenten dürftig Stübchen,
Der ſelten Frauenkleider raſcheln hörte,
Viel öfter Mäuſe, hungrig ſo wie er.

Nein! das vergeß' ich nie!
Das Mädchen blüht' in holder Jugendfriſche,
Und jenes Buch, latein'ſcher Weisheit ſchwer,
Statt künftige Jahrhunderte zu nähren,
War es der grauen Motten Fraß geworden.
Es ſchien ein Giftſchwamm neben dieſer Blume,
Und neben dieſer Roſe dürres Herbſtlaub,
Von Spinngeweben voll und Staub und Wuſt.

Nein! das vergeß' ich nie!
Das lichte Baumwollkleid, das alte Leder,
Sie ſtritten wider ſich, wie zwei Symbole
Von Tod und Leben, Grab und Jugendfreude.
Das Mädchen lachte hell, das Buch blieb ſtumm;
Und unverſöhnlich ſtießen aneinander
Des Alters Kälte und der Jugend Glut!

Nein! das vergeß' ich nie!
Albertus Magnus, der Lateinergreis,
Er ſchien ein Schüler dieſer loſen Dirne,
Und ihre großen Feueraugen ſprachen
Zu mir, was ich aus tiefſtem Herzen glaube:
Daß in dreihundert Jahren unſre Weisheit
Zerſtoben iſt wie morſche Totenknochen —
Doch immer werden Mädchenwangen blühn!

Graz. Ladislaus Gumplowicz.

Der Teufelsplan.

Eine Novelle.

Er mochte träumen; langſam ging er hin,
Man ſah's ihm an, mit tiefem Wohlbehagen.
Was zog ſo machtvoll ihm durch ſeinen Sinn:
War es ein Lichtbild — aus vergangnen Tagen?

War's in des Laubparks grünem Baldachin
Der Frühlingsvögel ſilberhelles Schlagen?
Freut' ihn ein Veilchen dort am Waldesrande
In ſeinem ſtill beſcheidenen Gewande?

Dies Veilchen wohl! Indes ein andres auch,
Das ihm ſeit kurzem erſt die Wirtſchaft führte,
Und deſſen Antlitz, friſch wie Lenzeshauch,
Sein alternd Herz ſo wunderſam berührte,
Daß er in ſeinem glänzend hellen Aug'
Oft einen ſeltſam feuchten Glanz verſpürte —
Wie kam es nur, daß dieſes ſchöne Weſen
Sich ihn ſo raſch zum Liebſten auserleſen?

Er war nicht jung mehr, doch ein Vollpoet,
Zu arm nicht, doch kein Herr auch von Millionen ...
Er ſann und träumte — wie es rauſchend weht,
So lieberauſchend durch die Wipfelkronen!
Iſt's nur ein lichter Traum, der raſch verweht?
Sprach ihm ein' Elfe nur von Minnelohnen?
Doch nein, zu hell noch ſtrahlen jene Stunden
Der letzten Nacht, wo ſie ſich ihm verbunden.

Er kam vom Mahle geſtern, durch den Wein
Ein wenig heiß und dann auch durch Geſchichten,
Die manchem Gaſt der Augenblick gab ein.
Ein Graubart, ſprach er da, bin ich mit nichten,
Mein Herz iſt noch nicht fühllos wie ein Stein.
Auch ich kann Liebe leben, nicht bloß dichten!
Die andern lachten ... Bald vor ſeinem Hauſe
Befand er ſich, der einſam ſtillen Klauſe,

Des Häuschens Anblick freut' ihn inniglich,
Es lag in lindenbaumbepflanzter Gaſſe;
Aus grünem Weinlaub lugt's ſo minniglich,
Als ob es nur mit Scheu ſich ſehen laſſe;
Es lag ſo ſtill verborgen, ſinniglich ...
Doch ſtörend gradeüber, wie zum Haſſe,
Wie lachend ſtolz ein weißer Prachtbau ragte,
Der auf dies Häuschen keck zu ſchauen wagte.

Vergebens ſuchte diesmal ſeine Hand
Den Schlüſſel in der Taſchen dunkler Tiefe,
Und an die Hausthür pocht' er unverwandt,
Sich nimmer fragend, ob ſie auch ſchon ſchliefe;
Er ſah am Fenſter Licht, das ſchnell verſchwand.
Schon war es ihm, als ob's von innen riefe:
„Sie ſind's, Herr Doktor?" — Und ein froh „Ich bin es,"
Rief er durch's Schlüſſelloch erregten Sinnes.

Der Dichterwirtſchaft neue Schaffnerin
Stand vor ihm hold im weißen Nachtgewande,
Indes um ihre Wangen, Augen hin
Der Lichtſchein ſpielt mit ſeinem ſanften Brande.
Dem Alten mit dem Jünglingsherzen ſchien
Sie wie ein Engel aus dem Feenlande.
Einfiel das Schloß. Sein Herz ſchlug wie ein Hammer —
Sie mit dem Licht ging ihm vorauf zur Kammer.

Sie ſetzt es auf den Tiſch. Und „gute Nacht!“
Von Purpur überhaucht, ſo ſpricht ſie leiſe,
Derweil ihm dünkt, als ob ihr Mündchen lacht
Und ſingen möcht noch eine andre Weiſe.
„Ei, Jungfer Roſe, wohl ſehr lang gewacht?
Ja, ja, gehn alte Herren auf die Reiſe,
Sei's bloß zu Freunden, muß man ſchon vergönnen,
Daß ſie nur ſelten pünktlich kommen können.

Und heut zumal. Wir ſprachen mancherlei,
Von Minneglück, vom Mai der Jugendblüte . . .
Ei, meint auch Sie, daß ich zu alt ſchon ſei,
Um noch mit jugendlichem Frohgemüte
Zu lieben nach der Jugend Melodei?
Ein alter Mann ſei bloß „die liebe Güte“ —
Indeſſen Liebestau, wie ich entgegnete,
Auch uns noch manches Mal vom Himmel regnete!“

Und auf der Schwelle ſtand ſie leuchtend da,
Sie lachte, lächelnd unter ſüßem Schweigen.
Und wie dem alten Herren da geſchah?
Wie ihm noch nie geſchehn, ſo wundereigen.
Trieb kichernd ihn zu ihr hin buſennah
Der Amoretten luſtig loſer Reigen? —
Das kleine Licht erliſcht. Durchs offne Fenſter
Wehn Blumendüfte, flüſtern wie Geſpenſter . . .

So wandelt er dahin; doch weiter mag
Erinnerung, die ſüße, nicht mehr hüpfen;
Er weiß nur, daß er viel des Unſinns ſprach
Beim Haarauflöſen und beim Wiederknüpfen;
Daß ſie ſchon längſt als wie im Schlummer lag —
Doch weiter will er nicht den Schleier lüpfen . . .
Jetzt noch umklingt's ihn (auf dem Waldgang eben):
„Aus Liebe nur hab' ich mich Dir ergeben!“ — —

Die Mittagsſtunde kam, die Eſſenszeit,
Und vom Spaziergang wieder heim er kehrte.
Auf weißgedecktem Tiſch ſtand ſchon bereit
Das Mahl. Und auch ein Mund, der gern gewährte

Ihm Küſſe, würzig friſch voll Liebligkeit,
War nahe ſchon, den Purpurreiz verklärte.
Nur um die Augen lag's wie Sturmgetoſe:
„Was iſt geſchehn, o meine liebe Roſe?

Doch ſetze Dich! Beim Mahl erzähle jetzt!“
Sie ließen beide ſich am Tiſche nieder,
Und ſie berichtete, wie ſie verletzt
Sei durch gewiſſe Nachbarſtichellieder . . .
„Mein Name, lieber Doktor, wird zerfetzt
Von drüben: ſieh, da ſitzen ſie ſchon wieder,
Die beiden ſittſam keuſchen Ehefrauen,
Die grinſend durch das Fenſter zu uns ſchauen.“

Der Dichter ſchaut hinüber und erblickt
Die beiden, die ihn nicht vergiegen machen:
O wie ſie ehrbar thun, jedwede ſtickt
Und ſitzt gebückt, doch ſieht er beide lachen.
Gleich Roſen, die der Sturm noch nicht geknickt,
So ſchön noch ſind ſie, Liebe zu entfachen —
Nur ſchade, daß ſie außer ihren Jungen
Noch haben juſt zwei ſtachlicht ſpitze Zungen.

An Zeiten, die entflohn ſind wie ein Traum,
Denkt er zurück, an Stunden voll von Glanze:
„Mit dieſer ſchwärmt' ich unterm Lindenbaum —
Mit jener dreht' ich ſelig mich im Tanze —
Mit beiden ſchwebt' ich wie im Himmelsraum —
Mit jeder träumt' ich ſchon vom Ehekranze:
Doch zeigten ſich ſo weitklug fein die Damen,
Daß ſie zwei goldgefaßte Gimpel nahmen . . .“

„Und was ſoll ich thun?“ „Sage, liebes Kind,“
Hebt an der Doktor wiederum zu ſprechen.
„Was thut's, wenn über Roſen neidgeſinnt
Klatſchroſen ihren Stab gern möchten brechen?
Was heut ſie ſchwätzen, morgen iſt's ſchon Wind“ —
„Ich kenn' uns beſſer; nein, Du wirſt mich rächen,
Sonſt muß ich“ — und ſie ſah ihn an voll Leiden —
„Dies ſchöne Neſt und Dich für immer meiden“ . . .

Dem alten Doktor ſchoß durchs Hirn das Blut.
Den Schatz, den kaum erworbnen, Preis ſchon geben,
Daraus er ſchöpfte neue Lebensglut
Und neue Kraft und neue Luſt am Leben?
Und wieder ſprach er, lächelnd wohlgemut:
„Soll ich zwei Stacheiverschen ihnen geben
In unſerm Blatt? Sie werden ſicher ſchweigen —
Und ſtumm dann mit den Fingern auf uns zeigen.“

„Nein, nein, auf dieſe leichte Weiſe bringt
Dein Mund, Geliebter, die zur Ruhe nimmer . . .“
Der Doktor ſinnt: „Ha, wenn mein Plan gelingt,
Ei, ſo beſuch' ich dieſe Frauenzimmer;
Erkläre, daß, von Liebesglut beſchwingt,
Auch ſolch ein junger Graukopf irrt noch immer . . .“
Und Jungfer Roſe? Sah ihn an erſchrocken,
Ihr blieb das erſte Wort im Munde ſtocken.

„O laß mir meinen heitren Teufelsplan,
Du ſollſt Dich nicht mehr zu beklagen haben;“
Und eh' ſie noch den Guten hindern kann,
Sieht ſie ihn ſchon zum Nachbarhauſe traben.
Zuvor noch goß er „Wein auf ſeinen Zahn“,
Um Amors Spannkraft ſtärkend auch zu laben,
Und keck durch freche Liebesworteſehde
Sich zu erobern, zu verſöhnen jede . .

Die Stunde dehnt ſich aus zur Ewigkeit.
Es lauſcht voll Zittern hinter den Gardinen
Das ſchöne Mädchen in dem grauen Kleid;
Angſt und Beſorgnis ſpricht aus ihren Mienen.
Da plötzlich ſchwimmt's wie Sonnenherrlichkeit
Auf ihrem Angeſicht, er iſt erſchienen:
Sie ſieht ihn drüben aus der Hausthür ſchleichen,
Sein Wink und Lächeln ſind ihr Rätſelzeichen.

Nach einem Stündchen kam er ſchon zurück
Mit kurzem Atem, hocherglühten Wangen.
Die höchſte Neugier ſpricht aus Roſes Blick:
„Wie iſt die Sache, Doktor, abgegangen?“ —
„Ich bin ein Sonntagskind, hab' immer Glück,
Vor dieſen beiden ſei nun ohne Bangen:
Was ich von Dir in ſüßer Stund' bekommen,
Das hab' ich mir von jenen kühn genommen!“

Berlin. Oskar Linke.

Die Brücke.

Von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Um die Mittagsstunde war der Kraut- und Kleinmarkt, welcher alltäglich den geräumigen, unebenen Stadtplatz füllte, beendet. Halbwüchsige, zerlumpte Jungen trieben zwischen den Weibern, welche die Lösung des Tages überzählten, ihr mutwilliges Spiel, bewarfen sich über die Köpfe der arglosen Passanten hinweg mit harten Birnen und breiig weichen Paradiesäpfeln, bettelten da um Pflaumen, dort um eine altbackene Semmel und machten den Hökerinnen das Leben sauer. Die Gärtler zogen mit dem Grünzeug ab, die Kartoffeln wurden in Säcke gepackt, verladen und fortgeführt, um morgen in frühester Stunde auf dem Pflaster wieder ausgelegt zu werden, die Gurken lose in den Wagen geschüttet. Die Obstlerinnen nahmen ihre Waren in Handkörbe und begaben sich auf den Hausierhandel. Schuhe, Bürsten und anderes dauerhaftes Kleinzeug wurde in Kisten verladen und diese in die Kammern und Keller der umliegenden Häuser eingelagert. Weite Schwingen und breite Körbe wurden fortgetragen, gewaltige Schirme zusammengeklappt, Bretter und Böcke fortgezogen. Für dieses Aufstellen und Einpacken zahlte der Krämer täglich fünfzehn Kreuzer an die Taglohner, welche hier stets ihre Arbeitgeber fanden.

Sie kannten jeden Krämer beim Namen und jedes Loch, wo der und jener seine Stärke und Seife, seinen Mohn und Linsen, Filzpantoffeln und Kopftücher über Nacht zu verwahren pflegte. Dieses Corps, in welches seit Menschengedenken kein uniformierter Dienstmann aufgenommen worden war, in welches nur Kameradschaft und verwandtschaftliche Besprechung Zulaß gewährte, bot seinen Mitgliedern kargen Lebensunterhalt für ausgiebige, wenn auch nicht schwere Arbeit, schützte sie vor Mangel an Arbeitsgelegenheit und vor der Sorge um den morgigen Tag. Nicht, daß es irgend einem Manne verwehrt gewesen wäre, sich da oder dort anzustellen, Arbeit zu suchen, seinen Schubkarren oder sein Wägelchen anzubieten; aber die Arbeiten des Platzes waren in festen Händen, jeder Führer hatte seine Parteien und seine Helfer, und als Helfer sich anzustellen, ohne gekannt zu sein, ging nicht gut an. Die Ecke in der Nähe der Dreifaltigkeitssäule, an deren Stufen ringsum Kaffeeschänken und Auskochereien ihren Stand hatten, vereinigte sie alle. Auch die Küchen machten um dieselbe Zeit den Kehraus. Auflader und Kaffeeweiber samt ihren weiblichen Beiständen, alles rekrutierte sich aus einem kleinen, zähen Rest der städtischen Ur-Bevölkerung,

kannte ſich von Kind auf und verlebte auf dieſem Pflaſter ſeine Jahre. Den Frauen, ungepflegt, mit dunklem Teint, und den Männern, meiſt ſchwach von Körper, ſchlecht genährt und gekleidet, wenige älter als dreißig Jahre, galt dieſe Station wie der Hafen nach langer Irrfahrt, in welchem ſie, nachdem Glück um Glück zerſchellt, Hoffnungen verwelkt und Unheil wie ein heißer Sturm die Seelen geſengt hatte, auf ſchwachem Kahn gelandet waren. So unwirtlich das Geſtade anfangs ausſehen mochte, es belebte ſich über Winter und Sommer, und bald war man wie zu Hauſe und gemütlich. Drüben bei den Kochgeſchirren, den Töpfchen und Löffeln, den kleinen Seſſeln und Hockerln ging das Lachen, Zanken, Schwätzen, Streiten nie aus, der Klatſch blühte ſo üppig, als ob er auf dem Boden der guten Geſellſchaft wüchſe, es wurde unbekümmert um Gegenwart und Vergangenheit gehofft, intriguiert, geſtrebt. Die Männer verbrachten ihre freien Stunden beim Schnaps in der nahen, weiträumigen, kahlwandigen Schänke, die keine Sitzgelegenheit und Nahrung bot, nur eines, das Unentbehrlichſte, Geſellſchaft. Stets während der erſten Nachmittagsſtunden hielt eine Wache das Hauptquartier beſetzt; denn es gab immerhin noch eine Kleinigkeit zu beſorgen, und man mußte zur Hand ſein. Man vertrieb ſich die Zeit, indem man die „Ingenieure“ foppte, welche mit Gießkannen in mächtigen Bogen das Pflaſter beſprengten, die „Advokaten“, die mit langſtieligen Beſen ihre Klagen niederſchrieben, und die „Lokomotivführer“, die ein Kehrichthäufchen nach dem andern in den Karren luden; oder es wurde, beſonders wenn Gaſtl und Falkenſteiner mithielten, ein kleines Spiel eingefädelt. Von dem Brettchen, das ſchief im Auslauf der Dachrinne ſteckend bis faſt zur Erde reichte, ließ einer einen Kreuzer herabrollen, der zweite ſuchte mit ſeinem Kreuzer dem erſten nahe zu kommen; wenn es gelang, ſtrich er ein.

Gaſtl, ein verkommen ausſehender junger Mann, betrieb dieſe Zerſtreuung mit Leidenſchaft und riß auch die Mitſpieler, denen es mehr darum ging, nicht zu verſpielen als zu gewinnen, mit fort. Es kam bei dieſer Unterhaltung oft zu hitzigen Wortgefechten, denn Gaſtl nahm ſich, trotzdem ſeine Schuhe um ein Bedeutendes zertretener, ſeine Hoſen viel ſchadhafter, ſein Hut verblaßter war, als der der anderen, manches heraus, er kommandierte gern und ſchalt im Spieleifer. Falkenſteiner, ſein Beſchützer, hielt die andern in der nötigen Nachgiebigkeit, wenn dieſer oder jener ſteigen wollte. Er hatte Gaſtls Vater gekannt, einen wohlhabenden Vorſtadtwirt, zu jenen Zeiten noch, als das Geſchäft gut gegangen war, und den Jungen, da er noch als Zahlkellner bei den „drei Hahnen“ florierte. Langſam hatte er ſie ſinken ſehen, das alte renommierte Bierhaus zur Kneipe, den Vater ins Grab, den Jungen zu ſich herab. Die Bekannt-

ſchaft mit Gaſtl, deſſen Haupt von der Sage, beſſere Zeiten geſehen zu haben, umſchimmert war, wurde ihm zu wahrer Genugthuung. Er fühlte ſich nicht wenig gehoben, dem halb verhungerten Ankömmling Rat und Beiſtand geben zu können, und hatte zu dem angenehmen Bewußtſein noch die Zugabe, in den Augen der andern dazuſtehen, als ob er manches wiſſen müßte und oft dabei geweſen ſein mochte, als das Geld verhaut wurde. Geradegehenden Anfragen wußte er mit Redensarten diplomatiſch auszuweichen: „Mir thut heut das Maul weh' —, nichts Gewiſſes weiß man nicht, und was die Leut' reden, macht der Katz kan Buckel.“ Er begriff Gaſtl, deſſen ſtetes Bemühen es war, der Einſamkeit zu entgehen, ſich zu zerſtreuen, und unterſtützte dabei, ſo gut es ihm möglich war, jede Anregung, welche Gelegenheit bot, die Zeit hinwegzutäuſchen. Mit dem alten Kokor ſaß er im Schatten auf den kühlen Steinſtufen und beſprach mit ihm die Vorteile eines meterlangen Weichſelrohres, das er geſtern erhandelt hatte. Seine Schweſter Mali — ſie zog etwas den Fuß nach, ſonſt ein geſundes Weib in den Dreißigern — kam herzu und reichte dem Alten einen Topf.

„Nehmt's noch das Lackerl Suppen, es iſt das letzte.“

„Bezahl's Gott, Mali, biſt eine gute Seel', bezahl's Gott tauſendmal.“

„Sie iſt immer die erſte mit dem Geſchäft fertig,“ bekräftigte der Bruder. „Sie hat die beſte Suppen, gleich iſt alles verkauft.“

„Das iſt aber eine Suppen! Was die Peterſel macht!“

„Sie giebt immer ein bißl geriebenes Gerſtl dazu, das giebt eine Kraft hinein, und eine friſche Fetten und ein bißl ein Schnittling — —“

„Gut iſt's“ — Der Alte löffelte mit Empfindung.

„Von der Mali könnt' manche Köchin lernen, wie man eine Suppen kocht. Sie hat's ſchon von kleiner an verſtanden. Die Frau, was ſie die Bedienung gehabt hat, hat immer geſagt: Die Hauptſache bei der Köchin iſt, ſie muß können Erdäpfel abkochen und ein Kraut und eine Suppen, wer das kann, der kann genug.“

„Wahr iſt es!“

„Der Gaſtl, der hat ſchon viel geſehn, mehr wie die alle da zuſammen, und verſteht was, ſagt auch, aus der Mali hätt', hör' ich, eine noble Köchin werden können.“

„No, man lebt ſo auch,“ ſagte der Alte, indem er ſich mit der Sackleinwand ſeiner Schürze den Schnurrbart wiſchte.

„Freilich, aber wie!“

„Beſſer, man iſt immer unten geweſen, als man war oben und muß dann — er machte eine Handbewegung — untertauchen; das iſt dann bitter.“

Falkenſteiner zog an ſeiner Pfeife, die auszugehen drohte und ſagte dazwiſchen: „Ich mein', — wiſſen's Kokor — ich mein' ſo — die Zeit, —

mit der Zeit, will ich ſagen, — verſtehn's — das iſt das beſte Pflaſter. Man muß nur ruhig leben —." Die Länge des Rohres machte ihm Schwierigkeiten, er war an kurze Naſenwärmer gewöhnt. — „Jeder weiß, was er erlebt hat, man vergißt auch nichts, aber wenn man es auch weiß, braucht man es nicht fort zu wiſſen, einmal in der Wochen, einmal im Monat weiß der Menſch, was geſchehen iſt, das iſt genug. So wird es mit der Zeit, das iſt das Pflaſter."

Der Alte ſchien zu begreifen. Unauffällig ſah er hinüber zu den drei Spielern, welche die Kreuzer auf den heißen Pflaſterſteinen „ausreiten" ließen. Zwei andere lehnten an der Mauer, die Hände auf die Knie geſtützt und warfen ihre Bemerkungen dazwiſchen.

„Er hat Pech gehabt."

„Das glaub' ich, daß er Pech gehabt hat. Das Geſchäft vom Alten hätt' auch nicht müſſen ſo auf den Hund kommen. Aber ein Wirt, der zweimal überſiedeln muß — und dann die Muſiken am Sonntag, damit hat er geglaubt, wird er ſich aufhelfen, die haben der Geſchichte den letzten Reſt gegeben."

„Und dann das Unglück bei dem Jungen zu erleben .... Das iſt für einen Vater kein Spaß."

„Hat ihn auch in die Trugel gebracht."

„Aber er muß doch dumm geweſen ſein. Für nichts und wieder nichts drei Jahr ſitzen, den haben's zu arg hergenommen. Ich ſag', er muß dumm geweſen ſein."

„Dumm wie ein ehrlicher Menſch! Schöne Kleider hat er gehabt, hat ausgeſchaut wie ein junger Graf, ſo haben ſie ihn gehabt — er war gerad' ohne Poſten — er ſoll ſich dort — per G'ſpaß, haben's geſagt, die Gauner — an den Herrn machen. Er geht halt hin, ſetzt ſich zu ihm, wird bekannt, der Herr iſt luſtig geweſen, hat getrunken, und dann haben ſie ihn ausgeraubt. Und der Gaſtl war bei Gericht der Helfer. Das kannſt ja den Herren dort nicht einreden, daß er von nichts gewußt hat. Hat's niemand geglaubt. So was kann einen Menſchen umbringen. Wie er herausgekommen iſt, hat er ſo ausgeſchaut, wie er jetzt da ſteht. Wenn er mich und die Mali nicht gehabt hätt', wär' er längſt hin."

„Die Mali hab' ich oft geſehen, wie ſie mit dem Korb hinein gegangen iſt."

„Da iſt viel zu erzählen! Die läßt nicht mehr von ihm."

„Vielleicht iſt es gut ſo."

„Er iſt beinah froh, daß er nichts zum Anziehen hat. So kennt ihn niemand. Und wenn er Kleider hätt', möcht er ſich doch nicht trau'n, einen Dienſt zu ſuchen."

„Jeder wird fragen, wo waren's die drei Jahr?"

„Das verſteht ſich."

Einige Schritte weiter wurde noch zu Mittag gegeſſen. Knödel und Kraut auf kleinen Tellern, winzige Teile Fleiſch, von Mädchen, die ſich einträchtig auf einem viel zu engen Bänkchen aneinander drückten, von Werksleuten, die ſich bequem auf das Pflaſter niedergelaſſen hatten; barfüßige, wirrlockige Kinder wanden ſich zwiſchendurch, ein Drahtbinderjunge wartete in Demut auf einen Abfall von der Tafel.

„Ein Kreuzer fehlt!"

„Was fehlt?" — Der Angerufene ſchrie laut zurück und zeigte in der flachen Hand die Geldſtücke.

„Dreie ſind gelegen, da haſt nur zwei!" —

„Was kümmert das mich!"

„So ſuch' den dritten," ſagte Gaſtl zornig.

„An Schmarr'n! Zwei ſind dagelegen."

„Dreie waren's! Der eine iſt weit ausgeritten, dann haſt Du geſchoben, und dann ich."

„Und einer iſt eingeſtrichen worden."

„Gar nichts iſt eingeſtrichen worden. Das war beim Vorigen, diesmal ſind drei gelegen!" —

„Dreie, ich hab's g'ſeh'n!"

„So hat der verfluchte Bankert den Kreuzer wegg'fiſcht. Fort wickeln ſich die Würmer da einem um die Haxen!"

Gaſtl hatte deutlich genug geſprochen, um von der Mutter des Kindes drüben gehört zu werden. Das Echo ließ nicht auf ſich warten. Eine heiſere Frauenſtimme rief zurück:

„Wer hat Dir was geſtohlen? Mein Kind hat genug Eigenes."

„So ſollen's zu Haus bleiben!"

„Was man ſo einem Graſel auch noch ſtehlen könnte!"

„Wer iſt ein Graſel?"

„Wer fragt!"

„Du — —, wenn Du noch einmal Dein Maul aufmachſt, ſo hau' ich Dir das Gefriß auseinander!"

„Na, na, na, da möcht ich auch gern dabei ſein beim Auseinanderhau'n. Was der ſich unterſteht, da ſchaut's einmal an, wie er das Maul auf mich aufmacht! Du Lump Du, ungewaſchener, wie der auf das arme Kind da losfahren thut. Na wart, ich werd' mit Dir ſchon aufräumen, Du Fallot, Du nichtsnutziger."

Gaſtl wurde bleich und eilte durch die Leute hindurch auf das Weib. Doch ſchon fühlte er ſich am Arm feſtgehalten, und Mali übernahm das Gefecht.

„Laß ſie gehen, die Beſtie, das iſt eine Beſtie, ſag ich Dir, laß ſie gehen, laß ſie gehen!“ Sie rang mit Gaſtl, der ungeſtüm dem Weibe zudrängte

„Da ſchaut's einmal her,“ ſchallte es herüber, „wie die ſich ſeiner annimmt!“

„Freilich annimmt, weil Du nicht wert biſt, daß ſich ein Menſch mit Dir abgiebt. Komm, laß die Canaille gehn.“

„Selbſt biſt eine Canaille!“

„Laß Deine Bankerten nicht auf der Gaſſe verlaufen und richt' ſie nicht zum Stehlen ab, Du Beſtie! Laß ſie nicht da herumlaufen wie die Ferkeln!“

„Laufig biſt Du, aber meine Kinder nicht, Du krepierte Kuh, Du krumpe!“

„Wirſt das Maul halten!“ ſchrie Gaſtl, „wirſt Dein verfluchtes Maul halten? Ich ſchlag' Dir wirklich noch Deine Zähn' ein, Saumenſch!“

„Jetzt fangt der Grafel wieder an!“ Das Weib ſchrie gereizt und aufreizend mit heiſerer, von ſchrillen Obertönen durchſetzter Stimme. Ihr gedunſen gerötetes Geſicht wurde blaßviolett. Den blauemaillierten Blechtopf, den ſie in den Händen mit einem Tuch abtrocknete, hielt ſie wie ein Schild hoch, ein dreijähriges Kind mit kurzem, geſtärkten Röckchen und O-Beinen hielt ſich ängſtlich an ihrer Schürze.

„Ich ſag' Dir's im Guten, ſagte Mali, ſchweig Dich aus! Erinner' Dich, erinner' Dich, wie Du zu uns gekommen biſt, wie wir Dich aufgenommen haben, halb verhungert und ohne Hemd, wie Du bei uns gelegen biſt unterm Bett, zwei Tag und zwei Nächt', und gieb den Leuten eine Ruh'.“

„Du haſt kein Hemd gehabt, Du krumpe Kuh, Du haſt mich angebettelt, ... Du! . . . Du!“

Jetzt verlor auch Mali die Faſſung. „Du biſt ein verfluchtes Menſch, ein niederträchtiges, Du wirſt auf dem Miſt krepieren, und die Schwein' werden Dich freſſen.“

„Dich freſſen ſe ſchon, mitſamt Deinem Strichbuben“ . . .

„Wer iſt ein Strichbub'!“

„Laß ſie, laß ſie . . . . um Gotteswillen!“

„Du biſt ein Strichbub'.“

„Und Du a Hur'! Laß mich aus, ich muß die Hur' erſchlagen, erſchlagen . . . . . muß . . . . . ich . . . . die . . . .“

Mali und Gaſtl rangen mit aller Kraft, indeſſen ſich die Leute, ſo unangenehm in ihrer Mittagsruhe geſtört, langſam erhoben.

„Aber im Kriminal bin ich doch nicht geſeſſen, wie Du . . . hahaha, jajajaja! im Zuchthaus, im Zuchthaus . . . .“

Gaſtl ließ plötzlich, wie von einer Kugel getroffen, vom Ringen ab, er ſchlich ſich zurück, indes Mali wie ein Habicht mit offenen Fängen dem Weib in das Geſicht fuhr und ihr drei tiefe Striemen von den Wangen

herabriß. Die Haut hing in Streifen von der Kinnlade herab, doch floß kein Blut. Mali, ihrer Gegnerin augenscheinlich überlegen, hielt sie am Mund fest. Eine wortlose Aufregung hatte sich der meisten Zuschauer bemächtigt, einige lachten, andere zogen ab, der Drahtbinderjunge aß unbekümmert um alle diese Vorgänge an einem trockenen Knödel, mit dem er zeitweilig eine Krautschüssel auswischte.

„So, jetzt wirst genug haben, jetzt wirst genug haben, so, so, Du verfluchte Kanaille, Du Bestie!"

Sie gab ihr einen Stoß, der das Weib taumeln machte. Doch erhob es sich bald, und zu feige, sich wieder zu nähern, und in Angst vor den Fäusten ihrer Gegnerin, blieb es vier Schritte weit gebückt stehen und ergoß schäumenden Mundes, mit vor Wut erstickter, fast unhörbarer Stimme eine Flut von Flüchen, Schimpfworten über Mali, die zitternd vor Erregung und mit lachender Verachtung weiterging. Das Weib eilte ihr nach, und unfähig, ein hörbares Wort hervorzubringen, bellte sie heiser, fuchtelte mit den Fäusten, warf Töpfe und Deckel nach, lief hinter ihr her, spuckte wild um sich, wischte sich das Blut vom Gesicht und umarmte schließlich weinend ihre Kinder. — — — — — —

* * *

So heiße Septembertage um Mariä Geburt hatte man schon lange nicht erlebt. Seit vierzehn Tagen war kein Regen gefallen, die Grummet verdarb, ein heißer Wind trocknete die Lungen aus, und selbst die Abende brachten keine Kühle. Matt und verdrießlich schleppte man sich dahin, von Unruhe um die schönsten Stunden des Tages gebracht. Man floh die Sonne und war trotzdem unlustig, ins Wasser zu gehen. In den Frühherbstnebeln, die sich mädchenfingersachte auf Stadt und Flur hernieder-senkten, als wollten sie die Landschaft zum kommenden Winterschlafe in die Kissen drücken, an den feinen Nebelbläschen blieb noch feinerer Staub luftverdickend hängen und erstickte den letzten Windhauch. Über der Stadt lagerte der Ruß der Essen wie eine unheimliche Drohung; und selbst auf den Feldern hob sich der Rauch, der von einem Maiskolbenbratbrand aufstieg, nicht allzuhoch. Im Bogen senkte er sich wieder zum Acker hinab und zog sich dann weit, zwischen den Schollen sich ansaugend und an ihnen klebend, über grün und braun bis zum Bahndamm am Waldrand, wo ihn ein verstecktes, kühles Windchen mit Husch fortscheuchte. Allzumal begannen auch die Vögel nach Süden sich zu lenken. Es war bedeutsam still geworden im Laube, und zeitig begann die Nachtruhe. Rasch ging die Sonne hinab, aber lange stand ihr heller, feurig orangefarbener Strahlenkranz am westlichen Himmel. Stundenlang währte die Dämmerung. Der Tag und die

Nacht hielten sich in einem träumerischen, keuschen Kuß umschlungen; ihre verflochtenen Arme zogen sich langsam aus und glitten lang an einander fort.

Das Licht, tagsüber schon gelblich, wurde gelb, dann färbte sich die Welt rötlich, violett und plötzlich dunkelgrau. Wer über die Landstraße ging, sah sich scheu um nach Busch und Baum, denn mancherlei seltsame, nie gesehene Gäste schienen dahinter hervorzuwinken, daß man leicht ergruselte. Wer Geisterohren hatte, konnte allerlei Zwiesprach hören und dann wissen, warum die Fledermäuse auf ihren Geisterflügeln so erschreckt hinüber und herüberzuckten. Doch der Mann, der so tief in sich gekehrt einher schritt, sah nicht rechts noch links, sondern gerade unter sich auf die staubige Straße. Seine Schuhe waren sehr abgenutzt, der Rock an den Schulterblättern, wo der Gurt des Schubkarrens auflag, arg geflickt. Die Mutlosigkeit ging vor ihm her: ein rotgekleidetes Weib mit Glotzaugen, groß wie Fäuste, bis an die Zähne bewaffnet, doch zu schwach, um nur den Arm zu heben. Sie ging unhörbar und flüchtig wie ein Windhund, indessen hinter ihm die Verzweiflung drohend aufstampfte. Diese, übermenschlich hoch, war ganz in mausgraues Fell gehüllt, man sah von ihr nicht Arm, noch Hand, noch Auge; nur ein fürchterlicher Rachen zeigte sich, mit gewaltigen Reißzähnen, und wo sie hintrat, zermalmte sie den härtesten Kieselstein.

Aber einige Schritte zurück, nahe, um ihn nicht aus dem Auge zu verlieren, und weit genug, um nicht von ihm gesehen zu werden, ging die Liebe. Gewöhnlich erscheint sie unter den Menschen als einfach gekleidetes Weib, das jedem tröstend ins Auge schaut, mit weit vorgestrecktem Arm das Herz tragend; doch niemand sieht es, nur auf die flache, wie Almosen fordernde Hand fällt der Blick. Sie ist der beste Feind jener beiden Gespenster; wenn sie sich zeigt, flieht die Rote, und die Graue versinkt, als ob die Erde sie verschlucken würde. Diesmal aber erschien sie nicht in ihrer gewöhnlichen Tracht, sie hatte die Gestalt Malis angenommen und schritt geduldig hinter dem Wanderer den Schatten der Nacht entgegen.

Sie hütete sich wohl, Gastl vorzeitig näher zu treten. An ihre Erscheinung, das wußte sie, knüpften sich für ihn die Erinnerungen an die Jahre seiner Gefangenschaft, so oft er sie unvermutet erblickte, gewahrte sie deutlich, wie lebhaft in ihm der Gedanke an die Vergangenheit erwachte. Und doch wieder rief sie sich gerne jene Jahre zurück, wo sie für ihn das einzige Band war, das von der Welt zu ihm hinein führte, da er sie als den verheißenden Engel aus dem Paradiese der Freiheit begrüßte, da in seinen Augen eine Dankbarkeit schimmerte, die, wie sie im Innersten ihres Herzens fühlte, nur mit seinem Leben enden konnte.

Sie hatte in der Jugend bei Gastls Vater in der Küche ausgeholfen

damals, als man von dem Sohne des Hauſes noch wie von etwas Überirdiſchem ſprach. Er hielt ſich ſtets vom Weibsvolk zurück, kleidete ſich frühzeitig gewählt und erſchien ihr und ihren Kameradinnen als unerreichbar, unnahbar, als das Ideal. Später, nach Jahren, ſah ſie ihn einige Male flüchtig. Sie ſelbſt hatte auf der Leiter, auf welcher er hoch oben ſtand, nur wenige Sproſſen zu erklimmen vermocht. Des Dienens müde, hatte ſie ſich den Erlaubnisſchein zu einer Kaffeekocherei erwirkt, eine Beſchäftigung, bei der es viel Kälte und Näſſe zu erdulden gab, die ſie aber unabhängig machte und ihr ein ausreichendes Brot gewährte. Mit einem Male fiel Gaſtl bis herab, bis in ihre Nähe, es ſchien ihr wie ein Roman, den ſie beim Beginn mit beträchtlichem Gleichmute las, der ſie aber in ſeinem Verlaufe feſthielt, ſo feſt, daß es ihr ſchien, die Sonne des Lebens ſei ihr erſt jetzt aufgegangen. Um ihn und ſein Schickſal bewegte ſich ihr Sein und Denken, er war ihr Zweck, ihre Aufgabe, ihre Strafe, ihr Lohn. Die Tagesrechnung und der Wochenabſchluß, der Überſchlag am Ende des Monates nach Tilgung der Miete, der Blick auf den kleinen Reſt, der übrig blieb, der Seufzer, mit dem ſie ihn in den Kaſten ſchloß, alles nur in Gedanken an ihn. In ſchlafloſen Nächten erwog ſie, was ſie mit ihm beginnen ſollte, wenn er wieder frei wurde. Er hatte während weniger Wochen alles Eigentum verkauft, als er herauskam, galt es, ihm alles und jedes zu beſchaffen, ihm eine Beſchäftigung zu ſuchen und ihn allmählich dem Leben zurückzubringen. Mit Bedacht ließ ſie ihn von ganz unten anfangen, er ſollte im allmählichen Steigen Kraft und Zuverſicht wieder gewinnen und ſollte merken, daß es aufwärts ging, und merken, daß es ihre Hand war, die ihn aufwärts brachte, daß ſie es war, die ihn ſchützte und ſtützte, er ſollte ſich gewöhnen, bei ihr Hilfe zu finden, doch nur bei ihr, ein Gefühl ſollte erſtehen, wie zwiſchen Sohn und Mutter. Sie kaufte ihm ein neues Gewand, doch ließ ſie ihn bald ſo ſehr in Not kommen, daß er es in das Verſatzamt tragen mußte. Sie zahlte Raten auf eine goldene Uhr, und er wußte, daß ſie für ihn beſtimmt war, eine Wahrnehmung, die ihm ein Lachen abnötigte; er hatte ja kein weißes Hemd, keinen ganzen Schuh. Die Leine, an der ſie ihn gehen ließ, war lang genug, ihm das Gefühl der Freiheit nicht zu nehmen, doch feſt, zu feſt, um jemals zerriſſen werden zu können. Es galt Zeit zu gewinnen. Er verdiente knapp auf Eſſen und Schlaf, wäre es mehr geweſen, er wäre fortgegangen und hätte ſich auf eigene Fauſt durchgebracht. Durch, vielleicht wieder zu einer guten Stelle in einem Reſtaurant oder Kaffeehaus, oder auch nicht und wäre ganz verſunken. Er war ja ſchwach, ſchwach — wie jeder Mann ſchwach iſt vor dem Auge des Weibes. Zeit und Gewohnheit, langſam ſollte es gehen. So weit ſollte er kommen, daß er ſich das Leben nicht mehr denken

konnte, ohne ihrer Liebe. Darum mußte verhütet werden, ihn vor der Reife in den Besitz des Fracks und des übrigen Handwerkszeugs seines Gewerbes zu setzen, die ihm die Möglichkeit gewähren konnten zu suchen, irgendwo als Aushilfskellner unterzukommen, denn dann war er ihr aus den Augen, fort, so gut wie verloren. Sie hielt ihm daher zeitweilig das Schreckbild vor Augen, man werde ihn nach dem Verbleib während der drei Jahre fragen, man werde ihn erkennen und ihn mit Schande fortweisen. Dann knickte er immer zusammen wie ein Kind, das man drohend anschreit, und arbeitete ergebungsvoll seine Taglöhnerarbeit.

Sie sann weitausgreifende Pläne. Ein kleines Lokal, am Krautmarkt gelegen, in der Straße, die zum Bahnhofe führte, das hätte sie sich gewünscht, das mußte sie einmal mit allen Ränken, Schmeicheleien, Drohungen und Bitten ergattern. Dann brauchte sie eine Konzession zum Betriebe eines ständigen Kaffeeschankes. Das war ein Berg, der schwer zu ersteigen war, umso schwerer, als sie sich niemandem anvertrauen durfte, niemanden kannte, der ihr mit Rat und Hilfe hätte beistehen können. Die Frau eines Gemeinderates, bei der sie einstmals gedient hatte, und der sie noch jetzt nicht selten beistand, und der Referent in der Kanzlei, der allmorgens bei ihrem Stand vorbeiging, und dem sie sich durch ihren besten Gruß bemerkbar zu machen suchte, waren ihre Hoffnung.

Dort wollte sie ihn vor Anker legen, das war der Hafen, dem sie zusteuerte.

Es war tiefe Nacht geworden, sie hielt sich näher an den Voranschreitenden, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, ging rascher, stolperte über ein Schotterprisma und fiel mit kurzem Aufschrei hin.

. . . . . „Wer ist dort?“ . . . . . .

„Ich bin's, komm' her, hilf mir aufstehen, ich hab' mich angeschlagen.“

„Der Teufel muß Dich auch reiten, daß Du da in stockfinst'rer Nacht hinter mir hergehst, wie eine Spionin. Das ist wirklich zu dumm.“

„Na, verzeih' mir es schon, ich hab' Dich allein weggehn gesehen, da war ich halt neugierig.“

„So, aber jetzt geh z' Haus.“

„O nein, das thu' ich mir nicht an, bin ich so weit gegangen, so geh' ich mit Dir auch schon noch weiter.“

„Wohin willst denn eigentlich?“

„Wohin willst denn Du?“

„Ich geh' auf Krebsen.“

„So geh' ich auch auf Krebsen.“

Sie war nicht los zu bekommen, und er gab sich darein; unwirsch und verschlossen ging er voran, sie hinter ihm. Das Licht der Sterne reichte

kaum hin, die Straße zu unterſcheiden. Eine halbe Stunde mochten ſie ſchweigend mit einander dahingeſchritten ſein, als Gaſtl an einem Feldweg anhielt; der, wie es ſchien, längs des Bahndammes zum Fluſſe führte und im Dunkel ſich verlor.

„So, jetzt aber kannſt gehen. Geh' nach Hauſ', ſag ich Dir, ich will allein ſein."

„Ich will aber nicht."

„Was willſt denn Du von mir haben? Warum laßt mich nicht meinen Weg gehen? Laß mich gehn, ich geh' wohin ich will, Du, ſchau' Dich nach Dir ſelber um."

„Ich kann jetzt nicht ſo allein nach Haus gehn, ich fürcht' mich in der Nacht."

Gaſtl blieb unſchlüſſig und ging dann feldeinwärts; Mali als ſein treuer Schatten ihm nach, ſich knapp an ihn haltend. Der Weg war ſchmal, mit Unkraut umwachſen, löchrig und uneben, ſie mußten zuweilen ſtehen bleiben, um Atem zu ſchöpfen. Es war unheimlich ſtill, nur eine Grille zirpte, unſicher und leiſe wie im Schlafe, zuweilen raſchelte eine Feldmaus, der todbringenden Abendkühle nicht achtend, durch das welke Gras.

„Mußt Du denn heute auf Krebſen gehn, Gaſtl? Sag'!"

„Ich muß! Ich ſag' Dir es noch einmal im Guten, laß mich gehen, wohin ich gehen will. Ich will von nichts mehr wiſſen, ich mag Dich nicht. Hör'ſt, was ich ſag', ich mag Dich nicht, ich will Dich nicht. Geh', wohin Du willſt, laß mich in Ruh'."

„Ich laß Dich nicht gehen, wohin Du gehen willſt. Wirſt Dir doch das dumme Gered' von dem beſoffenen Weib nicht nah' gehen laſſen, Gaſtl! — Sei geſcheit! — Wenn jeder — — — —

„.... Schweig'!" Er ging raſch vorwärts in die Nacht, immer längs des Dammes, der endlich bei der Brücke, die über den Fluß führte, abſchloß. Dort machte er Halt, wie's auf das andere Ufer, das nur undeutlich ſichtbar war und ſagte.

„Dort geh' ich hinüber. Alſo, Adieu!"

„Du wirſt doch nicht über die Brücken gehen wollen? — Wenn ein Zug kommt!? —"

„Wenn er kommt, ſo kommt er. Adieu."

„Alſo geh' ich auch."

„Über die Brücken?"

„Wenn Du gehen kannſt, kann ich's auch."

Gaſtl wurde zornig. „Schau', ich werde Dir was ſagen. Alles, was Du thuſt, iſt umſonſt. Alles, was Du um mich ſchon gethan haſt und noch thuſt und noch thun willſt, es iſt alles umſonſt. Ich will von der

Welt nichts wiſſen, Dich mag ich nicht, Du biſt mir nur eine Laſt, Du hängſt Dich an mich an, ich will Dich aber nicht. Haſt verſtanden? — Ich will Dich nicht! Soll ich Dich denn wegprügeln, mit einem Stecken? —"

„Aber jetzt kann ich doch nicht daſtehen bleiben, in der Nacht, im Feld. Komm', Gaſtl, nach Haus, komm' nach Haus, ich bitt' Dich, komm, komm', Karl . . . . . ſie weinte flehentlich und hing ſich ihm in wahrer Herzensangſt an die Schulter.

Er ſchüttelte ſie mit Mühe von ſich und ſtieg die Böſchung hinan, der Brücke zu. Mali eilte ihm nach, hielt ihn am Arm feſt und bemühte ſich, ihn herabzuzerren, doch war er ſtärker als ſie, und ſchleppte ſich ſamt ihr in heftigem Ringen bis zum Bahnkörper. Nun hatte er gewonnenes Spiel.

„Karl, wo willſt hin, wohin willſt!? Ich bitt' Dich, Karl, verlaß mich nicht, verlaß mich armes Weib nicht, ich hab' niemanden als Dich. Bleib' bei mir und ſchlag' Dir die Dummheiten aus dem Kopf. Das ſind ja alles nur Dummheiten. Ob die Leut' ſo denken oder reden oder ſo, das iſt ja alles eins. Es giebt Dir ja niemand was umſonſt. . . . ."

„Ich weiß, aber ich kann das Leben ſo nicht ertragen. Laß mich aus!! —" Er ſchrie, er brüllte faſt in heftigſter Empörung, daß ſie erſchreckt losließ. Gaſtl eilte fort auf die Brücke, doch in der Mitte, oberhalb des Fluſſes, erjagte ſie ihn wieder und umfaßte ihn um die Hüfte. Er ſpreizte ſeine Linke an ihrem Kinn und bog ihr den Kopf zurück, doch ſie entſchlüpfte ihm und preßte die Stirn an ſeine Schulter, ſo ſehr er ſich wehrte und auf ihre Arme mit Fäuſten losſchlug, er konnte ſich nicht vom Platze bewegen.

Unverſehens, wie ein erboſter Drache, mit furchtbarem Donner kam der Zug an ihnen vorüber; vom Tender ſahen zwei ſchreckhaft weit herausgewälzte Augen auf die Ringenden, ein Sturmwind drohte ſie in den Fluß hinabzublaſen, ſie waren einige Sekunden ſtarr vor Schreck und blieben noch ſtehen, als das Geraſſel weit verhallt war.

Die grellen Reflexlichter waren wie Blitze vorbeigefahren, ſchon blinkte das Dreieck am letzten Waggon von weiter Ferne. Noch zitterte die Brücke, und es ſchien, als ob die Schienen und das eiſerne Gitterwerk klängen. Schreckhaft finſtere Nacht hüllte die beiden wieder ein, durch das Flußthal wehte es kühl, und das Waſſer murmelte mahnend, wie ein Alter zu dem ungeberdigen Thun der Kinder.

„Geh', laß mich aus."

„Gehſt mit?"

„Ich geh'!"

„Schwör' mir's!"

„Ich ſchwör'!"

„Beim heiligen Kreuz!“

„Bei was Du willſt!“

Langſam löſten ſich ihre Arme, die ihn feſt wie ein Eiſenring gehalten hatten. Zitternd noch hielt ſie die Taſche ſeines Rockes feſt.

Doch vergebliche Mühe. Kaum war er frei, ſprang er hinab, blindlings ins Dunkel, in den Fluß. Es plätſcherte. Gleich wieder war es ruhig wie zuvor. Sie war vor Entſetzen einen Augenblick wie gelähmt, dann hob ſie die Arme wild und öffnete den Mund zum Schreien, doch kein Laut entrang ſich ihrer Bruſt. Sie ſah ſich einige Augenblicke um, als ob ſie ſich vergewiſſern wollte, daß er wirklich nicht mehr neben ihr war, ſie fuhr ſich mit der Hand über die Augen, es war doch etwas Unmögliches!

Einige Minuten verharrte ſie unentſchloſſen. Sollte ſie ſich ihm nachſtürzen? Sollte ſie ruhig nach Hauſe gehen? — Ruhig — nach Hauſe — —! — Als ob nichts geſchehen wäre — —! — Nichts geſchehen . . . . .! Langſam entquollen ihren Augen die Thränen und rieſelten wie zwei heiße Bächlein herab.

„O dieſer Kerl! — Da liegt er unten!“

Sie beugte ſich vorſichtig hinab und ſah in das Dunkel. Dann nach einem Augenblicke richtete ſie ſich jäh auf und griff ſich an die Lippen. Am Ende liegt er wirklich noch da unten. Das Waſſer iſt ſeicht. Sie flog mehr als ſie ging über die Brücke, die Böſchung hinunter und zum Damm, von dem es hinab zum Waſſer ging. Doch die Aufregung, in der ſie ſich befand, ließ ſie alle Furcht überwinden. Sie ſuchte flußaufwärts eine Stelle, welche ihr bequemer ſchien, legte ſich flach auf die Erde und ließ ſich ſeitlings hinabrutſchen, über den Raſen, durch das Weidengebüſch bis zur Steinfaſſung. Hier ſetzte ſie ſich auf, um ein wenig zu verſchnaufen. Unmittelbar vor ihr plätſcherte das Waſſer. Ihr Auge gewöhnte ſich allgemach an die Dunkelheit; ſie ſaß auf einem Weg, welcher gerade hinüber unter die Brücke führte. Drei mächtige Pfeiler unterſchied ſie und erwog einen Plan, das Bett abzuſuchen. Doch die wiedererwachende Angſt um den Verunglückten raubte ihr bald wieder die Beſinnung, ſie ſprang haſtig auf und eilte den Weg entlang, den ſie mehr fühlte als ſah, halsbrecheriſch ungeſtüm längs der glatten Steinböſchung, mehr als einmal in Gefahr, abzugleiten, bis ſie bei der Brücke anlangte. Es war als ob ein Inſtinkt ſie leitete, mehr als das, Klugheit und Kühnheit ohne Überlegung, ſie wußte was ſie that und weiter thun wollte, mit dem halbdeutlichen Bewußtſein, es ſei das richtige, es werde zum Ziele führen.

Der Fluß war waſſerarm, das Bett bis zu dem erſten Pfeiler kaum feucht, ſie platſchte wohl in eine Lache, fand ſich aber bald zurecht. Vor dem erſten Pfeiler waren dem Strom entgegen einige Blöcke vorgelagert,

die sie erklomm, um eine Übersicht zu gewinnen. Sie entnahm dem Rauschen, daß die Strömung zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler durchging, wohl war auch zu ihren Füßen unmittelbar vor ihr fließendes Wasser, doch glaubte sie es durchwaten zu können, sie erhoffte es versandet, und gewahrte an dem leichten Schimmer, der über dem Wasser lag, als ob es sich an einem oder mehreren Steinen im Bette bräche. Der zweite Pfeiler war nicht weit, jenseits von ihm rauschte es tief, leise, unheimlich schlurfrig. Dort bei dem zweiten Pfeiler mußte er liegen. Sie faltete die Hände krampfhaft und betete mit bebender Inbrunst: „Du allmächtiger Gott, steh' mir bei, daß ich ihn finde!"

„Lebend, lebend!" murmelte sie, während sie sich die Röcke hochschürzte. Sachte trat sie ins Wasser, breitete die Arme weit aus und hielt den Kopf hoch, als erwartete sie jeden Augenblick, bis an den Hals zu versinken.

Schritt vor Schritt ging sie hinüber, jetzt versank sie bis zum Knie, jetzt stand sie höher, versank mit einem Bein in eine Steinspalte, erhob sich und tastete sich mit geschlossenem Auge wie eine Mondsüchtige durch das Dunkel ihren Weg.

Kein Gespenst schreckte sie, keine Kälte durchschauerte ihren Leib, keine Angst verengte ihr das Herz. Nicht für Reichtümer hätte sie bei Tag und Sonnenschein diesen Weg gemacht, wie hätte sie geschrien, wie sich gewehrt, welche Schrecken gelitten! Nun ging sie um Mitternacht in greifbarer Finsternis durch alle Schrecken der Unheimlichkeit, nur von dem Pochen ihres Herzens begleitet, den Weg im Abgrund, immer näher dem Rauschen zu, in immer tieferes Wasser, in Wellen, die mit jedem Schritt fühlbarer anschlugen, ferne jeder menschlichen Hilfe, allein, verlassen, auf sich gestellt.

Gastl lag beim zweiten Pfeiler. Er war unmittelbar vor dem Flutbrecher, der in Form einiger Steinblöcke vorgelagert war und etwas zur Seite, herabgekommen. Wasser und Geröll hatten ihn empfangen, er lag mit dem Oberkörper auf einem mächtigen Block, Arme und Beine im Wasser, wie zerbrochen da.

Mali kam wie von Geisterhand geführt gerade auf ihn zu. Als sie mit dem Fuß an ihn stieß, schien sie wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen, riß die Augen weit auf, ließ die Arme sinken und glitt zu ihm hinab.

Sie setzte sich auf den Steinblock ihm zu Häupten und es sah aus, als ob sie sein Erwachen abwarten wollte. Es war aber nur ein Versagen ihrer Nervenkraft. Sie lehnte sich hinfällig an die Wand, einer Ohnmacht nahe.

Nacht, Wasser ringsum, und sein Rauschen unter der Brücke etwas verstärkt, ein leiser Nachtwind, der vom Ufer herkam, leises Knistern oben, Kühle, Ruhe.

Sie erinnerte sich später nicht mehr, wie lange sie kraftlos dagelegen

hatte. Ein Eisenbahnzug, der mit Geraſſel die Brücke paſſierte, hatte ſie aus ihrer Betäubung erweckt. Sie ſah nach ihrem Nachbar, befühlte ihm den Kopf, die Bruſt, die Rippen, das Herz. Dann faßte ſie ihn mit heroiſcher Kraft um die Bruſt und ſchleppte ihn den Weg zurück. Nunmehr mit offenen Augen, feſten Schritts, nur bemüht, ſein Haupt über Waſſer zu halten. Ohne zu ermüden, zog ſie ihn bis hinauf unter den Bahndamm auf das freie Feld und legte ihn dort ſachte nieder.

Das Glück war ihr günſtig. Sie gewahrte im Felde einen Lichtſchein, der Wind führte ihr einen verdünnten Geruch nach Rauch zu.

„Lieber Gott, ich ſeh', Du willſt mich nicht verlaſſen!" Sie weinte demutsvollen, dankerfüllten Herzens heiße Thränen und ging dem Feuer zu. Sie hatte wohl geraten. Es war ein Kartoffelfeuer, welches der Feldhüter, der die offen liegende Frucht bewachte, zur Zerſtreuung einiger Jungen, Söhne der Bauern, angezündet hatte.

Sie erzählte dem Manne, um was es ging, entlieh einen Schubkarren und brachte den Verunglückten nach einer halben Stunde heran. Er war nicht zum Bewußtſein zu bringen. Der Wächter entkleidete und befühlte ihn und erklärte endlich, es ſei nichts geſchehen, nur der rechte Unterarm ſei gebrochen.

„Und das, ſegens, das iſt in vier Wochen gut."

Er war ein braver Menſch, der Wächter, hilfreich, ſelten um einen guten Rat verlegen, beiſpringlich und that was er konnte. Das Feuer wurde zu rieſiger Lohe angefacht, alle alten Laken und Tücher, Röcke und Mäntel, aus welchen die Feldhütte für einige Tage aufgebaut worden war, oder welche die Jungen entbehren konnten, wurden auf Gaſtl gelegt, ihn zu erwärmen. Aber ein Tröpfchen Schnaps, den der Alte im Fläſchchen bei ſich trug, der den Verletzten gelabt und zu ſich gebracht hätte, dieſes Tröpfchen vergaß er. Es hätte ihn zu viel Selbſtüberwindung gekoſtet, ein Teilchen davon herzugeben. — Er wird ſchon munter werden ohne das! —"

Es bedurfte des Schnapſes nicht. Mit einem tiefen Seufzer erwachte Gaſtl und rief nach Mali. Sie begütigte ihn, nur raſch einzuſchlafen, ſich auszudünſten, und den Arm zu ſchonen. Morgen werde alles ſchon ins Richtige gebracht werden.

Sie ſelbſt hockte ſich zur Glut, und nie noch hatte ihr eine Mahlzeit beſſer gemundet als die Kartoffeln, welche ihr ein Junge gefallſam auf einem Krautblatt darbrachte. Schwarz, halb verkohlt ſahen ſie ſich an, aber welch ein kräftiger lieblicher Duft entquoll dem Innern, das zart gelb zum Einbeißen einlud. — — — — —

Gegen das Ende der Nacht begann der Himmel allmählich zu ergrauen,

die tief unten liegende Sonne ſandte ihren erſten, feinen, flüchtigen Schein hoch hinauf zu den verträumten Wolken und zu den ſchlaftrunken blinzelnden Sternen. Es waren die ſchnellſten Boten, die ſie ausſandte, der Welt ihr Nahen zu verkünden. Noch zirpte die Grille unterbrochen und verſchüchtert, und die Kröten, welche die Nacht über träge gebräht hatten, ließen in ihrem Tempo keine Änderung eintreten. Nur die Vögel im Buſch begannen leiſe zu zwitſchern. Auf dem Fluſſe lagen die Nebel. Doch ſchon zeigte ſich eine leiſe Bewegung, ſie ahnten das Nahen der allverzehrenden Herrſcherin. Die Schatten auf den Feldern hoben ſich unmerklich, und die Gegenſtände gewannen allmählich Umriß und Farbe.

Plötzlich ſchrillte es von Oſten herauf, als ob eine gigantiſche Fauſt an eine Rieſentrompete gegriffen hätte. Zwei breite Strahlen kämpften am Horizonte ſiegreich gegen einige Wolken, die ſich mit dunſtigen Nebeln vor den Speeren zu ſchützen ſuchten, die alles durchdringend auf ihre Leiber zuflogen.

Es war wohl nur einer der Herolde, denn raſch vermehrte ſich der Glanz, es mußten wohl hundert ſolcher glänzender Garden ſein, die voranritten, ſchon begann es langſam zu erglühen, in allen Farben zu erblühen . . . . . Zink! — Traraah!

Zink! Zink! Zink! Tra — — — — —

Die Dünſte wehrten ſich verzweifelt. Von überall her kamen ſie zu Hauf, hier zu Wolkenſetzen verdichtet, dort wie leichte, feinfädige Schleier, und unheimlich wild tobte der Aufruhr gegen die Feindin. Es gab Lichteruptionen, wie aus einem Vulkan, und die gelben Strahlen knatterten dazwiſchen und die roten ſtießen ins Horn, daß es dumpf dahintönte und wie gewaltige Kanonenſchläge ſchlug eine weiße Glut in das Gemenge.

Dazwiſchen hinein begann der Vogelchor ſein wirres Durcheinander, die Rebhühner trippelten in den Furchen und flogen mit Hurrrs auf, wenn ein Haſe des Weges kam, ſich das Licht von der Nähe zu beſehen, alles bekam Stimme, Glanz, Farbe und ſchrie durcheinander wie toll.

Und jetzt hob es im Oſten an, lang, tief, weit ausholend, eine mächtige Siegesfanfare — majeſtätiſch, großartig, ſchreckhaft breit, doch warm, tröſtend kam das Geſtirn herauf — — — — — vorbei der wilde Schlachtlärm, die Fehde geſchlichtet, gebrochen der Trotz — — — — — — Traaaah! Traaaaaaah! — — Traraaaaaaaaaah!!! Sieg! — Sieg!!

Nicht ebenbürtig.

Pſychologiſches Bild von S. Jack-Jickerits.

(Heppenheim i. H.)

„Dame, freidenkend, mit künſtleriſchen Intereſſen, wünſcht, da auf dem Lande lebend, Briefwechſel mit philoſophiſch gebildeter Geſinnungsgenoſſin. Nachricht erbeten unter „Nietzſche", poſtlagernd Heppenheim a. d. Bergſtraße, Baden."

Ja, ganz genau ſo ſtand es in der Leipziger Illuſtrierten. Ich weiß ſogar noch, daß mich dies Inſerat ſechs Mark gekoſtet hat. Das war gar keine Kleinigkeit für meine damaligen Verhältniſſe. Ich hatte lange überlegt, ob ich nach Mannheim fahren und mir den oft gewünſchten Byronſchen Manfred, zu dem gerade Poſſart kam, anſehen, oder die Annonce einrücken ſollte. Ich entſchied mich für das letztere. Erſt wollte ich Spinoza angeben — aber Heppenheim hat ohnedies einen jüdiſchen Klang und mein Vatersname auch. Darum wählte ich den Nietzſche.

Ungefähr zwei Wochen nachher ging ich mal auf das Poſtamt. In einem Ort wie Heppenheim, wo jeder Menſch genau weiß, daß man den Vornamen Leonore führt, zweiundzwanzig Jahre alt, ſehr hochmütig und die Beſitzerin einer drei Meter langen grauen Boa iſt, gehört eine Frage nach poſtlagernden Briefen nicht zu dem allerangenehmſten. Dreimal hatte ich dem Poſtmenſchen das Wort „Nietzſche" nennen müſſen, bis er es behielt.

Es war nur ein Brief da — nur ein einziger.

Den trug ich nun nach Hauſe.

Er kam von einer Frau von Gernbroch in München.

Dieſe Handſchrift gefiel mir — ein wenig altmodiſch — aber durchaus vornehm. Anzeichen von Güte, Energie und Geiſt, ſo, wie ich die Frauen liebe.

Es mußte wohl eine ältere Dame ſein. Na — vielleicht nahm ſie mich für ein altes Fräulein, dem der alleinige Verkehr mit dicken Möpſen und ſchön gebürſteten Katzen unter dem Einfluß von Nietzſche langweilig geworden ſei.

Alt — — wie?

Iſt man mit zweiundzwanzig Jahren noch jung?

Ich weiß nicht —

Wenn man nach Gefühlserlebniſſen altert, darf ich mich ſchon unter die Greiſe rechnen.

Nein, das iſt Übertreibung.

Aber — es iſt komiſch — in manchen Dingen fühle ich mich heute

noch — und ich bin jetzt achtzehn Monate älter — ganz schrecklich „unerwachsen". Ich kann z. B. um ein krankes Tier noch gerade so viel Schmerz und Beunruhigung fühlen, als in meiner Kindheit.

Man würde mich dem Äußeren nach auch für ein wenig jünger gehalten haben. —

Aber die Dame sah mich ja nicht.

Wir gerieten also in Korrespondenz.

Es wurde ein höchst geistreicher Briefwechsel. Ich vermied dabei mit fast ängstlicher Sorge die geringste Andeutung von persönlichen Verhältnissen.

Frau von Gernbroch konnte nicht mal wissen, ob ich zwanzig oder sechzig Jahre zählen mochte. Man denkt vielleicht, es sei aus meinen Anschauungen zu schließen gewesen.

Doch ich war damals in einer überaus gemäßigten Periode, und mein äußeres Leben bildete eine freiwillig übernommene Kette von Pflichten, was sich in den Briefen in einer gewissen strengen Resignation äußerte, die sonst nur dem reiferen Alter eigen.

Ich merkte, wie diese Frau von Gernbroch mehr und mehr Interesse an mir gewann. Es freute mich, trotzdem ich es mir selbst kaum gestehen wollte; denn dieser briefliche Verkehr war der einzige, den ich damals meiner für ebenbürtig hielt.

Ich wußte, daß ich gute Briefe schrieb.

Ich denke langsam — aber meist folgerichtig. Ich urteile nach Überlegung — aber dann selten falsch. Das läßt im persönlichen Verkehr leicht schwerfällig erscheinen — im brieflichen macht es den Eindruck von Klugheit und Verstand.

Dazu kommt, daß meine Handschrift angenehmer ist, als mein Gesicht. —

Ich mußte deshalb als Brief eine weitaus interessantere Erscheinung sein, wie als Mensch. —

Es berührte mich daher durchaus nicht angenehm, als eines Tages der Brief mit der altmodisch-vornehmen Handschrift an mich aus Mannheim kam, und Frau von Gernbroch mich um eine Zusammenkunft in dem kleinen Handschuhsheim ersuchte. Sie hatte da eine Villa.

Erst wollte ich unter irgend einem Vorwand ablehnen — aber mein alter Onkel, dessen Pflege ich übernommen, redete mir merkwürdigerweise sehr zu. Es sei komisch, sagte er, daß ich nicht dorthin wollte.

Er könnte mich ja ein wenig entbehren, die Reise sei nicht der Rede wert, und ein paar Tage Zusammensein mit dieser Dame machten mir gewiß Freude.

So sagte ich zu. Aber ich hatte eine unbestimmte Angst, diese Begegnung würde keine angenehmen Folgen für mich haben.

Analoge Beiſpiele — wie jene Zuſammenkunft Klopſtocks mit Rabener, wobei ich mich natürlich mit dem Dichter der Meſſiade identifizierte, drängten ſich mir auf. Am Tage meiner Abreiſe war es mir ganz bang geworden. Ich betrachtete mich mit großer Genauigkeit im Spiegel — als ginge ich einem Geliebten entgegen, und nicht dieſer alten Dame, welche ich bis jetzt nur als Brief kannte.

Das Reſultat war nicht allzu erfreulich.

Gut gewachſen — ja.

Gut gekleidet — ebenfalls.

Aber was weiter? Das Geſicht?

Im Profil konnte ich mir vielleicht die Bezeichnung hübſch zuerkennen.

Aber en face! Ich habe durchaus keine häßlichen Formen — nein. Vielleicht ſogar einen angenehmen Mund von richtiger Mittelgröße.

Aber das ganze Geſicht ſieht ſo unbedeutend aus, ſo ſchrecklich unbedeutend. Eine ganz nichtsſagende Naſe — Augen, die früher blau waren — eine etwas vorgeſchobene Stirne. — Wenn ich lache, ſehe ich aus wie ein ungezogener Junge — ich werde alſo lachen, um doch einen beſtimmten Eindruck hervorzurufen.

Dumm — daß man den Menſchen immer ſein Geſicht von vorn zuwenden muß.

Ich fuhr mit der Dampfbahn nach Handſchuhsheim.

Die Dame war nicht am Bahnhof. Das gefiel mir. Ich haſſe Begrüßungen vor den Leuten.

Doch hatte ſie einen Wagen geſchickt, in Rückſicht auf meine vorausgeſetzte altjungferliche Gebrechlichkeit — die Entfernungen ſind dort lächerlich klein.

Als ich der alten Dame — ſie verdiente dies Epitheton wirklich — entgegentrat, fiel mir gar nichts zu ſagen ein. —

Ich küßte ihr die Hand — eine Ehre, deren ſich niemand ſonſt rühmt — und ſie meinte, ich ſei es gar nicht. Sie meinte wirklich, ich ſei es gar nicht.

Damit necke ich ſie manchmal, die gute Tante Kathinka.

„Aber Sie können es ja gar nicht ſein," rief ſie aus.

Ich war „es" aber doch.

* * *

Das iſt alles ſchon vor neun Monaten geweſen — Onkel Ernſt ſtarb unterdeſſen, und ich lebe ſeit einem halben Jahre hier bei Tante in München. Sie iſt ſo gut gegen mich. — Ich kann bei ihr ganz meinen Intereſſen und Neigungen leben.

Theater, Konzerte, etwas Geſelligkeit, Lektüre, Gallerien, moderne Ausſtellungen, Verkehr mit geiſtvollen Menſchen — alles iſt mir geboten.

Dabei bleibt mir auch Zeit, zu schreiben. Es ist mir so eine angenehme Unterhaltung, und ich habe vor einem Jahre mal einen Roman veröffentlicht. Das freut Tante ganz besonders. —

Aber ich weiß nicht, mich überkommt jetzt manchmal eine leise, unklare Angst, die ich früher nicht kannte.

Ich glaube, die Tante überschätzt mich, und die andern Menschen alle thun es ebenfalls — und er auch. —

Ich bin seit acht Wochen verlobt. — Früher dachte ich, nie zu heiraten. Ich habe eine angeborene Antipathie gegen die Männer. Wenn mich Graf Tolstoi kennte, er würde eine Freude an mir erleben.

Aber das ist sonderbar: ein Mann erscheint uns in ganz anderem Lichte, wenn er um uns wirbt. Es liegt immer etwas Rührendes in der Liebe — und man fragt sich, thust du nicht ein Unrecht, wenn du —

Alfred ist Tante Kathinkas Neffe und Privatdozent für Litteratur und Ästhetik an der technischen Hochschule.

Unser Verhältnis beruht auf einer Gleichheit der geistigen Interessen — wir haben dieselben ethischen Prinzipien, dieselbe phantheistische Weltanschauung — wir haben auch gleichen Geschmack.

Er sagt mir, daß er mich liebe. —

Ich? Ich möchte das Wort nicht nennen, das so viele für eine kleine Empfindung gebrauchen.

Ist es „Liebe", was ich für ihn fühle? Ich bewundere seinen Geist — und ich bin stolz darauf, daß dieser Mann —

Nein, das alles sagt zu wenig. Es ist doch ganz einfache Liebe. —

Ich arbeite an der Behandlung einer ethischen Frage.

Das Wort „Freitod", das ich bei Telmann fand, gab mir den Anlaß.

Mindestens vierzig Quartseiten habe ich schon über die Sache geschrieben — und wie ich es nun im Zusammenhang lese, da kommt mir eine häßliche, unangenehme Empfindung — du bist nicht originell —

Was ist denn das alles?

Ein Stück Nietzsche, vom „freien Tode", vom Sterben zur rechten Zeit — ein Anklang an Gizycki und seine „letzte Handlung des Lebens" — ein wenig Jacobsen, mit der Idee, daß Prinzipien nur fürs Leben, nicht zum Sterben seien, und das Ganze im Sinne Friedrich Theodor Vischers zusammengearbeitet mit Benützung des edlen Götterſohnes, der den Selbstmord erfunden.

In der Hauptsache ist meine Arbeit also eine Aufzählung von Aussprüchen moderner Denker und Dichter über das Thema — und eine Verspottung dieser Schopenhauer-Theorie, der Selbstmord sei eine Bejahung des Willens — und da man den Willen verneinen müsse — 2c. — 2c. —

Wie? Das iſt eine häßliche Empfindung, wenn man ſieht, daß man nicht geiſtreich, ſondern höchſtens ein wenig beleſen iſt — und doch für erſteres gehalten wird. —

Ganz widerwärtig — niederdrückend. Und ich that — was ich konnte. —

Ich weiß gar nicht, wie ich in den Ruf kam. Im Luiſenſtift zu Karlsruhe war ich eine gute Schülerin — im Deutſchen und „in der Litteratur" vielleicht die beſte. Nun ja — ich bin fleißig geweſen. Aber ich lernte ſchwer auswendig. Ich brauchte zu Vokabeln und dergleichen dreimal ſo lange, als irgend ein anderes Mädchen. Freilich, ich wußte dann immer viel mehr allgemeine Dinge als ſie.

Später, in Heppenheim, fand mich niemand geiſtreich. Es war auch gar kein Menſch da, mit dem ich über „Höheres" geſprochen hatte.

Ich hielt dieſe Leute alle für unebenbürtig — und mich natürlich für äußerſt klug und geiſtvoll.

Nun ja — unter Clara Crons oder Georges Ohnets iſt es leicht, ſich als Goethe zu fühlen.

Da ſchickte ich mal einem Graphologen meine Handſchrift.

Die Beurteilung war mir, oder beſſer geſagt, meiner Eitelkeit, ſehr kränkend.

Er fand alles mögliche Hübſche, und ſchließlich auch, daß ich nicht geiſtreich ſei — nicht geiſtreich im Sinne von originell, urſprünglich ꝛc. — ꝛc. —

„Epigoniſch" —

Es hatte mich wirklich ſehr angegriffen — ſehr. —

Als ob ich mich nicht beſſer kannte, als der alte Graphologe.

Wie nun mein Roman gedruckt war, ſtieg das Selbſtgefühl wieder.

Freilich blieb der Niedergang nicht aus, denn ich las wieder mehr und fand, daß es doch hübſchere Romane gäbe als meine, — hübſchere — geiſtvollere.

Ich haßte ſchon das Wort. — Nun hat Tante Kathinka unter ihren Bekannten verbreitet, ihr Schützling, ihre kleine Freundin, ſei geiſtreich — Ganz begreiflich.

Ich bin nicht reich — nicht mal vermögend — jung auch nicht mehr ſehr — ſchön, nein, ſo einen Geſchmack hat niemand — liebenswürdig mehr in leidendem als thätigem Sinne — alſo bleibt nur „geiſtreich" (denn der Schützling „muß doch ein Vorzug haben") und ſehr künſtleriſch veranlagt.

Sie malt — und noch dazu ganz als Autodidaktin — ach ja, ſie malt in Öl, Aquarell, Gouache und ſo niedlich auf Porzellan. —

Sie hat ſchon einen Roman veröffentlicht und ſchreibt eben wieder — ſie iſt auch ſehr muſikaliſch und ſpielt die Geige.

Ach, wirklich die Geige?

Die Menschen meinen, schon deshalb müßte ich besonders musikalisch sein — und ich habe doch nur ein gutes Gehör — weiter nichts.

Ich werde aufgefordert, bei Bekannten zu spielen.

Ich hasse das geradezu. Und man soll immer noch „gefällige" Sachen wählen, damit die verschiedenen „reizend, wunderhübsch und sehr schön" den Spendern doch nicht gar zu schwer fallen. —

Alf bewundert auch meine „Talente". Ich fühle immer, wenn er und Tante irgend etwas von meinen Leistungen besehen oder besprechen, denken sie im Grunde ihrer Seele — ja — und jetzt — in dieser Umgebung, da muß alles noch viel mehr zu Tage treten — wachsen —

Ach mein Gott — ich — mit dreiundzwanzig Jahren mag man nicht mehr die nötigen Vorstudien beginnen, um —

Wirklich, der Ausspruch des Graphologen, ich sei nicht geistreich, hat mir weniger zu schaffen gemacht, als jetzt das anerkannte Gegenteil. Ich fühle immer etwas wie Verpflichtung in mir, geistreich zu sein.

Die Leute sehen mich ordentlich darauf an. —

Früher war ich spöttisch. Das wird oft mit geistvoll verwechselt.

Aber ich liebe es nicht mehr. —

Kindische Spöttereien liegen mir zu fern. Auch spricht man da meist über Menschen — und ich meine, man hat kein Recht, in dieser Weise über eine fremde Individualität zu urteilen. Und nun soll man geistreich sein. —

Tante Kathinka hat keinen Humor, auch keinen Sinn dafür, bei aller Güte. Sonst würde ich es ihr einmal sagen.

Aber — das ist so komisch — wir lernten einander als geistreiche Briefe kennen, und unser Verhältnis ist im großen und ganzen so geblieben. Und nun soll ich sagen: ich bin ja gar nicht geistreich — nur die Briefe u. s. w.

Aber die Briefe? Die waren doch auch ich. —

Ich wollte, ich wäre ein wenig hübscher — ein wenig leichter — anmutiger — physisch und psychisch.

Dann würde ich anders mit Alfred stehen. Am Ende meint er auch, ich bin geistreich?

Er hat viel Verstand und viel Phantasie. Wir sprachen gestern über Kant, über seine Definition der Begriffe Raum und Zeit.

Ich kam mir entsetzlich geistesarm dabei vor.

Ich verstand ganz einfach nicht. Aber ich ließ es nicht merken. Ich bin manchmal nicht aufrichtig. Die geschlossenen a und o in meiner Schrift. —

Ich versuche Kant zu lesen. Aber ich quäle mich mit diesen Gedanken, diesen sonderbaren Ausdrücken — ich begreife wohl das Einzelne — ganze Seiten — ganze Kapitel — und im Grunde weiß ich doch gar nicht, was er will.

Einfach — ich verstehe Kant nicht. Wie — wenn ich das sagte? Man spricht meistens den Frauen Ehrgeiz ab.

Ich weiß nicht, wie das im allgemeinen sich verhält.

Ich bin ehrgeizig — in einem fast lächerlichen Maße.

Ich möchte durchaus berühmt werden. Ich verachte die Menschen sehr — sehr — besonders aber seit diesem Wechsel in meiner gesellschaftlichen Stellung — und doch möchte ich berühmt sein.

Es ist etwas Tolles um den Ehrgeiz. Ich hätte geglaubt, wenn eine Frau liebt, müsse sie sich in jeder — auch in geistiger Beziehung unter den Geliebten stellen können.

Mir ist das unmöglich.

Der Wunsch, Alfred ebenbürtig zu sein und zu bleiben, ist beinahe krankhaft in mir. Vor ihm wäre das Gefühl der Unterordnung zu ertragen. — Vor mir selbst — wie? Unmöglich!

Heute war ich im Theater — Lohengrin.

„Nie sollst Du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,
Woher mein Nam' und Art."

Den tiefen Sinn der Lohengrinkatastrophe verstehe ich eigentlich nicht. Darf denn bei einer Vereinigung zweier Seelen noch etwas Fremdes — Ungekanntes zwischen ihnen stehen? Muß immer noch die Scheu vor dem „Wissen" fortexistieren — soll nie ein völliges Ineinander-Gelöstsein möglich werden? — Wie — bleibt nicht bei mir Alfred gegenüber auch der Ehrgeiz? Es wäre mir peinlich, wenn er es wüßte. —

Ich verstehe das nicht. —

Schon wieder dieses Wort. Erst verstehe ich den Kant nicht, dann den Lohengrin.

Wenn ich das sagen würde, wenn ich, die „geistreiche, hochmusikalische" Leonore Roeder, heute Abend bei Geheimrat Gerlachs zum Besten geben würde, daß ich den Lohengrin nicht verstehe. —

O — nun ja. Sie würden denken, ich hätte Lust bekommen, Scherze zu machen. — — — —

Ich weiß kaum, wie es wurde. Aus dem warmen, ich möchte sagen „wohltemperierten" Gefühl für Alfred ist plötzlich etwas anderes entstanden: eine ganz gewöhnliche, sinnliche Leidenschaft.

Ich merke es manchmal so deutlich: er könnte jetzt innerlich sein, wie er wollte — unbedeutend, leichtsinnig, geschmacklos — ich würde ihn doch lieben. Ihn? Nein — sein Gesicht — seine Hände — seinen Gang — wie kommt das nur?

Ich spüre manchmal eine Leere in meinem Hirn.

Dann lese ich irgend etwas Philosophisches oder dergleichen — und nachher weiß ich gar nicht, was es gewesen. —

Ich schreibe, aber ich kann nur immer mich schildern. Alle meine Frauen haben einen Zug von mir.

Nein — das wäre ja nicht schlimm — aber sie tragen alle mein Gepräge. Ich habe wenig Phantasie — und ich glaube — ich fühle das so — ich habe mich verausgabt.

Jahrelange Ausgaben, die in keinem Verhältnis zu der Einnahme standen. — Resumé: geistiger Bankrott.

Ich schreibe das ganz ruhig, als ginge es mich gar nichts an. — — —

Nachholen?

Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt. Ich bin nicht mutig genug, mir selbst meinen geistreichen Nimbus zu nehmen — und ich liebe.

Ich kann nicht mehr loskommen von ihm.

Das schreckliche Gefühl. — —

Es schildern? Es giebt nichts, was ihm gleicht — diesem Bewußtsein, einem geliebten Menschen geistig unebenbürtig zu sein.

„Das Ewig-Männliche
Zieht uns hinan"

sagt Nietzsche. —

Ich ertrüge das nicht. Ich will alles aus mir selbst thun. — —

Ich gehöre nicht zu den Menschen, die sich leiten, lenken und führen lassen — und hinanziehen. — —

Immer mehr spüre ich seine Überlegenheit — immer mehr die Grenzen meines intellektuellen Könnens.

Mit der Geige ging es mir oft so.

Ich kann ein Stück lesen, verstehen — mir klar machen — aber nicht interpretieren. Das ist charakteristisch für mich: überall fehlt die Technik.

Die Technik? Ja, wenn es das nur wäre, aber es fehlt mehr. —

Man spürt seine Grenzen — über die es nicht hinaus geht. —

Abscheulich. — —

Alfred hat etwas mir Unangenehmes. Er muß gemerkt haben, daß ich ehrgeizig bin.

Nun spricht er fortwährend von seiner Zukunft — wenn er erst mal Professor ist — und glänzende Rufe bekommt — vielleicht auch Orden und Auszeichnungen und — höchster Triumph — den Adel!

Ich lache. Meine Familie hat ihn 250 Jahre lang geführt — und ein Urvater verbrannte dann — in Revolutions- und Alkoholtaumel den Adelsbrief, der nicht erneuert wurde.

Kein ruhmvolles Ende. —

Was habe ich eigentlich mit Alfreds zukünftigen Auszeichnungen zu ſchaffen? Ach natürlich, wie heißt dieſer Vers auf die Friedrike Brion?

„Ein Strahl der Götterſonne fiel auf ſie —"

Nicht mein Geſchmack —

Gar nicht mein Geſchmack —

Ich gehöre nicht zu den Menſchen, die gerne nehmen.

In dieſer Hinſicht liebe ich Nietzſche wie einen Gott. — — Zarathuſtra, III. Teil. „Von der ſchenkenden Tugend."

Schon wieder ein Citat. —

Mein Gott — warum kann man nie nur ſich ſein — oder warum hat man ſo viel geleſen. —

Goethe, Dante, Byron, Rouſſeau, Turgenjeff, Zola, Ibſen, Madach, Viſcher, Hauptmann, — Plato, Spinoza, Schopenhauer — Nietzſche — von jedem ein Fetzchen — und ſo etwas nennt man dann „ich".

„Ich" — und um dieſe Kompoſition ſoll ſich das Weltall drehen. —

Geſchmackloſigkeit. — —

Ich kann mich nicht unterordnen — auch in der Liebe nicht.

Früher dachte ich, wenn ich jemals heiraten würde, müßte es ein älterer Mann ſein, zwiſchen 45 und 60, zu dem ich aufſehen könnte, weil ſeine Autorität durch den Altersunterſchied gegeben wäre.

Nun liebe ich aber Alfred — ohne die letzte Hingabe gelernt zu haben. —

Die Sache iſt unhaltbar. —

Ich leide viel an Kopfſchmerz, ſehr viel. Medikamente helfen nur noch ausnahmsweiſe. Ich habe in dieſer Beziehung ſehr geſündigt. —

Das Denken ſtrengt mich an — und ich ſoll „geiſtreich" ſein.

Wäre ich in Heppenheim geblieben.

Ich weiß es nun.

Eine Antipyrinvergiftung — — —

Der Ehrgeiz tötet mich —

Man ſagt vielleicht, das wäre pſychologiſch unmöglich — — mir iſt es einerlei. —

Ich bin feige, vielleicht auch eitel. Ich könnte mich ja ſpäter zu ſo einer Muſterfrau herausbilden — häuslich und mit höheren Intereſſen.

Nein, dazu hab' ich immer noch zu viel Geſchmack.

Ich rauche ſehr viel. Taute liebt das nicht. Alte Damen mögen es überhaupt nie leiden — auch Alfred gefällt es wenig. Aber es regt mich an. Ich kann überhaupt nur noch arbeiten, wenn ich dabei rauche — dieſe kleinen, famoſen, gelben Ruſſen. — Sie ſind ſtärker als öſterreichiſche Regiemarken —

Die Kopfſchmerzen werden unerträglich.

Ich bin heute zu einem Arzte in die Sprechstunde gegangen, ganz weit weg von uns — in die Rumfordstraße.

„Überreizung — geistige Überanstrengung — Ruhe —"

Ach, die alte Leier. Das kennt man. Schließlich doch ein Rezept auf Antipyrin.

Ich wiederhole diesen Vorgang.

Der dritte Arzt giebt mir das Mittel nicht. „Überreizte Nerven — kaltes Wasser —"

Wie — ich dachte es manchmal, es könnte wirklich in den Nerven liegen. Aber ich bin doch nicht krank — nein, gewiß nicht. — Nur das geistige Unvermögen. — Körperlich ist alles in Ordnung.

Das bißchen Kopfschmerz — — Ich muß arbeiten — sehr viel arbeiten — sonst dämmern die Gedanken ein —

Ich ging zu einem Nervenarzt.

Jawohl — es stimmt.

Ich lese den Menschen immer alles vom Gesicht. Eine Kaltwasserkur rät er mir gegen die Kopfschmerzen. — Wie? gegen den — — gegen den Wahnsinn? —

Nervenheilanstalt — Das erinnert an vergitterte Fenster und abgeschlossene Corridore. Ich kenne das sehr genau.

In Zeit von zwei Stunden haben mir mal an einem solchen Orte fünf Damen ihre Leidensgeschichte erzählt — mit jener gewissen, mechanischen Gleichgültigkeit, mit der man etwa eine Weinkarte herunterliest — und dazwischen ein Aufkreischen in Erinnerung. — Nein — so etwas nicht. —

* * *

Ich habe eine kleine Arbeit über ein Thema aus Plato gemacht — die Präexistenz der Seele.

Nun legte ich sie acht Tage bei Seite — dachte gar nicht mehr daran, und bin ihr heute objektiv entgegengetreten.

Epigonenarbeit!

Ja — der Graphologe hat Recht.

Tante findet, es müßte mir etwas fehlen. — — Ich käme ihr ermüdet, abgespannt vor — — Mein Gott, ich bin nicht mehr geistreich genug.

Alfred kommt seltener. Er arbeitet an einem Buch über den Walther von der Vogelweide.

Ich glaube, niemand würde etwas entbehren, wenn das nicht erschiene.

Mir ist der Mensch eigentlich nur durch das schöne Lied des Stolzing in Wagners „Meistersingern von Nürnberg" interessant. Für derartige historisch-gelehrte Dinge fehlt mir nicht nur die Begabung — auch das Interesse.

Sonderbar — erſt war es bei Alfred Leidenſchaft — nun bei mir. Soll ſie dort ſchon „geflohen“ ſein?

Er giebt jetzt mehr auf meinen angeblichen Geiſt.

Antipyrinvergiftung.

Ich liebe das zwar nicht. Es erinnert ſo an Hoſpitäler — lauter mir antipathiſche Dinge. — Aber ich kann mich doch nicht erdolchen — das wäre zu effektvoll —

Ich haſſe Tante Kathinka.

Ich war ganz zufrieden, ein geiſtreicher Brief zu ſein. Zum geiſtreichen Menſchen fehlt mir die Prädeſtination und — das Schauſpieltalent.

Alf wird kühler. Ich muß eilen, ſonſt kommt der Niedergang.

So war man noch einmal glücklich. Die Liebe iſt doch das beſte. Aber mir kann ſie nicht das Einzige ſein, ſchon weil ſie Alf nicht das Einzige iſt.

Man ſtirbt alſo.

Ob man an die Präexiſtenz — und folglich Unſterblichkeit der Seele glauben ſoll?

Nous verrons. —

An den Tod und was damit zuſammenhängt, mag ich nicht denken. Ich habe es nie geliebt, mich in Häßlichkeiten zu vertiefen.

Ich will gar nicht ſentimental ſein. Dieſe Fräulein Gersdorff, welche —

Herrgott — immer Vorbilder! Kann man denn niemals originell ſein, nicht ein einziges Mal?

Ich ſterbe aus — Eitelkeit.

Schön iſt es nicht — und groß noch viel weniger.

Und was dann kommt — ja dann? „Selig ſind die Geiſtig-Armen.“ Aber ich möchte doch nicht dazu gehören. Wenn jemand — ganz gleichgültig wer — mir nun ſagen würde: „Ich liebe Dich — nicht ſo, wie Du etwa in der Deinem Charakter möglichen Vollkommenheit ſein würdeſt, ſondern gerade ſo, wie Du biſt — mit Deinen Eigentümlichkeiten, die andere vielleicht Fehler nennen“ — dann — dann könnte ich noch leben.

Aber, wer ſollte ſo zu mir ſprechen? Ich habe das Leben nicht verſtanden. Ich gehe am Ehrgeiz zu Grunde — an dieſem quälenden, ſchrecklichen, unverſtandenen Bedürfnis nach dem Ruhme. — —

Na — entbehrt im Grunde jemand etwas dabei?

Wie — muß ich mich nicht ſelbſt verachten —?

Aber, nun iſt es letzte Zeit. —

Knackeule.

Von Fritz Stoffel.
(Elberfeld.)

Er hieß nun einmal im ganzen Hunsrücker Dorfe die Knackeule. Von Gottes- und Rechtswegen stand ihm allerdings der Name Christoph Rech zu. So wurde er aber nur genannt, wenn zufällig einer seiner Mitbauern mit ihm sprach. Mußte er aber die dritte Person abgeben, dann hieß er nur die Knackeule. Warum? — Ja — die Bezeichnung hatte sich vererbt, und Christoph Rech war nachgewiesenermaßen der dritte Träger des Spottnamens. Vielleicht boten seine Gesichtszüge einen Anhalt zur teilweisen Erklärung des Ausdrucks Knackeule. Betrachtete man seine scharfgebogene Nase, die großen Glotzaugen und das die ganze Woche nicht rasierte Gesicht, dessen Borsten Samstags immerhin einige Ähnlichkeit mit der Befiederung eines Eulenantlitzes aufwiesen, dann konnte man sich schon erklären, wie der Volkswitz auf die Bezeichnung Eule kam. Dagegen herrscht über die Entstehung der Vorsilbe „Knack" tiefes Dunkel, und ihre Bedeutung wird auch immer dunkel bleiben.

Knackeule hatte Dünger auf einen leichten Wagen geladen — von dem großen Haufen — dicht vor der Hausthüre. Jetzt erschien Knackeule in der Stallthüre und zog eine rotbraune, aufgejochte Kuh hinter sich her. Die schien es nicht sehr eilig zu haben. Von der Thürschwelle leckte sie noch einen Strohhalm auf, setzte dann den rechten Fuß vorsichtig über die Schwelle, blieb stehen und besah wenig freundlich den Düngerwagen. Knackeule hielt sie geduldig an der Halskette, blieb auch stehen, sah erst nach dem Wetter, dann nach den Hühnern im benachbarten Garten, bückte sich nieder und strich seinem schwarzen Spitz, seinem „Möhrchen", das leise winselnd zu seinen Füßen kauerte, über den Rücken und schüttelte besorgt den Kopf. Dann sah er eine Weile auf die wohlgenährte Kuh, die immer noch keine Miene machte, weiterzugehen, und sprach endlich: „Ja — wenn Du meinst, Alte, dann wollen wir uns doch auf den Weg machen — es wird uns sonst Nacht." Dieser Hinweis schien die Kuh daran zu erinnern, daß man sich in das Unvermeidliche schicken muß. Sie ließ dem rechten das linke Vorderbein folgen; nach einigen Augenverdrehungen folgten auch die Hinterbeine — und endlich stand sie angeschirrt am Wagen. Möhrchen kauerte neben ihr und winselte, während Knackeule immer besorgter den Kopf schüttelte. Nach einer Weile erschien auch die Gattin der Knackeule in der Thüröffnung des Stalles, ebenfalls eine Kuh hinter sich herziehend,

eine Falbe. Als aber die Falbe ſich mit der gleichen Förmlichkeit anſchickte, an der Schwelle ſtehen zu bleiben wie die Rotbraune, verſetzte ihr Frau Annekäth mit der Hand einen Klapps auf das Schulterblatt: „Dummes Vieh! — Meinſt Du, ich hätte Luſt, die halbe Nacht draußen auf dem Felde herumzukriechen?“

Da aber zog Knackeule die Stirne in düſtere Falten: „Annekäth, ich glaub', Du lernſt Dein Lebtag nicht, mit dem Vieh umgehen — der Unverſtand!“ Und ſchon ſtand er neben ſeiner Gattin, nahm ihr verächtlich die Halskette aus der Hand und wandte ſich zu der Kuh: „Hoi — hoi — komm — komm — ſo — ſo! Komm, mein Alterchen!“

Mit dieſen und vielen ähnlichen Schmeichelworten brachte er endlich die Kuh zum Wagen, oder er ließ ſich vielmehr von ihr hinbringen, da das gottloſe Tier ſich wenig um ſeinen Zuſpruch kümmerte. Endlich war alles zur Abfahrt bereit. Annekäthe überreichte ihrem Manne die Peitſche mit dem Wacholderſtiele, die Knackeule nur als Zierde, nie aber als Schreck- oder Züchtigungsmittel mit ſich zu tragen pflegte. Die Frau trat an ihren Platz — hinten an die Hemmvorrichtung, deren Kurbel ſie als Leitmotiv erwählte, Möhrchen winſelte an der Seite ſeines Herrn, und dann ging's langſam — ganz wie es den Kühen gefiel — aus dem Dorfe hinaus, immer weiter auf der glatten, etwas abfallenden Landſtraße. Annekäth bediente die Bremſe ſorgfältig, damit die Kühe gemächlich einherſpazieren konnten, Knackeule trug tiefſinnig die Peitſche über der Schulter, und Möhrchen winſelte. Endlich konnte es Knackeule nicht mehr aushalten. Der Mann nahm die Peitſche unter den rechten und Möhrchen unter den linken Arm, während er dem armen Hundetier fortwährend freundlich zuſprach, und zwar in der zärtlichen Form, die ſich zwiſchen beiden im Laufe der Jahre herausgebildet hatte. Annekäth blickte nach der Sonne, die ſich bedenklich dem Horizonte näherte und rüttelte ungeduldig an der Kurbel.

Da hielt der Wagen.

Der Pfarrer des Dorfes kam von ſeinem Nachmittagsſpaziergange zurück und trat auf Knackeule zu.

„Nun“ — ſagte der joviale Herr — „warum tragt Ihr denn Euer Möhrchen auf dem Arm, Reck?“

„Ja,“ entgegnete Knackeule trübſelig, „das iſt ein Umſtand mit dem armen Vieh! Den ganzen Tag hat es noch nichts gefreſſen, nicht mal Weckbrocken mit Milch. Und dabei jammert es in einem fort, daß es ein ſteinern Herz erweichen könnte! Nein, Herr Pfarrer, wenn mir mein Möhrchen zu ſchanden ginge — — das überlebte ich nicht!“

„Aber Mann!“ — lachte der junge Pfarrer — „es giebt doch noch mehr Hunde!“

„Nein, Herr Pfarrer, das verſteht Ihr nicht!“

„Wahrhaftig nicht!“ — ſagte der Pfarrer und ſchaute Knackeule fragend an.

„Ja — da guckt nur! Das Tier hat Menſchenverſtand. Mit dem kann ich alles beſſer beſprechen als mit den Menſchen.“

Der Pfarrer lächelte noch immer.

Da wurde Knackeule faſt böſe. „Was? Ihr glaubt mir am Ende nicht mal? Dann will ich's Euch beweiſen. Ihr wißt, daß ich keinen Sonntag aus der Kirche bleibe; man ruht ſich halt ſo ſchön aus, und es iſt ſo kühl drin im Sommer. Überall, wo ich hingehe, geht auch mein Möhrchen mit — auch nachts ins Bett. Aber wenn ich Sonntags den Cylinder von meinem Großvater aufſetze und den großen Schoßrock anziehe, den ich von meinem Schwiegervater geerbt habe, dann weiß Möhrchen: Jetzt geht er zur Kirche; dann muckſt Möhrchen nicht — er guckt mich noch einmal treu an und geht dann unter den Ofen. Und das Viehchen ſollte nicht Menſchenverſtand haben? Ach — Du arm, lieb Viehchen — wenn Du mir zu Grunde gehſt“ —

Der Pfarrer ſchüttelte mit dem Kopfe. Er war aber ganz ernſt geworden, als er im Vorbeigehen auch Frau Annekäth ſein „guten Tag“ zunickte.

Endlich hielt der Wagen auf dem Acker, der Knackeule erb- und eigentümlich war. Nun galt's, den Dünger abzuziehen und zwar ſo, daß er fein über einen gewiſſen Teil der Ackerfläche verteilt wurde. Knackeule machte ſich ans Werk. In der linken Hand hielt er ſein winſelndes Möhrchen, dem er fortwährend zuſprach; mit der Rechten handhabte er einen langen Haken, mit welchem er Anſtrengungen machte, den Wagen ſeiner Laſt zu entledigen. Aber das ging langſam — langſam. Die Frau wollte vor Ungeduld vergehen.

„Dann laß mich doch wenigſtens den Hund ſo lange halten — wir werden ja ſonſt vor Mitternacht nicht fertig!“

Da ſchaute ſie Knackeule mit einem Blick an, mit einem ſo verächtlichen Blick! und ſagte, indem er mit ſeinem Haken weiter arbeitete: „Du den Hund halten? Nein, Du gönnſt ihm nicht mal das Brot, das er frißt.“

Annekäth wurde böſe. „Das Brot, das er frißt? Ja, wenn der Hund noch Brot fräße! Aber Weckbrocken und ſüße Milch und das beſte Stück Fleiſch, wonach ich die Finger lecke, das bekommt alles das dumme Vieh. Wenn es doch endlich glücklich“ —

Und wieder blickte Knackeule ſie an mit einem Blick, wie ihn nur eine unverſtandene Seele blicken kann, und das eine, was er ſagte, war: „Annekäth — halt Dein Maul!“

Dann wurde weiter abgeladen; die Sonne ging unter. „Ich kann's wahrhaftig nicht mehr anſehen!“ kreiſchte Annekäth. „Auf die Art kann's morgen früh werden! Dann laß mich wenigſtens abladen.“

Knackeule muſterte die Frau von oben bis unten, aber ein Blick auf den armen Patienten ließ ihn doch den Haken hergeben. Während er ſich mit ungeteilter Aufmerkſamkeit ſeinem Schützling widmete, zog Annekäth den Dünger raſch und ſchnell von dem Wagen. Faſt hatte ſie die Arbeit beendet, als der Mann aufblickte.

„Gottes Dunner noch einmal!“ — murmelte er zwiſchen den Zähnen. „Was werden morgen am Sonntag die Leute ſagen, wenn ſie hier vorbeikommen und die Wirtſchaft ſehen! Bald ſitzen die Düngerhaufen aufeinander, bald ſoweit auseinander wie Alterkülz und Michelbach. Fraumenſch — halt ein!“

Mit einem „Himmelwetter!“ warf Annekäth den Haken an den Boden und ſtellte ſich, dem Wagen den Rücken zugekehrt, an die Ackerfurche. Endlich war der Wagen leer, und Knackeule leitete Kühe und Wagen von dem Acker auf die Landſtraße, Möhrchen, das winſelnde Möhrchen unter dem Arm. Auf der Straße wurde wieder Halt gemacht. Knackeule löſte mit der freien rechten Hand die Rothraune von dem Wagen, führte ſie nach hinten, und band ſie mit der Halskette an der Hemmvorrichtung feſt. Annekäth wußte, was ihres Amtes war, ſie that mit der Falben dasſelbe. Von dem Wegrande riß dann der Mann — „ruhig — ruhig, Möhrchen!“ — noch einige Grasbüſchel ab, die er den Kühen maulgerecht auf den hinteren Teil des leeren Wagens legte. Dann faßte Annekäth die Deichſel an, und Knackeule poſtierte ſich an dem hinteren Ende des Wagens neben den Kühen. „Jü!“ — ſagte der Mann. Die Frau zog an, Knackeule drückte an einer Wagenhürde, die Kühe fraßen ihr Gras, Möhrchen winſelte, und ſehr langſam ging es die ſanfte Anhöhe hinauf zum Dorfe.

Endlich blieb Annekäth im Scheine des Mondes ſtehen, mit dem Ärmel ihres Mieders den Schweiß aus dem Geſichte wiſchend. „Das dumme Vieh! Jetzt haſt Du zum Nachſchieben nur eine Hand frei, und ich ziehe mir faſt die Seele aus dem Leibe. Gleich ſetzt Du das Vieh auf den Wagen und ſchiebſt mit beiden Händen!“

Knackeule wurde es feucht in den Augen; er öffnete den Mund, ſagte aber zunächſt nichts, ſondern blickte zum Himmel mit dem Schmerze des ewig Unverſtandenen — dann aber erwiderte er kurz:

„Annekäth — halt's Maul!“

„Nun halte ich's gar nicht!“ — brauſte Annekäth auf.

„Willſt Du nicht ordentlich ſchieben, dann ſpann die Kühe vor den Wagen. Was brauchen die hinterher ſpazieren zu gehen, während ich den

Wagen bergauf ſchleppe? Dann brauchen wir ſie überhaupt nicht mitzunehmen; denn bergab läuft der Wagen von ſelbſt. Alſo gleich ſpannen wir die Kühe wieder an — oder Du legſt den Hund auf den Wagen."

„Ei, Dunnerwetter! — willſt Du gleich das Maul halten!" — ſagte Knackeule, dem der zurückrollende Wagen, welchen Annekäth losgelaſſen hatte, unſanft an den rechten Vorderfuß ſtieß. „Gleich ziehſt Du!"

„Nein, ich ziehe nicht! Du ſpannſt die Kühe an, oder ich laſſe Dich hier mit den Kühen, mit dem Wagen und Deinem Möhrchen allein am Wege ſtehen."

„Annekäth, thu' mir doch den Gefallen — Du ſiehſt doch — es geht nicht!"

„So?" — höhnte Annekäth giftig. „Wozu haben wir denn eigentlich die Kühe? He? Ich muß mich ſchinden — und — und — und immer ſchinden, und die Kühe führen ein Herrenleben. Sind die denn mehr als wir?"

Darüber hatte Knackeule noch nie nachgedacht. Aber jetzt fing er gleich damit an, mit ſeiner gewohnten Gründlichkeit. Endlich hatte er es gefunden. „Ja — gelt, Du — es ſteht doch in der Bibel, daß die Menſchen hier auf der Erde ſich ſchinden ſollen — daran iſt ja auch ſo ein Weibsmenſch ſchuld. Aber der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes — gelt — das haſt Du noch nie gehört — ach — Möhrchen, Möhrchen!" — Der Hund heulte vor Schmerzen.

Als aber Annekäth immer noch keine Miene machte, wieder anzuziehen, da ſpannte Knackeule die Rotbraune wieder vor den Wagen — „wenn ſie dann doch zu ſchanden gehen muß" — und die Frau that alſo mit der Falben. Dann ging es weiter. Der Hund heulte immer lauter — ſchwieg dann einen Augenblick — und fing aufs neue wieder an.

„Sie haben Dich vergiftet, Möhrchen, vergiftet!" — ſchrie Knackeule, der hinter dem Wagen herging und der Frau die Führung überließ. „Vergiftet haben ſie Dich!" — und der Mann riß ſich in den Haaren und ſchlug mit der Rechten auf die Hemmvorrichtung. — — —

Als ſie endlich nach Hauſe kamen, war Möhrchen — tot. Knackeule kümmerte ſich nicht um den Wagen und um die Kühe, viel weniger um die Käthe. Aus der Scheune holte er Stroh und eine Schaufel und ging in den Garten. Dort legte er im Lichte des Mondes ſein totes Möhrchen vorläufig auf das Stroh nieder und begann zu ſchaufeln — er ſchaufelte ein Grab. Als es fertig war, bettete er ſeinen Liebling hinein, ſtrich ihm noch einmal über das glatte, halbgreiſe Fell, deckte dann den Körper mit Stroh zu und wölbte langſam die Erde darüber zu einem kleinen Hügel auf. Und dann war er fertig. Aber er konnte doch eigentlich noch nicht fertig ſein — ſollte das der Schluß ſein eines langen Zuſammenlebens?

Sollte das alles so sang- und klanglos nun aus sein? Aber es blieb ihm nichts mehr zu thun übrig. Doch — da fiel ihm etwas ein. Rasch ging er in das Haus — rumorte ein wenig in der Küche und kam dann wieder: Auf das Grab seines Lieblings setzte er in zwei Untertassen das Leibgericht Möhrchens — Weckbrocken und Milch. Dann wischte er sich mit dem Rücken seiner Rechten über die Augen, blickte noch einmal auf das kleine Grab - und ging ins Haus.

Die geisteskranken Psychiater.

Von Jules Saint-Froid.

(München.)

Ueber die Psychiater fällt jetzt alles her. Es ist kein Wunder. Man traut ihnen nicht mehr. Nicht nur haben sie ganz flagrante Fälle sich aufs Kerbholz schreiben lassen müssen, sondern — und das will mehr sagen — es ist eine neue Zeit angebrochen, und die Psychiater haben noch nicht Zeit gefunden, sich dieser neuen Zeit zu akkomodieren. Die Psyche ist immer das empfindlichste Zünglein an der Wage großer Kulturabschnitte, wie die Psyche der empfindlichste Warner ist für eine anbrechende Revolution im eigenen Körper. Man verlangt heute „Schöffengerichte", Beteiligung des Laien-Elements, geistige „Geschworne", um über Schuld oder Unschuld der Psyche unserer Mitmenschen zu entscheiden. Was heißt das anderes, als: wir halten den Psychiater, den Irrenarzt, trotz seiner Sachverständigkeit für keinen kompetenten, vorurteilsfreien, auf der Höhe seiner Mission stehenden Seelen-Richter mehr. Und so ist es in der That. Eine neue Zeit-Epoche ist über uns alle gekommen, und die Psychiater haben sich in derselben als die Zurückgebliebenen gezeigt. Soll ich mit zwei Schlagwörtern die alte, im Absterben begriffene, und die neue hereingebrochene Zeitrichtung bestimmen, so müßte ich sagen: Materialismus und: Psychismus. Es ist klar: wenn in einer neuen Kulturepoche die Seele selbst das Streitobjekt, oder auch nur den Gegenstand des intensivsten Interesses bildet, daß die Psychiater es zuerst merken müssen. Und dies ist hier der Fall. Keinem Menschen fiele es heute ein, bei den Entscheidungen der Chemie- oder Physik-Professoren die Zuziehung des Laien-Elements zu verlangen. Mit schallendem Gelächter würde ein solcher Vorschlag aufgenommen werden. Und doch ist

er im Grunde um nichts lächerlicher, als der andere, den Psychiatern eine Bank beratender Laien beizugeben. Beide, Chemiker wie Irrenärzte, stützen sich auf die Naturwissenschaften. Beide stehen im Hinblick auf ihre Weltanschauung und ihre erkenntnis-theoretischen Ansichten auf dem Boden des Materialismus, wie er in den fünfziger und sechziger Jahren unseres Jahrhunderts zur Entwicklung gelangt ist. Während aber dieser Boden bei den rein exakten Disziplinen, wie Chemie und Physik, unverändert geblieben ist, hat er sich bei den Geisteswissenschaften, bei Philosophie, Psychologie, Psychiatrie, ja bei Biologie, Ethnographie, Entwicklungsgeschichte, verschoben. Dies ist der Grund, warum z. B. die Entdeckung der Röntgenschen Strahlen als ein „Fund" angesehen, die Urteile der auf dem materiellen Seelen-Prinzip sich stützenden Irrenärzte dagegen mit offenbarem Mißtrauen betrachtet werden. —

Der geistvolle Schüle, Direktor der württembergischen Irrenanstalt Illenau, dem wir die Rettung des wegen „Querulanten-Wahnsinns" für unzurechnungsfähig erklärten, bekannten Heilbronner Bürgermeisters Hegelmaier aus den geistes-würgenden Händen des Stuttgarter Medizinal-Kollegiums verdanken, begann sein im Jahre 1880 erschienenes „Handbuch der Geisteskrankheiten" mit den Worten: „Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten". In der sechs Jahre später erschienenen zweiten Auflage fehlt dieser Satz gänzlich. In dieser Zwischenzeit muß sich also für diesen Forscher die Wandlung hinsichtlich der Einwurfsfreiheit dieses Satzes vollzogen haben. „Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten" war der Kampfesruf der gesamten Psychiatrie der sechziger und siebziger Jahre, um allen naturphilosophischen Spuk Schellings und was drum und dran hing aus den Köpfen hinauszutreiben; und er bezeichnete so recht das Vogt-Büchner'sche Prinzip der großen Stoffanbetung, wonach „das Denken ebenso ein Produkt des Hirns sei, wie der Urin ein Produkt der Nieren". Heute ist dieser Kampfesruf fast vollständig verstummt; aber die Psychiater ruhen in ihren Überlegungen doch noch immer auf diesem Kraft- und Stoff-Prinzip. Inzwischen ist das Publikum fortgeschritten. Die Physiologie ist fortgeschritten (Kölliker). Die Völkerpsychologie hat neue Gesichtspunkte gezeigt (Bastian). Die gesamte Lehre des Hypnotismus und der modernen wissenschaftlichen Psychologie ruht im ganzen Abendland auf rein spiritueller Basis. Von Gehirn ist gar keine Rede mehr. Es handelt sich einfach um praktischen, psychologischen Empirismus und um Schlüsse daraus, die mit der Gehirnanatomie gar nichts mehr zu thun haben. In den ganzen ungeheuren Arbeiten und Enqueten der englischen „society of psychological research", der französischen Forscher (Richet, Janet), der Berliner und Münchener wissenschaftlichen Vereinigungen (Dessoir, Lipps,

Schrenck-Notzing, Pariſh, Moll u. a.) iſt von dem Aufſuchen einer materiellen Baſis für pſychiſche Leiſtungen nichts zu finden. Hier handelt es ſich glatt und einfach um Pſyche; ſoll ich deutlicher reden: um die Priorität der Pſyche gegenüber der Materie. — Dieſe ganze ungeheure Bewegung, welche das Publikum in breiteſtem Maße Teil nehmen ließ, iſt an den Pſychiatern ſpurlos vorüber gegangen. Sie ſchloſſen ſich hinter den Mauern ihrer Irrenhäuſer ab, eigenwillige, wie ſoll ich ſagen? — Paſchas des Gehirns, wähnend, ſie hätten die Seele, wenn ſie das Gehirn in der Hand haben. — Jetzt rächt ſich dieſe Iſolierung! —

Ich habe abſichtlich bis jetzt nichts vom Spiritismus geſprochen, um nicht mit verdächtigen Trümpfen zu operieren. Wir wollen aber davon auch einmal reden und den Wechſel der Zeiten prüfen. Im Jahre 1874 erſchien ein Buch von E. Sierke „Schwärmer und Schwindler zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts“. Unter dieſen Schwindlern figuriert z. B. auch Swedenborg. 1874 war gerade das Jahr der Hochflut materialiſtiſcher Geiſtesrichtung. Und Sierke, ein Mann ſeiner Zeit, konnte mit viel Behagen den nordiſchen Geiſterſeher in das Schema ſeiner kranken Gehirne einreihen. Ich glaube, heute möchte es nicht leicht einer, noch ſo nüchterner, der die Materie verſtände, unternehmen, einen Mann wie Swedenborg, der auf Tauſende gewirkt und noch wirkt, ſchlankweg unter die „Schwärmer“ oder „Schwindler“ zu regiſtrieren. Ein Pſychoiog ſchon gar nicht. So hat uns die Zeit vorwärts geſchoben. Aber die pſychiatriſchen Lehrbücher der ſechziger und ſiebziger Jahre haben noch ganz andere Leute in ihren pathologiſchen Abteilungen untergebracht, und einen Luther, Muhamed, Chriſtus, den heiligen Franziskus u. a. ruhig als „Irre“ in ihrem Syſtem feſtgenagelt. Und doch beruht auf dieſen vier Menſchen ungefähr faſt die geſamte Kultur- und Geiſtesrichtung unſeres halben Erdballs. Aber das war damals die große Leiſtung: ganze Kulturperioden mit einem Federſtrich im Stile Büchners, mit einer Deklaration „Hallucinanten“, als Verirrungen zu bezeichnen. Auch das iſt heute alles vergeſſen. Und wir haben uns auch im Stadium nüchternſten Kritizismuſſes daran gewöhnt, daß es zu einer ausgiebigen Weltbetrachtung und tieferen Ergründung des Menſchendaſeins nicht genügt, irgend eine Erſcheinungsform der Pſyche durch das Medium des Gehirns zu materialiſieren und ſie damit unter unſer Seziermeſſer zu nehmeu; ſondern wir wiſſen heute, daß das mannigfaltige Leben und Weben unſerer Raſſe unter Erſcheinungsformeu verläuft, deren letzte Urſachen und treibende Kräfte wir nicht zu erkennen vermögen, und daß jeder Verſuch einer gerade herrſchenden Schulmeinung, durch Beurteilung jener Erſcheinungsformen auf das letzte Prinzip unſeres Seins zu ſtoßen, es zu treffen oder gar zu wandeln, immer mit einem kläglichen

Resultat geendigt hat; wie die Geschichte des eben in unseren Tagen seinem Ende zuneigenden „Materialismus" deutlich zeigt. —

Ich komme zu diesen, vielleicht etwas zu breit angelegten Gedanken durch etliche jüngste Vorkommnisse, bei denen einige Psychiater älteren Schlags, wie ich glaube, gewisse moderne Geistesrichtungen mit dem Stempel ihrer materialistischen Schule zu zerstoßen und das gefundene Elaborat nach ihrem Schema als „defekt", oder „krank", oder als „Verirrung" zu deklarieren suchten.

Angesichts einer jüngst erfolgten Beschlagnahme eines poetischen Opuskulums einer süddeutschen Schriftstellerin, in dem die Staatsanwaltschaft außer drei „Gotteslästerungen" ungezählte „Unsittlichkeiten" entdeckte*), offerierte sich nämlich ein süddeutscher Psychiater, par distance die Diagnose auf „cirkuläres Irresein" zu stellen. Und in der Heidelberger psychiatrischen Universitäts-Klinik waren jüngst unter „Zeichnungen und schriftlichen Elaboraten von Irren", unter Angabe der jedesmaligen geistigen Erkrankung auf dem Rand des Blattes, von dem dortigen Leiter der Anstalt ausgestellt: Ein „Trinklied" von Dehmel, das Blatt „Der Philosoph" von Max Klinger, ein Sonett von Mallarmé „Quand il est sorti", das Titelblatt zu dem bekannten Roman von Prévost „Demi-Vierges" aus dem „Pan", und zwei Blätter von Toroop. Dem in der heutigen Kunst und Litteratur Versierten brauche ich nicht auseinander zu setzen, daß es sich hier ausschließlich um Künstlernamen allerersten Ranges handelt.

Was soll man dazu sagen? Handelt es sich hier um einen frivolen Scherz? Oder kann man von Leuten, die die Universität absolviert haben, eine derartige Mentekaptivität erwarten, Kunst-Offenbarungen, wie die eines Max Klinger, eines Toroop, einfach durch ein Zettelchen aus ihrem Terminologen-Kasten: „Paranoia", „Größenwahn", „leichte Verblödung" u. dergl., die sie ihnen aufheften, ad acta zu legen?

---

*) Es handelt sich um die „Hetärenbriefe" der Johanna Szelinska, die unter ihrem Mädchennamen Johanna von der Nahmer schreibt. Das Buch ist zum Teil aus dem Vollgefühl des modernen Weibes und seiner Emancipationsbestrebungen zu verstehen und giebt in Briefform, in zum Teil rührendem Klageton, den Empfindungen einer vornehm gesinnten, innerlich sittlich rein gebliebenen Hetäre Ausdruck, die das zufällige Zusammentreffen mit einem Herrn und die daraus sich ergebenden Konsequenzen als Geiegenheit wahrnimmt, um das Gewissen des heutigen vornehmen Mannes dem Weibe gegenüber in seiner ganzen Roheit und Barbaren-Natur offen zu enthüllen. Es ist in gewissem Sinne eine Art deutscher dame aux camélias und offenbart ein absolut neues weibliches Empfinden. Die Beschlagnahme durch die Staatsanwaltschaft zeigt nur die kompiette Fassungs- und Verständnislosigkeit des heutigen Staates gegenüber der modernen Litteratur; der da, wo sie Entrüstung und bebendes Verlangen zeigt, nur Auflehnung und sexuelle Gemeinheit erblickt.

Aber es scheint schon so, daß die Welt immer sich gleich bleibt. Vor der „Himmelfahrt" zum Ruhm muß der Künstler die „Kreuzigung" zur Qual erleiden. Erst wenn er den Schierlings-Becher der Menschen-Vergiftung bis zur Neige geleert, beginnt für ihn die Zeit des Verstanden-Werdens. Und die Irrenhaus-Zelle ist oftmals für ihn der Weg zum Parnaß. —

Ich möchte aber die deutschen Herren Psychiater angesichts dieses Vorkommnisses in der That fragen: Ist es Ihnen wirklich darum zu thun, später einmal, wenn die heutige Ideen-Saat aufgegangen, als die wissenschaftlichen Henkersknechte für diesen oder jenen strebenden Zeitgenossen zu erscheinen? Sie, die heute deutsche Künstler für „defekt" erklären, wollen Sie einmal vor der Nachwelt als deficientes, als mangelhaft, als nicht ausreichende Beurteiler Ihrer Zeit erscheinen? Wollen Sie dann als „defekt" dastehen? — Gelüstet es Sie nach dem Ruhm Ihres verflossenen Kollegen Dr. Puschmann, der in einem gedruckten Gutachten aus den siebziger Jahren Richard Wagner für „geisteskrank" erklärte, weil er in dessen „Tristan und Isolde" die ausreichenden Beweise gefunden zu haben glaubte?*) — Gelüstet es Sie nach der Ehre Ihrer Wiener Kollegen aus dem vorigen Jahrhundert, die, wenn Beethoven gelegentlich arretiert wurde, weil er, mitten auf dem Straßendamm stehend, sich rasch die Fanfaren zu der C-moll-Symphonie notiert hatte, ohne auf den Wagen-Verkehr zu achten, — ihn mit den Worten empfingen „Ach, das ist ja der Narr!"? — Gelüstet es Sie nach dem Ruhm von Sierke und Genossen, die einen Swedenborg, Justinus Kerner, Jakob Böhme, Jung-Stilling u. a. für „Schwärmer und Schwindler" erklärten? —

Wenn ja, dann fahren Sie so fort.

Wenn nein, dann eilen Sie und komplettieren Sie Ihre Bildung. Gehen Sie heraus aus Ihren Mauern und sehen Sie sich die so ganz veränderte Welt an. Schauen Sie sich die Sonne an, den Wald, die Wiese, den Fluß, die aufhorchenden Tiere, die summende Welt. Erinnern Sie sich dabei, daß schon ein Goethe dieselbe Natur mit hellem Entzücken betrachtet hat; daß ein heiliger Franziskus dieselbe Natur mit ebenso hellem Entzücken betrachtet hat; und daß ihr gegenseitiger Standpunkt doch ein himmelweit verschiedener war. Lernen Sie aufs neue den alten Satz, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist; und daß die Menschen, besonders in Deutschland, verschieden sind wie die Kohlköpfe, d. h. keiner gleicht ganz dem andern. Lassen Sie sich keine Gelegenheit entgehen, die modernen Kunstströmungen — über die Sie doch, wie es scheint, gerne urteilen wollen — an der Quelle kennen zu lernen. Lesen Sie französische Bücher. Lesen Sie

*) Puschmann, Dr., Richard Wagner, eine psychiatrische Studie. Berlin 1873.

englische Bücher. Beobachten Sie deren Illustrationen. Gehen Sie heraus aus Ihrer Provinz; besuchen Sie die Hauptstädte. Verfolgen Sie den großen Strom des Lebens.

Sonst kann es Ihnen passieren, daß Sie eines Tages, wie ich schon oben erwähnte, vor einer ganz neuen Welt stehen, die Sie nicht mehr zu erfassen vermögen. Wie Ihnen heute schon, die Sie noch auf dem materialistischen Boden stehen, die ganze moderne Psychologie auf spiritualistischer Grundlage als ein Rätsel, als ein überkühnes, luftiges Gebäude erscheint, das Sie nicht begreifen, welches Sie vielleicht gern als „geisteskrank" erklären möchten oder als „Schwindel", wie Ihr Kollege Prof. Dr. Moriz Benedikt in Wien sagt, so wird es Ihnen auch eines Tags mit den modernen deutschen Kunstbestrebungen gehen. Dann aber wird es sich zeigen, daß Sie die Zurückgebliebenen sind, daß es „Ihnen fehlt", nicht den andern, wie Sie glauben; das Sie defekt sind, nicht die andern; daß Sie die „geisteskranken" Psychiater geworden sind, wie ich in meinem Titel angedeutet habe, und daß Ihr Urteil wertlos geworden ist.

So wie jetzt kann es nicht weiter gehn. Es darf nicht der moderne deutsche Künstler, der mit seinem Herzblut arbeitet und seinen Gehirnsaft zu Thaten umschweißt, dem nächsten besten Provinz-Psychiater, der seit einem Vierteljahrhundert über der Lektüre seiner „Gartenlaube" Thränen des Entzückens vergießt, auf Gnade und Ungnade überantwortet werden. Fahren die heutigen Philister in Deutschland in allen Sparten des bureaukratischen Lebens fort, einer kräftig und selbständig aufstrebenden Jugend das Existenzrecht zu bestreiten, sie geistig zu brandmarken und ihre Ideale zu zerstören, so bleibt nur eine Alternative:

Entweder: die gesamte moderne Künstlerschaft — Schriftsteller, Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker — petitionieren beim Reichstag oder ihrem Landesfürsten, für ungefährliche „Geisteskranke" erklärt zu werden, um unter diesem Kreuzes-Zeichen vor weiterer brutaler Behandlung sicher zu sein; um unter dem Schutz dieser Wartburg, wie einst Luther, ihre Zeit abzuwarten, und inzwischen die Sprache ihrer Seele in ihr geliebtes Deutsch zu übertragen —

Oder: die heutigen Psychiater, Staatsanwälte und Richter entschließen sich in Gottes Namen, die Augen aufzuthun, ihre Bildung zu vervollständigen und die Zeichen ihrer Zeit zu verstehen.

Individualismus.

Ein Beitrag zur Dekadencefrage von Dr. M. Schwann.
(Zürich.)

Der Brief eines Freundes veranlaßte mich zu diesen Betrachtungen. Wir treten mit ihnen in den Mittelpunkt derjenigen Fragen, welche heute das künstlerische, litterarische und politische Leben bewegen. So mag der Versuch, diese Begriffe und Schlagwörter einmal in wirklich befruchtende Diskussion zu ziehen, seine Entschuldigung finden.

Was ist eigentlich „Individualität?“ — „Individualität ist die geistige Eigentümlichkeit eines Wesens, der Inbegriff seiner Eigenschaften“, sagt Kirchner. „Insofern ist jeder Mensch ein Original; denn schon leiblich betrachtet giebt es nicht zwei gleiche Menschen, geschweige geistig. Jeder hat sein eigenes Temperament, seine Körperkonstitution und seine Anlagen, deren besondere Zusammenstellung die Vorbedingung seiner Leistung, seines Glückes ist. Ist Denken, Fühlen, Wollen gleichmäßig schwach veranlagt, so wird solcher Mensch garnichts Besonderes leisten, doch in seiner Beschränkung zufrieden sein; ist eine gleichmäßig starke Anlage vorhanden, so wird er ein sehr nützliches und glückliches Glied der Gesellschaft. Das sind die harmonischen Naturen, denen die Menschheit am meisten verdankt. Bei den übrigen wiegt eine Funktion des Geistes vor.“

Das wäre eine, wenn auch in ihrer Grundlage und ihren Folgerungen sehr theoretische und sehr problematische Definition. Eine andere sagt, Individualität sei nicht der Inbegriff aller Eigenschaften eines Wesens, sondern der Inbegriff der Merkmale, wodurch sich ein Ding von andern seiner Art unterscheidet. Diese letzte Erklärung nimmt also stärker Rücksicht auf das Gemeinsame der Individuen gleicher Art. Damit aber stehen wir vor einem historischen Produkt, wie es andeutend auch jene erste Erklärung bereits enthält. Denn Temperament, Körperkonstitution und Anlagen sind eben historische Produkte der Menschen- und Geschlechterentwicklung. Wir wollen denn auch sofort, statt weiter theoretisierend zu spekulieren, ins Leben selbst greifen und mit einigen Thatsachen aus der Geschichte und Wirklichkeit an die Sache herangehen.

Es ist eine von den denkenden Historikern erkannte und anerkannte Thatsache, daß diejenigen germanischen Stämme, welche auf einer zu frühen Stufe eigener nationaler Entwicklung (Nationalität = Volksindividualität!) in die Kulturländer des Mittelmeeres eindrangen, sämtlich ihrer nationalen Eigenschaften verlustig gingen. Als gleiches Beispiel stehen die Kelten da.

Es ist ferner eine ebenso anerkannte Thatsache, daß die Nationalität des Russentums sich im Gegensatze zu den Westslaven zu konservieren vermochte dadurch, daß seine Jugendzeit verlängert wurde. Hätte Rußland unter Iwan dem Schrecklichen im sechzehnten Jahrhundert bei der Zersetzung der deutschen Ostseekolonien die Küste des Baltischen Meeres und damit die direkte Verbindung mit der Kultur Westeuropas erreicht, es würde, wenn nicht in seiner nationalen Individualität aufgerieben worden sein, doch gewaltige Einbuße daran erfahren haben.

Den gleichen zersetzenden, die Individualität auflösenden und impotent machenden Einfluß können wir übrigens auch heute noch alle Tage studieren, betrachten wir den Zug der Landbewohner in die großen Städte. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß von hundert derartigen Zuzüglern fünfundneunzig ihre geistige und individuelle Kraft einsetzen und verlieren, damit also zu Grunde gehen, während vielleicht fünf ihre Fortentwicklung erreichen und dadurch auf das Kulturleben selbst wieder fördernd wirken.

Was ist das? Wie kommt das? Wir sagen, es beruht auf dem Unterschied der Individualitäten. Der eine hat einen persönlich größeren Kraftvorrat einzusetzen und besteht also siegreich im Kampfe, in dem der andere unterliegt. Aber woher hat der eine den größeren Kraftvorrat? Es kann nur die Entwicklung seiner Familie, seines Geschlechtes sein, welche ihm denselben gab. Er kommt mit einer größeren Mitgift. Sein geistiges und natürliches Kraftvermögen hat sich im Laufe der Vergangenheit, seiner eigenen, wie seiner Familie, zu dem nötigen Grade verdichtet, um ihn im Kampfe bestehen zu lassen. Bei dem andern hingegen hat diese Verdichtung nicht stattgefunden, seine ganze Natur ist eine flüssigere, wiederstandslosere, verschwommene, wie wir sagen; er steht jeder äußeren Einwirkung innerlich haltloser gegenüber, eine solche findet bei ihm eine volle Angriffsfläche, während sie dieselbe bei dem anderen nur an ganz bestimmten Punkten findet.

Eine weitere Erscheinung, welche zu denken giebt! Man sieht Individuen vom Lande den Städten zueilen. Sie finden keinen Boden, sie sind dem Untergange verfallen. Ein natürlicher Instinkt treibt sie, dem auszuweichen. Sie wandern aus. Sie kommen in eine fremde Stadt, z. B. eine amerikanische, und gedeihen, während es ihnen in einer deutschen nicht gelingen wollte. Woran liegt das? Wir sagen: an dem Altersgrade beider Kulturen und möchten damit ein Fundamentalgesetz aller individuellen Entwicklung feststellen, denn:

Der Gegensatz zwischen Volksleben und Individualleben ist ein vollkommen natürlicher. Das Volksleben entwickelt sich als ein ganzes, als ein großes individuelles Leben. Als solches durchläuft und erreicht es bestimmte

Altersgrade. Bis zu dem jeweilig erreichten Altersgrade des Volkslebens hat sich nun jedes Einzelleben zu entwickeln, um die Harmonie zwischen sich und dem Volksleben herzustellen. Ist ein Überschuß von individueller Kraft vorhanden, als das Individuum zu dieser Entwicklung bedarf, so wird dasselbe auf das Volksleben befruchtend weiter wirken können; bleibt kein Überschuß, so wird das Individuum einfach in dem Volksleben aufgehen; reicht die individuelle Kraft nicht aus, so wird das Individuum zu Grunde gehen.

Je älter nun ein Volk wird, um so langsamer schreitet seine Entwicklung fort, um so schwerer entschließt es sich zu neuem, um so zäher haftet es am alten. Es bedarf also von seiten des Individuums eines immer größeren Krafteinsatzes, um die Entwicklung des Volkes in neuen Fluß zu bringen. Und damit hätten wir die Lösung des Rätsels, daß eine individuelle Kraft in Amerika zu gedeihen vermag, während sie in Europa zu Grunde gehen würde. Dort treffen zwei Kräfte auf einer früheren, gleichartigeren Altersstufe zusammen, während der Abstand in Europa für die Kraft des Individuums zu groß ist, um ihn aus sich heraus überbrücken zu können.

Mit dem Älterwerden des Volkes verlangsamt sich also sein Fortschritt, seine Aufnahmefähigkeit erlahmt, die Möglichkeit einer Verjüngung wird immer weiter in die Ferne gerückt. Damit aber zwingt es auch alles junge Leben zur Verlangsamung und Zurücklenkung seiner Triebe, d. h. es veraltert die Jugend und drängt sie aus dem ihr natürlichen subjektiven Leben in die Bahnen der Nichtsubjektivität, die man fälschlich vielfach und lange genug für „Objektivität" ausgegeben und angesehen hat. Daraus kann nun zweierlei erfolgen: ein schwaches jugendliches Leben wird verkümmern und verkrüppeln. Eine geistige und moralische Verflachung tritt ein. Die Individualität entwickelt sich nach der negativen Seite. Oder: ein starkes jugendliches Leben wird durch diese Zurücklenkung seiner Triebe nach innen zunächst gehaltvoller und stärker. Eine geistige und moralische Vertiefung tritt ein. Die Individualität entwickelt sich nach der positiven Seite. Und mit dieser positiven Mehrung der eigenen Kraft wird nun das Individuum der allgemeinen Entwicklung abermals gegenübertreten und seinen Einfluß, d. h. sich selbst zur Geltung zu bringen suchen. So werden die Reformer gezüchtet.

Zwischen diesem Entweder-Oder liegt natürlich eine ganze Stufenleiter der Nüancen, die vollkommen von dem jeweiligen Kraftvorrat der Individuen oder sagen wir der Dichtigkeit, des Alters und der Reife, welche die Kultur in ihnen erreicht hat, abhängen und andrerseits von der Widerstandsfähigkeit und Widerstandskraft, welche die allgemeine Kulturentwicklung den betreffen-

den entgegenſetzt. Die Mitte dieſer Nüancen nimmt aber ganz gewiß diejenige Maſſe von Individuen ein, bei denen wohl die anfängliche Zurücklenkung ihrer Entwicklung eine Vertiefung hervorrief, die aber dann ihren Kraftvorrat bei dieſer Vertiefung ſoweit erſchöpften, daß ihnen nicht mehr genug übrig blieb, um nun ſich und ihre Natur der Allgemeinheit gegenüber durchzuſetzen. Ihre Rezeptionsfähigkeit iſt eine ungemein reiche geworden, aber ihre Expanſionsfähigkeit iſt zum großen Teil vernichtet. Ihr geiſtiges Zeugungsvermögen verzehrt ſich in ſich ſelbſt. Für dasſelbe finden ſie wohl noch augenblickliche Befriedigungen, aber keine dauernden, da kein neues Leben daraus hervorging. Auf dieſer Bahn einer fortwährend geſteigerten Nervoſität, einer ungeſtillten natürlichen Sehnſucht, die zu immer raffinierteren Mitteln der Selbſtbefriedigung greift und greifen muß, muß ſchließlich alle Kraft in eigener Glut verbrennen und zu Grunde gehen.

Eine Entwicklung, welche derartige Produkte zeitigt, iſt ungeſund, ſie bedarf der Reform, und es wäre daher ſehr genau zu unterſuchen, ob eben das allgemeine Volksleben bereits dieſen erſtarrenden Altersgrad erreicht hat, an dem ſchließlich jedes Jugendleben zu Grunde gehen muß, für deſſen Wiederbelebung auch der größte Einſatz jugendlicher Kraft nicht mehr ausreicht, oder aber, ob es nur ein Produkt hiſtoriſchen Werdens und daher veränderlicher Konſtellationen iſt, aus dem ein derartiger Zuſtand entſprang. Denn es führt natürlich zu dem gleichen Ergebnis, wenn eine veraltete Generation das Leben auf allen Gebieten, in Wiſſenſchaft, Politik, Kunſt, Litteratur u. ſ. w. beherrſcht. Auch dieſer Gegenſatz treibt das jugendliche Leben in den Konflikt mit ſich und ſeiner Umgebung, aber dieſer Zuſtand kann geändert werden, während es der erſte nicht kann. „Ein unnütz Leben iſt ein früher Tod.“ Es wäre zu unterſuchen, ob Veralterung, Tod das natürliche Schickſal unſerer heutigen Jugend iſt?

Damit komme ich an das Schreiben meines Freundes, an einen konkreten Fall. Da heißt es: „Es ſind gewaltige Nüancen im Menſchen und gerade künſtleriſche Nüancen, und daran ſcheitert das Verſtändnis. Robuſte Naturen — ſenſitive Naturen — Vollblutkünſtler!“ Halten wir dieſe Unterſchiede einmal feſt, ſo müſſen wir doch gleich geſtehen, daß der Schluß „Vollblutkünſtler“ uns vergriffen erſcheint. Künſtler kann nur der ſein, der nicht das eine *oder* das andere der beiden erſten iſt, ſondern beides zugleich. Eine robuſte Natur allein macht keinen Künſtler, weil ihr die Fähigkeit der Empfindung abgeht, eine ſenſitive ebenſowenig, weil ihr die Kraft des Könnens, der notwendige Furor, ſich ſelbſt durchzuſetzen, fehlt. Das Verhältnis beider Ingredienzien zur Künſtlermiſchung kann nun natürlich ein ungemein verſchiedenes ſein. Je harmoniſcher, um ſo mehr wirklicher Künſtler, Vollblutkünſtler; je robuſter, um ſo mehr

Revolutionär, der in dem Wahne lebt, er setze sich damit durch, wenn er alles Bestehende verneint und zu Boden stampft. Er negiert in Wahrheit damit auch die eigene Existenzmöglichkeit. Je sensitiver aber, um so mehr eine Individualität jener Mittelsorte, die in ihrem eigenen Feuer unproduktiv verbrennt, um so heftiger aber auch die natürliche innere Abneigung gegen die „Ackergaulkonstitution", die fröhlich die gegebene Scholle abackert und dort ihr Leben und ihre Natur zum Keimen und Blühen bringt. Gewiß, es liegt ein Krankhaftes in dieser Überindividualität der rein sensitiven Naturen, und so wenig man irgend einer andern Krankheit ihr „Recht" läßt, so wenig kann man es dieser gegenüber.

Wenn deshalb mein Freund meint: „Laßt doch der Individualität ihr Recht. Laßt sie untergehen oder sich entwickeln!" so kann man nur darauf erwidern: Ja, entwickeln soll sie sich, aber untergehen? — Wer einen Menschen zum Abgrund taumeln sieht, wird ihm zurufen. Hört er, ist's recht. Wenn nicht, so wird man hinspringen, ihn zurückzuhalten. Es nützt nichts. Er sagt mir: „ich will dahinunter!" — Wenn er will, so störe ich ihn nicht länger. Ein anderer würde vielleicht die Polizei rufen und ihn ins Narrenhaus sperren lassen. Wer da das Rechte trifft, der andere oder ich, ist mir ungewiß.

Gewiß aber ist mir mit dem andern, daß in dem Individualismus, wie er da und leider heute so vielfach in die Erscheinung drängt, das kranke Produkt einer todkranken Entwicklung vor mir steht. Denn es giebt doch, wie die beiden Begriffserklärungen der Individualität schon darthaten, außer der individuell nüancierten Menschennatur noch eine andere, die allen gemeinsam ist. Und wenn jene eine ein Recht hat, so diese auch. Es ist doch so klar, wie das Sonnenlicht, daß die individuelle Entwicklung, die Entwicklung der Nüancen nicht Selbstzweck ist und niemals sein kann, sondern daß sie nur dazu dienen soll, unsere allgemeine Menschennatur um so kräftiger, harmonischer und gedeihlicher zur Entfaltung zu bringen, niemals aber dazu, diese zu vernichten.

Und wie die individuelle Natur in der allgemeinen Menschennatur wurzelt, so diese wieder in der Volksnatur und diese in der Natur der großen und ganzen Menschheit. Denn der Mensch ist ein Erdgewächs. In den Mond kann er trotz der Freizügigkeit und des Überindividualismus nicht. Er ist zum Wurzeln bestimmt irgendwo auf Erden. Reißt er sich von diesem Naturboden los, faßt er nirgendwo festen Fuß, so werden seine Wurzeln in die Lüfte schlagen und ein Windgewächs entstehen, welches der Fähigkeit gesunden Weiterwachstums und produktiver Entwicklung entbehrt. Also zuerst einmal Wurzel fassen, wachsen und wirken an der gegebenen oder gewählten „Scholle", und dann wollen wir weiter reden von dem Rechte der individuellen Entwicklung!

Nun kommt so eine sensitive Natur wieder und sagt: „Ich bin krank, weil ich nicht arbeiten kann, wie ich will.“ Der Robuste erwidert: „Gut, so arbeite, wie Du mußt!“ — Beide haben Unrecht, denn das Wollen des einen ist ein Ausdruck seiner natürlichen Organisation, hat also gewiß eine Berechtigung, und das „Müssen“ des andern ist die vollkommene Verneinung dieses Rechtes. Hätten wir einen idealen gesellschaftlichen Zustand, in welchem individuelles und soziales Wollen harmonisch ausgeglichen wären und im Einklang stünden, dieser Gegensatz, der sich heute schon bis zur gegenseitigen Verneinung steigert, würde nicht vorhanden sein. Mithin ist die Schärfe jenes Gegensatzes nur ein Beweis für die schwere Erkrankung unseres gesellschaftlichen Lebens.

Es ist ferner natürlich, daß die sensitive Natur jede ermunternde, aber dabei auch auf das Reizmittel des Widerspruchs nicht verzichtende Beeinflussung als direkten Schlag empfindet. Sie ist so reizbar, daß sie ein immer noch kosendes „Patscheln“ als „Hiebe“ empfindet. — Es ist ebenso natürlich, daß eine vollkommen in sensitiven Überindividualismus hinausgetriebene Natur jedes sich selbst beschränkende Wollen für „Hanswursterei“ und „Philisterei“, für „Streberei und Ausnützerei“ erklärt, daß sie es gar nicht mehr begreift, daß gerade der Individualist, dessen ganzes Denken und Wollen einseitig auf sich selbst zurückgelenkt ist, einem geistigen Egoismus fröhnt, den man auf materiellem Gebiete einfach mit den allerschärfsten Ausdrücken verurteilen würde. Und doch muß gerade der gesunde Individualismus zugleich Sozialismus sein, er muß in seiner Arbeit nicht nur eine geistige oder materielle Befriedigung der eigenen Triebe suchen, sondern auch Frucht für andere, er muß den Ausgleich erstreben zwischen seiner nüancierten Privatnatur und der allgemeinen Menschennatur, denn die letztere allein ist die Quelle alles Wachstums und aller Gesundheit.

Für den, der mit historischem Blick die Gegenwart mustert, ist es nicht merkwürdig, daß gerade in unserer Zeit dieser Gegensatz so mächtig ins Dasein lodert. Denn da, wo sich in den Massen des Volkes oder der bisher tonangebenden Volkskreise eine größere geistige und materielle Erschlaffung bemerkbar macht, treibt naturgemäß der Individualismus um so schäumender empor. Die Gefahr des Übertreibens ist aber auch eine um so größere. Doch die sogenannte künstlerische Loslösung ist deshalb noch lange kein gesundes Wachstum. Nur dort, wo die treibende Kraft des Individualismus das Ziel im Auge behält, den Hebel zu schaffen, der die geistige Erschlaffung der Menge wieder zu heben vermag, ohne dabei zu zerbrechen, nur dort führt er zur Gesundheit, zur individuellen und allgemeinen, und nirgendwo anders.

Es steht also fest, daß die allgemeine Menschennatur Grundlage und

Quelle alles Wachstums und aller Gesundheit ist, daß aber ein gesundes Werden in ihr sich der individuellen Entwicklung als Organes bedient, und nur die gesunde individuelle Entwicklung Zeugnis abzulegen vermag von der Gesundheit der allgemeinen Entwicklung. Es steht aber auch ferner fest, daß die extreme und regellose Individualentwicklung Krankheit ist und zur Krankheit führt, daß mithin die Natur ein Gesetz hat, nach dem sie sowohl Leben wie Untergang regelt. Es gilt also dieses Gesetz zu erkennen, denn nur in der Erkenntnis desselben liegt die Bürgschaft höchster Menschenfreiheit, und ohne diese Erkenntnis ist alle Freiheit ein Märchen, ein krankheitbergender Keim.

Wie finden wir nun dieses Gesetz? Wie wäre es zu erfüllen? — Nur auf dem Wege der Erfahrung finden wir, nur auf dem Wege der Volkserziehung erfüllen wir es. Auch der Forstwirt sucht aus seinem Walde die möglichst größte Menge an gesundem Nutzholz herauszuziehen. Er vermag dies indes nur, wenn er der Individualität jedes Baumes möglichst gerecht wird, also sein Wachstum fördert in jeder Weise. Darum müssen wir nach den allgemeinen und besonderen Bedingungen forschen, die der Mensch als solcher und der jedesmalige individuelle Mensch für sich beansprucht. Das individuelle Element muß in die Jugenderziehung hinein. Nicht eine uniformierte Gesellschaft muß erzogen werden, sondern Individuen, starke und kräftige, die uns dann später sagen können, was sie wollen, und nicht, wie die deutschen Phantasten fragen: „Was wollen wir denn eigentlich?" Streichen wir neun Zehntel des philologischen Ballastes und setzen wir an seine Stelle Anthropologie, Biologie, Psychologie, kurz die Individuenkenntnis, und wir werden weiter kommen. Denn wenn es feststeht, daß das gesunde Werden der Individualität die Gesundheit aller verbürgt, so ist es verkehrt, die Menschen insgesamt zu einem aprioristischen Schema der Kasernengesundheit drillen zu wollen, anstatt die individuellen Triebe zur Gesundheit zu berücksichtigen und zu fördern. Und wenn es ferner feststeht, daß eine zu frühe Berührung des individuellen natürlichen Wachstums mit der Masse der heutigen Kulturerrungenschaften auf das Individuum vernichtend wirkt, statt es zu stärken, so errichten wir unsere Schulen auf dem Lande, statt in den Städten, so sorgen wir dafür, daß eine stetige und geregelte Kulturabgabe der Städte nach dem Lande stattfindet, anstatt die Landbewohner in die Städte zu rufen und dort zu Grunde gehen zu lassen. Freizügigkeit — ja! Aber keine regellose!

Es müßte für jedes Individuum der Zeitpunkt erforscht und festgesetzt werden können, an dem es seine eigene Entwicklung in die allgemeine mit größtmöglichem Vorteil für beide hinüberzuleiten fähig wäre. Man könnte mir sagen, die individuelle Natur finde diesen Zeitpunkt am besten selbst.

Instinktiv gehe sie dahin, wo sich ihr die besseren Lebens- und Entwicklungsbedingungen bieten. Das ist aber falsch, d. h. nur in der Theorie richtig, denn diese Theorie setzt eine vollkommene Gesundheit aller gesellschaftlichen Verhältnisse voraus, die wir eben nicht haben. Wir sagen, diese Gesundheit müßte erst geschaffen werden, und wenn man sich daran geben wollte, dieselbe zu schaffen, würde man einsehen, daß das Geschrei von der Überfüllung der wissenschaftlichen Berufssäcker eine Thorheit ist. Nicht zu viele wissenschaftlich Gebildete haben wir, sondern zu wenig, zu wenig vor allem von jenen Männern, denen die Möglichkeit ward, ihre wissenschaftliche Bildung in einer wahren Bildung der Gesinnung ausleben zu lassen, sie in dieser zu einer wirkenden und befruchtenden Wirklichkeit zu gestalten. Arbeit wäre da für alle in Hülle und Fülle, begännen wir erst das große Werk einer wirklichen Volksbildung und Erziehung zur Volksgesundheit, aber Staat und Gesellschaft sehen ihre eigentlichen Aufgaben nicht mehr. Arbeit in Hülle und Fülle — davon wissen die Lehrer aller Kategorien, diese Lohnsklaven der heutigen Gesellschaft, trotz des wenigen, was heute geschieht, eine lange Geschichte zu erzählen. Sie sind überbürdet, und die andern müssen feiern und hungern. Von einer Rücksichtnahme auf die Entwicklung der Individuen kann da nur in ganz verschwindendem Maße die Rede sein.

Am besten läßt sich der Gegensatz der individuellen zur allgemeinen Entwicklung und die Bedeutung dieses Gegensatzes an einem konkreten Beispiel darlegen. Wir greifen deshalb eine Persönlichkeit heraus, die in der Welt mächtig gewirkt hat, und deren Lebensgang bekannt genug ist, um der nochmaligen eingehenderen Darstellung entbehren zu können: Luther! Er nannte sich selbst eines Bauern Sohn. Er war dies aber nicht. Sein Vater war Bergmann, nicht Bauer. In seinem Vater hatte das Luthergeschlecht den ersten Schritt aus dem Bauernleben zum industriellen Leben, aus der Kindheit zur individuellen Entwicklung gethan. In Luther selbst machte sein Geschlecht einen weiteren Schritt vorwärts. Schon als Knabe wurde in ihm der Grund zu einer wissenschaftlichen Entwicklung gelegt. Als Knabe kam Luther aus der kleinen Stadt in die größere. (Eisleben—Magdeburg—Erfurt.) Aber auch seine individuelle Entwicklung fand auf ihrer Bahn ein Hindernis. Es war das der Halbbauernnatur nicht zusagende höhere Geistesleben der Erfurter Humanisten. So wurde seine Entwicklung nach innen zurückgelenkt. Er ging ins Kloster, trat also in die geistige Atmosphäre zurück, welche der kaum erst von seinem Geschlechte verlassenen Entwicklungszone entsprach. Und in dieser Zurückgezogenheit entwickelte sich Luthers Individualität, aus ihr wuchs sie geschlossen und in sich festgefugt mit ihrer doppelten Gegensätzlichkeit hinaus in die Welt, der Gegensätzlichkeit einer seinem Vorleben entsprechenden halbmystischen Denkart gegenüber dem rein

verſtandesmäßigen Denken der Humaniſten, der Gegenſätzlichkeit ferner einer dennoch ſchon weiter differenzierten höheren Geiſtesbildung gegenüber der radikalen Leidenſchaftskraft der revolutionären deutſchen Bauernſchaft. Wäre Luther ohne Zwiſchenglied aus dem reinen Bauerndaſein erwachſen, er würde jedes inneren Haltes der Bauernrevolution gegenüber ermangelt haben, er würde vielleicht mit ſeiner Kraftfülle einer ihrer Führer geworden ſein, aber die Konzentration ſeiner natürlichen Kraft auf religiöſem Gebiete wäre ihm nicht möglich geweſen. Durch Luther würde ein Feſtes aus der Reformation nicht erwachſen ſein.

Wer ferner den Unterſchied der Bauernrevolution im Thüringer Walde und in dem mit einer älteren ſtädtiſchen Kultur durchſetzten Frankenlande erfaßt; wer ſieht, wie die Bewegung dort an der Grenze der großen niederdeutſchen Bauernebene religiös-myſtiſch, hier durch und durch ſozial und politiſch emporwächſt; wie die fränkiſche Bewegung nur Deutſchland ins Auge faßt, während die thüringiſche kosmopolitiſch wird; wer dann beobachtet, wie die Bewegung an der Grenze Niederdeutſchlands vollends zum Stehen kommt, wie dort die Revolution ſpäter ihren Boden findet nicht in der Bauernſchaft, ſondern in der ſtädtiſchen Bürgerſchaft (Münſter, Lübeck): dem muß unwillkürlich der Unterſchied der Wachstumszonen, der Kulturſphären vor Augen treten, er muß zu dem Gedanken kommen, daß es zur Aufnahme einer Idee eines ganz beſtimmten Wachstums- und Altersgrades bedarf, daß es ſich ſelbſt dann noch um die feinere Nuance handelt, ob die Idee nicht nur einen irritierenden Einfluß übt, ſondern ob ſie wirklich empfangen und zum Weſen, zur Wirklichkeit durch die That geboren werden kann?

„Dazu fehlt ihm das Talent!“ — Alle Tage können wir dieſen Ausſpruch hören, und keiner denkt ſich etwas dabei. Wer denkt ſich z. B. etwas dabei, daß ein Gymnaſiaſt „kein Talent hat“ zur Mathematik? Wem fiele es ein, dies einfach auf den Umſtand zurückzuführen, daß der eine infolge einer ſchon in früheren Generationen erzeugten feineren Differenzierung der Gehirnfähigkeiten in einem Alter von vierzehn Jahren das zu begreifen vermag, wozu ein anderer vielleicht mit achtzehn, zwanzig Jahren, vielleicht niemals heranreift, weil eben die natürlichen Vorbedingungen noch nicht geſchaffen ſind. Schreiber dieſes weiß davon einen draſtiſchen Fall zu erzählen. Er war in den Gymnaſialklaſſen ſtets einer der jüngſten. Aber Mathematik — dazu fehlte „Neigung und Talent.“ Mit fünfzehn Jahren hatte er kaum eine blaſſe Ahnung davon. Dieſe Unwiſſenheit plagte ihn ſpäter fort und fort. So begann er mit zwanzig Jahren in dieſem Fache ganz von vorne. Und ſiehe da, es ging, es ging ſpielend und leicht. Und nachdem er ſich gewiſſenhaft in einem Jahre die Kenntniſſe angeeignet hatte, welche zum

spezielleren Studium der Mathematik oder einer technisch-physikalischen Wissenschaft gefordert werden, setzte er mit den mathematischen Studien wieder ab. Denn nun hatte er die innere tröstliche Versicherung, selbst noch ein tüchtiger Mathematiker werden zu können für den Fall, daß eine größere Neigung ihn in diese Richtung treiben würde. Und mehr als diese innere Sicherheit wollte er nicht. — Wie viel aber sagt ein solcher Fall dem wirklichen Lehrer, der seine Aufgabe nicht darin erblickt, ein vorgeschriebenes Klassenpensum in die Köpfe seiner Schüler zu pressen, sondern darin, die individuellen Anlagen seiner Schüler zu einer wirklichen und reichen Entfaltung zu bringen? Zur Aufnahme einer Idee bedarf es eben eines ganz bestimmten Wachstums- und Altersgrades, und dieser ist je nach der individuellen Entwicklung vollkommen verschieden.

Aus den bisherigen Darlegungen wird man erkennen, ein wie reiches und fast unbearbeitetes Gebiet sich da der wissenschaftlichen Forschung erschließt. Kapitel und Bücher ließen sich über die angeregten Fragen schreiben. Damit aber ist einstweilen nichts erreicht. Erst muß die Frage selbst als solche in das Bewußtsein weiterer Kreise eindringen, bevor wir zu einer gemeinsamen gedeihlichen Lösung kommen können. Aber mit meinem Freunde wird hoffentlich auch noch mancher andere einsehen, wer der Individualität mehr und besser Rechnung trägt: er mit seinem sensitiven, eine ratlose Impotenz bekundenden Entweder — Oder, oder ich mit dem „ackergaulmäßigen" Suchen nach den Bedingungen, die der Mensch im allgemeinen, die Individualität im besonderen zu ihrer gesunden und besten Entwicklung bedarf.

Materie und Geist.

Von Emil Kuhn.

(Erlangen.)

Wissenschaft ist Gesetz gewordene Kunst!

Um einem ihr sinnlos erscheinenden Idealismus entgegenzutreten, hatte einst die Naturwissenschaft ihre Parole: „Dem Grade nach verschieden" ausgegeben, als die Diskussionen über Materie und Geist kein Ende nehmen wollten.

Wenn es in folgendem gewagt wird, das Thema neuerdings zu berühren, so handelt es sich dabei nicht um Tendenziöses.

Ich habe das Bedürfnis zu „ſpekulieren", d. h. ſubjektive Erkenntnis begrifflich feſtzuhalten. Das iſt etwa ein ähnliches Beſtreben, wie wenn irgend ein Künſtler einen Gegenſtand, der ihm das innere Weſen des Weltprozeſſes beſonders deutlich zu ſpiegeln ſcheint, zum Ausgangspunkt ſeiner Thätigkeit macht. Er ſchafft dann, weil in ihm ein Licht über den Mechanismus des Werdens aufgegangen iſt, welches er — einem ſchwer erklärlichen Zwange folgend — in die Sinne fallend projizieren muß.

Ähnlich verfahre auch ich, indem ich meine Gedanken, mein vermeintes Erkennen fixiere.

So gab mir das eingangs erwähnte „Axiom" der modernen Naturwiſſenſchaft manches zu denken, und ich ſah mich immer aufs neue vor die Frage geſtellt: wie es ſich einigermaßen zufriedenſtellend erklären laſſe, und ob es nach jeder Richtung hin Geltung habe? Natürlich mußte ich mir vor allem darüber klar werden, ob ſich die Kollektivbegriffe: Materie und Geiſt, welche ſich ſo ſchwer in die Anſchauungsſphäre verlegen laſſen, nicht ſo umdeuten ließen, daß ihnen beſſer beizukommen ſei. Bei dieſem Suchen kam ich ſelbſtverſtändlich auch ſofort auf den Grund der weſentlichſten Differenz zwiſchen Naturwiſſenſchafts- und Philoſophiemethode, hinſichtlich der Betrachtung von Materie und Geiſt, und erkannte, daß der ganze Fehler, welcher hier etwa einerſeits gemacht wurde, darin beſtand, daß an Stelle des Kollektivbegriffes: „Geiſt" immer etwas ebenſoſchwer der Anſchauung Zugängliches geſetzt wurde, nämlich: „Seele".

Nun läßt ſich aber „Seele" von vorneherein ebenſowenig auf einen Einzelbegriff reduzieren und auf eine ſolche Möglichkeit, dieſen an die Stelle des Kollektivbegriffes bringen zu können, kommt es hier vor allem an. An dieſem Punkte hatte die Naturwiſſenſchaft mit Erfolg eingegriffen, indem ſie, auf das allzeit Bewegliche in den Erſcheinungen hinweiſend, für Materie den ſo anſchaulichen Begriff: „Erſcheinung", für Geiſt den ebenſo faßbaren: „Bewegung" ſetzte.

Damit hatte ſie auch das Fundament zu einer rein auf ihren Grundſätzen baſierenden Philoſophie gezeigt, welche von der ſogenannten ſpekulativen inſofern abweichen mußte, als ſie nur den Wechſel der Erſcheinungen begrifflich dokumentieren ſollte, nicht aber einen letzten Grund derſelben, über welchen ſich nach ihrer Anſicht auch abſolut nichts ausmachen ließ. Für eine derartige Leiſtung ſtanden dann — ſoweit es ſich um die aufſteigenden, immer komplizierteren Bewegungen der Erſcheinungen handelte — die Reſultate aller hiſtoriſchen Forſchungszweige zur Verfügung, nach der Seite der mehr primären Äußerungen derſelben aber konnten die Ergebniſſe der immer weitergreifenden Analyſen des „Stoffes" für zuverläſſig gelten.

Daß ſich die praktiſche Seite einer ſo gearteten „Naturphiloſophie"

von ſelbſt ergeben mußte, erhellt aus dem Umſtande, daß ihr Grundſtock rein aus Einzelbegriffen beſtand, d. h. direkt die ſinnefällige Erfahrung wiederſpiegelte. Infolgedeſſen war ſie alſo, d. h. die naturwiſſenſchaftliche Ethik, etwas viel Praktiſcheres, als etwa der Niederſchlag aus Kants „praktiſcher Vernunft“.*) Sie warf nicht bloß ein blitzartiges Licht auf die intimſte ideelle Form alles Moraliſchen, ſondern ſchuf, indem ſie die Entwicklungs- oder Weltevolutionstendenz — d. h. deren jeweiligen Stand oder Geſchichte — der Beurteilung aller Vorgänge zu Grunde legte, ein jedesmal direkt brauchbares Kriterium.

Und weil die Reſultate der Naturwiſſenſchaften, d. h. deren begriffliche Verdichtung, ſtets ſo eindringlich den Fluß aller Erſcheinungen oder deren immer feinere Beweglichkeit lehrten, mußten ſie auch einen gerechteren Maßſtab aller Individualvorgänge der Welt oder der Beweglichkeit der Einzelerſcheinungen gewährleiſten, als eine, auf einer anſcheinenden Fiktion beruhenden Ethik, d. h. die der ſogenannten Religionen.

Wenn ich mich bisher ganz in Abſtraktionen bewegte, ſo geſchah es doch nur in ſolchen, welche jedem Gebildeten geläufig ſein konnten und welche inſofern nötig waren, als die Prämiſſe meiner Abhandlung jenem Gebiete angehörte. In der Folge jedoch werde ich mich mehr dem direkt Anſchaulichen zuwenden können:

Materie und Geiſt ſind alſo Erſcheinungen, welche nur dem Grade, d. h. der Kompliziertheit ihrer Bewegungen nach, verſchieden ſind. Soviel iſt bis jetzt feſtgeſtellt, gleichzeitig aber auch indirekt, daß diejenige Art „Naturphiloſophie“, wie ſie die Naturwiſſenſchaft kreiren konnte, eine vollkommene Philoſophie nicht iſt. Nun iſt es allerdings wahr, daß die „Naturwiſſenſchafter“ einen ſolchen Anſpruch auch gar nicht erheben, vielmehr dem früheren Philoſophieren nur hiſtoriſch Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Es iſt für ſie überwundener Standpunkt, und ihre Methode erſcheint ihnen allein als berechtigte Erkenntnisquelle.

Wenn man ſich auch ſofort damit einverſtanden erklären kann, daß der jeweilige Erkenntnisſtand der Naturwiſſenſchaft den abſoluten Ausgangspunkt alles Philoſophierens bilden müßte, eine einſeitige Religionsphiloſophie beiſpielsweiſe demnach unwiſſenſchaftlich ſei, ſo hat man doch das Recht, in den früheren Philoſophien mehr zu ſehen als hiſtoriſche Phaſe.

Es müßte vor allem feſtgeſtellt werden, was man unter Wiſſenſchaft überhaupt zu verſtehen hat, wie dieſe wird und ob das bloße Experimentieren an Objekten mittels Objekten allein zu einer ſolchen führen könne. Da

*) Kants kategoriſcher Imperativ läßt ſich übrigens meiner Meinung nach auch als inneres Muß im Sinne individueller Entwicklung verſtehen.

brauchen wir jedoch gar nicht weite Umschau zu halten, um hierfür Antwort zu finden und Bestätigung dafür, daß auch den früheren Philosophien ein wissenschaftliches Moment innewohnt.

Wir dürfen nur auf diejenigen Forschungszweige hinweisen, welche unabhängig, unbewußt der naturwissenschaftlichen Prinzipien, bedeutendes geleistet haben, wie z. B. die Geschichtsschreibung. Allerdings ist dann ferner wahr, daß die Naturwissenschaftsmethode, auf die historische Beschreibung übertragen, diese vertiefte, sie aber auch gleichzeitig in Gefahr brachte, zur Monographie herabzusinken. Wie Goethe im Faust sagt: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln"; so ist es heute noch mit der Historie, aus der das Subjektive sich absolut nicht verbannen läßt, will der Bearbeiter nicht bloßer Naturalist sein*). Es ist merkwürdig, wie die „Naturwissenschafter" strikter Observanz das Subjektive sosehr aus der Wissenschaft ausgemerzt wissen möchten, während sie andererseits — natürlich meist unbewußt — dem Individualismus zum Siege verholfen haben. Und wenn sie ganz ehrlich vor sich selbst sein wollten — d. h. wenn sie tiefer nachdächten — müßten sie sich doch sagen, daß keine Wissenschaft der Subjektivität entbehrt. Woher kämen denn die verschiedenen Forschungsresultate, trotz der gleichen, d. h. objektiven Methode, wenn der verpönte Subjektivismus nicht seine Präponderanz geltend machte?

Also wegen der stark subjektiven Färbung der spekulativen Philosophie darf ihr der Wert einer Wissenschaft nicht abgesprochen werden, solange ihr Ausgangspunkt nicht rein deduktiv ist. Denn ganz abgesehen von Kant, dessen Lebensarbeit eigentlich als eine Methodik aller Wissenschaft zu betrachten ist, kann auch den meisten anderen philosophischen Bemühungen ihre eminente Wissenschaftlichkeit nicht abgesprochen werden. Wenn z. B. Schopenhauer bei der „Willensverneinung" anlangt, so kann man nicht behaupten, daß dieses Resultat eine willkürliche Konstruktion sei, d. h. daß sich für jenes in der gesamten Natur, oder innerhalb der beweglichen Erscheinungen gar kein Analogon finden ließe. Und auf diesen Umstand kommt es doch bei aller „Wissenschaft" an. Man kann höchstens meinen: es sei ein überlebtes „Wissen", aber diese Eigenschaft erreichen in unserer Zeit so viele „Wissenschaftsergebnisse" nur allzurasch. —

Jetzt fragt es sich alsdann nur noch, ob es denn vom wissenschaftlichen Standpunkt aus durchaus verwerflich sei — nachdem es als feststehend betrachtet wird, Materie und Geist seien nur dem Grade nach ver-

*) Übrigens sieht nach Zola auch dieser die Welt durch ein Temperament, d. h. individuell.

schieden, oder bewegte Erscheinungen in Entwicklung —, nach der Ursache bewegter Erscheinungen zu fragen, oder dem Entwickler derselben? Die „Naturwissenschafter" würden diese Frage im Sinne einer vorläufigen Negation beantworten, denn einmal hoffen sie doch alle insgeheim, den „Entwickler" beim Schopfe fassen zu können und sind sogar schon nahe daran, das „Prinzip" aller Vitalität zu entdecken.

Dabei vergessen sie, daß es sich in genannter Hinsicht um gar keine Frage nach der Mechanik mehr handelt, weil wir bewußt bewegte, d. h. sich selbst bewegende Erscheinungen sind, und daß also demnach unser Bedürfnis, über den Grund an sich der Erscheinungen etwas zu erfahren, mit der Erklärung des Bewußtseins jeweils zusammen fallen muß. Eine solche Leistung vermag aber eine mechanische Theorie niemals, sondern allein eine, mit dem je einer Periode eigenen Bewußtseinsstadium operierende, d. h. eine spekulative Philosophie.

Soweit in unserer Betrachtung gelangt, ergiebt es sich von selbst, daß das naturwissenschaftliche Kriterium in Hinsicht auf den Begriff Geist, kein alle Seiten desselben beleuchtendes ist, d. h. daß ihr ein wesentlicher Faktor, nämlich das Kreatorische, ganz dabei entgangen ist.

Wenn es nun noch gelingt, dieses letztere innerhalb der bewegten Erscheinungen in Form faßlicher Analogie aufzuweisen, dann ist erstens noch mehr bewiesen, daß die reine Spekulation auch des wissenschaftlichen Wertes nicht entbehrt, oder daß sie der Naturwissenschaft gar nicht widersprechen muß, zweitens aber, daß sie letzten Endes eine notwendige Ergänzung derselben bedeutet.

In welcher Art der allzeit wechselnden Erscheinungen nun zeigt sich gewissermaßen als dauernd Gleiches, das, was ich vorhin das Kreatorische nannte? Giebt es eine Form desselben, in welchem letzteres sich besonders deutlich zeigt? Wir können hierauf ganz ruhig mit: Ja antworten und sogar sagen, daß jenes zwiespältig auftritt: einmal im Gewande dessen, was man mit Erfindung, ein anderes Mal in demjenigen, das man mit Kunst bezeichnet.

Dort zeigt es sich am klarsten, daß der Geist oder die Bewegung der Erscheinung über ein vom Wechsel oder der immer größeren Kompliziertheit derselben unabhängiges Element verfügt.

Diesem nun kann die Naturwissenschaft nicht gerecht werden, weil es sich hinter seinen Trägern, d. h. den Kunst- oder Erfindungsobjekten sozusagen mystisch verbirgt. So sehr es derselben gelungen ist, die Substrate der beweglichen Erscheinungen aufzuzeigen, oder besser gesagt, deren Quantität zu ergründen, so sehr irrt sie bezüglich der Qualität der Bewegung jener noch im Finstern, und zwar einzig und allein aus Vorurteil. Sie will sich eines Lichtes, das wohlweislich gar kein künstliches, sondern ein

höchſt „natürliches“ iſt, gar nicht bedienen, d. h. immer noch nicht zugeben, daß der erkenntnisfähige Geiſt ein Recht habe, ſich voll und ganz zu legitimieren. Dabei ſieht es aus, als ignoriere die Naturwiſſenſchaft z. B. abſichtlich den weſentlichen Umſtand, daß ſich alle biologiſche Entwicklung, an die ſie doch glaubt und ſoweit dieſe ihrem Bereiche angehört, ſich kaum mehr innerhalb der ſogenannten Materie, ſondern in der Art der Bewegung letzterer vollziehen oder äußern wird. Mit anderen Worten: eine Veränderung der Typen geſchieht wahrſcheinlich niemehr als unbewußte Bewegung der Erſcheinungen, ſondern nur mittelſt bewußter Kreation oder Kunſt. Und ein lebendiges Beiſpiel*) dafür bietet uns die vornehmlich in England betriebene künſtliche Zuchtwahl. Die dort hervorgezauberten neuen Tierraſſen ſprechen deutlich für die Richtigkeit des Obenerwähnten.

Im Kunſtmäßigen alſo zeigt ſich deutlich ein Prinzip, welches über die Welt der Erſcheinungen hinausragt, d. h. welches mit denſelben nach ſeiner jeweiligen Erkenntnis verändernd verfährt, oder umgekehrt: Erkenntnisfähigkeit iſt dasjenige Moment, welches darauf hindeutet, daß der Geiſt nicht nur dem Grade nach von der Materie verſchieden iſt.

Innerhalb der Erſcheinungen hat das Axiom der Naturwiſſenſchaft allerdings volle Geltung, nach der Richtung der Idee aber nicht! Und wer wollte ernſtlich leugnen, daß dieſe das einzig Treibende in unſerer Welt iſt?

*) Hierher gehören eigentlich auch die allerneueſten, ſo überaus intereſſanten laboratoriſchen Verſuche, in Bezug auf Hemmung und polare Verſchiebung embryonaler Entwicklung.

Erinnerungen an Anton Rubinſtein.

Von Hermann Ritter.

(Würzburg.)

Wußte es der Mann, welcher Lermontoffs „Dämon“ in Muſik ſetzte, daß er ſelber ein Dämon war, wenn er am Klavier ſaß und mit faſcinierender Gewalt ſein ſeeliſches Empfinden zum Ausdruck brachte? Wußte er es, daß er ein Dämon war, wenn er manches Mal eine nach Tauſenden zählende Menge in den Bannkreis ſeiner Empfindungen zog? Nein — in dem Augenblicke des Produzierens ſicherlich nicht, denn es war ihm gleichgültig, was um ihn herum vorging. Aber wenn er geendigt hatte, mußte er erkennen, welch ein Zauberer er geweſen: alle Zuhörer hatte er

aus der Wirklichkeit in das Reich der Ideale versetzt und in ihnen den Funken der Begeisterung entflammt. Der Name Rubinstein war symbolisch für diesen außerordentlichen Mann geworden; denn wie der Rubin das Dunkel der Meerestiefe mit der Leuchtkraft des Feuers in sich vereint, so that dies auch Rubinstein in seinem Spiel. Und welch glänzende Eigenschaften entfaltete dieser große Künstler als Mensch! — Dies weiß vor allem jeder zu bezeugen, der jemals mit ihm in persönliche Berührung kam.

Von Rheinland, wo ich mich zeitweise aufgehalten habe, siedelte ich nach St. Petersburg über. Es war im Mai. — Wenn ich in früheren Zeiten an Rußland dachte, so stellte ich mir ein Land vor, in welchem Kälte und Unwirtsamkeit die herrschenden und unbezwingbaren Mächte seien. Wie sehr sollte ich eines anderen belehrt werden. Nie konnte ich mir die Gegend von St. Petersburg, in welcher ich drei Jahre zubrachte, meinen speziellen Neigungen als Erdbewohner entsprechend vorstellen, bis ich die Herrlichkeiten der Metropole des Nordens und ihre Umgegend gründlich kennen lernte. Freilich duftet dort kein Moselblümchen, nicht die Blume des Rheinweines, nicht erschallen dort fröhliche Weisen wie im Rheinland, nicht giebt es dort rebbewachsene Hügel. Auch wehen dort nicht die linden Lüfte, die um diese Zeit im Herzen Deutschlands tausende von Herzen zu neuem Leben erwecken, neues Streben anfachen und alles wieder verjüngen. Kurz — den Frühling in unserem Sinne kennt man dort oben in Rußland nicht. Jäher Wechsel zwischen Winter und Sommer findet dort statt, ein plötzlicher Wechsel ohne Übergang, wie wir ihn auch in den Poesien und in der Volksmusik der Russen wahrnehmen. Jene allmähliche Entwickelung, jenes geheimnisvolle Knospen und Sprießen, dem wir in Deutschland so gerne lauschen, kennt man dort nicht. Mit dem Eisgange der Newa ist der Sommer in Petersburgs Umgegend eingezogen. Um diese Zeit — es war im Jahre 1877 — kam ich nach Petersburg, woselbst der damalige Direktor des kaiserl. Konservatoriums Charles Davidoff, der berühmte Violoncellist, meiner Viola alta ein großes Interesse entgegenbrachte und mich bestimmte, sie Rubinstein vorzuführen. An einem schönen Sommertage begab ich mich nach Peterhof, dem russischen Versailles, um den großen Meister aufzusuchen. Rubinstein, der damals augenleidend war, empfing mich finsteren Blicks und war schlecht aufgelegt, denn gleichgültig schien ihm mein Besuch zu sein, und in wegwerfendster Weise behandelte er meine Bestrebung betreffs der Tonverbesserung der Bratsche oder Altgeige. Eine peinliche Lage für mich, die ihren Höhepunkt erreichte, als ich Rubinstein bat, meine Viola alta zu hören. Wie ein Gereizter schrie er: „Ist nicht nötig! Die Bratsche genügt mir, wie sie ist; ich bin zufrieden mit ihr und liebe die Art, in der sie Schumann behandelte.“ Dies sagte der Mann, der das

größte und bedeutendste Werk in der Altviolalitteratur, seine Sonate op. 49 geschrieben hatte. — Mir war entsetzlich zu Mute. Auf der einen Seite das Gefühl grenzenloser Verehrung für diesen Mann, der wie ein grollender Löwe, den ich in seiner Höhle aufgestört hatte, teilnahmslos vor mir saß, auf der anderen Seite eine Art Dummenjungengefühls. Indem ich mich empfahl, machte ich der peinlichen Situation schnell ein Ende und fuhr traurigen Gemütes wieder nach Petersburg zurück. Davidoff war außer sich, als ich ihm meinen Mißerfolg bei Rubinstein mitteilte; er ermutigte mich aber dennoch, den Meister ein zweites Mal aufzusuchen. Es kam auch so. Ein Brief mit einigen empfehlenden Worten von Davidoff verschaffte mir nach einigen Wochen nochmals Eintritt bei Rubinstein. Ob der Meister durch die Worte Davidoffs etwas gemütlicher gestimmt wurde, oder überhaupt gut aufgelegt war — ich weiß es nicht; jedenfalls war er sofort zugänglicher, als beim ersten Besuche. „Kommen Sie, nehmen Sie Ihr Instrument mit herein. Davidoff will, daß ich Sie hören soll." Das waren die Worte, mit denen mich der Meister empfing und in das Musikzimmer geleitete. Dieser in der Einrichtung einfach gehaltene Raum enthielt zwei Flügel, an den Wänden Stühle, und die Büste der Großfürstin Helene, jener liebenswürdigen Gönnerin Rubinsteins, der er u. a. auch die ersten Früchte seiner Muse — die bekannten Melodien op. 3 — gewidmet hat. „Was wollen Sie mir vorspielen?" fragte mich Rubinstein. „Ihre Sonate op. 49" war meine Antwort; dabei legte ich die Klavierstimme auf das Notenpult des einen Flügels. „Aber leider werde ich nicht spielen können, ich sehe schlecht, — ich will's versuchen." Während dieser Worte setzte sich Rubinstein an den Flügel und präludierte das erste Thema der Sonate. „Eines meiner besten Kammermusikwerke, wenn nicht das beste! Schade, daß es so wenig gespielt wird. — Also fangen Sie an!" Mit Wucht strich ich den Anfangston der Sonate, die leere C-Saite meiner Viola alta an, Rubinstein schlug ebenso wuchtig und trotzig nach, und fort ging's, bald leidenschaftlich erregt, bald ruhig, bis zum Schlusse des ersten Satzes. Als wir diesen geendigt hatten, stand Rubinstein auf und reichte mir seine Hand mit dem Ausrufe: „Famos — weiter!" Es folgte das Andante. Rubinstein spielte es ohne umblättern zu müssen und zwar mit einem Zauber der Empfindung und Klangwirkung, die ich nie vergessen werde; dabei rief er mir bei der großen Steigerung kurz vor der Coda die Worte „Verdi, Verdi!" zu. Während dieses Satzes hatten sich eine Reihe Zuhörer im Musikzimmer eingefunden, die nach und nach durch verschiedene Eingangsthüren verstohlen eingetreten waren. Es waren dies Rubinsteins alte Mutter, seine Frau und Kinder, welche die Sonate bis zum Schlusse anhörten. Nach Beendigung unseres Spieles war Rubinstein in Schweiß gebadet, aber

wunderbar angeregt und in seinem Wesen mir gegenüber wie umgewandelt. Dankerfüllt reichte er mir beide Hände, seine Augen leuchteten vor Freude, trotzdem sie halb geblendet schienen. „Sie bleiben hier und frühstücken mit mir! Kommen Sie hinaus!“ Nun ging es auf die Terrasse seines Tusculums, und in gemütlicher Weise hatte ich Gelegenheit, mit dem großen Tondichter zu plaudern. Das Frühstück bestand aus einem großen Roastbeef und einer Schüssel roher Gurken; hierzu wurde Thee mit Citrone gereicht. Es war ein einfaches, aber echt russisches Mahl. Rubinstein nahm eine Gurke, tauchte sie in Salz, verzehrte sie mit sichtlichem Wohlbehagen und sagte: „Essen Sie Gurken, sie sind ausgezeichnet! Ich kann sie nicht entbehren, sogar auf meinen Reisen im Ausland lasse ich mir die Dinger nachschicken.“ In solch ungezwungenem Tone plauderte Rubinstein von allem Möglichen, und im weiteren Verlaufe unseres Gespräches, das sich zunächst um meine Viola alta drehte, gelangten Ernst und Humor zu ihrem Rechte. Nach dem Frühstücke kamen die in Rubinsteins Leben unvermeidlichen Cigaretten, welche er haufenweise auf den Tisch warf. Als wir zufällig wieder auf seine Sonate op. 49 für Altviola und Klavier zu sprechen kamen, bemerkte er nochmals, daß er sie für sein bestes Kammermusikwerk halte und bedauere, sie so selten auf den Konzertprogrammen zu finden. Ich erlaubte mir darauf zu erwidern, daß ich dies angesichts der Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Bratsche, sowie der Instrumentierung des Klavierparts vollständig begriffe. „Sie haben Recht; nun — hoffentlich spielen wir die Sonate noch einige Male miteinander,“ bemerkte der Meister. Dies geschah denn auch später in Petersburg. Ja, im Jahre 1893 berief mich Rubinstein sogar nach Frankfurt, um unter seiner Leitung dieses Werk mit Siloti zu studieren und in einer Matinee, welche die Museumsgesellschaft zu des Meisters Ehren gab, zu spielen. Am selben Nachmittage, es war am 12. Februar, verabschiedete ich mich von Rubinstein, der nach Stuttgart reiste, auf dem Frankfurter Bahnhof. Es war dies das letzte Mal, daß ich den großen Tondichter gesehen habe. — Das Gespräch kam im Verlaufe noch auf Liszt und Wagner. Für Liszt hatte Rubinstein Worte der Begeisterung, gegen Wagner hingegen eine ganz bestimmte Abneigung. Ich merkte deutlich, wie ihn die Gedanken an Wagner bitter, ja traurig stimmten, und schließlich ließ er sich sogar zu folgendem Ausspruche hinreißen: „Liszt's schlechteste Komposition war, als er sich mit Wagner zusammenthat.“ Ich fühlte bald, daß ich die Schuld an dieser Verstimmung trug, indem ich Rubinstein mein leidenschaftliches Empfinden für Wagners Schaffen leidenschaftlich gestanden hatte. Rubinstein fiel nun in plötzliche Interesselosigkeit in der Unterhaltung und wurde ernst. War dieser Ernst Abspannung? War diese Ruhe Schwäche? Plötzlich erhob er

ſich aber, mit den Händen ſeine Mähne zurückſtreichend, und ging in das Nebenzimmer. Was war geſchehen zwiſchen dem gemütvollen, ruhigen Ernſt und der heftigen Erregung? Sogleich ſollte ich es erfahren. Der Gedanke, der ſein ganzes Leben erfüllte — ſeine Opern öfter aufgeführt zu ſehen — ließ ihn nicht ruhen. Mit einem Stück Partitur ſeiner neueſten Oper „Kaufmann Kalaſchnikoff“ kam er herbei und zeigte mir in Begeiſterung Stellen, die er ſelber zu bewundern ſchien. Jetzt war der Meiſter wieder aufgerichtet und zufrieden, aber mit der ganzen Barſchheit ſeines Weſens und ſeiner Rede eiferte er gegen Wagners Kunſtprinzipien. Im Gefühle der Ruhe und Sicherheit, getragen von einem edlen Selbſtbewußtſein, verteidigte er die Idee ſeiner geiſtlichen Opern. Lange hörte ich dem Meiſter zu in reiner, herzlicher Bewunderung und merkte, daß er von der Zukunft noch viel für ſeine Opern erhoffte. Ich hatte während ſeinen Erörterungen Eindrücke von einer mächtigen, menſchlichen Natur, deren offene Wunde ich berührt hatte, als ich das Geſpräch auf Wagner gebracht. Bis gegen Abend verblieb ich beim Meiſter. Bevor ich ging, ſpielte ich noch einige Partien Billard mit Rubinſtein und zwar in ſeinem eigenen Billardſalon und mußte bemerken, daß er ein viel beſſerer Klavierſpieler als Billardſpieler war. Wenn Rubinſtein ſchlechte Bälle machte, woran allerdings ſein Augenleiden viel Schuld geweſen ſein mag, entſchuldigte er ſich mit den Worten: „Ich ſpiele Billard nur um der Bewegung willen.“ — Dies war meine erſte gründliche Begegnung mit dem großen Meiſter in Peterhof, der dort in einer ſchönen, ſtillen Sommerfriſche lebte und in Zurückgezogenheit arbeitete. Von ſeiner Wohnung ſchweifte der Blick weit hinaus auf den finniſchen Meerbuſen, zu welchem ich hinunterſtieg, um das Dampfſchiff abzuwarten, das mich nach Petersburg zurückbrachte. Ein herrliches Bild voll abendlicher Poeſie lag während der Rückfahrt vor mir glücklichen Menſchen. Die letzten Sonnenſtrahlen verglühten auf den vielen glänzenden Palaſt- und Kirchenkuppeln Petersburgs, die in weiter Ferne ſichtbar wurden. Nach und nach ſtiegen weiße Nebelſtreifen auf, und das Mondlicht goß ſeinen Silberſchein auf die nordiſche Stadt aus, die wie ein Märchen dalag.

Einsichten und Aussichten.

Von Curt Heinrich.

(Berlin.)

I.

Es ist halb schon zum Gemeinplatze geworden, und ich selbst habe es schon so oft niedergeschrieben, daß ich mich fast scheue, es hier wieder auszusprechen, das Wort von der großen Sehnsucht und der großen Müdigkeit, welche die Kulturmenschheit heute an der Wende der Jahrhunderte durchfluten, welche sie flehend, ingrimmig zu immer neuen glitzernden Sternen aufschauen und dann immer matter zurückfallen lassen in das vergessenmachende Getriebe des Alltags.

Wozu auch? . . . . vogue la galère! . . . . Ja, wenn man nur so ganz vergessen könnte, und wenn nicht doch noch immer ein Etwas lebte in dem zusammengepreßten oder blasierten Herzen, das, wenn die striemenschlagende Hetzpeitsche des „cherchez votre pain — et votre plaisir“ für Stunden ruht, aufwacht, aufsteigt und sich umsieht mit scheuem, suchenden Blick, um dann zu der bangen gefürchteten Frage zu werden: „Was will das werden.“

Denn so fragt es und tönt es heute überall, zwischen die duftenden Habanawolken, die sich in dem altdeutschen Rauchzimmer sanft emporringeln, auf der Wein- und Bierstube, wo der Bürger nach der Tagesplackerei Erholung, Belohnung sucht, und so fragt es und schreit es auf mit elementarer Gewalt aus den Kehlen der Millionen, die den grauen einförmigen Fabriksälen, den immer dunkeln Bergwerksschachten und den weiten sonnendurchglühten Feldern entströmen.

Einige fragen auch: Wie *soll* das werden? Sie setzen sich dann zu Hause hin, und mit vollem Herzen und leerem Kopfe, oder umgekehrt, mit vollem Kopfe und leerem Herzen schreiben sie Aufsätze, Abhandlungen, Bücher, in denen steht:

So soll es werden.

Und immer ist es etwas anderes. Nur in *Einem*, in einem kleinen Worte stimmen sie alle überein, und daran hält sich dann die Masse, die Jünger, die Gläubigen, *daran*, daß es *so besser* werden soll, immer besser, schöner, größer.

Täglich wird die „soziale Frage“ gelöst — denn mit dieser Namengebung glaubt man das graue, stierblickende Gespenst gepackt zu haben; aber täglich erhebt es sich wie eine Hydra, gewaltiger, drohender mit neuen, Antwort verlangenden Köpfen.

Es ist wirklich ein Plural, es sind Fragen, von denen die eine, die „sozial" getaufte, sich heute nur besonders gigantesk, frech aufdringlich hervorhebt. Dicht daneben oder vielmehr dicht gegenüber erhebt sich die andere, kaum minder gewaltige, beunruhigende, quälende Kulturfrage.

Und sie ergänzen sich beide furchtbar. Wer die eine nicht anerkennen will, oder ihr mutig entschlossen zu Leibe geht, der fühlt mehr oder weniger den Stachel der zweiten und muß vor ihr die Waffen strecken.

Sie stehen sich gegenüber und arbeiten sich in die Arme.

Dort die Millionen, die eben aufgewacht sind aus einem Dasein, das für sie stets nur eine mehr oder minder ausgeprägte Hörigkeit war, ja oft nur ein mehr oder minder interesseloses Dahinvegetieren, fordern laut unter dem alten Feldgeschrei: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit eine Kultur, die sie bisher nicht besitzen konnten.

Und hier wir, die wir sie besitzen, und sie verteidigen wollen aus allen Kräften, mit allen Mitteln; uns entsteht der zweite fast gefährlichere Gegner in dem kalten bohrenden Zweifel, welcher in der eigenen Brust angstvoll, bebend, — frivol fragt: Haben wir noch eine Kultur? Eine Kultur, die stark und frisch ist, die uns ausfüllt, und der wir, jeder einzelne genügen?

Ja da liegt's.

Aber wenn einer von beiden Seiten angegriffen wird, muß man nicht an eine Niederlage glauben?

Nietzsche, der große Frager, das lebendig gewordene Gewissen unserer Zeit, fragt einmal, ob das, was man gemeinhin den Verfall einer Kultur nenne, nicht vielmehr nur die Zeit der Reife, die Zeit der Frucht bedeute? — Und dann, nach der Frucht, nach dem bunten, satten Herbste — kommt der Winter, wo kahle knorrige Äste in die graue Luft ragen, wartend auf einen neuen Frühling.

Reif ist — oder sagen wir historisch war? — eine Kultur, wenn sie jedem einzelnen Individuum, welches an ihr teil hat, Macht und Gelegenheit giebt, sich an erster Stelle als solches zu fühlen, als solches sich auszuleben nach allen Seiten seines Ich, und es ausstattet mit einem fast instinktivem Haß gegen jedes Maß, gegen jede Beschränkung der freien Konkurrenz.

So war es in dem Griechenlande der Verfallzeit, als an den einzelnen keine Anforderungen mehr von dem Staate gestellt werden konnten, und er den ganzen Schatz, die reife Frucht hellenischer Kultur voll für sich genießen durfte — wenn er Hellene war.

So war es in dem kaiserlichen Rom, wo die alte römische virtus, welche die eigene Selbständigkeit, Vermögen und Freiheit vollständig dem Staate

aufopferte und das ganze Leben nur durch die Brille des Staatswohles erblicken ließ, einer grenzenloſen politiſchen Gleichgültigkeit gewichen war, wo der einzelne ſich wieder als ſolcher fühlte, ſeinen Geſchäften, ſeinen Genüſſen nachging, welche die durch Jahrhunderte erworbene Kultur ihm ermöglichte und wo der alte Sophiſtenſatz: *ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων* der thatſächlichen Lebensregel der meiſten entſprach.

Und ſo iſt es auch heute, bei uns. Äußerlich hat es wohl manchmal nicht den Anſchein. Sie ſchwirren ja nur ſo durch die Luft, die neuen Ideale, neuen Sittlichkeiten, Moralen, Ethiken; man ſpricht mit dem Bruſttone der innerſten Überzeugung von einer Einkehr und Umkehr, und die Geiſter des Mittelalters, der guten alten Zeit, recken ſich empor zum ritterlichen Kampfe ad maiorem dei gloriam.

Aber ſollte nicht vielleicht auch hier die Leſſingſche Wahrheit gelten, daß man am meiſten von den Tugenden ſpricht, welche man am wenigſten beſitzt? Oder, iſt nicht gerade dieſes Schreien nach Präſervativen, dieſer Wunſch nach Um-, Rückkehr, ein Zeichen des Verfalles — der Feigheit?

Nehmen wir einmal ſelbſt an uns die Herz- und Nieren-Prüfung vor! Was denken wir, was wollen wir, was können wir? Und was denken, wollen, können wir nicht? — Genießen ohne des Genuſſes froh zu werden. Verachten, ohne entbehren zu können. Inbrünſtig Wahrheiten ſuchen ohne ſie ertragen zu können. Quälendes Mitleid fühlen, ohne zu helfen. Sich mit den Errungenſchaften der Kultur ſpreizen, ohne es zu wagen, dem blödeſten Aberglauben frei entgegenzutreten. Um Worte nie verlegen ſein, aber ohne ernſtes leidenſchaftliches Intereſſe an etwas anderem, als was unſer eignes ſelbſtherrliches Ich betrifft und beunruhigt. Das können wir, das ſind wir, die modernen Europäer, welche die Kultur beſitzen und jetzt krampfhaft haſtig alles in Verteidigungszuſtand ſetzen, um dieſes koſtbare Gut ja nicht zu verlieren.

Der einzige Einwand, der mir hier gemacht werden kann, und der zur Stunde auch noch ziemlich ſtichhaltig ſcheint, iſt der Hinweis auf das Erſtarken des modernen Nationalbewußtſeins.

Aber er ſcheint es auch nur und nur vorläufig.

Das moderne Nationalbewußtſein iſt gleichbedeutend mit der Herrſchaft einer praktiſchen hiſtoriſchen Weltanſchauung, ich möchte ſagen einer Realienpolitik im weiteſten Sinne gegenüber einer theoretiſchen ſpekulativen Lebensbetrachtung und einem zerfahrenen Kosmopolitismus, wie ihn das achtzehnte Jahrhundert zum Ausdruck brachte. Der Patriotismus konnte nur erwachſen auf der Grundlage der Befreiung des „dritten Standes" und einer daraus erfolgten allgemeinen wirtſchaftlichen Hebung. In England und Frankreich traten dieſe etwas früher, in Deutſchland und Italien etwas

ſpäter ein. Bei uns iſt in dieſem ganzen Jahrhundert das Wachſen der alldeutſchen Idee ſtets gleichbedeutend geweſen mit der wachſenden Emanzipation des Bürgertumes.

Der Patriotismus iſt eben nur der Ausdruck und die Anerkennung jener beiden Faktoren und zugleich die offene Proklamierung des neuen Prinzipes der „freien Konkurrenz", welches man als wichtig und wertſchaffend auch im Leben der Völker erkannt hatte.

Erſt als der deutſche Bürger wußte, daß in der Größe des Vaterlandes ſeine Größe enthalten war, und daß er, der einzelne, mittelbar an jedem Siege, jedem Vorteile des Ganzen partizipiere, konnte er voll Begeiſterung unter die Waffen treten, konnte Deutſchland ein Sedan erringen.

Wir haben nun dieſer Tage die fünfundzwanzigjährigen Erinnerungsfeſte jener großen Zeit gefeiert.

Und wir leben ſchnell.

Gerade heute zeigt ſich ſehr häßlich die Kehrſeite der Medaille, und wir erkennen wieder einmal die Wahrheit eines Ibſenſchen Satzes, daß eine normal gebaute Wahrheit ſelten über zwanzig Jahre alt werde, ohne daß ſie anfängt eine Lüge zu werden.

Der Anfang iſt da — ein Anfang vom Ende?

Es iſt nach dem Geſagten nur natürlich und ſelbſtverſtändlich, daß derjenige den meiſten Patriotismus beſitzt, welcher den meiſten Nutzen aus ihm ziehen kann. Aber durch dieſe Selbſtverſtändlichkeit iſt er auch verdächtig geworden, und wenn man ihn, anſtatt die Wahrheit lauter zu bekennen, nun noch unter einem widerlichen, verlogenen Phraſengebimmel auf den Markt bringt, wenn man zur politiſchen Heuchelei dann die religiöſe fügt und den wirtſchaftlich ſo unendlich wertvollen Nationalgedanken in die Formel: „Mit Gott für König und Vaterland" zwängt, ſo muß dieſer Pſeudopatriotismus allen ſtarken freien Geiſtern auch verächtlich und haſſenswert erſcheinen. Die wirklich ernſte Teilnahme am Ganzen, das leidenſchaftliche politiſche Intereſſe iſt heute ſchon wieder im Sinken. Im wirtſchaftlichen Leben iſt ein Stillſtand, wenn nicht gar ein Rückgang eingetreten. Der „Notſtand" der Landwirtſchaft muß hierbei doch mindeſtens als ein Verdachtsmoment angeſehen werden. Jeder hat nur mit ſich zu thun, ohne an die Stelle zu denken, welche er im Ganzen einnimmt. Jeder will nur erwerben und das Erworbene feſthalten im täglichen, entnervenden Kampfe des einen gegen alle. Er muß es, um möglichſt viele ſeiner komplizierten, raffinierten Bedürfniſſe zu befriedigen, und er muß es, um ſich zu betäuben.

Der Bürger des zur Neige gehenden neunzehnten Jahrhunderts ſteht ja geiſtig bedeutend höher, als diejenigen aller andern Zeiten; er weiß unendlich mehr, er hat die Elemente in ſeinen Dienſt gezwungen und da-

durch die Quantität wie Qualität der materiellen Güter ins Ungeheure gesteigert; er hat nach allem, was die Erde bietet, die Hände zum Besitze ausgestreckt und sich in Wahrheit erst das Heimatsrecht auf ihr erworben.

Ein Bedürfnis nach dem andern ist gekommen, um gestillt zu werden, ein Stachel nach dem andern hat sich in das Fleisch des einzelnen gebohrt und treibt ihn zu immer angestrengterem Jagen nach dem Glücke, dem Glücke des Besitzes von Geld und Gut. Denn das ist das gemeinsame Kennzeichen aller dieser Bedürfnisse, welche seit der Emanzipation des Bürgertums, der liberalen Ära bis heute — oder gestern? — emporgewachsen sind, sie sind wesentlich materieller Natur, sie sind mehr oder minder alle durch Geld zu befriedigen.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, diese Thatsache im kleinen weiter darzulegen. Ich wollte nur zeigen, wie vor diesem Erwerb-, Geld-, Genuß-, Betäubungs-Durst des einzelnen heute das wahre Gemeingefühl in der Kulturmenschheit zurückgewichen ist. Hier genügt es als eklatantestes Beispiel, auf das Sinken des Parlamentarismus in ganz Europa hinzuweisen.

Aber diese Erscheinung, welche erst in letzter Zeit so schrecklich deutlich hervorgetreten ist, besagt eben noch viel mehr. Ich sehe aus den Lücken der Reichs- und Landtagsbänke immer dieselbe blasse Frage mir entgegengrinsen: Wozu auch? — Es nützt ja doch nichts mehr. . . .

In den letzten fünf, sechs Jahren ist es so plötzlich hervorgewachsen — wer will sagen woher, woraus? — dieses neue gewaltige Bedürfnis nach einem geistigen Lebensinhalt, nach einem geistigen Bande, welches sich zuerst in einer grenzenlosen Müdigkeit, in einem großen Ekel vor sich selbst äußert und — in der großen stillen Sehnsucht. Wonach?

Nun, eben nach einer neuen Kultur, die zu leisten vermag, was die alte, ach uns nur allzusehr ans Herz gewachsene, nicht mehr kann: unser neues Bedürfnis zu stillen, d. h. unser Leben mit unserm Denken in Übereinklang zu bringen.

Das ist die Kulturfrage, der Kampf um die Weltanschauung, welche sich das Leben schafft, die erste und wichtigste aller Fragen.

Erst neben ihr oder vielmehr ihr gegenüber erhebt sich die andere, viel gefürchtetere, mehr genannte soziale Frage. Sie bedeutet den Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden und zugleich durch die Form, in welcher sie sich stellt, als Sozialismus, den Kampf des Gemeingeistes und der persönlichen Unterordnung gegen den Sondergeist und schrankenlosen Egoismus. Sie bedeutet den Kampf der rohen Kraft gegen die raffinierte Impotenz und — vielleicht — nur den Büttel für jene erste wichtigste Frage, der da die alte Form zerbrechen muß, daß Platz werde für das Neue.

Wieder ein Frauenfeind!

Entgegnung auf „Ein merkwürdiges Buch“ von Alexander Mar im Novemberheft der „Gesellschaft“.

Von Martha Asmus.

(Berlin.)

Als ich im Novemberheft der „Gesellschaft“ Alexander Mar's Artikel über Gunnar Heibergs „Balkon“ und seine angefügte Charakteristik von Mann und Weib zu Ende gelesen hatte und das Buch aus der Hand legte, war es mir, als legte ich damit eine Brille ab, die meinen Augen nicht gepaßt und sie darum am deutlichen Sehen gehindert hatte. Die Welt, die ich vor mir sah, die Männer und Frauen, ja, auch der „Balkon“, nahmen wieder ihre alten Farben an und rückten sich in ihre alten Stellungen. Ich gebrauchte meine eigenen Augen mit der Befriedigung, die in der gesunden Anwendung des Organs liegt.

Da bot sich denn freilich ein Bild, das sehr verschieden von dem eben gesehenen war.

Zunächst sah ich mir den „Balkon“ an.

Für Alexander Mar ist die Grundidee des Dramas die Tragikomödie der Liebe, die in der Thatsache liegt, daß das Weib niedriger geartet ist als der Mann, daß es, im Gegensatz zum Manne, in der Sinnlichkeit stark entwickelt, aber impotent für das Seelische, für die Liebe ist. Zwar sieht Alexander Mar, wie er betont, das Weib so „in seiner heutigen Fassung“, doch aber sagt er: „Daß die Fehler beim Wesen des Weibes die Hauptsache sind, liegt in der Vorherbestimmung, in der Natur des Weibes.“

Alexander Mar's Augen sehen das Drama so:

Der Greis Reßmann und das schöne, junge Mädchen Julie heiraten sich. Er nimmt sie aus Lust zum Leben, die bis zu seinem Alter niedergehalten worden ist, sie ihn aus Geldgier. Sie betrügt ihn mit ihrem Verhältnisse zu Abel, der eine Art von Übermensch ist. Die Liebe zwischen beiden ist rein, weil sie aus dem wahren Bedürfnis der Seeleneinigung fließt. Er leidet unter der Heimlichkeit, ihr ist sie ein Reiz mehr, weil sie, wie jedes Weib, die Lüge liebt. Reßmann stirbt durch einen Unfall, den sein Geiz herbeigeführt hat. Die Liebenden freuen sich darüber, er ganz rein, weil er nicht mehr zu lügen braucht, sie zum Teil aus Grausamkeit. Nun ist das Weib in Julie nicht länger unterdrückt, und es zeigt sich in seiner ganzen, gemeinen, schmutzigen, tierischen Sinnlichkeit, ohne

Liebe. Ihr Mann, der Dichter, der Gelehrte, deſſen Gegenwart beglücken muß, fürchtet, daß ſie nicht völlig befriedigt iſt, da er begreift, daß ſeine phyſiſche Perſon ihr mehr iſt als ſeine ſeeliſche. Aber er glaubt doch an die Ewigkeit ihrer Liebe, weil ſie immer davon ſpricht. Er kennt das Tier in ihr noch nicht und verſteht es nicht, ſie als Untergebene zu behandeln, wie es dem Weibe zukommt.

Hier ſchaltet Alexander Mar eine Bitte um Verzeihung an eins dieſer geſchmähten Weiber ein, nämlich an Laura Marholm, und fügt hinzu, daß gerade ſie ihn in dieſen Anſchauungen beſtärkt hätte. Wie iſt das zu verſtehen? Alexander Mar erzählt uns den Inhalt des Dramas von Gunnar Heiberg, — was haben in dieſem Heibergſchen Bilde die Anſchauungen zu thun, in denen Laura Marholm Alexander Mar beſtärkt hat?

Jedenfalls ein Eingeſtändnis Marholmſcher Brille!

So bewaffnet ſieht Alexander Mar weiter:

Julie, in ihrer gemein plebejiſchen weiblichen Natur, betrügt Abel mit Antonio, weil der ihr mehr bietet in Sinnlichkeit, und ihr nicht zart, ſondern frech entgegenkommt. Julie verdankt Abel alles (?) — aber die Frauennatur kennt die Dankbarkeit nicht.

„Wie einfach Heiberg den Betrug groß werden läßt!“ ruft Alexander Mar aus, „wie er nur mit einem Mittel arbeitet: mit dem Hang des Weibes zur Lüge. Denn das Weib lügt immer! So wie dem anſtändigen Manne die Wahrheit etwas Unentbehrliches iſt, ſo iſt die Lüge ein unbedingter Beſtandteil des Weibes: ohne Urſache, ohne Notwendigkeit — nur als Ausfluß der gemein plebejiſchen Natur, die lieber im Kote trottet als in der Sonne wandelt — wird gelogen! Man hat auch die Bemerkung gemacht, daß viele aus Dummheit lügen: auch das kann bei der Frau zutreffen!“ —

Abel überraſcht die liebenden Betrüger und verläßt ſie traurig. Er hat Größeres zu thun, darum bricht ihm nicht das Herz. Er hatte Julie als Freund behandeln wollen, das verträgt das Weib nicht. Antonio wird ihr Herr ſein, aber was liegt ihr daran? er wird ſie befriedigen. —

Gunnar Heibergs „Balkon“ iſt für Alexander Mar eins der bedeutendſten Werke der Weltlitteratur.

„Nur verſtehen muß man es,“ ſchließt Alexander Mar.

Mit meinen unbebrillten Augen ſehe ich den „Balkon“ anders.

Das Drama giebt ein treffliches Bild eines Lebensabſchnittes von Menſchen, die nicht für einander paſſen, und die durch die Liebe vereint werden. Julie iſt *ein* Weib, nicht *das* Weib, Herr Alexander Mar! Gunnar Heiberg hat ſehr mit Recht uns auch einmal ein Weib vorgeführt, das vom Manne nur den ſinnlichen Genuß will. Er hat die Wahrheit

hingestellt, daß dies Verlangen dem andern Geschlechte gegenüber nicht nur auf seiten des Mannes ist. Oder will Alexander Mar vielleicht leugnen, daß der Mann in den meisten Fällen nur den sinnlichen Verkehr mit dem Weibe wünscht und gegen ihre Seele gleichgültig ist? Daß es sehr viele Frauen giebt, deren Männer nicht fähig sind, sie zu verstehen, deren Männer es nicht vertragen, der Freund der Frauen zu sein, und nur umarmt sein wollen? Reßmann wollte noch genießen über sein Naturvermögen hinaus. Ist Reßmann kein männlicher Typus?

Julie hat den Greis geheiratet. Warum die ökonomische Abhängigkeit in diesem Falle keine Rolle gespielt haben soll, wie Alexander Mar annimmt, ist nicht sichtbar. Wenn die schöne junge Julie ökonomisch selbstständig gewesen wäre, hätte sie gewiß einen andern als Reßmann geheiratet. Die unnatürliche Ehe reizt Juliens Nerven und steigert ihr Begehren. Ein Hunger nach männlicher Schönheit und Liebe hat sie ergriffen. Liegt es etwa im Charakter des Mannes, in entsprechender Lage zu verzichten?

Nun trifft Julie den idealen Mann. Die erste Scene stellt ihr schönes Liebesverhältnis in vollkommener Wirklichkeit dar. Dies wonnige Sichgehenlassen, dies Gemisch von Zufriedenheit und Sehnsucht, dies süße Geschwätz in zufälligen Worten, die doch alles verraten, dies unvermittelte Zurückkommen auf Worte, die zuerst nicht beantwortet waren, die scheinbar unbeachtet gelassen waren, es ist Liebe, nichts als reine Liebe, wie sie von jedem Menschen empfunden werden soll. — Julie liebt die Heimlichkeit ihres Verhältnisses. Die Verbindung mit ihrem Manne flößt ihr Ekel ein, sie betrügt ihn gern, fast triumphierend. Alexander Mar hält das für eine weibliche Eigenschaft, trotzdem daß die Zahl der Männer keine geringere ist, die in beständiger Lüge gegen ihre Frau leben. Einer unserer Dichter gesteht es offen, daß es für den Reiz mancher Verhältnisse sogar Notwendigkeit ist, sich zu verstecken:

„Wär's etwa Sünde, die wir oft bedürfen
Zur Würze schaler Lust? — Auch Sünde nicht;
Frei sind wir, daß wir uns verschenken dürfen." —

Die Scene, die dem alten Reßmann fast allein gehört, hat Alexander Mar in ihrer Feinheit und Naturtreue voll gewürdigt. Der Greis zeigt sich in seiner ganzen Häßlichkeit und impotenten Geschwätzigkeit, die uns immer für Julie fühlen läßt und doch das Mitleid für den absterbenden, lebenliebenden Mann rege erhält. Jede Sympathie aber versagen wir Julie in dem Augenblicke ihrer lauten Freude bei seinem plötzlichen, grausigen Tode, und von dem Abscheu, den die Roheit der Frau erregt, fällt auch etwas auf den guten Abel, der so in Julie aufgegangen ist, daß er neben sie hinkniet und in ihren Dank gegen Gott einstimmt.

Die Ehe von Abel und Julie entwickelt sich mit psychologischer Notwendigkeit. Die Liebe hört naturgemäß auf. Freundschaft haben sie nie für einander empfunden. Abel ist völlig von seinen Ideen der Menschenbeglückung ausgefüllt, seine Sinne schweigen. Die Gatten haben sich getrennt. Ihr Kind ist tot. Julie ist seelisch freigegeben. Sie ist gesund und will leben und lieben. Wieder ist es eine Persönlichkeit, die auf ihre Sinne wirkt. Der thatkräftige, selbstbewußte Staatsmann bietet einen völligen Gegensatz zu dem Apostel der Bruderliebe. Die neue Regung ergreift Juliens Seele mit unmittelbarer Macht. Jeder Zug in dem Verhältnisse führt sie in eine fremde Welt der Leidenschaft. Es ist ein wollüstig reifes Spielen, mit dem sie Worte und Thun des ersten dem zweiten anprobiert:

„Schreib mir auf die Brust, daß Du mich liebst!" sagt sie und giebt ihm einen Fliederzweig, und als er das nicht mag, entzückt sie gerade die Verschiedenheit von Abel. Die Erinnerungen an den Reiz im ersten Verhältnisse sind tot, wenn Antonio ihr „wie ein Panther ins Auge starrt". Die Worte der Beiden fallen oft kurz und brüsk, von wilder Leidenschaft geworfen.

Abel, der dieser Scene ungesehen beizuwohnen gezwungen ist, macht der Verlust Juliens so traurig, wie der Blick in die Sinnlichkeit, von der er sich lange gelöst hat.

„Wenn die Leiber zweier Menschen zusammenkommen, dann ist gleichsam das Heilige verschlossen und der Schlüssel weggeworfen. So meine ich. Und ich handle danach. Warum sollte ich mich anders geben als ich fühle?"

Julie lacht plötzlich, und als Abel sie milde fragt, weshalb, ruft sie:

„Und Du fragst: weshalb? Du, der Du nur alle Seelen der Welt lieben kannst. Aber kein Weib! Nicht mich!"

Dann trennen sie sich. Abel geht seinen Sonnenweg, und Julie lebt ihrer neuen Liebe. —

„Die Tragikomödie der Liebe!" Diese Bezeichnung des Dramas ist zutreffend. Aber nicht die: „Das Drama der Frau und des Mannes." Denn die Rollen sind nicht typisch für die beiden Geschlechter. Die männlichen könnten ebensogut weiblich, die weiblichen männlich sein. Wie will Alexander Mar die Behauptung begründen, daß der Mann unfähig wäre, so zu handeln wie Julie?

Unsere ganze soziale Einrichtung des Verhältnisses von Mann und Frau war bisher auf die Annahme gegründet, daß der Mann der sinnlichere Mensch wäre. Seine Fehler wurden damit entschuldigt. Unzählige Menschenopfer wurden seiner fordernden Naturanlage gebracht. Und doch

war der Mann der höher ſtehende Menſch. Alexander Mar ſtellt die Frau als den ſinnlicheren Menſchen hin.

„Und wie iſt nun das Urteil Junker Alexanders?
Ja, Bauer, das iſt ganz was anders!“

Die Frau iſt für Alexander Mar niedriger geartet, weil ſie ſinnlicher iſt.

Sein Ausfall gegen „Strindbergs miſogynes Talent“ iſt ungerechtfertigt, angeſichts dieſes Urteils. Solange der Mann ſich noch dabei beruhigt, daß ihm in der Proſtitution Menſchen aufgeopfert werden, ſolange hat er nicht das Recht, eine Klage über die zerſtörende Sinnlichkeit der Frau zu führen.

Aber Beſchuldigung auf Beſchuldigung, die ebenſogut den männlichen Komplicen treffen könnte, häuft Alexander Mar bei ſeiner Beurteilung auf Juliens Haupt. Wenn Antonio handelt und denkt wie Julie, ſo ſoll ſeine Liebesthorheit dafür einſtehen. Julie iſt ebenſo liebebethört, aber bei ihr finden die Fehler ihre Erklärung in der weiblichen Natur. Abels Liebe zu Julie hat ebenſo aufgehört, wie Julies Liebe zu Abel. Er hat ſie zuerſt auch mit vollen Sinnen geliebt. Wenn er befriedigt iſt, ſo iſt das für Julie kein Grund, mit dem Leben der Sinne abzuſchließen. Daß ſie wieder liebt, iſt doch nicht ſpezifiſch weiblich? Oder würde der Mann es für ſeine Pflicht halten, der Frau Geſellſchaft zu leiſten, wenn ſie ihren Verzicht auf die ſinnliche Liebe erklärte? Betrügen nicht die Männer auch ihre guten Frauen?

In welcher Welt lebt denn Alexander Mar, wenn er nicht weiß, daß die Charakteriſtik, die er dem Weibe erteilt, vielmehr auf den Mann anzuwenden iſt? — „in ſeiner heutigen Faſſung“, füge ich mit voller Überzeugung an, ohne Alexander Mar's widerrufenden Zuſatz. Ich ſchreibe die heutigen Fehler des Mannes nicht ſeiner urſprünglichen Natur zu, ſondern der zweiten Natur, der Gewohnheit.

Iſt es denn möglich, daß der Mann im Zuſammenleben mit der Frau es nicht merkt, daß er es mit einem echten Menſchen zu thun hat, in jeder Beziehung? Und daß er andererſeits nicht ſieht, wievielmehr heute die Frau den Mann entbehren kann als der Mann die Frau?

Weder Mann noch Frau werden durch die Liebe dauernd feſtgehalten. Nur die Freundſchaft knüpft ein ewiges Band. Die Liebe iſt ihrer Natur nach vergänglich, und keiner zürnt ihr darum. Aber die Ausdrücke für Tiefe und Dauer ſpielen in einander. Leben und Liebe nennen ſich ewig und ſind beide darum doch nicht unaufhörlich. Nicht die Frauen allein ſprechen von der Ewigkeit ihres Gefühls. Alle Liebenden thun es, Staatsmänner und Volksprediger, Dumme und Kluge, Böſe und Gute. Und wenn Antonio ſagt: „Für mich ſind Sie das einzige. Ohne Sie lebe ich nicht“, ſo darf ihn Alexander Mar nicht beim Worte nehmen. Er hält es

ebensowenig wie andere, und doch lügen weder er noch die andern. Faust entgegnet dem Mephisto, der ihn mit seinen Schwüren einer ewigen Liebe zu Gretchen höhnt:

„ . . . . . Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife,
Nach allen höchsten Worten greife,
Und diese Glut, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?"

Die Liebe hat nun einmal ihre alte eigene Art und Sprache, und wer wollte daran ändern? Unter den tausend Freveln aber, die das reine Gefühl vergewaltigen, haben die Frauen mehr als die Männer zu leiden. Und der Mann, der den Grund all dieser Not in der Frau sucht und sich über das Wesen des Weibes mit Blindheit schlägt, verschließt sich selbst das höchste Glück.

Solche Schmähungen sind der letzte Aufschrei, zu dem sich der absterbende Wahn, das Weib als Hexe zu denuncieren, noch einmal aufringt, ehe er mit dem Reste des alten Köhlerglaubens in die Vergangenheit sinkt. Schon verstummen mehr und mehr die Lästerstimmen, bald wird auch das letzte Fiebertoben der Agonie verhallt sein.

Und harmonisch werden die Saiten der Menschenseelen zusammenklingen.

Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schikowski.

(Berlin.)

Am 26. Januar hatte der Verein „Probebühne" eine Matinee im Residenz-Theater veranstaltet.

Es kam zunächst ein einaktiges Trauerspiel: „Der letzte Akt" von Alwin Vormeng zur Aufführung.

Der Verfasser hat sich schon mehrfach auf dramatischem Gebiete versucht. Das Stück aber machte dennoch den Eindruck einer Erstlingsarbeit.

Es treten zwei Personen auf, Magdalena und Joseph. Erstere eine Chansonette-Sängerin, letzterer ihr längst tot geglaubter Ehegatte, der gerade in dem Augenblick aus Amerika heimkehrt, wo die Dame im Begriff steht, sich zum zweitenmal zu verheiraten. Da die frühere Ehe ihnen wenig Erfreuliches gebracht zu haben scheint, und auch

jetzt, gleich nach dem Wiedersehen, Zank und Streit beginnen, so versteht der unbefangene Zuschauer nicht, weshalb eigentlich die beiden guten Leute ihre schon so lange suspendierte eheliche Gemeinschaft nicht offiziell lösen. Damit wäre jeder weitere Konflikt beseitigt. Statt dessen bombardieren sich die Neuvereinigten eine halbe Stunde lang mit den saftigsten Grobheiten, und greift Magdalena zum Schluß, als der Zank den Gipfelpunkt erreicht hat, aus unbekannten Gründen zu dem bekannten weißen Pulver.

Das Stück genügt weder den Anforderungen der Alten noch denen der Jungen. Es besteht im wesentlichen aus einem unerquicklichen Wortgefechte zwischen den beiden handelnden Personen, in dem allerlei Dinge zur Sprache kommen, die jahrelang zurückliegen, und die uns nicht im mindesten interessieren. Man kann weder aus dem Charakter der beiden Personen, noch aus den Absichten des Dichters klug werden.

Bei dem sehr zahlreich erschienenen Publikum fand das Drama keinen Beifall.

Die beiden Rollen des Stücks wurden von Gustav Kober und Rosa Bertens gespielt. Aber selbst diese ausgezeichneten Kräfte vermochten nicht, das unglückliche Opus genießbar zu machen.

Als zweites Probestück folgte „Edith", Drama aus dem Ende dieses Jahrhunderts von Martin Langen.

Herr Martin Langen ist einer von jenen braven Kerlen und schlechten Musikanten, die den Kopf voll tiefer Ideen und das Herz voll edler Empfindungen haben, aber nicht die dichterische Kraft besitzen, das, was sie im Innern bewegt, nach außen hin zum Kunstwerk zu gestalten. Sie mögen gründliche Denker, Moralphilosophen, Sozialpolitiker und was sonst immer sein: nur eben Künstler sind sie nicht.

Die Geheimratstochter Edith Platenius, eine echt Björnsonsche Jungfrau, gerät mit ihrem Bräutigam, dem Kürassierlieutenant v. Schmidt, über einige Moralfragen in heftigen Streit. Es handelt sich im wesentlichen darum, ob es besagter Edith gestattet sei, einem ihr bekannten Maler Modell zu stehen. Der Lieutenant sagt: Das schickt sich nicht, liebes Kind; es würde Dich unsterblich lächerlich machen, und mich als Offizier in eine unmögliche Lage bringen. Sie hingegen antwortet: Die Kunst verlangt dieses kleine Opfer von mir, die Kunst steht über den hergebrachten Moralanschauungen, die Kunst u. s. w. u. s. w. Ich weiß nicht, ob Herr Martin Langen solche junge Damen im Leben kennen gelernt hat. Wir andern Sterblichen kennen sie wohl nur aus den Dichtungen seines Ideals Björnson. Der Zuschauer schüttelte jedenfalls ungläubig das Haupt, als er die kluge Jungfrau so reden hörte, — und Herr Langen gab dem skeptischen Zuschauer am Ende Recht. Denn: nicht „die Kunst", sondern „der Künstler" verlangte das Opfer von ihr; nicht die Kunst, sondern der Künstler ließ sie die herkömmlichen Moralanschauungen verachten, nicht die Kunst, sondern der Maler Hans König u. s. w. u. s. w. Die großen Schmerzen der kleinen Edith waren also auch hier aus „einem Punkte" zu kurieren. Das ist natürlich, und ich freue mich, daß Herr Langen trotz aller Moralphilosophie im Grunde so gesunden Anschauungen huldigt. Aber das Publikum lachte ihn aus. Und ich kann es dem Publikum nicht verdenken. Denn Edith hatte vorher so unendlich klug und so bitter ernst geredet, daß es Heiterkeit erregen mußte, als sie schließlich auf der Bude des Malers auftauchte. Und geradezu grotesk wirkte die unfreiwillige Komik der aldernen Situation, als die edle und kluge Jungfrau von der simpeln Olga, der Geliebten des angebeteten Hans, in einer Weise gefoppt und an der Nase herumgeführt wurde, die man sonst nur in Adolf-Ernst-Possen zu sehen gewohnt ist.

Ich erkläre im übrigen, daß ich davon überzeugt bin, Herr Langen meint es ernst mit seinen Idealen. Und ich erkläre weiter, daß ich gegen eine Tendenzdichtung als

ſolche prinzipiell nichts einzuwenden habe. Es muß aber ein Kunſtwerk ſein. Eine dramatiſche Stümperei dagegen bleibt wertlos, wenn ihr auch noch ſo tiefe und edle Ideen zu Grunde liegen. „Ich freue mich über den Mut des Verfaſſers, und daß dieſe ſchweren Probleme endlich auch in der deutſchen Litteratur ihren Einzug halten" — ſchrieb Björnſon über das Drama. Der Geiſt des Denkers Björnſon mag in Herrn Martin Langen ſtecken, der des Dichters lebt leider nicht in ihm. Durch Offenbarungen wie dieſe „Edith" nützt er ſeiner Sache nicht, ſondern er ſchädigt ſie, indem er ſich und ſie lächerlich macht.

Wer es gut mit Martin Langen meint, der wird ihm raten, nie wieder ein Drama zu ſchreiben. Bei der Beurteilung von Erſtlingswerken muß man vorſichtig ſein. Aber dieſe Probe genügte: Der Mann iſt kein dramatiſcher Dichter, und wird niemals einer werden. Seine Freunde hätten weiſer und freundſchaftlicher gehandelt, wenn ſie am Schluß nicht ſo überlaut geklatſcht und gejubelt hätten. Das Stück war nicht zu retten.

Die Darſtellung war zwar ungleich, aber als Darbietung eines ad hoc gebildeten Enſembles doch aller Anerkennung wert. Serafine Detſchy, als Mama Geheimrätin, machte ihre Sache ganz ausgezeichnet. Ebenſo Willy Grunwald als Maler Hans König. Die Edith wurde von Frau Sofie Burska gegeben, die jedoch mit der Rolle nichts anzufangen verſtand. Ich will nicht entſcheiden, ob es an ihr oder an der Rolle lag.

Auch bei dieſer Vorſtellung zeigte ſich wieder, wie große Sorgfalt der Verein erfreulicherweiſe auf die Darſtellung ſeiner Stücke verwendet.

Nur ſo, aber nicht auf dem Wege, den Bruno Wille im vorigen Jahre mit ſeiner „Verſuchsbühne" beſchritten hat, können die Aufführungen wirklich zum Prüfſtein für den Wert der Stücke werden.

Ein Machwerk elendeſter Sorte beherrſcht ſeit einigen Wochen das Repertoir des „Leſſing-Theaters".

Wir ſtellen an die künſtleriſchen Darbietungen des Blumenthalſchen Vergnügungs-Etabliſſements von vornherein keine hohen Anforderungen. Der geſchäftskundige Gründer und Oberprieſter dieſes Muſentempels hohnlächelt jeder Kritik. Sein volles Haus und ſeine volle Kaſſe tröſten ihn über alle kunſtrichterlichen Jeremiaden. Und der Mann hat ſchließlich recht. Er will Geld verdienen und kennt den Geſchmack ſeines Publikums.

Länger als zehn Jahre währt nun der Kampf der vorgeſchrittenen, unabhängigen und anſtändigen Elemente in Litteratur und Preſſe gegen dieſe Taimikunſt — und im Jahre des Heils 1896, nachdem ſoeben Gerhart Hauptmanns Meiſterwerk elendiglich durchgefallen iſt, macht eine „Komteſſe Guckerl" in der Metropole der deutſchen Intelligenz Abend für Abend volle Häuſer.

Die Verfaſſer des langweiligen Unſinns ſind Franz von Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld. Inhaltsangabe und kritiſches Eingehen auf das Einzelne werden mir die „Geſellſchaft"-Leſer erlaſſen.

Geſpielt wurde ſo ſchlecht, als man dem Stück nur wünſchen konnte. Ludwig Stahl gab einen Huſarenoffizier, mit den Manieren und in der Sprechweiſe eines Stallknechts, und erntete dafür namentlich bei dem zarten Geſchlecht unendlichen Beifall. Ferdinand Suske wollte einen ruſſiſchen General darſtellen; was aber dabei herauskam, war weder General noch Ruſſe; ſelbſt der doch wahrhaftig nicht ſchwer zu treffende ruſſiſche Accent mißlang. Meta Jäger, die hübſche und talentloſe Naive des Leſſing-Theaters, kopierte Eliſe Lehmann; zuweilen gelang es ihr, meiſtens aber nicht; einen Genuß gewährte ihr Spiel in keinem von beiden Fällen. Paula Wirth, die ich in

der Hauptrolle a. G. sah, steht als Künstlerin ungefähr auf dem Niveau der sattsam bekannten Jenny Groß. In dem einen Akt hatte sie sich einen brünetten, in dem andern einen zart rosigen Teint angeschminkt — immer in Übereinstimmung mit der Farbe ihrer Robe! Hans Meery führte die Regie, schien aber diese Chamäleonskünste des geschätzten Gastes übersehen zu haben; denn daß eine solche Ungeheuerlichkeit von der Regie gestattet wird, halte ich für unmöglich, selbst am Lessing-Theater. Bedauern konnte man Herrn Claudius Merten und Frau Luise von Pöllnitz, die ihr schönes Können und ehrliches Wollen an solche Schund- und Schandaufgaben verschwenden müssen.

Das Deutsche Theater hatte Anfang Februar einen interessanten Premièren-Abend. Neben Kleists „Zerbrochenem Krug" kam ein dreiaktiges Schauspiel von Arthur Schnitzler: „Liebelei", zur ersten Aufführung.

Die Darstellung des „Zerbrochenen Krugs" stand nicht auf der Höhe, die man am Deutschen Theater erwartet hätte. Inscenierung und Zusammenspiel waren freilich ganz schön, aber die Durchführung der Hauptrollen ließ doch zu viel zu wünschen übrig. Hermann Müller spielte den Dorfrichter Adam in alter, schlechter Komikermanier, und erntete dafür den jubelnden Beifall des Publikums. Marie Meyer, deren großem Talente leider der Humor mangelt, verfehlte die Rolle der Marthe vollständig. Paul Biensfeldt gab sich mit dem Ruprecht offenbar keine Mühe. Dagegen muß Herrn Hanns Fischer (Licht) und Fräulein Helene Staglé (Eve) bedingungsloses Lob gespendet werden. Es war vielleicht ein Wagestück, einer so jungen Künstlerin, wie Fräulein Staglé, die wichtige und schwierige Rolle der Eve anzuvertrauen. Der Erfolg aber bewies, daß man sich in der jungen Dame nicht getäuscht hatte. Selbst die noch hin und wieder sich andeutende spröde Eckigkeit des Anfängertums kam dem vor dem gestrengen Dorfrichter stehenden Bauernmädel in glücklichster Weise zu statten. Es war eine Leistung, zu der man der jungen Künstlerin gratulieren kann. Wir wollen hoffen, daß sie der vornehmen Atmosphäre ihres jetzigen Wirkungskreises nicht entführt wird; es wäre schade, wenn sie sich an einer andern Bühne zu einer Salon-Naiven à la Meta Jäger oder Rosa Retty auswachsen würde. In Berlin ist das Deutsche Theater jetzt die einzige Bühne, an der junge Talente etwas lernen können.

Arthur Schnitzler, der Dichter des Schauspiels „Liebelei", ist bekanntlich ein Wiener. Sein Stück spielt in Wien, und die auftretenden Personen sind ebenfalls Wiener.

Der Inhalt des Dramas ist kurz erzählt. Der Student Fritz Lobheimer, ein junger, reicher und leichtlebiger Wiener, hat eine Liebschaft mit der armen Musikertochter Christine Weiring. Nebenbei aber unterhält er ein Verhältnis mit seinem Vis-à-vis, einer verheirateten Dame. Während nun bei der kleinen Christine die Liebelei sich zu echter leidenschaftlicher Liebe entwickelt und auch bei Fritz ernstere Neigung Wurzel zu fassen beginnt, kommt es mit seinem zweiten Verhältnis zur Katastrophe. Der Gatte der betreffenden Dame hat die Geschichte erfahren. Die Folge ist ein Duell, in dem Fritz fällt. Die kleine Musikertochter nimmt sich das Leben.

Dem Liebespaar Fritz-Christine ist ein zweites, Mizi-Theodor, gegenüber gestellt, das das Leben und Lieben leichter auffaßt — vielleicht echter weanerisch — als das erste. Man hat nun versucht, aus dieser Gegenüberstellung gewisse ethische Tendenzen herauszudestillieren. Ich möchte das lieber nicht thun. Hat der Verfasser tiefere „Ideen" gehabt, nun so mag er für seine Person stolz darauf sein: ich möchte mir die Freude an den schlichten, ungezwungenen Vorgängen und an den prachtvoll natürlich

gezeichneten Menschen nicht durch moralische Betrachtungen stören lassen. Arthur Schnitzler ist ein Dichter, er sieht die Welt mit eigenen Künstleraugen, und besitzt den Mut und die Wahrheitsliebe, sie so wiederzugeben, wie er sie sieht. Zu welchen ethischen, politischen oder religiösen Konfessionen er sich im übrigen bekennt, ist mir völlig gleichgültig.

Das Drama leidet an Fehlern keinen Mangel und der endlos sich hinziehende Schluß schädigt leider den Eindruck des Ganzen. Aber wir wollen nicht kleinlich sein: das Stück ist, wenn auch nicht das, so doch ein Erstlingswerk des Dichters, und die Schwächen, die es aufweist, sind alle leicht zu verzeihen. Es geht mir mit der „Liebelei" wie mit Rosmers „Tedeum": das Ganze ist ein so prächtiges und ehrliches Werk, daß ich es für geschmacklos halte, mit der Aufzählung seiner Mängel mir und andern den Eindruck zu verderben.

Für die Darstellung der „Liebelei" hatte das Deutsche Theater seine ersten Kräfte ins Gefecht geschickt. Der Theaterzettel wies folgende Namen auf: Agnes Sorma (Christine), Emanuel Reicher (Vater Musikus), Rudolf Rittner (Fritz Lobheimer), Gisela Schneider (Mizi), Josef Jarno (Theodor); ferner Marie Meyer und Hermann Nissen.

Das ist ein Ensemble, wie es wohl keine zweite deutsche Bühne zusammenbringen dürfte.

Die Darstellung jeder einzelnen Rolle war tadellos.

Nur Josef Jarno erschien vielleicht für den lustigen Theodor ein wenig zu ernst.

* * *

Von den beiden Hauptereignissen des letzten Theatermonats — den Premièren von Hauptmanns „Florian Geyer" und Halbes „Lebenswende" — kann ich nichts erzählen. Über den „Florian Geyer" hat uns Edgar Steiger im Februarhefte einen vortrefflichen Bericht gegeben, und die „Lebenswende" habe ich leider nicht gesehen. Sie wurde nur wenige Male aufgeführt, zu einer Zeit, wo ich von Berlin abwesend war.

* * *

Zum Schluß muß ich noch — der Ordnung wegen — zwei Gedenktage erwähnen, van denen der eine weit über die Grenzen unserer Stadt und unseres Vaterlandes hinaus in der ganzen kunstliebenden Welt gefeiert wurde, der andere wenigstens für die Berliner Theaterkreise von Interesse war.

Am 8. Dezember vorigen Jahres wurde Adolph Menzel achtzig Jahre alt. Die üblichen Jubiläumsfeierlichkeiten blieben nicht aus. Der deutsche Philister, dessen Kunstverständnis sich sonst in der Vorliebe für Sichel, Seifert und Koppay bethätigt, wurde für acht bis vierzehn Tage Menzelverehrer. Ehren-Trinkgelage, Deputationen, Theateraufführungen und Interviews verursachten dem alten Herrn mannigfache Belästigungen.

Dreißig Jahre rastlosen Schaffens hatte Adolph Menzel bereits hinter sich, als man in Deutschland anfing, von seiner Existenz Notiz zu nehmen. Wäre er eine weniger robuste Natur gewesen, er wäre zu Grunde gegangen, wie so viele andere Pfadfinder der deutschen Kunst. Frankreich und England mußten dem Volk der Dichter und Denker über Menzels Bedeutung erst die Augen öffnen. Heute, wo jeder Berliner Straßenjunge seinen Namen kennt, feiert „das deutsche Volk" den „Ehrentag des Altmeisters"; als er in der Blüte seines Schaffens stand, krähte kein Hahn nach ihm. Man kann es Menzel daher nicht verdenken, daß ihn die Ovationen der am 8. Dezember

um ihn verſammelten Herrſchaften recht kalt ließen, und daß er den Wortführern der einzelnen Deputationen in ſehr derber Weiſe die Zähne zeigte.

Wir haben keine Veranlaſſung, in den Chorus der jubilierenden Spießbürger einzuſtimmen. Die übliche Feſtrede ziemt ſich am wenigſten einem Manne gegenüber, der ſtets ein erklärter Feind der Phraſe und der ſchönfärbenden Verlogenheit war. Und der wahren Bedeutung des unvergleichlichen Künſtlers kann man nicht mit ein paar Worten gerecht werden.

Am 14. Januar feierte Friedrich Haaſe ſein fünfzigjähriges Bühnenjubiläum und zugleich ſeinen Abſchied vom königlichen Schauſpielhauſe.

Dieſen Abſchied feiert er bekanntlich ſeit langer Zeit jedes Jahr ein Mal. Wir dürfen uns daher kaum der Hoffnung hingeben, daß es diesmal wirklich ernſt gemeint war. Und ſchließlich: mag er ſpielen, ſolange er kann und es ihm Vergnügen macht. Für das Publikum des Schauſpielhauſes wird ſeine Kunſt noch ausreichen; die Leute ſind nicht verwöhnt. Ebenſo verzeihen wir einem alten Komödianten die Schwäche, Jahr für Jahr ſeine Beweihräucherung in dieſer albernen Weiſe zu provozieren. Daß ſich aber dieſes Mal ernſte und verſtändige Männer — wir wollen keine Namen nennen — herbeiließen, die lächerliche Farce mitzuſpielen, das bedauern wir.

Aus dem Münchener Kunſtleben.

Von Max Fels.

(München.)

Sehr geehrter Herr Merian, als ich Ihre liebenswürdige Karte erhielt, in der Sie den Säumenden ſchonend und gütig an ſeine Pflicht mahnten, da war ich wirklich ſo naiv, zu glauben, die paar Fragen, die Sie an mich ſtellten, ſeien in ein paar ebenſo lakoniſchen Erwiderungen zu beantworten.

— — — „was macht die Münchener Kunſt? Iſt denn gar nichts los? Ich denke, es tobt jetzt der Guntram-Streit?“ — — —

Danke für gütige Nachfrage. Der Münchener Kunſt geht's gut, namentlich der, die da draußen in den ſtillen Ateliers im Norden emſiglich und verborgen für die Saiſon der Ausſtellungen ſchafft.

„Toben“ kann in München überhaupt nichts, alſo auch kein Guntramſtreit.

Und „ob gar nichts mehr los iſt?“

„Sehen Sie, da muß ich weitſchweifig werden, denn es iſt ſehr viel jetzt los bei uns. Und wenn auch das winzige Sätzchen „es iſt viel los“ am beſten die Stimmung der Saiſon wiedergiebt — ich fürchte, nicht alle Leſer Ihres werten Blattes ſind Stimmungsmenſchen, und dann bleibt das geſchriebene Wort zu leicht zweideutig. C'est le ton qui fait la musique.

Vor zwei Monaten war's, im Dezember, da traf ich auf der Straße einen unſerer ſarkaſtiſchſten Kritiker.

„Nichts los heute?“

„„Na und ob! Sudermann!““

„‚Glück im Winkel‘? Und am Gärtner-Theater?“ —

„„Novität: Braun, ‚Geſchwiſter‘.““

„Konzerte?“

„„Nur drei. Hubermann, Gura, Muſikaliſche Akademie.““

„Donnerwetter, iſt aber heute viel los!“

„„Viel los,““ und er muſterte mich mitleidig lächelnd mit ſeinen klugen Augen, „„los iſt bei uns jeden Tag was anderes. Los iſt überall was, im Hoftheater und draußen bei Lang, in den Kaimſälen und im Muſeum, im Odeon und im Volkstheater — d. h. bis man hinkommt, dann iſt nirgends was los.““ — — — — — —

Zwei Monate — November und Dezember — und ſieben Premièren an unſerer Hofbühne: „Gräfin Fritzi“, „Drei“, „Paſtor Roſe“, „Es fiel ein Reif“, „Das Glück im Winkel“, „Hamlet“ in neuer Einſtudierung, „Gunram“ und „Der Überfall“.

Ein halbes Dutzend Novitäten am Gärtnertheater. Darunter „Das Recht“ von Hermann Haas. Ein acht Abende umfaſſendes Gaſtſpiel der Judic am Reſidenztheater, und dann drei Tage ſpäter Madame Segond-Weber von der Comédie française. Emil Götze, d'Andrade und die Sigrid Arnoldſen als Gäſte an der Oper.

Die Eröffnung der Kaimſäle in einem dreitägigen Muſikfeſte. Chöre aus „Parſifal“ und der Händelſche „Meſſias“.

Der Wunderknabe Hubermann, der berühmte Londoner Tenor Ben Davis, dann der Geiger Henry Such, unſer Krafſelt, monsieur et madame Rée und unzählige Kleine und Kleinſte.

Von neuen Orcheſterwerken: Richard Strauß' wunderbarer „Eulenſpiegel“; zwei Monſtre-Dirigenten: Siegfried Wagner mit ſeiner „zum erſten Male in Deutſchland gehörten ſymphoniſchen Dichtung „Sehnſucht“ und Pietro Mascagni mit der „Cavalleria rusticana“, dem Vorſpiele zu „Freund Fritz“ und ein paar Liedern.

Es war ſehr ſchön von Siegfried Wagner, daß er nur in eigener Sache den Taktſtock ſchwang, und er that gut daran, „Die Sehnſucht“ zu wählen. Als Dirigent konnte er daran wenigſtens nichts verderben.

Außerordentlich intereſſant war die Aufführung der „Cavalleria“. Die Art, wie Mascagni die Tempis nahm, war eine ganz neue, höchſt effektvolle. Die Wirkung des verblüffend plaſtiſch herausgearbeiteten Tonwerkes war eine tiefe.

Der Meiſter ſelbſt wirkte freilich noch viel mehr.

Er ſieht ſehr ſchön aus, wenn er dirigiert, und deshalb ließ Herr Poſſart auch den Dirigentenſeſſel ſo hoch wie möglich ſchrauben, ſo daß ſich der ſchwarzmähnige Maeſtro dem brechend vollen — auch während der Vorſtellung hellerleuchteten (!!!) — Hauſe in ganzer Begeiſterungsglut präſentieren konnte.

Und als der letzte Ton verhallt war, da brach auch der Beifall los, und da rief man ihn dreiunddreißig Mal vor die Rampe, und er bekam drei Lorbeerkränze, zehn Arrangements und tauſend Liebeserklärungen aus ſchönen Augen. — Das ſteht alles in meinem Merkbüchlein: die Premièren und die Konzerte, die Gaſtſpiele und das von den dreiunddreißig Hervorrufen und den Lorbeerkränzen und den Liebeserklärungen. Und weil es mir bemerkenswert geweſen war, ſo hätte ich es auch, als gewiſſenhafter Korreſpondent, aus dem Merkbüchtein in den Monatsbericht aufgenommen, hätte kritiſche Betrachtungen an das Gaſtſpiel der „Judic“ geknüpft und an das der „Segond

Weber", hätte flammend von künſtleriſcher Empörung in Seilen bewieſen, daß das „Recht" eine lächerliche Sudelei iſt, und: „Es fiel ein Reif" eine talentloſe Arbeit eines Talentes. —

Gott ſei Dank, daß „ſo viel los" war, werter Herr Merian.

Von Woche zu Woche ſchob ich die Arbeit hinaus, und wenn ich heute all das Gehörte und Geſchaute wieder überdenke: verblaßt und zerfloſſen die Erinnerung an all die Premièren, Konzerte und Gaſtſpiele, und nur drei Abende noch klar vor meiner Seele und wert des Intereſſes Ihrer Leſer, geehrter Herr Redakteur.

„Guntram" — Sigrid Arnoldſen als „Mignon" — „Das Glück im Winkel".

Von viel berufenerer Seite iſt des Langen in der „Geſellſchaft" über Richard Strauß' großes Bühnenwerk „Guntram" geſchrieben worden.

Ich maße mir nicht an, mit Wilhelm Maukes Würdigung des Muſikdramas*) „Guntram", die mir doch als eine zu hohe erſcheint, rechten zu wollen.

Gewiß iſt die verſchwenderiſche Fülle der Orcheſtrierung bewunderungswürdig und faſcinierend, die Kraft im Ausdruck, die unbegrenzt erſcheint, ſtaunenswert, aber das ſind doch nur einzelne Lichtſeiten, die durch unleugbare Mängel wieder ſtark beſchattet werden: durch die eminent ſchwer verſtändliche Phraſierung und durch zahlreiche Längen, beſonders aber durch ein unmögliches Textbuch.

„Guntram" dürfte nach nur zweimaliger Aufführung von der Münchener Opernbühne für immer verſchwunden ſein.

Bedauerlich iſt es nicht.

Strauß verrät in „Guntram" eine ſo eminente Begabung für den orcheſtralen Ausdruck, ſein „Eulenſpiegel" iſt von ſo entzückender Feinheit, ſo viel Arbeitsfreudigkeit ſteckt in dem jungen Münchener Kapellmeiſter, daß er und ſeine Freunde es frohgemut mit anſehen dürfen, wenn man nach jahrelanger Fehde über „Guntram" — über ſeinen Dichter wird man es ſo bald nicht können — zur Tagesordnung übergeht.

Herr Meier-Gräfe ſchließt ein Eſſay über die Aufführung von Sudermanns „Glück im Winkel" an der Wiener Burg in Nr. 12 der „Geſellſchaft" mit den Worten:

„Geklatſcht wurde wie toll, und das mit Recht. Es iſt ſicher das beſte Sudermannſche Stück und wohl eines der beſten der modernen deutſchen Bühne."

Faſt dasſelbe hätte ich geſchrieben, etwa ſo:

„Geklatſcht wurde wie toll und das mit Recht, denn das Senſationsbedürfnis des Publikums findet durch außerordentlich geſchickte Mache, durch eine eminente Technik, die bis zuletzt den Zuſchauer in atemloſer Spannung hält, ſeine Rechnung.

Das „Glück im Winkel" iſt ſicher das ſchlechteſte Stück Sudermanns."

So etwa hätte ich geſchrieben. Woher kommt nun dieſe grundſätzliche Meinungsverſchiedenheit?

Ich habe die Abhandlung von Herrn Meier-Gräfe dreimal geleſen. Ich habe ja eigentlich nicht ein Jota mehr an Sudermanns Stück auszuſetzen wie der verehrte Herr Meier-Gräfe, ich hätte mit einigen kleinen nicht prinzipiellen Änderungen den ganzen Aufſatz gerade ſo ſchreiben können bis auf die letzten zwei Sätze, und dennoch hätte mein Reſumé ſo ganz anders gelautet.

Woher das wohl kommt?

Sudermanns beſtes Stück?

---

*) cf. Geſellſch., Jahrgang 1895, pag. 447.

Gestern hat er's in der Pensionsanstalt vor übervollem Hause vorgelesen. Es heißt: „Fritzchen" und ist ein einaktiges Drama. Doch darüber das nächste Mal.

Der Januar und Februar brachten uns eine Reihe wenig bedeutender Novitäten am Hoftheater.

Die bemerkenswerteste war „Der Dornenweg" von Felix Philippi.

Geklatscht wurde auch da wie toll und geheult und geseufzt und der „Dichter" gerühmt, und ich saß da mit einem Ekel im Herzen.

Wenn ich doch meinen Kinderglauben noch hätte!

Damals hab' ich alle Menschen eingeschlossen in mein Gebet, daß der liebe Gott sie beschütze vor Krankheit und Not und Krieg. —

„Und vor verlogenen Propheten schütze sie," würde ich jetzt hinzufügen, „vor jobberndem, heuchlerischem Pack, das ihnen die Seele raubt und das Menschengemüt, das auf den Markt geht und Schacher treibt mit Gefühlen —

Herrgott schütze uns vor Tod und Krieg, vor Pest und Sünde, vor Blumenthal und Philippi!

Amen!"

Kritik.

Romane und Novellen.

M. G. Conrad: In purpurner Finsternis. Roman-Improvisation aus dem 30. Jahrhundert. Verein für freies Schrifttum. (Berlin 1896. Mk. 3.) — Die dumpfe Unzufriedenheit, die über Deutschland liegt, gebiert die merkwürdigsten Dinge und läßt seltsame Blasen aufsteigen. Immer ist es die faktische Unmöglichkeit, in der realen Welt zu helfen, welche die Gequälten ins Geistige treibt, und in der Idee sehen läßt, was die Wirklichkeit verbirgt. Haß, Wut, Bitterkeit, geschluckter Ärger, empfangene Fußtritte, Mißhandlungen des Körpers und der Seele, das alles häuft sich an, Schicht für Schicht, und bildet zuletzt den Humus, aus dem die Messias-Idee, schlank wie eine Tanne, emporwächst. Dies ist bei einzelnen wie bei Völkern. Nur die rettungslos geknechteten Juden schufen sich ihren Messias. Und nur der verstoßene und tödlich beleidigte Dante zimmerte sich seine Höllenkreise, um an seinen Feinden Rache zu nehmen. Daß Deutschland heute geknechtet ist, dies verneinen zu wollen, wäre ein himmelschreiender dolus. Noch vor hundert Jahren, zur Zeit Schubarts und Schillers, hatten wir eine verhältnismäßig hohe geistige Freiheit. Man konnte, wie Schiller, in Stuttgart ein todeswürdiges Verbrechen begehen, aber — in Mannheim war man frei. Und man konnte, wie Schubart, in Ulm die schwerste Majestätsbeleidigung sich zu Schulden kommen lassen — ein Spottlied auf die Maitresse des Allerhöchsten — in Augsburg war man frei. Und selbst wenn man erwischt wurde, wie Schubart, und zu zehn Jahren unterirdischen Kerker verurteilt wurde — weil's die Maitresse war! — hatte man immer Hoffnung, daß ein benachbarter oder auch entfernter König, auf den man einmal eine Elegie gemacht, dem Landesfürsten einen kleinen Rippenstoß gab, des Inhalts: ob es nicht besser sei, den quästionierten X. freizulassen; man wisse nie, wie man mit diesen Dichtern dran sei; man müsse doch

auch an die Ewigkeit denken, nämlich an die Litteratur-Geſchichte; und je nachdem ſo ein Dichter ſpäter äſtimiert werde, könne man garantieren, ſtatt in den ſüßen Geruch eines Mäcens in den Höllengeſtank eines Bluthunds zu kommen. Das half dann meiſtens. — Aber heute. Du darfſt heute in Nürnberg oder in Stralſund, auf der Haſenhaide oder im Donaumoos den objektiv tadelloſeſten Schnauſer machen, die ſubjektive Harke des Staatsanwalts erwiſcht dich doch: und gingeſt du bis ans äußerſte Meer, ſiehe ſo iſt er da; und flöheſt du bis zur Morgenröte, ſiehe, ſo iſt er auch da; der dolus eventualis, und empfängt dich und überreicht dir den Haftbefehl. — England, mit dem wir jüngſt beinahe um die Weltherrſchaft in Streit geraten wären, ließ uns durch die „Times" die Antwort zugehen: „Daß nur eine in freiheitlichen Einrichtungen aufgewachſene Nation den Unternehmungsgeiſt, die Ausdauer und das Seldſtvertrauen zur Verrichtung großer Dinge haben kann, und daß dem Deutſchen gerade dieſe Eigenſchaften fehlen." (Times vom 18. Januar.) Und der Amerikaner Walcott, der wohl kaum einen voreingenommenen Standpunkt einzunehmen Urſache hat, ſagte bei Beſprechung der gleichen Angelegenheit im Senat zu Waſhington: er danke ſeinem Gott, daß er dem Stamm der zur Freiheit und Initiative erzogenen anglo-amerikaniſchen Raſſe angehöre, wenn es ſich um Entſcheidung ſolcher Weltfragen, wie die venezolaniſche oder eine die Herrſchaft im Transvaal betreffende handle. — Ich möchte wohl das Geſicht eines deutſchen Unterſtaatsſekretärs ſehen, der dieſe Worte lieſt. Ja, die Deutſchen ſind ſeit Hunderten von Jahren zur Knechtſchaft erzogen worden, und die einzige Freiheit, die ihnen blieb, war die der Idee.

„Frankreich gehört das feſte Land,
Das Meer gehört den Britten,
Doch Deutſchland gehört das weite Reich
Des Traumlands unbeſtritten.

Dort führen ſie die Hegemanie ...."

Ja, auf dem Gebiet der Idee haben wir mit Luther und Kant die größten Siege erfochten. Und gerade in dieſes Gebiet, in das Gebiet der Abſichts-Erforſchung, bricht der dolus eventualis mit machtvollem Schritt ein. Wollte man Heines „Wintermärchen" mit dem dolus eventualis unterſuchen, es käme, glaube ich, ein ganzes Jahrtauſend von Gefängnis heraus. Zwar hat bei der Debatte der jüngſten Umſturz-Vorlage der Unterſtaatsſekretär Nidberding verſichert: die klaſſiſchen Werke von Goethe und Schiller wolle man unangetaſtet laſſen; nur die neuauftauchenden Schiller und Goethe, ſoweit ſie revolutionäre Tendenzen zeigten, wolle man packen. Es komme hier alſo vor allen Dingen auf eine neue Erziehung des deutſchen Volkes an. Auch hierfür liegen ſchon kräftige Anfänge vor: Auf einer dieſen Sommer in Düſſeldorf abgehaltenen Juriſten-Verſammlung beantragte Staatsanwalt Dr. Appelius die zwangsweiſe ſtaatliche Erziehung aller verbrecheriſchen deutſchen Kinder. Er teilte die Kinder der Deutſchen ein in „a) verbrecheriſche Kinder vom ſechſten bis vierzehnten Lebensjahre"; — „b) verbrecheriſche Jugendliche vom vierzehnten bis achtzehnten Jahr"; — mit dem achtzehnten Jahr beginnt dann die Gefängnisreiſe. — Leider iſt bei dieſen Ausführungen nicht geſagt, was ein „verbrecheriſches Kind" iſt. Etwa das Kind eines Verbrechers? Welches nach Lombroſo doch zweifellos in dieſe Kategorie gehört. Oder das Kind eines Menſchen, der im Gefängnis geſeſſen? Vielleicht wegen eines politiſchen Reats? Iſt z. B. ein Demokraten-Kind, deſſen Vater ſich konfeſſionslos erklärt hat und ſeinem Kind keinen chriſtlichen Religions-Unterricht zuteil werden läßt, ein „verbrecheriſches Kind"? — Ich bemerke hier ausdrücklich, daß die Kategorie der verbrecheriſchen Säuglinge auf dieſer Verſammlung noch nicht berührt wurde, und daß alſo hier noch ein Kronen-Orden zu verdienen iſt.

Mit ſolchen oder ähnlichen Gedanken

aus dem Jahr 1895 würde ich Conrads „In purpurner Finsternis", welches etwa Ende des dritten Jahrtausend nach Christi Geburt spielt, einleiten. Alle Anfänge und Verschrobenheiten unserer Zeit, alle unsere Krankheiten und Seufzer, unsere heimlichen Fäuste-Ballungen und hinuntergeschluckten Bitterkeiten sind dort ins Ungeheuerliche verzerrt und bis zur Nicht-Mehr-Wiederkenntlichkeit verschoben und ins Exaltierte gesteigert vorhanden. Das Ganze ist also zweifellos eine Satire. Ob gerade Conrads Art, sein Stil, seine Großschlächtigkeit für diese Kunstgattung sich eignete, will ich hier ununtersucht lassen. Man sieht wie vor einer kolossalen Anstrengung. Trotzdem soll er das Ganze mit spielender Leichtigkeit hingeschrieben haben. Eigentümlich ist die pathetische, oft an Richard Wagners Textsprache erinnernde Vortragsweise. Leicht wird es für keinen Leser sein. Das Verfolgen der Fabel, die ganz unglaublich seltsamen Eigennamen, die stete Bezugnahme aus dieser fast weltentlegenen Zeit in die Gegenwart, die Scurrilität der Vorgänge, die mit Welt-Totschlags-Laune zum Vortrag kommen, verlangen aufpassen. — Irgend eine Probe oder Übersicht oder den Gang der Erzählung zu geben, ist ganz unmöglich. Dazu ist das Buch zu eigenartig. Conrad hat seine eigene, machtvolle Persönlichkeit, als die des ehemaligen „Statthalter Zolas in Deutschland", in die Reihe der deutschen Original-Charaktere eingestellt. — zz.

Hanns von Gumppenberg. „Der fünfte Prophet", Psychologischer Roman. (Berlin, Verein für deutsches Schrifttum. 1895. 3 Mark.) — Nächst dem Kunstwerk, welches uns ein Dichter bieten kann, ist es seine Konfession, welche unser höchstes Interesse erweckt. Seine persönliche Seelenbeichte. Und je schmerzlicher sie für ihn ist, um so genußreicher für uns. Hängt das mit jener infernalen Schadenfreude zusammen, die uns beim Betrachten fremden Unglücks zu einem kurzen, inneren Jubelschrei leise ausholen läßt: Du bist es nicht!? — Item, der kurze, tierische Reflex besteht, und das saudere, egoistische Lachen auf dem Gesichte wird deutlich sichtbar. Heutzutage aber, in dieser sauertöpfischen Zeit, muß man froh sein, wenn man die Bestie überhaupt zum Lachen bringt, mag es auf einer psychologischen Basis sein, welche nur immer. — Dieser intime Reiz aller Konfessionen ist seit Rousseau und dem heiligen Augustin eine bekannte Sache, und Gumppenberg hat denn auch nach dieser Richtung hin nicht getäuscht. Nur Eines müssen wir gleich von vorn herein wegnehmen: Das Sexuelle, welches bei den zwei Erstgenannten, bei dem einen, einem wirklichen Heiligen, bei dem andern, einem sonderbaren Heiligen, eine so große Rolle spielt — wie das dem Heiligen gegenüber erklärlich — kommt bei Gumppenberg ganz in Wegfall. Um so reicher tritt uns das Rein-Psychologische, ich meine das Seelische überhaupt, entgegen, eine Guitarr-Saite bekanntlich, auf der man heute gern spielen hört. Und hier springt — wie soll ich sagen? — die Zelle einer geistigen Beobachtungs-Station auf, und heraus tritt der Wahn in seiner knechtendsten, seelenmörderischsten Gestalt, ein Wahn, der aus dem kristallklarsten Idealismus geboren ward, der vielleicht je einen „deutschen Jüngling" beseelt hat. Daß der Dichter diesen Prozeß unter sich gekriegt hat und ihn hier mit dem freien Ermessen eines Wieder-Erstarkten und Gesundeten schildert, darin liegt das herzliche Vergnügen, welches der Leser empfindet, und der künstlerische Wurf, der in dem Buche steckt: Kenner der jüngstdeutschen Litteratur der letzten fünf Jahre wissen, daß Gumppenberg in einer 1891 erschienenen Schrift, „Das dritte Testament" (München, Verlag Pößl) auf Grund spiritistischer Erfahrungen sich dem staunenden Deutschland als „Gesandter Gottes", als „Propheten", nach Buddha, Christus, Muhamed, Luther, als den fünften, vorgestellt hat; im Anschluß daran erfuhr der Leser den Einblick in ein Welt-

ſyſtem von Göttlichem, von Emanationen daraus, von Geiſter-Wanderungen, von „Genius-“ und Schutzgeiſt-Theorien, von kosmiſchen und telluriſchen Projektionen, von ethiſchen Seelenwanderungen, das — teils nach Jakob Böhme, teils nach älteren, gnoſtiſchen Elementen gezimmert — in ſeinem äſthetiſchen Linienfluß teilweiſe wunderbare Schönheiten aufwies, nach der kritiſchen Seite aber zeigte, daß ihr Verfaſſer, wie der geſamte moderne Spiritismus, mit Kant und den modernen Erkenntnis-Problemen auf ſchlechtem Fuße ſtand. So war denn der Heiligen-Schein, den ſich der junge Mann ſelbſt um die Stirne flocht, von goldpapiernem Charakter. Der Krach in unſerer ſkeptiſch-durchtränkten Zeit war ungeheuer. Selbſt der Spiritismus, in ſeinem anerkannten Führer Du Prel, zog ſich vornehm zurück. — Und doch iſt der ganze Prozeß, die ganze Seelenlaufbahn unſeres Gumppenberg, wie wir ſie aus dem Buche kennen lernen, und wie ſie der Dichter mit der ihm eigenen rührenden Herzenseinfalt ſchildert, von bezwingender Kraft, von aktuellſtem pſychologiſchen Intereſſe. Die Stelle auf dem Friedhof, wo der gejagte Zweifler nach ſittlicher Stärkung ringt, die erſten Wanderungen durch die kleinen Gaſſen, nachdem der erſte Funke der Erleuchtung in ſeiner Seele aufgeblitzt, die erſte naive Placierung der kummervoll ſich quälenden Menſchheit als Genius-beſchattete Lichtſtrahlen in der neuen idealiſtiſchen Weltprojektion, und dann die Szene, wo der Dichter ſelbſt, nachdem er endlich mit vollſter Sicherheit den tranſcendentalen Balken erfaßt zu haben glaubt, ſich hinwirft und nach fünfzehnjähriger Pauſe ein echtes wahrhaftiges „Vater-Unſer“ betet, — ſind Momente, die auch den hartgeſottenſten Materialiſten wenigſtens zu einem Augenblick des Nachdenkens bringen müſſen. — Aber auch an künſtleriſchen, humoriſtiſchen, ſatiriſchen Darſtellungen iſt das Buch überreich. Das feine, muſikaliſche Ohr Gumppenbergs, welches beſonders auf die Spracheigentümlichkeiten ſeiner Nebenmenſchen geübt iſt und ihn längſt zu einem in ſeinem engeren Kreis gefeierten Parodiſten gemacht hat, zeigt ſich auch hier an glücklicher Stelle, und hat ihn z. B. aus dem Vortrag Dederichs (dies iſt eine pſeudonyme Figur) einer Traveſtie eines „Heils-Armee-“ Liedes ein Prachtſtück diaboliſtiſcher Phantaſtik machen laſſen. Andere Parodien dagegen, wie z. B. die auf den Lyriker Dahlmann (Otto Julius Bierbaum) ſind ſo übertrieben, daß das Urbild nicht mehr erkennbar wird, womit ſie natürlich das Ziel überſchießen. Die Scenerie des Buches iſt natürlich München. Der äußere Rahmen die damalige „Geſellſchaft für modernes Leben“. Die ganze Stimmung iſt unwillkürlich ſpezifiſch ſüddeutſch geworden. Alle Figuren ſind nach dem Leben gezeichnet; Pſeudonymen; darunter einige, wie der göttliche „Karpff“ mit Händen zu greifen. Es gehörte alſo eigentlich zu dem vollen Verſtändnis des Buches ein Schlüſſel, den wir jedoch hier abſichtlich nicht geben wollen, da wir den zwiſchen Wahrheit und Dichtung ſchwankenden Inhalt des Buches nicht mehr verdeutlichen wollen, als es dem Dichter ſelbſt beliebt hat. Alles in Allem ein wunderbares Stück Zeitgeſchichte. Ein unentbehrliches Dokument für die Entſtehung der jüngſtdeutſchen Geiſtesperiode. Wenn Kunſt uns oft bezwingt, ſo hat hier Kunſt im Verein mit einer beſtrickenden Offenherzigkeit, mit einer Seelen-Darſtellung ohnegleichen, den Sieg über uns errungen. — zz —

Detlev von Liliencron, „Kriegsnovellen“. Berlin, Schuſter & Loeffler.

Alexander Baron von Roberts, „Schlachtenbummler“. Berlin, Fontane.

Frieda Frelin von Bülow, „Tropenkoller“, Berlin, Fontane.

P. Julio, „Rettet euch!“ Bertin, Fr. Luckhardt.

Wilhelm Wolters, „Ach, wenn du wärſt mein eigen“. Dresdener Verlagsanſtalt.

Adalbert Schroeter, „Lacrimae Christi“. Wiesbaden, Lützenkirchen.

Henrik Sienkiewicz, „Das Urteil des Zeus“. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Man sieht: bekannte und unbekannte Autoren sind es, deren neueste Prosadichtungen mir zur Besprechung überwiesen sind . . . „unbekannte Autoren“ — das Wort hat in den letzten zehn Jahren deutscher Litteratur, die so reich und ergiebig waren an trefflichen Büchern, einen guten Klang bekommen und das liebe Publikum gezwungen, sich mit weniger mißtrauischen und in Vorurteilen befangenen Augen die junge, anstürmende Generation anzuschauen: so wurden gar bald aus den großen Unbekannten bekannte Größen. Freilich: in letzter Zeit hatte es nicht selten den Anschein, als verringere sich der Wert des von diesen „Größen“ Gebotenen — eine Erscheinung, die nur zu natürlich ist: man kann sie bei jeder Litteraturperiode und bei jedem einzelnen Litteraten von Bedeutung beobachten: Der erste Ansturm führt, um von vornherein siegreich durchdringen zu können, das gesamte Material, das sich in der vorhergegangenen langen Zeit der Unfruchtbarkeit aufgespeichert hat, ins Treffen, sodaß zur Verteidigung der errungenen Position notwendig äußerst wenig bleibt. Hier einen Ausweg zu finden, um dem langweiligen Epigonentum zu entgehen, hat sich stets als schwierig erwiesen. Der Idealismus scheiterte daran, während sich dem modernen Realismus anscheinend in der Psychologie, um dieses dürftige, aber verständliche Schlagwort zu gebrauchen, neue Bahnen erschließen; allerdings sind es fast durchweg neu auftretende Kräfte, die diese Richtung nehmen, während die Alten unter den Jungen sich bis auf einige wenige noch ablehnend, oder doch zurückhaltend und unschlüssig zeigen.

Von einem aus der ersten Gruppe — weder von einem schon bekannten, noch von einem unbekannten aber viel versprechenden — kann ich nun heute nicht berichten, wohl aber von einem aus der letzteren: Detlev von Liliencron, dessen neuestes Buch, ein Band „Kriegsnovellen“, mir vorliegt. Der Dichter gehört zu den „ablehnenden“ — wenigstens soweit seine eigene Person in Betracht kommt. Und das mit Recht! Denn er ist ein Gewordener und kein Werdender in dem Sinne, in welchem etwa selbst ein Gerhart Hauptmann noch ein Werdender ist. Man wird verstehen, was ich meine: der Ring der Entwicklung, die Liliencron nehmen konnte, ist heute geschlossen, und was von ihm noch zu erwarten steht, muß sich notwendig in den seither betretenen Bahnen bewegen; damit ist ja durchaus nicht gesagt, daß neue Bücher langweilige Wiederholungen sein würden. Im Gegenteil! Man denke nur z. B. an den alten Fontane, mit dessen frischer Lebendigkeit Liliencron manches gemeinsam hat, und der, obwohl er längst der Litteratur„geschichte“ angehört, diese mit jedem neuen Buche noch unendlich bereichert; nur etwas In-sich-neues, eine Fortentwicklung mit anderem Geiste über das, was er seither geboten hat, kann er nicht mehr geben. Liliencron geht es gerade so. Und man müßte es vielleicht bedauern, wenn es anders wäre. Zum Experimentator würde er werden müssen und dabei vielleicht seine köstliche Eigenart einbüßen, während er so dasteht als eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, als ein Mann aus einem Guß und der einzige Dichter dazu, den die deutschen Waffensiege von 1870 und 71 hervorgebracht haben. Dies letztere ist mir so recht klar geworden, als ich jetzt sein neues Buch las, das jedoch nicht seine neuesten Arbeiten enthält; vielmehr weist das Inhaltsverzeichnis Stücke auf, die bereits in den früheren Novellenbüchern Liliencrons gestanden haben; nur „Verloren“ war mir seither unbekannt — eine kleine Geschichte von unendlicher Schönheit; keine andere des ganzen Bandes ergreift mehr, weil keine menschlicher —

seelischer ist. Dazu auf fünf knappen Seiten, in zwei kurzen Kapitelchen erzählt: das erste spielt in Frankreich, am Abend nach einer Schlacht. Ein junger deutscher Offizier liegt durch das Herz geschossen zwischen Trümmerstücken auf dem Hofe eines eroberten Schlosses: „nur ein einziger Blutstropfen war ihm aus der Wunde auf die Hand geträufelt, im Sternenlichte glänzend, als wäre er ein Rubin, der zu dem kleinen, den vierten Finger umschließenden Goldreifen gehöre". — Und daran anschließend das andere Kapitel: in Deutschland, in derselben Frühlingsnacht. Ein Weib in einsamer Kammer — der Dichter braucht nicht zu sagen, daß es die Geliebte des Gefallenen ist. Fernher dringen die Gesänge der in den Krieg ziehenden Soldaten:

„Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen . . ."

Da steht sie auf und geht langsam zum Fenster: „Die obere Fläche der Hand legte sie an die Seitenwand und stützte die Stirn hinein. Aus den großen grauen Augen brachen Thränen, unaufhaltsam." — — — — — Es ist zugleich ein tiefes psychologisches Problem, das Liliencron hier berührt: die Ahnung, oder vielmehr die innere Gewißheit irgend eines Geschehnisses, ohne daß die betreffende Person einen Anhaltspunkt hat, der sie berechtigt, ihre Schlüsse zu ziehen. Der Dichter analysiert den Fall nicht, sondern giebt nur seine Impression — allerdings in einer Weise, die den Ansprüchen des Lesers vollkommen genügt: fast überflüssig will es mir daher erscheinen, wenn er zu dem jedesmaligen Schluß der beiden Kapitel noch den Satz hinzufügt: „Ab und zu rauschte ein Windhauch durch die Zweige, klagend und gleichgültig zugleich: er rauschte das ewige Lied der Entsagung — des Todes." Doch ich will nicht mäkeln an dieser grandiosen Stimmungskunst, die es fertig bringt, auf ein paar knappen Seiten eine erschütternde Seelentragödie zu geben. Gerade in ihrer Kürze liegt der Hauptreiz dieser Skizze: wer weiß, ob Liliencron den Stoff zwingen würde, wenn er ihn, wie ein Ola Hansson etwa, als psychologisches Problem auffassen und ihm ein besonderes Buch widmen wollte; darum mag der Dichter nur, unbekümmert um neue Richtungen, bei seiner alten Weise bleiben: sie ist unnachahmlich schön und innig. — Mit den anderen, größeren Novellen ist es ähnlich, wie mit diesem „Verloren", bei dem ich deshalb so lange weilte, weil es mir bezeichnend für die Art Liliencrons überhaupt zu sein schien. Auch sie führen hinein in das wüste, grausige Treiben des Krieges und geben Bild auf Bild; nur meist mit absichtlicher Betonung des Äußerlichen, wenn man will, des Malerischen; das Seelische tritt seltener hervor und läßt erst in zweiter Linie einen erschütternden Einblick in Menschentragödien thun, wie sie der Krieg hervorruft. Das Wesen des letzteren kann man denn auch trefflich aus diesem Buche erkennen: und das ist, wie mir scheint, sein eigentlicher Wert. Unsere Nachkommen späterer Jahrhunderte werden zu ihm zurückgreifen müssen, wenn sie lesen wollen, welche Barbaren unter Umständen ihre Ahnen aus dem 19ten Jahrhundert noch sein konnten; freilich in einer Zeit, in der der ganzen Jämmerlichkeit der Hurrahlitteratur, wie sie heute noch immer und immer wieder, und in dem vorigen Jahre, dem der Erinnerung, massenhaft, die Druckereien verließ, ein ruhmloses Ende der Vergessenheit bereitet sein wird. — Daß Liliencron selbst frei von aller Tendenz, und vor allem von der der Friedensbewegungen, ist, erscheint selbstverständlich: er schreibt mit herzlicher Wärme als einer, „der mit dabei gewesen ist" — als Soldat; wie wäre sonst sein Realismus so wahr und so frei von Übertreibungen nach der einen und Abschwächungen nach der anderen Seite hin?!

Ebenfalls „Kriegsnovellen" hat Alexander Baron von Roberts herausgegeben; er benennt sein Buch nach der ersten, größten: „Schlachtenbummler",

Ein Vergleich mit Liliencron liegt nahe, fällt jedoch sehr zu dessen Gunsten aus. Wohl sind es auch bei Roberts ansprechende und gefällige Geschichten, die der Autor zu erzählen weiß — aber das bringt der Schauplatz derselben notwendig mit sich und ist das geringste Verdienst eines Kriegsschriftstellers, der aus eigner Erfahrung schöpft. Das „wie?" der Behandlung giebt hier allein den Ausschlag. Und da zeigt es sich denn: wo Liliencron aus einem frischen, schneidigen Empfinden heraus mit wenigen aber sicheren Strichen zeichnet, da ist bei Roberts alles Mache — langsame, träge, oft gequält schneidige Mache: flott hingeworfen, genial sollte es an den betreffenden Stellen sein — aber man merkt die Absicht und wird verstimmt. Ganz abgesehen davon, daß bei dem Baron Roberts fast durchweg jene zahllosen, kleinen, oft unendlich fein beobachteten Einzelheiten fehlen, die Liliencron im besonderen noch so köstlich machen; und wo er sich in solchen Nüancen einmal versucht, da gelingt es ihm nicht, Stimmung in sie hineinzubringen; wie aufgeklebt schauen sie aus und bestätigen so nur vom Detail, was ich oben von der Gesamtkomposition sagte: Künstelei! Der beste Beweis für die geringe Potenz von Natürlichkeit, die aus den „Schlachtenbummlern" spricht, scheint mir jedoch folgende Beobachtung zu sein, die ich an mir selbst machte: Ich las die beiden Bücher zu ziemlich derselben Zeit; als ich mich dann, nach etwa drei Wochen, daran setzte, über sie zu schreiben, standen mir die Kriegsnovellen klar und deutlich, in scharfer Verteilung von Licht und Schatten, vor Augen — wie Bilder, die man einmal gesehen hat und sie dann nie wieder vergißt, weil sie zu Erlebnissen wurden, während ich das Robertssche Buch noch einmal lesen mußte, um darüber berichten zu können: es hatte auch nicht den geringsten Eindruck hinterlassen. — Und doch hat sein Autor einmal etwas gekonnt, so daß man Hoffnungen auf ihn setzen durfte . . damals, als er sein Novellenbuch „Es und anderes" herausgab. Freilich: das ist nun lange her, viele Jahre neuer Kunst sind darüber vergangen und man ist verwöhnter geworden. —

Ich komme nunmehr zu einem Buche, in dem ebenfalls der Patriotismus eine Rolle spielt: „Tropenkolier" heißt es und „eine Episode aus dem deutschen Kolonialleben" nennt es seine Verfasserin, Frieda Freiin von Büiow. Wie ein beigegebener Waschzettel besagt, schließt das Buch eine Serie von bereits erschienenen Kolonialerzählungen und bildet zugleich die Fortsetzung der letzten: „Ludwig von Rosen." Ich kenne die Bücher nicht und habe auch nicht sonderlich Lust, sie kennen zu lernen, da ich glaube, daß eines von ihnen den Zweck aller hinlänglich erfüllt: einmal ganz interessante Blicke hinter die Coulissen deutsch-afrikanischer Politik zu werfen. Ich kann meine Leser versichern, daß es ganz heiter in den Schutzgebieten zugeht — gerade so wie in unserem lieben Vaterlande selbst; aber das ist ja in den Tagen des Assessors Wehlan genugsam bekannt! Wer sich näher für diesen oder einen ähnlichen Fall interessiert, mag daher das Buch der Freiin von Büiow einmal lesen: „genaueste Kenntnis des Landes" wird er, wie in dem Waschzettel ebenfalls steht, darin finden. Freilich: die weiteren Versprechen werden sich, wenn er nur einigermaßen anspruchsvoll ist, kaum verwirklichen: „plastische und lebensvolle Schilderung des reizvollen Milieus, einen interessanten Konflikt in gewandter, stilistischer Behandlung" — die „gewandte stilistische Behandiung" mag ja noch angehen, sie ist wenigstens nicht dilettantisch! Aber den interessanten Konflikt habe ich schmerzlich vermißt. Doch ich will der Verfasserin auch nicht zu nahe treten. Sie wollte wohl kaum eine Dichtung, sondern lediglich eine Kulturschilderung geben, die sie denn, um den trockenen Ton zu vermeiden, mit einigem Romanflitter ausstattete. So aufgefaßt, mag das Buch für den Freund der Kolonisations- und Civilisationsbe-

ſtrebungen thatſächlich von Wert ſein, zumal es völlig unparteiiſch geſchrieben iſt. — „Tropenkoller“ bedeutet übrigens den Größenwahn gewiſſer deutſcher Beamter, die durch ihren Übereifer mehr ſchaden als nützen: Dies zur Orientierung.

Romane in dem populären Sinne des Wortes — ſogenannte „ſpannende“ Durchſchnittsromane, wie ſie der deutſche Leſer im allgemeinen liebt, wenn er unterhalten ſein will, ſind die nun folgenden Bücher. — Da iſt zunächſt P. Julio, der mit ſeinem „Rettet euch!“ zwei Bände gefüllt hat; es geſchieht alles Mögliche in ihnen .. und alles Unmögliche! Zwei Freunde, die ſonderbarer Weiſe beide ihr Vermögen zu gleicher Zeit ohne ihr Verſchulden bis auf einen kleinen Reſt verloren haben, pilgern mit letzterem nach Afrika. Unterwegs verliebt ſich jedoch der eine von ihnen — zweimal; zunächſt in eine ſehr vornehme, ſehr ſchöne und ſehr arme Spanierin, die natürlich, wie das in derlei Büchern ſtets zu geſchehen pflegt, einen anderen, und zwar einen Mexikaner heiraten ſoll, und dann in eine blutjunge hyſteriſche Amerikanerin, die nebenbei den Vorzug hat, die reichſte Frau der Welt zu ſein und von ihm durch den hypnotiſchen Blick ſeiner Augen aus ſchwerer ſeeliſcher Krankheit errettet wurde. Von beiden wird der junge Deutſche wieder geliebt; und beide ſtreiten ſich um die Ehre, zu ſeinem Glücke und zu Gunſten der anderen entſagen zu dürfen. Doch kommt es nicht ſoweit: juſt zur rechten Zeit ſtirbt die Millionenamerikanerin, nicht ohne ihrem verarmten Geliebten ihre Reichtümer hinterlaſſen zu haben. So würde denn wahrſcheinlich alles in Wohlgefallen enden können, wenn — der Mexikaner nicht wäre. Um der Gefahr, die von dieſer Seite her droht, zu begegnen, bleibt alſo, da die Spanierin ſtreng überwacht wird, nichts anderes übrig, als gewaltſame Entführung. Dieſe mißlingt jedoch, da der Entführer genau eine Sekunde zu ſpät kommt und die Geliebte ſterbend vorfindet: ſie hat ſich ſelbſt den Tod gegeben, um nicht in die Hände des verhaßten Mexikaners zu fallen —. Man ſieht: die Geſchichte iſt ſehr traurig! Gut, daß ſie das eine Luſtige hat: man glaubt ſie nicht. —

Auf gleicher Höhe wie P. Julio bewegt ſich Wilhelm Wolters mit ſeiner Erzählung „Ach, wenn du wärſt mein eigen!“ Nur daß dieſer Autor in ſeinem Stoffe zugleich ein Problem bietet, das denn doch noch etwas tiefer iſt, als die Fragezeichen, die in dem Julioſchen Romane hie und da gelöſt werden — reſp. nicht gelöſt werden; eigentlich iſt es ſogar ganz intereſſant, und es wäre auch wohl aus ihm etwas zu machen geweſen, wenn ein anderer ... ja, wenn! — Herr Wilhelm Wolters hat den Stoff nämlich total verpfuſcht. Er ſchildert in ſeinem Buche einen Edelmann, deſſen früheſte Jugenderinnerung der Ehebruch der eigenen Mutter iſt; dieſer Gedanke läßt nicht von ihm, erweitert ſich vielmehr im Laufe der Jahre zu einer Verachtung der Frauen überhaupt, infolge deren er nie geliebt hat und nie geliebt wurde. Hier ſetzte die Gefahr für den Autor ein: entweder zog er die Konſequenz, indem er ſeinen Helden ein gramvolles einſames und verbittertes Leben bis zu ſeinem Tode führen, oder aber ihn in ein erotiſches Erlebnis geraten ließ, das den Sinn des Weiberhaſſers bekehrte. Wolters hat keines von beiden gethan, ſondern einen Ausweg geſucht und den Helden des Buches ſich verlieben — und zwar recht kindiſch und thöricht verlieben — und dann enttäuſcht und betrogen werden laſſen: ganz wie einſt ſein Vater durch die Mutter! — Dasſelbe Ereignis iſt alſo in demſelben Buche zweimal behandelt. Ich glaube, künſtleriſch iſt das nicht! Mich hat es wenigſtens weidlich gelangweilt .. Oder habe ich Wolters mißverſtanden, und wollte er gar eine moderne Schickſalstragödie ſchreiben? Das wäre in der That ſpaßhaft! — Schade dann, daß die beiden Betrügerinnen nicht in verwandtſchaftlichem Verhältniſſe zu einander ſtehen, ſonſt könnte

der Autor auch die Vererbungstheorie zu dem Schutze seines Buches citieren.

Etwas mehr Geschmack beweist Adalbert Schroeter in seinem Roman „Lacrimae Christi“. Der Konflikt dieses Buches ist so ziemlich der des bekannten Richard Voß'schen Dramas „Unebenbürtig“; nur daß bei Schroeter die Religion — es handelt sich um die Ehe eines Erbprinzen mit einer jüdischen Baronesse — und nicht der Stand im Mittelpunkte steht. Dementsprechend ist auch die Lösung des Konfliktes eine andere, jedoch, wie mir scheint, nicht gerade glaubhaftere geworden. An die Stelle der kalten nordischen Christin ist die heißblütige, leidenschaftliche Orientalin getreten. War nun schon das Entsagungsopfer der ersteren zum mindesten unwahrscheinlich, so ist dies bei der letzteren geradezu unmöglich. Schroeter wußte das sehr wohl. Trotzdem hat er es nicht vermocht, die letzte Konsequenz zu ziehen: man glaubt seiner Judith die philosophischen Floskeln nicht, die sie über Liebe und Ehe anstellt, um über den fürchterlichen Seelenschmerz hinwegzukommen. Hier hat augenscheinlich der Gelehrte dem Dichter ein Schnippchen geschlagen. Aber sonst ist das Buch so schlecht nicht: die Kenntnis der Lebensverhältnisse in den betreffenden Kreisen ist zu loben . . hie und da klingt sogar etwas wie Leidenschaft durch. Adalbert Schroeter scheint ein namentlich künstlerisch feingebildeter Mann zu sein, der viel erlebt, viel gesehen und — viel gelesen hat; diesem letzteren Umstande ist wohl die Erträglichkeit seines Romans zuzuschreiben . . . . Freilich: höhere Ansprüche — —

Die muß man sich aufheben zu dem letzten Buche, von dem ich heute zu berichten habe; es ist von Henrik Sienkiewicz, dem auch in Deutschland nicht unbekannten Polen; „Das Urteil des Zeus und andere Novellen, autorisierte Übersetzung von Helena Majdenska“ lautet sein Titel. — Was die einzelnen Arbeiten vor allem auszeichnet, ist die unendliche Schlichtheit der Empfindung, aus der heraus sie geschaffen zu sein scheinen; — scheinen! denn bald kommt man dahinter: das Einfache an dieser Kunst ist beabsichtigt — aus lauter modernem Raffinement beabsichtigt; ob bewußt oder unbewußt? Wahrscheinlich das letztere — aber das ist ja auch gleichgültig! — Man muß den Dichter nehmen wie er ist, . . eine außergewöhnlich feine, sensible Natur, mit Nerven ausgerüstet, die auf den geringsten äußeren Eindruck, und gerade auf den geringsten reagieren; sonst wird man diese oft fast naiven, kindlichen, anscheinend nichtssagenden Erzählungen nicht mit solcher herzlichen Freude genießen können. — Stofflich sind die Novellen sehr verschieden. Da sind zunächst zwei Sagen: eine hellenische und eine indische; die erstere mit einer Erinnerung an Böcklin; aber mit wem soll man ihn sonst vergleichen, wenn Sienkiewicz schreibt: „Der Abend war herrlich; die Sonne hatte sich bereits dem Meere zugewandt und tauchte langsam ihr strahlendes Haupt in die türkisblaue glatte Flut. Doch die Gipfel glänzten noch wie in flüssiges Gold getaucht; am Himmel stand die Abendröte. Ihr Glanz überflutete die ganze Akropolis. Der weiße Marmor der Propyläen und des Parthenons erschienen so rosig und so durchsichtig, als hätte der Stein seine massive Schwere verloren, als wäre er nur noch ein Traumgebilde.“ Dann folgen Novellen aus dem realen Leben, von denen die kürzeste, interessanteste „Ein Traum“ ein Problem aus dem Gebiete des wiedererwachenden Okkultismus behandelt, allerdings rein erzählend und nicht analysierend — etwa wie Poe den Stoff behandelt haben würde. Es ist ja damit durchaus noch nicht gesagt, daß diese „realistische“ Technik „unpsychologisch“ sein müsse: Im Gegenteil! nur daß man die Gestalten und Handlungen mittelbar, gewissermaßen aus zweiter Hand und nicht aus sich heraus erwachsend sieht; doch stets plastisch und scharf umrissen. —

So wäre ich denn mit meiner Untersuchung zu Ende gekommen! „Das Re-

sümé derselben?“ höre ich fragen; nun: nur die alte Wahrheit, daß ein Dichter nur dann etwas zu sagen hat, was Wert besitzt, wenn hinter ihm, wie in diesem Falle bei Liliencron und Sienkiewicz, eine Persönlichkeit steckt; jeder andere ist ein Macher, der schaffen will, obwohl er über keinen Kräfteherd verfügt, aus dem und mit dem sich bilden läßt. —

Arthur Moeller-Bruck.

Lyrik.

Georg Ruseler: „Gedichte“. (Varel a. d. Jade. Verlag von J. W. Acquistapace, 1896.)

F. E. Köhler-Haussen: „Empor“. Dichtungen. (Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag, 1896.)

Ludwig Lessen: „Kosmische Kränze“. (Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag, 1896.)

Als wir die Gedichte Georg Ruselers lasen, dachten wir ganz harmlos, es mit einem jungen Poeten zu thun zu haben, dem es eben mit seinen Lorbeeren etwas pressierte. Das könnte man immerhin verzeihen. Die Rückseite seines Buches belehrte uns eines andern. Hier sind nämlich eine Reihe dramatischer Arbeiten desselben Autors, eine sogar in vierter Auflage, angekündigt. Das verschlimmert die Diagnose bedeutend.

So ganz jung kann der Verfasser also nicht mehr sein. Die vermeintlich ersten lyrischen Versuche entpuppen sich als kritische Auslese eines durch Jahre angehäuften Materials. Das ist schlimm, das beweist, daß die lyrische Muse von Herrn Georg Ruseler herzlich wenig wissen will. An seiner Wiege hat sie nicht gestanden. Er kann ja Verse machen; es stehen in seinem Gedichtbuch Strophen, deren sich Dichter wie Heine, Lenau, Schiller nicht geschämt haben. Wir haben aber keinen Sinn für solche „Nachempfindungen“. Wir verzeihen sie aber wohl einem Dichter, der uns daneben durch eigne lyrische Schönheiten erfreut. Von Herrn Ruseler können wir das nicht sagen. Im Gegenteil: die Mehrzahl seiner Verse ist herzlich schlecht. Zum Beleg hierfür einige Proben. Seite 28 heißt es wunderbar poetisch:

„Oft will auf dem Meer des Lebens
Meine Seele mir versinken,
Und trotz mächt'gen Widerstrebens
Würde sicher sie ertrinken.“

Oder Seite 58:

„. . . . Keine Macht der Himmelsgötter
Diesen Zwiespalt wieder eint,
Es bleibt eben schlechtes Wetter,
Bis die Sonne wieder scheint.“

Da könnte Wilhelm Busch noch lernen.

Die Gedichtsammlung „Empor“ von F. E. Köhler-Haussen hat zwar ganz hübsche lyrische Gedanken aufzuweisen, aber diese sind in eine schauerliche Form gebracht. Der Dichter vermeidet fast durchweg den Reim. Er arbeitet in freien Rhythmen, Distichen und Klopstockschen Versformen. Das ist ein kühnes Wagnis; es ist auch mißlungen. Um solche Versmaße zu bewältigen, bedarf es eines hohen Maßes von dichterischer Begabung und feinen Gefühles für Klang und Tonfall der Sprache.

Was im besonderen das Distichon anbelangt, so glauben wir, daß seine Zeit vorüber ist, und bedauern das nicht. Es ist für unser modernes Ohr einfach eine Marter. Dabei braucht es durchaus nicht so schlecht zu sein, wie die von Herrn Köhler-Haussen verbrochenen.

Nicht viel besser geht es uns mit den Klopstockschen Weisen. Wir sind aus ihrer Zeit hinausgewachsen.

Es ist um manchen Gedanken in diesem Büchlein schade, daß er ein solches Kleid erhalten.

Wir stoßen manchmal auf Stellen von köstlicher Naivetät und echt lyrischer Stimmung. Aber in dem trägen Fluß dieser „Verse“ versinkt jeder poetische Genuß, und Langeweile brütet über den Wassern.

In Ludwig Lessen begrüßen wir einen echten Dichter. In seiner Gedichtsammlung „Kosmische Kränze“ finden sich wahre Perlen der Lyrik. So um nur

einige zu erwähnen „Sonnabend“ (S. 31), „Am Abend“ (S. 34), „Verlorne Liebe“ (S. 47).

Leſſen erinnert uns lebhaft, ohne daß wir ihn deshalb blinder Nachahmung bezichtigen wollen, an Richard Dehmel, dem er ja auch einige Strophen widmet.

Leider teilt der Dichter mit den Vorzügen ſeines „Meiſters“, wie er Dehmel nennt, auch deſſen Fehler. Das Grandioſe in Dehmels Lyrik war und iſt nur zu leicht geneigt ins Groteske und Lächerliche überzukippen. Es iſt dem Dichter von „Aber die Liebe“ auch ſchon paſſiert.

Wir fürchten, daß es Herrn Leſſen auch ſo geht. Möge er in ruhigere Bahnen einlenken. Um zu beweiſen, daß man ein Dichter ſei, braucht man ſeine Verſe nicht von Farben und Stimmungen triefen zu laſſen. Auch die Häufung von Gedankenſtrichen und Ruſzeichen iſt kein unumgängliches Mittel dazu. Aber Klarheit des Gedankens bei allem Stimmungsduft und Klangzauber iſt Grundbedingung eines jeden Kunſtwerkes, ſei es in Poeſie oder Malerei, und daran läßt es Herr Ludwig Leſſen manchmal fehlen. Leander.

Für Iſrael! Mahn-, Weck- und Troſtrufe von Adolf Teichert. München. Carl Rupprechts Verlag.

Für Iſrael, — ja, aber auch nur für Iſrael kann ich das Buch empfehlen. Wer weiß, vielleicht finden ſich da doch noch einige, die es vertragen, ſich 320 Seiten lang mahnen, tröſten und weckrufen zu laſſen. Daß ihre Seelen durch die idealen Anſichten des Herrn Teichert keinen Schaden leiden, dafür wird ſchon die dieſer Raſſe eigene ſcharfe Kritik ſorgen.

Bismarck. Gedicht von Karl Faber. Vierte Auflage. Bochum 1895.

Der Reinertrag des Heftchens iſt für den Taubſtummenverein „Palme“ in Bochum beſtimmt, und ſchon darum wünſche ich dem Gedichte, das in achtzehn ganz ſchwungvollen Stanzen den Gründer des Reiches feiert, ferneres Glück auf den Weg.

Karl Credner.

Was man auch gegen das „neue Skizzenbuch in Verſen“ von P. P. Chruſen (Berlin, Ferd. Dümlers Verlagsbuchhandlung) ſagen mag, es hat wenigſtens den einen heute ſeltenen Vorzug, eine beſtimmte Richtung in ſeinen Verſen auszuprägen und dieſe gleich im Anfang mutig zu bekennen, ſo daß man ſich am Schluſſe nicht über enttäuſchte Hoffnungen beklagen darf.

> Feuilletons, wie ſie die Zeitung
> Für den Schaukelſtuhl gebracht,
> Werden hier mit Versbegleitung
> Mundrecht für Salons gemacht.
>
> Weil jedoch das Buch mit Liedern
> Drüben Einlaß nicht gewann,
> Klopft es hüben bei den niedern
> Sanggemuten Hütten an.

Das iſt das Leitmotiv, mit dem Chruſen ſeine „neuen“ Skizzen in die Welt ſendet, obwohl oder beſſer weil ſeine „alten“ keinen großen Anklang gefunden haben. Kolportageſtoffe, Schauergeſchichten aus dem Arbeiterleben und Tagesklatſch aus der neueſten Zeitung werden im Leierkaſtentone beſungen, bisweilen mit einem ſchwachen Verſuche von Satire, immer langweilig, zum Einſchlafen. Der Verfaſſer ſelbſt will nicht mehr ſein als ein moderniſierter Bänkelſänger, was ſollen da wir ſeine Poeſien ernſt nehmen?

Noch bunter treiben es die bunten Lieder in freier Form von Hans von der Schwarzau (Neunkirchen, Verlag von Wilh. Viktora), die ſchon vor Jahr und Tag erſchienen ſind. Woher der Verfaſſer die Kühnheit nimmt, noch für ſeine Geſänge einen größeren Leſerkreis zu erhoffen, iſt mir unbegreiflich. Von ſeinen „Liedern“ und „Hiſtörchen“ erlaube man mir zu ſchweigen; ſie liefern eben immer nur aufs neue den Beweis, daß der Herr von der Schwarzau vielleicht ein ganz tüchtiger Lehrer ſein mag, doch nie und nimmer ein Dichter iſt. Aber es thut weh, zu ſehen, wie die ungeſchickte Hand des Dichterlings auch nach unſern ſchönen Sagen greift und ſie zu duftloſen plumpen

Gebilden verzerrt. Er hätte doch ſicher auch noch anderweitig Stoff für ſeine metriſchen Übungen gefunden! Daß er die „freie Form“ ſo betont, war überflüſſig. Auch ein unpoetiſches Gemüt findet ſicher bald heraus, daß von einer Form häufig kaum noch die Rede ſein kann.

Erfreulicheres bietet das Scheffel-Gedenkbuch, eine Sammlung ernſter und heiterer Lieder, die im Verlag von R. v. Grumbkow in Dresden erſchienen iſt. Eine Anzahl von älteren deutſchen Lyrikern hat ſich darin vereinigt, um dem Sänger des Trompeters von Säckingen neben den vielen ehernen auch ein litterariſches Denkmal zu ſetzen; Baumbach, Roſegger, Dahn, Blüthgen, Greif und andere ſind mit Beiträgen, zum Teil in Handſchriftkopien, neben jüngeren, meiſt unbedeutenden Dichtern vertreten. Ich bin auf keine beſonders hervorragende Leiſtung geſtoßen, aber es findet ſich manches friſche Lied darin, natürlich im Scheffelſchen Geiſte, der ja das ganze Buch durchweht. Der Kultus und die Überſchätzung des Meiſters macht ſich glücklicherweiſe nicht allzu breit, obwohl die Gefahr ſehr nahe lag. Freilich, das Werk an ſich iſt ja ſchon ein Opfer auf dem Altar des heiligen Scheffel, aber — die Maſſe braucht einmal ihre Götterchen, die ſie blindlings verehrt und gegen deren Fehler ſie taub iſt; das iſt eine natürliche Folge nicht ſowohl unſerer charakterarmen als unſerer gottarmen Zeit. Ich empfehle das Buch, dem ein Scheffelbild von Anton v. Werner und die Kompoſition eines Scheffelſchen Liedes von Viktor Bauſe beigegeben iſt, der Scheffelgemeinde.

Der Titel „Seufzer“, unter dem O. G. Sonneck ſeine Lieder (Frankfurt o. M., Gebrüder Knauer) herausgegeben hat, klingt nicht ſehr einladend, und ich muß geſtehen, daß ich mit einem gewiſſen Mißtrauen an das Leſen dieſer Gedichte ging. Es währte daher auch einige Zeit, bis ich mich aus meinem Irrtume wieder herausgefunden hatte, denn es war ein Irrtum. Das Wort „Seufzer“ erweckt eine ganz falſche Vorſtellung; es zaubert ein ſentimental-weltſchmerzliches Bild vor unſer Auge, während ein ganz anderer Geiſt aus dieſem Buche ſpricht. Nicht nur Seufzer des Leides, ſondern auch Seufzer der Luſt, gepreßte Rufe ſind es, die das zermarterte Ich ſtöhnend und ſtammelnd in ſeiner tiefſten Qual und ſeinem höchſten Glücke ausſtößt. Wilde Leidenſchaft durchbraust die Dichtungen; die Gedanken ſind häufig nur angedeutet, ſprunghaft und unvermittelt dringen ſie auf uns ein, mehr zu erraten als zu verſtehen — und all das nicht in glatten Verſen mit zierlichen Reimen, ſondern in jagenden freien Rhythmen, oft von hinreißendem Schwunge. Eine gewaltige Sprache, durch kühne Satzbildungen gehoben, unterſtützt ſie. Bisweilen freilich ſtreift der Dichter nahe an Manier und klingt nicht mehr urſprünglich-naiv, ſondern ſchon geſucht, wie Mache. Auch die übrigens ſehr feine Ausſtattung hat ihr Teil davon: vierzig Bogen Fließpapier, einſeitig bedruckt.

Ernſt Rethwiſch hat ſeine Gedichte, vor allem ſeine ſchon in weiteren Kreiſen bekannten „Jugendlieder“ und „letzten Jugendlieder“ nun in einen Band mit dem Geſamttitel Lieder vereinigt (Berlin, bei Richard Taendler). Wie er ſelbſt angiebt, hat er „vieles fortgelaſſen oder umgefeilt“. Ich meine, er hätte noch mehr fortlaſſen können, wenigſtens in den „Jugendliedern“; für das Buch wäre es nur ein Vorteil geweſen. Ich verkenne Rethwiſchs Begabung durchaus nicht. Er beſitzt ein großes Formtalent, Verſe und Reime gleiten ſpielend über ſeine Lippen, oft ganz abſichtslos, und er läßt ſich dadurch verleiten und macht über jede Blume, die an ſeinem Wege blüht, über jedes Gefühlchen, das durch ſeine Seele ſchwirrt, einen neuen Vers. Er dichtet vielfach nicht aus Bedürfnis, ſondern nur zum Zeitvertreib, und daher beſingt er dann manchmal ſo herzlich unbedeutende Sachen und ſo häufig wieder dasſelbe. Wie oft nur allein die Heidelberger Schloßruine her-

halten muß! Und wenn auch den Dichter noch so viele und zarte Erinnerungen mit ihr verbinden, für den Leser wird das allgemach langweilig; hier hätte die kritische Sichtung strenger ausfallen sollen. Rethwisch ist kein Geist von besonderer Tiefe und Ursprünglichkeit, die gewaltigen Töne fehlen auf seiner Leier, er reißt nicht mit fort, aber er ergreift. Er ist ein Mensch gewesen im Goetheschen Sinne, er hatte sich viel erträumt und hat dafür viel gelitten, er hatte heißes Blut und hat dafür gebüßt; alles bis ins kleinste erzählt er in seinen Gedichten schmucklos, doch innig. Der Reiz seiner Verse liegt in der Schlichtheit von Gedanken und Form.

René Maria Rilke, der Verfasser von „Leben und Lieder", (G. L. Kattentidt, Straßburg und Leipzig), behauptet zwar, „lyrische Gedichte sind von jeder Kritik frei", da er aber trotzdem so unvorsichtig gewesen ist, seine Gedichte zur Kritik einzuschicken, so muß er es sich schon gefallen lassen, daß ich mit seinen poetischen Bekenntnissen ein wenig ins Gericht gehe. Mit Rethwisch gemeinsam besitzt er die große Versgewandtheit, auch will ich nicht leugnen, daß ihm Empfindung und öfter lyrische Stimmung eigen ist. Infolgedessen gelingen ihm mitunter kurze zwei oder dreistrophige Gedichte, aber meistens findet er nicht die passende scharfe Form für seine Gedanken und Gefühle, er reimt und reimt, und verliert sich in eine platte Breite. Seine Balladen namentlich sind fürchterlich schleppend. Auch ist er nicht frei von bewußten Anklängen an unsere großen Lyriker, besonders die Zigeuner- und Pußtalieder Lenaus, seines Landsmannes, scheinen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. — Der Druck des Heftes ist auffallend schlecht.

Von eigner Art sind die Gedichte Franz Lindheimers: „Leben, Lieben, Singen", die bei J. Hörning in Heidelberg erschienen sind. Das Buch trägt den Leitspruch:

Du lebst, du singst
Dein Lebtag weil du mußt.

und trotz mancher Zweifel, die mir bei dem Lesen aufstiegen — ich muß es glauben. Lindheimer hat den wirklichen Drang zu schaffen und ringt gewaltig nach Ausdruck. Er besitzt ein starkes Wollen und Verlangen, das ihn verzehrt, weil es keine Befriedigung findet, weil das Können meist dahinter zurückbleibt. Er läßt seiner Phantasie einen zu weiten Spielraum; sie nimmt ihm alle Genüsse vorweg und schafft ihm schließlich nur Enttäuschungen. Er grübelt zu viel, darum kommt er nicht zur befreienden That. Mit Vorliebe singt er ein Lied über seine Lieder. Er gehört zu den Menschen, bei denen die „zwei Seelen" beständig mit einander im Kampfe liegen, und so unharmonisch wie der Mensch Lindheimer ist auch der Dichter. Die Liebeslieder sind am schwächsten; Liebe und Liebesschmerz sind bei ihm nicht echt, sind nur Geschöpfe seiner Phantasie, daher lassen sie uns kalt. In den Sonetten und Sprüchen hat er das beste geleistet, obwohl seine Verse oft hart und seine Gedankenverbindungen schwerfällig sind. Er hätte unbeschadet nur die Hälfte dessen geben können was er uns giebt; es steckt noch zu viel Unfertiges, Unreifes darin.

Karl Credner.

Pflug und Laute. Dichtungen von Edmund Stubenrauch. (Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert & Ronge.)

Heute, wo auf dem Vordergrunde jeder Bühne die klugen Faiseurs ihre ertifteten Mätzchen darbieten, und wo fleißige Leute die Kunst wie ein Gewerbe treiben, ist es besonders erfreulich, Dichtungen besprechen zu können, die ganz und völlig aus innerer Notwendigkeit entstanden sind. Die Worte, die Freiligrath einst Berthold Auerbach, als er dessen herrliche Dorfgeschichten kennen gelernt hatte, widmete:

Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber euch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonne und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen

haben die beste Geltung auch für das Werk Edmund Stubenrauchs. Gleich Auerbach

iſt Studenrauch ein Kind des Dorfes, aber unſer Poet durfte nicht wie jener aus der Enge der ihn umgebenden Verhältniſſe heraus in die große Welt ziehen und Herz an Herz mit den Geiſtesgenoſſen um die Palme ringen. Einſam lebt er in dem Dorfe, das ihn geboren hat, auf ſeinem angeſtammten Gütlein als ein Bauer, ſäend und erntend, und hinter dem Pfluge hat er ſeine Lieder ſich erſonnen. Der einzige Gleichſtrebende, mit dem eine tiefe und herzliche Freundſchaft ihn verbindet, iſt der Marſchendichter Allmers, dem er auch das vorliegende Buch gewidmet hat, und der eben jetzt die Straße zu ihm pilgert nach Hellingen im ſchönen Frankenland. Gleich der Dichterin Ambroſius ſtanden auch ihm in der Jugend nur geringe Bildungsmittel zu Gebote; nachdem er die Dorfſchule beſucht hatte, bezog der Zwölfjährige im Jahre 1872 das Coburger Gymnaſium, von dem ihn jedoch ſchon nach zwei Jahren der Wunſch der Großeltern und der Mutter an den Pflug rief. An traulichen Winterabenden las er mit dem geiſtig angeregten und beleſenen Vater die Klaſſiker, Vilmars Litteraturgeſchichte, die Gartenlaube und weniges andere.

Seinem Berufe, der ihm hehr und heilig iſt, widmet er Lieder voll größter Innigkeit und markigſter Kraft. Er weiß den Pflug, mit dem er ſeine Heimaterde beſtellt, die Senſe, vom braunen Burſchen im weißwogenden Korn geſchwungen, den Bach, an dem er nach heißem Mühn träumend raſtet, die Sterne, die ihm auf dem Heimweg erſtrahlen, und den Nachtwind, der durch die Scheiden ihm geheimnisvolle Märchen zuflüſtert, durch die Macht ſeines quellfriſchen dichteriſchen Gemütes zu beſeelen. Alles empfängt Leben, alles ſpricht zu ihm, zu dieſem hellhörigen Lauſcher. Wenn er den Blick tief nach innen richtet und Erlebtes, Wonne und Weh, in ſeinen Liedern jauchzt und ſchluchzt, dann weiß er noch weit mehr als durch Erlauſchtes und Erträumtes das Herz des Leſers zu bewegen . . Ich hebe hier das Gedicht „Herbſtgefühl“ hervor, eine köſtliche Perle deutſcher Lyrik. In dieſem Gedicht zeigt ſich beſonders ſeine Kunſt, mit einfachen Mitteln Bedeutendes darzuſtellen, und dies iſt ja wohl eigentlich der Prüfſtein wahren Künſtlertums. Ganz wunderhübſch iſt auch ein Sonett an Roſegger, dem er ſich wohl nah verwandt fühlt, weniger wertvoll ſind die unter dem Untertitel „Becher und Wanderſtab“ zuſammengefaßten Gedichte.

Die hohe und reine Geſinnung des Dichters offenbart ſich beſonders in dem Gedichte: „Ich ſoll mit euch den Staub der Straße ziehen“ und dem hier folgenden

„Ob ich auch wen haſſe auf dieſer Welt?
Das nenne ich mir eine Frage geſtellt,
Denn wiſſet: das iſt nicht nur Einer,
Das ſind die Anbeter vom gleißenden Gold,
Die werden nie mir und ich ihnen nie hold.
Das ſind die ſcheinheiligen Scheiner
Und die urteilsfert'gen Verneiner!

Mögen die urteilsfert'gen Verneiner — vielleicht auch die ſcheinheiligen Scheiner? — auch oft hindernd die Lebensſtraße des wackeren Mannes und hochbegabten Poeten gekreuzt haben, den Weg zum Ziel dürfen und können ſie ihm nicht verſtellen. Für den wahren Könner wird früh oder ſpät doch die Bahn frei und vielleicht — wenn Kritik und Publikum ihre Ehrenpflicht erfüllen — iſt es ihm in nicht zu ferner Zeit vergönnt zu jubeln:

Geliebt zu ſein von ſeinem Volke,
O herrlichſtes Poetenziel,
Las, das aus dunkler Wetterwolke
Beglückend auf mich niederfiel.

A. Berger.

Laute und leiſe Lieder von Theodor Leſſing. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Vor zwei Jahren erſchien ein Werk „Komödie“. Roman in zwei Bänden von Theodor Lenſing. Es iſt dies eine Arbeit der Selbſtbefreiung aus den Feſſeln einer ſelten-ſchweren Jugendzeit. Aus der „Komödie“ ſpricht oder richtiger ſchreit und wimmert eine ebenſo ſenſible wie rückſichtslos-wollende Pſyche, die ſich in Oppoſition fühlt zu ihrem geſamten

Milieu. Die objektive Weltferne der Romancier, — und damit die kühle erbarmungslos-große Plastik — sie fehlt völlig. Alles ist durchdrungen von Haß und von Liebe, und beide äußern sich maßlos. Versucht sich nun ein solch subjektiver Künstler in der Formung von Lebensbildern aus allen Höhen und Tiefen unserer Kultur, so muß er Charaktere schaffen, die einerseits hypersympathisch wirken — die ehrlich Fühlenden und dementsprechend Wollenden — und die andererseits krasse Karikaturen sind und unsympathisch berühren, die Menschen des Verstands und der Vernunft, die Menschen der Berechnung, der Kultur. Die Schöpferkraft Lessings, die einerseits im Gestalten seiner Gefühlswelt und andererseits im protestierenden Karikieren der „verstandesnüchternen" Außenwelt liegt, muß sich also in der Lyrik und in der Komödie am vorteilhaftesten zeigen. Das Schaffen selbst ist ein impulsives, schmerzlich-lustvolles; da ist nichts von bewußter künstlerischer Überlegung; das Retardierende, Prüfende, Wägende fehlt. Man sieht, wir haben kein niederdeutsches Künstler-Ich vor uns. Zu dieser ursprünglichen Gefühlsweichheit hat sich nun — durch Gymnasiumbesuch und medizinisches Studium — eine problematische klassisch-moderne Bildung gesellt. Eine positive fördernde Beeinflussung dieser beiden Elemente war für Lessing nicht möglich. So entwickelt sich das psychische Chaos, aus dem schon Byron schuf. Und an Byron, an Shelley, an Leopardi, an Heine u. s. w. denkt man fort und fort bei der Lektüre der „Lauten und leisen Lieder" Theodor Lessings.

Der recht geschmacklos ausgestattete 342 Seiten dicke Band (Papier nicht nur nicht-gut, und der Satz, besonders die Interpunktion, auch kaum besser) enthält Ursprüngliches und Auch-Empfundenes, Fackeln der Einsamkeit und Familiennachtlichter .... So und so oft zuckt man mitleidig-gelangweilt die Achseln, und so und so oft kommt es über einen, wie eine hohe heiße Woge, die einen hineinreißt in den brausenden Glutstrom der Haß- und Liebesgefühle, der jubelnden naiven Lebenslust und der weltenalten vergrübelten Lebensverfluchung des Verfassers!

Ein harmlos-grobes Prologon im wirklich vorzüglichsten — hoffentlich nicht immer gewollten — Knüppelversreim-Maße eröffnet die Sammlung. Mögen es die Väter der ans-tändigen S-tadt Hannover, nebst ihren ebenso anständigen Söhnen und Töchtern mit Georgs-traßenmäßiger Selbstzufriedenheit lesen! Dem Prologon folgen die sechs Abteilungen der Sammlung: „Suchen und Sehnen"; „Bilder und Geschichten"; „Natur-Geister und Dämonen"; „Personalia und Juvenilia"; „Ein Sonettencyklus"; „Falter und Nesseln".

Die 85 Nummern der I. Abteilung „Suchen und Sehnen" sind in ihrer inhaltlichen und formalen Einfachheit am besten (vom Standpunkt der reinen Lyrik). Lessings künstlerische Verwandtschaft zu Heine und zu Strachwitz läßt mancherlei als Beeinflussung erscheinen, was es wohl gar nicht ist. Doch findet unsere philologische Nase auch Gerüche aus anderen Küchen; so beginnt Nr. 36:

> Über die dunkelnde Haide zieht
> Hirte mit seinen Schafen, . . .

Wir meinen fast, daß Ludwig Klages, der Symbolist a. D., auch einmal einen Hirten ziehen ließ . . . . ; natürlich über die Haide! Das citierte Gedicht enthält übrigens einen Passus, der als selbständiges Opus von tiefer Wirkung wär':

> Fern im Nordland auf Mondesstrahl
> Liegt das Schloß von bläulichem Eis.
> Tanzen drei goldene Ritter im Saal,
> Tanzen drei Fräulein weiß.
> Wenn im Morgen der Stern verbleicht,
> Schauert es über die Haide bang.
> Nebel über die Halden schleicht.
> Schloß der Träume versank.

Von den übrigen Gedichten dieser Abteilung mögen hervorgehoben werden das herzige „Lieb Mädchen spricht und wieget ein Im Schaukelbettchen ihr Schwesterlein ...", das burschikose „Haben uns gestern Krieg

gemacht . . .", das ernſte „Immer wenn ein irdiſch Weib Dieſer Welt ein Kind geboren . . ." und endlich das erſt ſo hoffnungsſichere und dann todesmüde zuſammenbrechende „Daß ſo Du mich mochteſt kränken . . .".

Die „Bilder und Geſchichten" (II. Teil) ſpiegeln Leſſings wilde Leidenſchaftlichkeit mit ihrer heimlichen Weichheit wieder. Außerdem tritt jetzt ein moraliſierendes Etement hervor, das, mit dem vorigen vereinigt, eine „mitleid"-entſprungene Predigerwildheit ergiebt; „Die Ungeborenen" und „Perſepolis" zeugen — zum Teil auch durch ihre formale Schwere — dafür; prächtig iſt der Schluß vom „Bacchanal der Lebensmüden":

Ein Seufzer der Wonne — geſättigter Drang,
Nun bricht eine endloſe Nacht herein —,
Um marmorne Trümmer lodern wild
Die Flammen, die ſingenden Flammen.

Im Anhang zu dieſem II. Teile bietet Leſſing eine Scene aus dem noch unpublizierten (vollendeten?) Drama „Tiberius", die Verwandtſchaft zu der grotesken Größe eines Grabbe'ſchen „Gothland" zeigt:

Unſere Kinder ſind es, die im Sturme heulen.
Die ungeborenen Geſchlechter ſind es!

„Das Märchen von den vier Tannen in der Loitaſchklamm" beginnt den III. Teil; es iſt, in Proſa-Verſion, bereits aus Lenſing-Leſſings Roman „Komödie" bekannt; die Nachtragverſe:

Weisheit, Ruhe tauſcht ich ein,
Märchenträume, Phantaſie,
Tiefempfunden und geglaubt,
Lernt ich ſkeptiſch ſelbſt erſticken!

ſind aber doch noch nicht ſo tragiſch-ernſt zu nehmen. Die drei Gedichte aus der Lebensſymphonie ragen, neben „Reue", „Gottſucher" und „Notturno", am bedeutendſten aus dieſem Teile der Natur-Geiſter und Dämonen hervor; der kurze Refrain im dritten Gedichte der Lebensſymphonie wirkt erſchütternd nach den weltumfaſſenden je acht langzeiligen Verſen einer Strophe:

Und aus wegloſer Ferne
Glänzen die Sterne.

Über die drei letzten Abteilungen geh' ich in Kürze hinweg. Hier tritt vielfach das biſſige Element hervor. Die Stachel- und Weltanſchauungsreime der „Falter und Neſſeln" leſen ſich ganz amüſant; aber hier beſonders vermißt man die ordnende wähleriſche Hand des ganzen Künſtlers. Alles in allem dürfte nur bei Wenigen die „ſchlimme" Erwartung eintreffen, die als Motto auf dem Titelblatte der Leſſing'ſchen Gedichte ſteht:

Ich möcht' erſtens meiner Natur genügen
Und zweitens meine Leſer vergnügen,
Findet ihr aber an mir kein Vergnügen,
So laßt mich in Teufels Namen liegen.

Hans Till ut Mölln.

Dramen.

Leopold Florian Meißner: Weihnachtsfeſtſpiele, 12 Bilder aus der deutſchen Geſchichte. Verlag der Litterariſchen Geſellſchaft in Wien.

Maria Stuart, Trilogie. Erſter Teil: Maria Stuart, Königin von Schottland, geſchichtliches Drama in drei Aufzügen von H. Cornelius. Verlag von Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Franz Bohn: Gelöſte Feſſeln, Drama in fünf Akten. Verlag von A. Blažek, Frankfurt a. M.

Paul Langenſcheidt: Die fünfte Schwadron. Luſtſpiel, und: Gährung, Schauſpiel. Langenſcheidts Verlag für Sprach- und Handelswiſſenſchaft, Bertin.

Wenn der Verfaſſer dieſer zwölf Weihnachtsſpiele — zu feſtlichen Aufführungen für Jung und Alt — noch lebte, würde ich ihm wohl ein paar bittere Tropfen in den Dichternektar träufeln, gegen den Durchfall. Denn anders als durchfällig kann ich die Sprache der Weihnachtsſpiele nicht bezeichnen, bei der es dem Dichter nicht darauf ankam, von jedem beliebigen Worte bald hinten bald vorn ein Stück wegzuſchnitzeln, was dann irgendwo auf den braunen Einbanddecken als „archaiſierende Kunſt" gerühmt wird. Wenn Meißner die Weihnachtsſpiele für ſeine eigenen

Kinder oder für den engeren Kreis der Bekannten und Verwandten gedichtet hat, und die Dichtungen diesen gefallen haben, nun gut. Ich selber habe die Probe gemacht und diese Kinderstücke dem zwölfjährigen Jungen meiner Stubenwirtin gegeben. Der hat sich, wie ich höre, nicht wenig darüber belustigt. Da haben sie also thatsächlich ihren Zweck erfüllt. Aber was hätte ein solches Kind eben auch nicht belustigt, kritiklos fressen solche jugendliche Bücherwürmer allen litterarischen Kohl hinunter als wären es Leckerbissen. Wenn ich nun auch die Meißnerschen Weihnachtsspiele nicht geradezu litterarischen Kohl nennen will, — als eine wirklich gute Jugendlektüre mag ich sie noch weniger bezeichnen. Die Drämchen, die man beileibe nicht — wie dies im Titel geschieht — Erwachsenen zumuten darf, sind zum Teil recht überspannt; z. B. wenn der Dichter in dem Hans Sachs-Drama die drei Erdteile Europa, Asien, Afrika auftreten, in einem anderen die „Stadt Wien" durch ein kleines zehnjähriges Mädchen darstellen läßt. Was sollen denn in aller Welt die Kinder damit, sie können sich doch dabei rein gar nichts denken. Am besten hat mir von allen noch das erste Heft gefallen, in dem Walther von der Vogelweide eine Hauptrolle spielt. Heitere Verse dieses prächtigen Sängers sind da nicht ohne Geschick in die Handlung verwoben. Und an Herrn Walther ist ja so leicht nichts zu verderben. In den der Sammlung mitgegebenen Geleitsworten wird betont, daß Meißner religiöse Motive „vermieden" habe — dahinter steckt eine Spekulation, mit der ich durchaus nicht sympathisiere. Dann mag man wenigstens die Sachen nicht Weihnachtsspiele nennen.

Was mag wohl Herr Cornelius in seinem Sinn gedacht haben, als er sich hinsetzte und seine Maria Stuart — Trilogie (für drei Abende!) schrieb. Daß diese Frage bei allen, die jemals etwas von Schillers gleichnamigem Drama gehört haben, auftauchen würde, hat Herr Cornelius geahnt, und deshalb, gleichsam zur Entschuldigung, ein poetisches Vorwort „Trilogie" vorausgeschickt, das ich den Lesern meiner Besprechung nicht vorenthalten will:

Es wollte oft in stillen Dämmerstunden
Ein edles Bild der Vorzeit vor mir schweben,
So rein, so reich an menschenholdem Streben,
Wie's selten nur auf Erden wird gefunden.

Längst war sein Andenken dahingeschwunden,
Denn Lästrer hatten wolkendicht umgeben
Mit Lug und Trug ein leidbedurchwobnes Leben,
Und mühsam war die Wahrheit zu erkunden.

Was ernsten Forschern glückte zu enthüllen,
Laß mich's zum Teile dir, o Leser, bringen,
In enge Form der Poesie gebunden.

Dein Herz mit Furcht und Mitleid zu erfüllen,
War meine Absicht; könnt mein Werk Gelingen,
Soll es dramatisch sich zur Dreiheit runden.

Nur wenige Worte brauche ich über das Drama hinzuzufügen. Von dem ersten Teil kann man natürlich nicht auf die zwei noch zu erwartenden schließen; freilich ist die Erwartung bei mir nicht allzu groß. Und das dürfte wohl vielen anderen auch so gehen. Eine nicht nur abgethane, sondern wirklich eben auch „Seiner Zeit" künstlerisch verwertete Maria Stuart an drei Abenden ist nun einmal nicht dem jetzigen Zeitgeiste entsprechend; soviel Zeit haben wir heute für solchen im Grunde doch nebensächlichen Stoff gar nicht mehr übrig. Das Drama endet noch vor jenem Zeitpunkt, wo Schillers Kunstwerk einsetzt. Es wird ausgefüllt durch eine Herdenaufführung von 30 Personen, etwa in der Weise der älteren Shakespeareschen Königsdramen. Namentlich des großen Briten Virtuosität im Massenmord scheint dem Dichter Cornelius imponiert zu haben. Die Sprache ist den Umständen angemessen schwulstig. Vergebens warten wir darauf, daß „das edle Bild der Vorzeit, so rein, so reich an menschenholdem Streben" auch uns vorschweben würde. Ob Schiller mit dem „Lästrer" gemeint ist, der „wolkendicht umgeben mit Lug und Trug" ein leidbedurchwobenes Leben, das sei so nur eine Frage nebenhin. Für ein gutes wissen-

ſchaftliches Proſawerk über Maria Stuart wären wir dem Verfaſſer eher dankbar geweſen.

Mit Intereſſe bin ich dagegen dem Gang des Bohnſchen Dramas „Gelöſte Feſſeln“ gefolgt. Ein junger Schriftſteller wird von einem Schweſterpaar gekapert. Die ältere davon heiratet ihn und läßt ſichs, nachdem ihr die Hälfte ſeines Geldes geſichert iſt, in den Armen ihres früheren Freundes wohl ſein. Die jüngere ſucht dafür wieder ihre ältere Schweſter um die Liebe des Gatten zu betrügen, und als ihr das nicht gelingt, macht ſie einen Höllenlärm und geriert ſich im übrigen ganz à la Potiphar. Nach dem Eklat verlaſſen die beiden das Schriftſtellers Haus. Dieſer findet ſein Glück in einer zweiten Ehe mit dem „Fräulein“, das ſich ſchon immer ſeiner von der Mutter verwahrloſten Kinder liebreich angenommen. Seine erſte Frau kommt durch die Spielwut des Verführers zu Grunde gerichtet als Bettlerin zurück und ſtirbt unter Orgelklang und Engelſang. Der opernhafte Schluß erzielt gerade das Gegenteil von dem, was der Autor beabſichtigt. Schade. Die erſten vier Akte waren recht intereſſant durchgeführt. Ein kleiner pſychologiſcher Fehler iſt dem Autor untergelaufen, daß er nämlich, wie die Gemeinde der Gläubigen zwiſchen einer Liebe des Leibes und der Seele unterſcheidet. Warum ſo viel von der Seelenfreundſchaft zwiſchen dem Schriftſteller und dem Fräulein ſpintiſieren. Sie haben ſich eben ganz gerade ſo einfach lieb, wie alle anderen Menſchenpaare. So fängt das eben immer an.

Einen erfreulicheren, wahrhaft herzerquickenden Eindruck machen dagegen — gegen eine Flut anderer Dramen — die beiden Werke des Dichters Paul Langenſcheidt: „Gährung“ und „Die fünfte Schwadron“. All das viele Gute, was in der „Geſellſchaft“, 10. Heft 1895, über desſelben Dichters Dramen „Abwärts“ und „Eine Mutter“ geſagt worden iſt, laſſe ich einwandfrei auch für dieſe beiden neuen Werke gelten. Nur den einen Schlußſatz will ich wiederholen: „Beide Werke verdienen viel geleſen, noch mehr aufgeführt zu werden. Sie werden Dutzende von Vorſtellungen erleben.“ Der Kommerzienrat in „Gährung“ iſt alles in allem eine Type nach dem Leben. Bei der Verſteck-Scene in: „Die fünfte Schwadron“ kommt man aus dem Lachen nicht wieder heraus. Endlich einmal, daß man ſeine Luſt am Luſtſpiele haben kann. Johannes Kleinpaul.

Afrikaniſche Abenteuer, Volksliederſpiel in drei Akten von Karl Pröll. (Leitmeritz. Verlag von Karl Pickert.)

Der unermüdliche Vorkämpfer des Deutſchtums hat ſich hiermit meines Wiſſens zum erſten Male auf das Gebiet des Dramas gewagt. Sein Volksliederſpiel iſt kein Kunſtwerk im Sinne der hochentwickelten modernen Technik, will es gar nicht ſein; es iſt ein Mittelding zwiſchen Poſſe und Operette, und ſein Hauptgewicht liegt demgemäß in der Muſik zu den vielen eingeſtreuten Liedern und in der ſceniſchen Ausſtattung, zwei Genüſſe, die freilich bei dem Leſen verloren gehen. Dabei iſt es keine Spekulation, wie die Spektakelſtücke ähnlicher Art; die Abſicht, die Pröll bei der Abfaſſung leitete, war, dem deutſchen Volke ſeine Kolonien näher zu bringen und dazu hat er den richtigen Ton getroffen. Die erſten beiden Akte ſpielen in Oſtafrika. Der Held iſt ein bayriſcher Unteroffizier, der ſich aus Eiferſucht hat zur Schutztruppe verſetzen laſſen. Er wird verwundet, gefangen, befreit, und iſt ſchon wieder auf der Heimfahrt nach Deutſchland, indeſſen ſein Schatz, der ihm verzweifelt nachgereiſt iſt, vergeblich unter allen möglichen Gefahren bei den Negern Afrikas nach ihm ſucht. Der letzte Akt bringt dann die Wiederfindung und Verſöhnung im Münchener Löwenbräu. Geſchickt iſt alles vermieden, was den Sondergeiſt der deutſchen Stämme reizen könnte, und eine treffende Satire auf tolle Auswüchſe unſerer Zeit wechſelt mit einem friſchen kräftigen Humor. Wenn ſich ein geſchickter Komponiſt für

die Lieder findet, so ist mir um den Erfolg nicht bange. Nur ein Bedenken habe ich noch: das Stück ist für eine Aufführung entschieden zu lang; ein Drittel der Lieder müßte gestrichen werden.

Sigmar, ein dramatisches Gedicht in drei Teilen von Carl Schottelius. (Dresden. Verlag von R. v. Grumbkow.)

Wenn ich den Namen Sigmar höre, so vermag ich mir mit seinem Klange keine Persönlichkeit zu verbinden, ich denke höchstens an einen tierfellgeschmückten Germanen aus der Zeit der Cheruskerschlacht, aber nicht an einen modernen Menschen meines-, unseresgleichen. Um so mehr war ich daher überrascht, als sich der Sigmar dieses dramatischen Gedichtes als ein „Faust des 19. Jahrhunderts" entpuppte. Ein „Faust" ist eigentlich schon zu viel gesagt, er ist nur eine Faustische Natur, die schließlich doch zur Befriedigung gelangt, indem sie ihre Selbstsucht, den „titanischen" Zug, überwindet und sich da mit dem Glauben begnügt, wo sie nicht begreifen kann. Der altdeutsche Name Sigmar ist nicht absichtslos gewählt, in ihm kennzeichnet sich schon der Gegensatz zu dem „latinisierten" Doktor Faustus. Der Dichter wollte uns ein Gegenbild schaffen zum humanistisch-mittelalterlichen Helden Goethes, der unbefriedigt stirbt, weil er nicht „auf freiem Grund mit freiem Volke stehn" kann, er wollte uns einen Deutschen zeigen am Ausgange des 19. Jahrhunderts, der sich durch den Faustischen Erkenntnisdrang seiner Jugend hindurchringt zur opferfreudigen Mitarbeit mit seinem „freien" geeinten Volke. Das wollte Schottelius, und ich meine, dieser Gedanke war eines echten Dichters würdig; die vorliegende Ausführung freilich läßt viel, sehr viel zu wünschen übrig. Der Grund dafür ist wohl in der Jugend des Dichters zu suchen. Der Gedanke heischte eine gereifte Dichterkraft, die das Leben kennt und beherrscht, aber nicht einen Anfänger der Kunst wie Schottelius, der vom Leben noch gar keine Ahnung, geschweige denn eine eigene Meinung hat. Künstlerisch ist der Verfasser noch vollkommen abhängig von Goethe. Aus Goethes Faustdichtung empfing er die Anregung zu seinem Werke, bei jeder Scene, die er schuf, stand ihm das Goethesche Gegenstück vor Auge, seine Bühnenmittel, seine Technik, ja vielfach seine Worte und Redewendungen stammen von diesem Meister. Daneben geht ein fromm-gläubiger Zug durch das Stück, der gegen den Schluß hin in eine lehrhafte Breite ausartet und uns auch ein überflüssiges Nachspiel, ein Gesicht des jüngsten Gerichtes, beschert hat. Das religiöse Element drängt das nationale schließlich ganz in den Hintergrund, und da der Dichter mit ihm allein nicht auskommt, so behilft er sich mit Spitzfindigkeiten; die Art, wie z. B. Sigmar durch Blättern in der Bibel seinen Glauben wiederfindet, ist für einen theologisch ungeschulten Kopf kaum verständlich. Trotz all dieser Schwächen muß ich dem Dichter doch Talent zuerkennen; das kurze Vorspiel allein, das in anschaulicher Weise den Eintritt des Menschen ins Dasein darstellt, beweist das. Vielleicht bringt eine reifere Frucht besseres. Karl Credner.

Soziale Litteratur.

Oda Olberg „Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion". — (Leipzig, Fr. W. Grunow, 1896. 94 S.) — Was man in Deutschland kaum für möglich gehalten hätte, hat sich ereignet. In einer Anzahl deutscher Großstädte ist gleichzeitig in der Konfektionsbranche ein großer Streik ausgebrochen, und — das Publikum, ja sogar die Presse steht in der erdrückenden Majorität auf Seiten der Streikenden, sogar die Behörden lassen den groben Unfugs-Paragraphen ruhen und suchen gütlichst zu vermitteln. Es müssen in der That böse Verhältnisse vorliegen, wenn selbst „Post" und „Schlesische Zeitung" sie für unhaltbar erklären. In sie läßt uns das vorliegende Buch einen tiefen Einblick thun. Die Ärmsten der Armen sind es, die nach jahrzehntelangem „unge-

sehenen Heidentum der Arbeit" jetzt plötzlich einmütig erklären, lieber ohne Arbeit als mit Arbeit verhungern zu wollen: Mädchen, die von der Backfischzeit bis zum Tode (ca. 60% an der Schwindsucht) nichts vom Leben kennen lernen, als 14, 16 ja 18stündige tägliche Arbeit an der Nähmaschine für einen Wochenlohn, der oft unter 5 Mk. herabsinkt, zu Tausenden einsam verstreut in die Hinterhäuser der Großstadt, ohne Kenntnis von einander, ohne Organisation, ohne direkte Verbindung mit dem Arbeitgeber, wehrlos preisgegeben der Konjunktur und der Willkür des widerwärtigsten Ausbeuters, den der Kapitalismus erfunden hat, des Zwischenmeisters (Sweaters), der als Arbeit und Lohn verteilendes Mittelglied, zwischen Unternehmer und Hausindustriellen stehend, letztere aussaugt bis aufs Blut und zum Dank für pünktliche Lohnzahlung und reichliche Arbeitszuteilung noch verlangt, daß sie sich ihm — erkenntlich zeigen. Nicht genug, daß die Löhne unter das Existenzminimum gedrückt sind durch den schlechtweg mit in Anschlag gebrachten Nebenverdienst der Prostitution und (was Fri. Olberg bedauerlicherweise ignoriert hat) die „Geburtstagsarbeiten" der höheren Töchter, die ein Taschengeld erstreben, das Schlimmste ist die chronische Ungewißheit über die Höhe der (ganz willkürlich verschiedenen) Löhne und das Erhalten von Arbeit überhaupt. Demzufolge geht auch die Hauptforderung der Streikenden auf Einrichtung von Betriebswerkstätten (zur Beseitigung der Heimarbeit, des Sweating-Systems, und Erzielung einer festen täglichen Arbeitsdauer) und Lohntarife, zwei Forderungen, die, wenn auch diesmal bei dem völligen Mangel an Organisation und Geld kaum erreichbar, doch wiederkehren werden, bis sie durchgesetzt sind. Das vorliegende Buch aber empfehlen wir allen denen zur Lektüre, deren Grundsatz noch immer lautet: Es giebt keinen Notstand. Nur hätten wir im Interesse der Sache gewünscht, daß die Verfasserin ihr öfters hervorbrechendes eigenes temperamentvolles Urteil mehr zurückgedrängt hätte. Der Eindruck könnte dadurch nur verstärkt werden.

Ferdinand Lassalles Briefe an Georg Herwegh. Herausgegeben von Marcel Herwegh. Mit einem Bild und Brief Lassalles. (Zürich, 1896, A. Müller.)

Man hat die posthume Veröffentlichung von Privatbriefen oft mit dem Vorwurf der Impietät belastet, sofern Briefe in den seltensten Fällen für die Öffentlichkeit bestimmt seien und vieles zu enthalten pflegten, was der Schreiber sonst niemals gesagt haben würde. So hoch auch ein derartiges seelisches Schamgefühl zu schätzen ist gegenüber dem indiskreten, rohen Herumschnüffeln in den unwichtigsten Privatangelegenheiten, wie es unsere Biehoff und Düntzer lieben, so kann sich doch der Geschichtsforscher dieses Mittels kaum entschlagen, wenn er die innere Persönlichkeit jener Männer ergründen will, die „ihre Hand auf Jahrhunderte drücken, wie auf Wachs"; denn zu diesem Zweck muß er sie auch kennen lernen, wenn sie den Theatermantel der historischen Bühne abgelegt haben und Mensch unter Menschen sind, und wirklich hervorragende Männer gehören nicht nur sich selbst, sondern ihrem Volk und ihren Anhängern. Die Herausgabe der Lassalleschen Briefe ist um so freudiger zu begrüßen, als bekanntlich der ganze briefliche und sonstige schriftliche Nachlaß desselben in unaufgeklärter Weise verschwunden ist und über den Charakter und das Wesen dieses Mannes, der wie ein Meteor auftauchend und untergehend anderthalb Jahre lang ganz Deutschland in Aufregung hielt, noch immer die Akten nicht geschlossen sind.

E. Schiffer, Amtsrichter. „Der neueste Entwurf zur Reform des Strafverfahrens. (Gebr. Böhm, Kattowitz O/S., 1896. 25 S.)

Der Verfasser bietet uns eine klare und vorurteilsfreie Würdigung der Mängel unserer Strafprozeßordnung, der derzeitig zur Diskussion stehenden Reformbestrebungen, sowie der sich aus diesen ergebenden

Konsequenzen. Die anregend und frisch geschriebene Broschüre, die auch über sonstigen Mißstände der strafrichterlichen Praxis manche treffende Bemerkung enthält, kann Interessenten zur schnellen Orientierung über die schwebenden Fragen bestens empfohlen werden.

O. Bütow, Ingenieur: „Die Weltordnung". II. Band: Die soziale Frage. (A. Limbach, Braunschweig, 1896. 292 S. 4,50 Mk.)

Der erste Band des Werkes: „Geburt und Jugend der Menschheit" ist bereits erschienen, der dritte: „Die Antwort" wird in einem beigefügten Prospekt angekündigt; das ganze Werk beabsichtigt eine „planmäßige Umgestaltung der verworrenen Kulturverhältnisse der Gegenwart" durch „Zusammenschließung aller Freiwilligen zum Weltorden" herbeizuführen. Vielleicht wäre uns, wenn wir den ersten Band gelesen hätten, einigermaßen klar geworden, was für Messiaspläne der Verfasser in seiner Gedanken-Werkstatt umherwälzt; so ist uns von der Lektüre bloß eine konfuse Bewunderung zurückgeblieben vor den blendend-phantasiereichen Geschichtskonstruktionen, die der Autor mit Hülfe von „entstand, entwickelte sich, schlich sich ein, nahm ab, ging über in, wurde abgelöst von, gestaltete sich um, erwachte" unter ebenso blendend-phantasiereichen Überschriften in glühenden Farben ausmalt. Der dritte Band scheint noch mehr zu versprechen, denn er kündigt unter andern an: „Rundgemälde des Weltalls", „Das Menschentum der Neukirche", „Die Fackel der Allwissenschaft", „Die Heilkunde des Geistes" ꝛc. Der Herr Verfasser würde sich Dank erwerben, wenn er diejenigen, die noch nicht der „Neukirche" oder dem „Weltorden" angehören, durch ein Vorwort in wenigen Sätzen gemeiner plebejischer Alltagssprache mitteilte, was er eigentlich will. — Dem Prospekt ist auf rosa Papier sein Bildnis zugefügt. Herr Bütow sieht ganz freundlich aus und hat einen schönen Schnurrbart.

Th. Werkenthin: „Der Geist, der stets verneint". (Schildberger, Berlin 1896. 11 S.)

Ein junger Mann, dem irgend ein Unglücksmensch Nietzsche in die Hand gedrückt hat, vomiert darauf in etwas aufgeregter Stimmung einen übermenschlich stilisierten Leitartikel, durch den er — dem Knackfuß'schen Bilde „die richtige Auslegung zu geben" überzeugt ist, indem er statt Buddha — Nietzsche auf den mongolischen Wolken thronen sieht! Das Motto der Schrift lautet: „Also sprach Zarathustra" (!!). — Wir empfehlen dem Autor ein Brausepulver.

Spectator: „Die Börse und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung". Heft 1 der „Fragen des öffentlichen Lebens", herausgegeben von Karl Schneidt und Dr. jur. Richard Wrede. (Kritik-Verlag, Berlin 1896. 16 S. 0,50 Mk.)

Die Börse ist bekanntlich das Schmerzenskind der „sozialen Frage", insofern als sich fast jeder für berechtigt hält, über sie zu schimpfen, und fast keiner recht weiß, wozu sie da ist. Dem Börsenspiel und den Jobbern mißt man mit Vorliebe die Hauptschuld an allem Elend des Wirtschaftslebens zu, während die wenigsten sich darüber klar sind, daß die Börse nichts als der notwendige Schlußstein desselben ist, die Inkarnation des Kapitalismus, ohne deren Thätigkeit in kürzester Zeit Sodom und Gomorrha in der Weltwirtschaft entstehen würden. Hier bietet vorliegende Broschüre eine sehr zweckmäßige Aufklärung. Wir hätten vielleicht gewünscht, daß der einleitende Absatz etwas länger als 10 Zeilen ausgefallen wäre, da dem Laien meist Analyse und Genesis des herrschenden Wirtschaftssystems etwas dunkel ist, und daß Termingeschäft und Spekulation — allerdings die Hauptangriffspunkte — nicht gar zu sehr den Löwenanteil davongetragen hätten. Immerhin wünschen wir der Schrift im Interesse sachlicher Aufklärung weiteste Verbreitung, zumal es an ähnlichen fast völlig fehlt.

H. Nestori: Wan-li-tschang-tschöng. (Die chinesische Mauer.) Ein Beitrag zur Frauenfrage. — Kommissions-Verlag von J. Zwißler, Wolfenbüttel. — 145 S. 1,50 Mk.

Die „gewaltige geistige chinesische Mauer, . . erbaut, erhalten und beschirmt von der Dummheit, welche (? die Dummheit?) heutzutage auch nach freier unbeschränkter Bethätigung schreit (? die Mauer?), obgleich letzteres (was?) nicht nötig wäre, wenn sie (wer?) begreifen könnte, daß sie zu allen Seiten frei und unbeschränkt", (sc. war?); diese chinesische Mauer, über die Verfasser es für notwendig hält, in einem Ton, als ob er eine funkelnagelneue Entdeckung gemacht hätte, ein Buch von 9 Bogen zu schreiben, ist — die Beschränkung der Frau im Erwerbsleben. Wir wollen nicht weiter darauf eingehen, daß sich der wesentliche Inhalt des Buches auf 1—2 Bogen hätte sagen lassen, zumal wenn der Autor eine Reihe ganz überflüssiger Abschweifungen sich erspart hätte, auch nicht auf die teils etwas deplacierten, teils etwas naiven, ausführlichen Polemiken gegen Schopenhauer, Wildenbruch, Monod, Liliencron; wir wollen hier nur wieder darauf hinweisen, daß diese ganze Seite der Frauenbewegung, die man oft für das wesentliche Moment derselben hält, lediglich eine Frage standesgemäßer Versorgung für höhere Töchter ist, denn unterhalb des akademischen Studiums besteht fast überall ungehinderte wirtschaftliche Gleichstellung der Geschlechter, vom Proletarierweib in der Fabrik bis zur „Handelsfrau" des H. G. B. Den wertvollsten Gedanken, der lieber statt jenes die Grundlage des Buches hätte bilden sollen, bringt Verfasser beiläufig im Schluß an, daß nämlich der Rechtsgrundsatz „nasciturus pro jam nato habetur" praktische Anwendung finden müsse, statt auf vermögensrechtliche Rücksichten auf hygienische, daß Staat und Gesellschaft aus Humanität, wie aus Selbstinteresse dafür Sorge tragen müßten, daß nicht mehr wie bisher infolge konventioneller Ehen und frivolen außerehelichen Geschlechtsverkehres durch Vererbung sexueller und sonstiger organischer Leiden Menschenkinder geboren werden, denen das Leben eine Last ist, und eine gesundheitliche Depravation der Rasse geradezu gezüchtet wird. Diesem — übrigens auch nicht neuen — Gedanken wünschen wir eingehende ernste Erörterung vom juristischen und medizinischen Standpunkt. Denn so einfach, wie der Autor es sich denkt, ist dieser wahrhafte „Kulturfortschritt" nicht zu erzielen. Heinz.

Litteraturgeschichte.

Goethes Sonettenkranz von Kuno Fischer. (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1896.) — Eine fundamentale Thatsache von welterschütternder Bedeutung hat die Goethe-Philologie neuerdings ans Licht gebracht. Goethe hat also die Minna Herzlieb nicht besessen, wie sich jetzt zum ersten Mal aus den obengenannten 17 Sonetten durch die scharfsinnigen Untersuchungen von Kuno Fischer mit Deutlichkeit ergiebt. Umgekehrt hat Bettina von Arnim in ihrem bekannten „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" niederträchtig geflunkert und gelogen, indem sie einige dieser Sonetten auf sich bezog; sie hat diesen Briefwechsel „verändert und tendenziös umkomponiert", damit Goethe-Philologen vom Range eines Kuno Fischer irregeführt und durch solche vielfach berechnete Täuschungen dem Wert und Eindruck ihres Werkes außerordentlich geschadet". Die Tragweite des Fundes kann nur einem Kurzsichtigen verborgen bleiben. Hätte die Demoiselle Herzlieb in Jena sich in dem bekannten Gartenhäuschen dem „titanischen" Goethe ergeben, so wären die obengenannten 17 Sonetten, als Ausdruck des „beglückten", statt des „nach Hause geschickten" Dichters, natürlich anders ausgefallen; die ganze Stimmung des Jahres 1807 wäre dadurch beeinflußt worden; die „Faust"-Dichtung hätte andere Wege genommen, und der Weltgeist könnte sich

heute wahrhaftig auf sich selbst besinnen, ob er es auf jene staunenswerte Höhe gebracht hätte, zu der ihn der Genius des Dichters geführt. Ich hoffe, der Leser fühlt hier, ebenso wie der Verfasser dieses, die hehren Schauer, die uns ahnungsvoll umzittern, wenn wir den mächtigen, weihevollen Bau der „Goethe-Philologie" betreten, jener illustren Gesellschaft, die uns nun schon seit Jahrzehnten mit den köstlichsten Funden überrascht und geradezu blendet. Ich darf aber wohl auch der Hoffnung hier Ausdruck geben, daß jene elenden Schwätzer und Verleumder, welche seit einiger Zeit jenen weihevollen Bau mit höhnischen Mienen umstehen, und, statt mitzuhelfen, den dort Beschäftigten zurufen: sie produzierten Schutt, nun endlich verstummen und besserer Einsicht Raum geben werden. Angesichts der Minna Herzlieb und ihrer geradezu glänzenden Bewährung — ich rede hier nicht von ihrem moralischen Verhalten, sondern von ihrer historischen Bewährung als Fundgrube gegenüber der Goethe-Philologie — darf wohl die Frage aufgeworfen werden: Giebt es einen zweiten deutschen Dichter, dessen Vorleben eine solche Menge Geist und Gemüt bildender Episoden, Rätsel und Fragen enthielte, als Goethe? — Was ist denn mit Schillern? — Braucht man zu einem einzigen seiner Stücke einen Kommentar? — Oder besser so: Lohnt es sich für einen Philologen von Fach zu einem einzigen seiner Stücke einen Kommentar zu schreiben, der des Kommentators Witz, Verstand und Litteraturkenntnisse in helles Licht zu setzen vermöchte? — Hier liegt zweifellos eine Armut Schillers vor — den man, ich weiß es, ich bedaure es, aber ich kann es nicht hindern, jüngst kurzer Hand zu den Sozialdemokraten geworfen hat — aber Schiller (aus Marbach) hätte eben zur rechten Zeit dafür sorgen sollen, seinen Werken den Anstrich philologischer Spürhaftigkeit zu geben. — Was ist der ganze „Torquato Tasso" ohne Kommentar? — Ein fades Thee-Gewäsch, dessen spiritueller Absud selbst die frischesten Ganglien-Zellen zur Reflexlosigkeit verdammt. — Was ist aber der Kommentar zu „Torquato Tasso"? — Eine geistreiche Einführung in die Geheimnisse und seinen Lasciviläten des Weimaraner Hofs, die ihrem Verfertiger außer einem Freiexemplar der monumentalen Goethe-Ausgabe einen Kronenorden zweiter Klasse einbringt. — Möchten doch unsere jungen Dichter stets darauf Rücksicht nehmen, von wem sie nach hundert Jahren gelesen werden, und daß es weniger darauf ankommt, den Pulsschlag der eigenen Zeit zu spüren, als den Geruch der Geheimratsnasen vom Jahre 2000 und so und so viel zu wittern.

—zz—.

Theologie und Philosophie.

Sechs Briefe an einen frommen Mann von Karl Heinzen. Verlag der Handelsdruckerei Bamberg (W. R. Schulz).

Karl Heinzen — wenige nur kennen heute den Namen noch, der vor fünfzig Jahren einmal in Deutschland vielgerühmt und vielberüchtigt war. Er ist vergessen, vergessen wie alle die andern, die 1848 in der unklaren Ahnung einer neuen Zeit das rote Banner der Revolution entrollten und dann so jämmerlich Schiffbruch litten eben durch ihre Unklarheit. Die Reaktion hat gethan, was sie konnte, um alles zu unterdrücken, was irgend an jene Bewegung gemahnte. In Wahrheit hat sie nichts erreicht: all die unreifen tausendfach durcheinander gewirrten Begriffe von damals haben sich unbemerkt abgeklärt, haben die Massen durchdrungen und sind heute die Fragen des Tages; aber äußerlich ist das Werk der Regierungen glänzend gelungen.

Eine Grabesstille ruht noch immer über jener stürmischen Zeit von 1848, wo das deutsche Volk von den Bergen bis zum Meere in krampfhaften Zuckungen lag. Über kein Ereignis in der deutschen Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte sind wir so wenig unterrichtet, wie über die Tage des Frankfurter Parlaments, die

Kenntnis der meisten beschränkt sich auf Spielhagens Problematische Naturen und ein paar Gedichte von Freiligrath und Herwegh, während Althausens Märchen aus der Gegenwart, die Mayers Volksbücher uns wieder zugänglich gemacht haben, schon weniger bekannt sind. Deswegen vor allem begrüße ich es mit Freude, daß die Bamberger Handelsdruckerei die „Briefe an einen frommen Mann" aufs neue aufgelegt hat, sie haben in erster Linie einen historischen Wert. 1853 sind sie zum ersten Male erschienen, aber wohl schon vorher geschrieben, wenigstens tragen sie noch das Gepräge der Litteratur aus den vierziger Jahren mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen. Sie besitzen einen packenden leidenschaftlichen Stil, aber sie teilen auch die allgemeine Vorliebe für Phrasen und Schlagwörter. Heinzen war geborener Journalist und verhältnismäßig einer der klarsten, aber auch der radikalsten Köpfe der Bewegung. Er schoß häufig über das erreichbare Ziel hinaus und nicht einmal das Alter hat ihn darin zu zügeln vermocht. In diesen Briefen giebt es eine Begründung und Verteidigung des Freidenkertums. Die stille Hoffnung des Verlags, mit diesen Briefen ähnlich wie mit seinen Volksschriften zur „Umwälzung der Geister" zu wirken, halte ich für verfehlt. Der rationalistische Beweis für die Unmöglichkeit eines höheren Wesens über der Welt und für die Untrennbarkeit von Geist und Stoff ist glänzend und kaum anfechtbar, aber die Folgerungen, die Heinzen daraus zieht, haben sich teils doch als zu unausführbar erwiesen, teils sind sie schon zu sehr Allgemeingut der Gebildeten geworden, als daß sich damit noch viel erreichen ließe.

Die Inspiration der heiligen Schrift und die historische Kritik von Martin von Nathusius. Heft 150 des christlichen Volkslebens. Stuttgart, Belserſche Verlagshandlung.

Mit ruhigem Ernste wahrt der Verfasser dieses Heftes das Hausrecht der bibelgläubigen Gemeine gegenüber der historischen Kritik. Er erkennt die Errungenschaften der modernen Geschichtswissenschaften auch auf theologischem Gebiete voll an, aber er weist sie zurück als unnütz für den überzeugten Christen in Glaubenssachen, im besonderen betreffs der Entstehung der heiligen Schrift. Unter Voraussetzung der wesentlichen Wahrheit des biblischen Inhalts sucht er in den kurz begründeten Sätzen eine theologische Lehre von der göttlichen Eingebung der beiden Testamente zu entwickeln. Seine Ausführungen sind maßvoll und klar, man braucht dabei nur eins — den Glauben.

Karl Credner.

Graphologie.

Lehrbuch der Graphologie. Von L. Meyer (Laura von Albertini). Stuttgart. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, s. a. (1895). Mk. 5.—.

Vor einigen Monaten haben wir an dieser Stelle die Entwicklung der Graphologie skizziert und die neuen und z. T. bedeutenden Publikationen der Preyer, Langendruch, Lombroso u. s. w. besprochen, („Gesellschaft" 1895, III. und VIII). Jetzt liegt uns eine Arbeit vor, die nicht so sehr Neues bieten will, als vielmehr das von Michon Entdeckte und von seinen Nachfolgern, vor allen von Crépieux-Jamin, Überprüfte und in französisch-geschriebenen Werken Niedergelegte den deutschen Lesern vermitteln möchte. Außer jener Krauß'schen Übersetzung des Crépieux-Jamin'schen „Traité", besitzen wir ja kein deutsches Lehrbuch der Graphologie, kein Werk, das, von physiologischen und psychologischen Erklärungsversuchen absehend, die Thatsachen der Graphologie in übersichtlicher populärer Weise zusammenstellt. Langendruch in Berlin, der erste, d. h. langjährigste deutsche Graphologe hat zwar schon seit Jahren ein Lehrbuch angekündigt — bis jetzt aber ist noch nichts derartiges aus seiner Feder erschienen. So war denn L. Meyer die nächste dazu, ein solches Lehrbuch zu schreiben. Seit

jetzt bald zehn Jahren beschäftigt sie sich öffentlich mit Graphologie. Ihre Briefkastenurteile in „Vom Fels zum Meer“ und „Über Land und Meer“ haben sie verdientermaßen bekannt gemacht. Und in „Vom Fels zum Meer“ erschien während der Jahre 1886 87 auch eine Serie von Aufsätzen „Charakter und Handschrift“, die jetzt zum Grundriß ihres Lehrbuches wurden.

Das Werk zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil behandelt „Lehre und Theorie der Graphologie“. Die Thatsachenfülle der Graphologie wird auf Grund eigener Überprüfungen wiedergegeben. Hie und da weichen wir allerdings in Deutungen ab, meistens in der Art, daß wir ein primäreres psychisches Element für das betreffende graphische Zeichen fixieren. Überhaupt wird eine engere Zeichendeutung von L. Meyer noch vertreten. Die endlich entstehende Charakter-Psychologie wird auch unsere Zeichen-Graphologen darüber belehren, daß in der Handschrift vorzüglich nur ein paar oder die psychischen Grundströmungen zum Ausdruck kommen, deren Kombination nach Qualität und Intensität die unendlich-zahlreichen Charakterverschiedenheiten entstehen lassen, die sich aus den „besonderen Zeichen“ hervorragend leicht aber nicht einzig erkennen lassen. So geht die Graphologie einer Vereinfachung entgegen in Folge der psychologischen Erkenntnis von Unter- und Überordnungen der nuancenreichen Eigenschaftstermini. Von dieser werdenden Entwicklung der Graphologie spürt man bei Meyer noch nicht viel, höchstens hie und da bei Behandlung von „Resultanten“. Sie giebt, was sie ja auch nur will, die vielen Einzelthatsachen Michons, Crépieux-Jamins u. s. w. nach eigenen Überprüfungen. Die Anordnung dieser Ausführungen ist nicht sehr glücklich. Wie wir an anderer Stelle (Broschüre: „Die Graphologie“, S. 25 f.) darlegten, sind zwei Formen der Systematisierung möglich: die graphische Form und die charakterologische Form. In Meyers Lehrbuch heißt das eine Kapitel vielleicht „Runde und eckige Schrift“, das andere „Intuition und Deduktion“, in einem dritten Kapitel „Querstriche“ spricht man auch von dünner und von dicker Schrift u. s. w. Immerhin aber verdient hervorgehoben zu werden, daß die Thatsachen, von Einzelheiten abgesehen, gut dargelegt wurden, vorzüglich unterstützt von den sehr zahlreichen und neuen Facsimilia.

Der zweite Teil „Praktische Anwendung der Graphologie“ wird von allen, die den ersten Teil durchgearbeitet haben, mit Nutzen durchgesehen werden. Im Anhange findet sich auch ein Verzeichnis „Graphologische Litteratur“, das auf Vollständigkeit und Genauigkeit jedoch nicht gerade Anspruch machen kann; so heißt z. B. der Verfasser der „signes révélateurs . . .“ nicht Vict. Léonce, sondern Léonce Vié, nicht angeführt wurden u. a. folgende wichtige Werke: Erlenmeyer: „Die Schrift. Grundzüge ihrer Physiologie und Pathologie“ (1879), Deschamps: „La Philosophie de l'Écriture“ (1892), das die erste vorzügliche Bibliographie der Graphologie, Autographik, Physiologie des Schreibens und allgemeine Physiognomik bietet.

Trotzdem kann das Werk gegenwärtig allen empfohlen werden, denen es darum zu thun ist, die graphologischen Thatsachen kennen und verwerten zu lernen.

Institut f. wissensch. Graphologie.
(Busse.)

Französische Litteratur.

Abel Hermant, „Le Sceptre“ (Paris, Ollendorff). — Ein wunderliches, durch Form und Inhalt gleich bemerkenswertes Buch, das ganz dazu angethan ist, die öffentliche Aufmerksamkeit eingehend und anhaltend zu beschäftigen. Der dialogisierte Roman, den der geschätzte Erzähler hier bietet, gehört zum Genre jener bitterbösen Satiren, die eine besondere Spezialität der Gyp und Lavedans bilden, nur begnügt sich unser Autor nicht damit, eine witzige Persiflage der vie mondaine zu

geben und sein Mütchen an dummstolzen Philistern und gespreizten Salonpuppen zu kühlen, nein, Hermant wählt sich ein höhergeiegenes Zielobjekt und richtet seine scharfgespitzten Pfeile iästerlicherweise gegen die hohen und höchsten Herrschaften, die auf europäischen Thronen dem schwierigen Regierungsgeschäft obliegen. Es haben sich in jüngster Zeit an den verschiedenen Fürstenhöfen so seltsame und mannigfache Dinge abgespielt, daß es für einen geistreichen Mann, der diese Dinge zum Gegenstande der Behandlung wählt, fast eine Unmöglichkeit ist, keine Satire zu schreiben. Abel Hermant hat sich die gute Geiegenheit nicht entgehen iassen, alle diese tragischen und tragikomischen Vorkommnisse zu einem Satirspiel zu verarbeiten, das den vergilbten Mummenschanz des höfischen Ceremoniells und die abgedroschenen Legitimitätsphrasen in köstlicher Weise verspottet. Den Inhalt der grotesken Tragikomödie bilden die merkwürdigen Schicksale und Abenteuer des Erzherzogs Paul, der Titel und Würden abiegt und auf alle Rechte seiner fürstlichen Geburt verzichtet, um unerkannt im Menschenstrome zu verschwinden und in Paris als simpler Bourgeois behaglich sein bürgerliches Dasein zu genießen. Statt der erhofften Freuden erlebt der sonderbare Schwärmer indessen nur Ärger und Enttäuschungen, kein Wunder, daß er die Geschichte bald satt bekommt und der besseren Einsicht seines geistlichen Mentors beipflichtet, der behauptet, daß „quand on ne peut pas vivre comme les autres hommes, il n'y a qu'une ressource, c'est de les gouverner". Der Tod seines kaiserlichen Bruders giebt dem armen Paul, der mittlerweile in arge Schwulitäten und ganz unstandesgemäße spießbürgerliche Verdrießlichkeiten geraten ist, die erwünschte Geiegenheit, einen geordneten Rückzug anzutreten und sich auf dem verwaisten Thron seiner Väter niederzulassen, um sich fortan ganz dem Glücke seiner geliebten Unterthanen, die sich ob solchen Edelmuts vor Rührung kaum zu lassen wissen, zu widmen. Es steckt eine Fülle von Geist und helläugiger Lebensklugheit in Abel Hermants Buch, das schon deshalb eine Sonderstellung in der belletristischen Tagesproduktion beanspruchi, weil es einen wertvollen und charakteristischen Beitrag zu der noch immer ungeschriebenen Geschichte menschlicher Dummheit und Albernheit bedeutet.

Während Abel Hermant sich den tollen Eingebungen seiner übermütigen Karnevalslaune willig überläßt, will es Pierre Loti noch immer nicht gelingen, sich der trüben Aschermittwochsstimmung, die seine Pilgerfahrt durch das Heilige Land in ihm geweckt, zu entschlagen. Sein neustes Buch „La Galilée" (Paris, Lévy), die Folge und Fortsetzung des früher erschienenen Bandes „Jerusalem", bildet die dritte und letzte Etappe jener Wanderung, die im Herzen des skeptischen Weltkindes den alten Kindergiauben wieder lebendig werden läßt. Was Loti den Blättern seines Reisetagebuchs anvertraut, sind Bekenntnisse einer müden Seele, die sich in scheuer Weltflucht in das Zauberland der Jugenderinnerungen zurückflüchtet und wehmütig des zertrümmerten Glückes und der verlorenen Ideale gedenkt. „Galilée" verdient das gleiche Lob, das ich an dieser Stelle Lotis „Jerusalem" gespendet habe, hier wie dort bestechen den Leser der warme Herzenston, die echte, ungekünstelte Überzeugungstreue, das wahre Gefühl, das kein sentimentaler Mißton stört, die vornehme Darstellung und sprachgewaltige Meisterschaft. „La mosquée verte", eine den Band beschließende stimmungsvolle Skizze, bildet eine schätzenswerte Bereicherung des lesenswerten Buches.

Die Dorfgeschichte „Les Vendanges" von Georges Beaume (Paris, Plon) qualifiziert sich als die anerkennenswerte Gabe eines tüchtigen Erzählkünstlers, dessen Schilderungen südfranzösischen Landlebens zu den besten Leistungen des neufranzösischen Dorfromans gehören. — Die im gleichen Verlage erschienene Sittenstudie „Acte de foi" von Eugène de La

Queyssie ist ein fesselnd geschriebener Roman, der als anregende Unterhaltungslektüre empfohlen werden darf.

Unter dem Gesamttitel „Collection Ollendorff illustrée“ erscheint seit kurzem im Verlage von Ollendorff in Paris eine hübsch illustrierte und schmuck ausgestattete Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, die sich die Gunst der Bücherfreunde im Fluge erobert hat. Die eleganten Bände der Bibliothek, deren handliches Format und gefälliges Äußere den besten Eindruck machen, unterscheiden sich auch dadurch vorteilhaft vor den billigen Ausgaben der Konkurrenz, daß sie nicht Neudrucke älterer Werke, sondern Novitäten der beliebtesten modernen Autoren enthalten. „Années de Printemps“, der letzterschienene Band der Ollendorffschen Kollektion, bringt eine autobiographische Lebensskizze, in der André Theuriet in seiner anheimelnden Weise über seine Jugendjahre und litterarischen Anfänge plaudert. Das liebenswürdige, von Maximilienne Guyon ansprechend illustrierte Werkchen wird den zahlreichen Lesern der Theurietschen Bücher ebenso willkommen sein wie dem Litterarhistoriker.

Die Vereinigung jungbelgischer Schriftsteller in Brüssel, die in ihrer trefflich geleiteten Monatsschrift „Le Coq rouge“ die künstlerischen Bestrebungen der verschiedenen modernen Litteraturrichtungen mutig und kraftvoll verficht, hat nun auch mit der Herausgabe der Buchnovitäten ihrer Mitglieder im eigenen Verlage begonnen. Den Reigen der litterarischen Veröffentlichungen der Verlagsanstalt „Coq rouge“ eröffnet Louis Delattre mit einer Novellensammlung, der er den sonderbaren Titel „Une Rose à la bouche“ giebt. Und so seltsam wie der Titel ist auch der Inhalt der acht „Contes“, in denen uns ein echter und rechter Poet allerlei wunderliche und nie gehörte Dinge zu erzählen weiß. Es existieren nicht eben viele Bücher in der neuzeitlichen Litteratur, die einem so originelle Wesensart und solch eigenartiges Gepräge zeigen wie diese Prosagedichte, die von der ungewöhnlichen Begabung und dem künstlerischen Feingefühl Louis Delattres aufs neue glänzendes Zeugnis ablegen.

Weniger Gutes läßt sich über die Skizzen, Novelletten und allerhand Kleinigkeiten sagen, die Henry Kist — Gott weiß, weshalb er dieses Buch nicht wie die anderen auch mit seinem vollen Namen Kistemaeckers zeichnet — unter dem Titel „Chères Pécheresses“ jüngst bei Flammarion in Paris veröffentlichte. Das Wertvollste und Bedeutendste in dem Bande sind noch die zwanzig weiblichen Charakterstudien, die die sündige Liebe in ihren verschiedensten Abstufungen zum Gegenstand einer eingehenden Seelenanalyse machen. Aber auch hier kommt mehr der scharfsinnige Verstandesmensch und Psychologe als der feinfühlige Künstler zum Wort, von dem in dem „Album parisien“ und „Contes d'ici et de la“, die den weiteren Inhalt des Bandes bilden, überhaupt nichts mehr zu spüren ist.

Der bestbekannte Verlag des „Mercure de France“ läßt es sich in dankenswerter Weise angelegen sein, die zeitgenössische französische Lyrik, dieses arg vernachlässigte Stiefkind des herrschenden Tagesgeschmacks, nach Kräften zu pflegen. Die Publikationen des rührigen Verlages bilden so eine umfassende Überschau über den derzeitigen Stand der modernen Dichtkunst in Frankreich, eine Überschau, die durch die eben erschienene Gesamtausgabe der poetischen Werke Emile Verhaerens (Poèmes) eine wirkungsvolle Vervollständigung erfahren hat. Der Band enthält die prächtigen Verse, die Verhaeren als „Les Bords de la route“, „Les Flamandes“, „Les Moines“ früher veröffentlichte. Ernsten Litteraturfreunden wird auch die originelle Neujahrsgabe, die der „Mercure de France“ in seinem „Almanach des Poètes 1896“ bietet, willkommen sein. Das vornehm und eigenartig ausgestattete Büchlein bringt eine bunte Reihe von Gedichten aus der

Feder der hervorragendsten Vertreter der französischen Lyrik der Gegenwart.

Der ungewöhnliche Erfolg, den die von Flammarion veranstaltete japanische Originalausgabe der Fabeln von La Fontaine in der Welt der Bücherfreunde gefunden hat, bestimmte die Pariser Verlagsbuchhandlung, auf dem so verheißungsvoll eröffneten Wege, die hochentwickelte japanische Kunst in den Dienst der Illustrierung ihrer Prachtwerke zu stellen und dadurch ein neues Genre zu schaffen, einen weiteren Schritt zu thun. Als zweites Stück der interessanten, unter der Leitung von Barboutau in Tokio hergestellten Büchersammlung erschien soeben eine zweibändige, reich illustrierte Ausgabe der „Fabies choisies de Florian", ein Prachtwerk, das hinsichtlich des künstlerischen Wertes seines Bilderschmucks und der reizvollen Ausstattung ein bibliophiles Kleinod genannt werden muß. An der Illustrierung der beiden Bände haben neben Ka-no Tomo-Nobou und Kadji-ta Han-ko, den beiden bedeutendsten japanischen Meistern der Gegenwart, die besten Maler und Zeichner des modernen Japan mitgearbeitet. Die meisterhafte Wiedergabe der farbigen Bilder und die ganze typographische Ausführung zeugen von der hohen Leistungsfähigkeit der Tokioer Offizin von Shueissa, die mit dieser Ausgabe dem Bücherfreunde ein Prachtwerk in die Hand giebt, das auch die anspruchsvollsten Wünsche raffinierter Feinschmecker übertrifft. Ich möchte nur noch dem Wunsche Ausdruck geben, daß die Pariser Verlagsbuchhandlung nun auch einmal ein Werk der japanischen Litteratur von einheimischen Künstlern illustrieren und in französischer Übersetzung erscheinen ließe!

Georges Veyrat, „La caricature à travers les siècles", vol. orné de nombreuses gravures. (Mendel, Paris.) — Ein kurzer, aber umfassender Abriß der Geschichte der Karikatur im Stufengange ihres Werdens und Wachsens bei den verschiedenen Völkern von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. An der Hand des wohlunterrichteten Autors durchwandern wir die Jahrhunderte und betrachten den Entwickelungsgang der Kulturgeschichte der Menschheit im Spiegelbilde der charakteristischen Schöpfungen der jeweiligen Meister der Karikatur. Veyrat ist weit entfernt davon, in den Ton trockener Geschichtsklitterung zu verfallen, er versteht es im Gegenteil ganz vortrefflich, seinen Stoff frisch und fesselnd zu gestalten und seiner Darstellung durch reichlich eingestreute amüsante Anekdoten und mit Geist und Geschmack gewählte Bilder Leben und Anschaulichkeit zu geben. Und da die Verlagshandlung obendrein dafür gesorgt hat, daß sich das interessante Buch im elegantesten Gewande präsentiert, so kann es nicht fehlen, daß Veyrats Geschichte der Karikatur die verdiente Anerkennung zu teil werden wird.

Außer dem eben genannten muß unter den Neuerscheinungen der diesjährigen Etrennes vor allem noch der beiden reizenden Pracht- und Geschenkwerke gedacht werden, die Crafty bez. Vimar und Guigou bei Plon, Nourrit & Cie. erscheinen ließen. Crafty betrachtet in seinem „Paris sportif" von der Höhe seiner lachenden Philosophie herab das gesamte Gebiet sportlicher Veranstaltungen und konterfeit zu Nutz und Frommen aller lachlustigen Leute die typischen Vertreter neuzeitlicher Sportfexerei mit der geistreichen Verve, die diesen beliebten Karikaturisten auszeichnet. Außer einer eingehenden Physiologie des Sportsman comme il faut finden wir hier eine erschöpfende Schilderung des Lauf-, Reit-, Fahr-, Rad-, Ring- und Schießsports nebst getreulichem Bericht über die mehr oder weniger verzwickten Spiele, alles fein säuberlich durch hübsche, mit feinstem Humor gezeichnete Bilder illustriert. — Vimar und Guigou bieten uns in ihrem „L'illustre Dompteur" eine ihrer gelungensten Humoresken in Bild und Wort, die sich bei allen Freunden gesunden Humors besonderer Wertschätzung erfreuen. Daß beide Bücher in Bezug auf

künſtleriſche Ausführung des Bilderſchmuckes und vornehme Gediegenheit der Ausſtattung nichts zu wünſchen übrig laſſen, bedarf bei einer Novität des geſchätzten Plonſchen Verlags keiner beſonderen Erwähnung.

J. J. Rousseau, „Du Contrat social“. Edition comprenant avec le texte définitif les versions primitives de l'ouvrage collationnées sur les manuscrits autographes de Genève et de Neuchâtel par Edmond Dreyfus-Brisac. (Paris, Alcan.) — Eine kritiſche Prachtausgabe des Hauptwerkes des Klaſſikers der Revolution, in der der bewährte Herausgeber der „Revue internationale de l'Enseignement“ die Reſultate ſeiner fleißigen Quellenforſchung niedergelegt hat. Das ſchöne Werk, das der wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit und kritiſchen Zuverläſſigkeit ſeines Verfaſſers alle Ehre macht, verdient wärmſte Anerkennung und Empfehlung.

A. G—tze.

Italieniſche Litteratur.

Die geſamte Preſſe, hüben und drüben des Ozeans, hat den großen Schweizer Conrad Ferdinand Meyer anläßlich ſeines 70. Geburtstages im verfloſſenen Herbſt enthuſiaſtiſch gefeiert. Hervorragend that dies in Italien die vornehme Mailänder Verlags-Firma Fratelli Treves, indem ſie nicht allein einen glänzenden Artikel aus der Feder des genialen italieniſchen Schriftſtellers, Commendatore Domenico Giuriati in der Illustrazione Italiana brachte, ſondern auch in Buchform eine vorzügliche Überſetzung von „Jürg Jenatſch,“ bekanntlich eine der beſtgelungenen Schöpfungen des helvetiſchen Dichters. Sein Bildnis war dem Aufſatze beigefügt, und nun ſchmückt es auch jenen Band der die Weltlitteratur umfaſſenden „Biblioteca Amena,“ in welcher Giorgio Jenatſch ſamt dem als Vorrede beibehaltenen Artikel Giuriatis unter der Nr. 457 erſchien. Die vom Verfaſſer autoriſierte Überſetzung verdanken die Italiener der fleißigen Feder einer talentvollen Elſäſſerin, Maria Preis, welche die Vorzüge des Werkes nicht nur ausgezeichnet wiederzugeben wußte, ſondern ſogar durch die Weichheit und Schönheit des italiſchen Idioms erhöhte.

Bei Treves erſchien auch die hundertvierundſiebzigſte Auflage des epochemachenden Werkes: „Cuore“ von Edmondo De Amicis. Der Verfaſſer ſowohl als das Buch ſind ſo berühmt in der ganzen gebildeten Welt beider Hemiſphären, daß jedes Wort hier überflüſſig erſcheint.

Der Verlag veröffentlicht zugleich in achtzehnter Auflage das ebenſo rühmlichſt bekannte, originelle Werk: „Testa“ von Paolo Mantegazza. Es bildet gleichſam eine Ergänzung zum „Cuore“ des De Amicis, dem das Buch auch gewidmet iſt. Der Held iſt derſelbe „Enrico“, den man im „Cuore“ kennen und lieben gelernt; doch Mantegazza, deſſen Seelenanalyſen unübertrefflich zu nennen, ſtellt ſich hierin die ſchwierige, doch der Größe ſeines Talentes würdige Aufgabe, durch ergreifende Beiſpiele den Beweis zu erbringen, daß das Herz und ſeine Impulſe ganz allein nicht immer maßgebend ſeien, wenn ſie nicht durch den Kopf, recte durch die Vernunft geleitet und beherrſcht werden; denn das Herz ohne Kopf gleiche einem Fahrzeug ohne Steuer, ebenſo der Kopf ohne Herz einem Fahrzeug ohne Segel, das Wind und Wellen preisgegeben. Die Vereinigung beider jedoch bedeute das vollkommenſte Ideal der Menſchheit und ſei die ſicherſte Baſis der drei Haupttugenden des Lebens: onestà, lavoro e idealità.

Von Domenico Giuriati, dem hochgeſchätzten Rechtsgelehrten, den man kühn ein litterariſches Chamäleon nennen kann, denn bald erſcheint ein feſſelndes belletriſtiſches Werk aus ſeiner nimmerraſtenden Feder, bald eine markig gehaltene ernſte Facharbeit, ward jüngſt eine neue Auflage ſeiner ‚Leggi dell' Amore‘ bei Roux Frassati e Co. in Turin publiziert. Das Buch bezeugt aufs neue die anerkannte Vielſeitigkeit Giuriatis, ſowie ſeine ſtaunenswerte

Beleſenheit. Die Citate „der Geſetze der Liebe", welche die realiſtiſche und naturaliſtiſche Tendenz vertreten, doch gleichzeitig die Lichtſeiten der Ehe hervorheben, ſind geradezu verblüffend in ihrer Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit. Für jede Meinung, für jedes Problem, für jede Behauptung, die Giuriati aufſtellt, und die ja ſchon durch ſeinen faſcinierenden Stil und durch die Feinheit der Sprache den Leſer gewinnen müſſen, weiß er ein ſo plauſibles Citat anzuführen, daß es jeden Widerſpruch ausſchließt. Für die Ehe bricht er eine zweifache Lanze, indem er Arioſtos Worte anführt:

. . . . . Senza moglie è lato
Non puote uomo in bontade esser perfetto.

Und die Freuden ehelicher Verbindungen, ganz beſonders das Mutter- und Vaterglück, bekräftigt er mit Victor Hugos ergreifenden Verſen:

Et les plus tristes fronts, les plus souilles pentôtre
Se déridents soudain à voir l'enfant paraitre
Innocent et joyeux.

Allerdings führt er auch als ernüchternden Dämpfer der berühmten Schriftſtellerin George Sands Worte an, welche bekanntlich die Ehe als das Grab der Liebe und die Hölle auf Erden bezeichnete; doch auch die Schattenſeiten der freien Liebe werden angedeutet durch Alfred de Muſſets ſchwärmeriſchen Stoßſeufzer:

L'amour (hélas! l'étrange et la fausse nature)
Vit d'inaction et meurt de nourriture.

Die Geſetze der Liebe können unbedingt, ſo kühn ſie auch ſtellenweiſe gehalten ſind, als ein höchſt originelles Buch empfohlen werden, das die heikelſten ſozialen Probleme zum Wohle der Menſchheit mit ſo edlem Feuer behandelt, daß jedem Leſer das große Aufſehen, das der ſtattliche Band hervorgerufen hat, berechtigt erſcheinen muß.

Im ſelben Verlage iſt aus der Feder Luigia Capacci Zarlattis unter dem Titel: ‚Il germe' (der Keim) ein Roman erſchienen, der alle Vorzüge der bekannten und geſchätzten Schriftſtellerin aufweiſt.

Die Casa editrice Galli in Mailand publizierte ein reizendes Büchlein über muſikaliſche Größen, das den Titel „Vecchie storie musicali" führt und Egiſto Roggero zum Verfaſſer hat. Dieſe „alten Geſchichten" melden jedoch ſo viel Neues über die intimſten Verhältniſſe berühmter Komponiſten, daß ſie ihren Titel faſt Lügen ſtrafen. Vom feinſten Kunſtſinn beleuchtet, enthüllt das Buch intereſſante Epiſoden aus dem Leben Chopins, Ole Bulls, Verdis, ſowie anderer hervorragender Tondichter alter und neuer Zeit. Und da unſere großen Deutſchen: Gluck, Mozart u. A. in erſter Linie genannt ſind, dürfte das Buch auch diesſeits der italieniſchen Grenze ein wohlverdientes Intereſſe erwecken. — Der muſikaliſche Reigen darf nicht abgeſchloſſen werden, ohne einer intereſſanten Erzählung der gefeierten Sängerin Gemma Bellincioni zu gedenken. Die Künſtlerin, die ſich bereits als Librettiſtin mit Glück verſucht, hat bei Galletti e Cocci in Florenz einen Racconto veröffentlicht, den ſie nach der Heldin ‚Vittorina' nennt. So ſieghaft wie ihre Sirenenſtimme wirkt das Buch allerdings nicht, feſſeln wird es aber Jedermann ſchon um der berühmten Verfaſſerin willen.

Aus der italieniſchen Litteratur-Chronik iſt noch zu melden, daß jüngſt dem illustre poeta Giosuè Carducci ſeitens der Stadt Ferrara eine beſondere Ehrung zuteil ward, indem der Sindaco (Bürgermeiſter) Reghini und der Bibliothekar Agnolli dem gefeierten Dichter eine Pergament-Adreſſe überreichten, die folgende, vom Dottore Niccolini verfaßte Widmung trägt:

A Giosuè Carducci il Consiglio del Comune di Ferrara il XXII magio MDCCCXCV acclamava a testimonianza di Gratitudine per iode alla città di Ferrara.

Paul Maria Lacroma.

Bibliographie.

Vom 15. Januar bis zum 15. Februar ſind folgende Werke bei der Schriftleitung der „Geſellſchaft" eingegangen:

Neues Adreßbuch des Deutschen Buchhandels und der verwandten Geschäftszweige 1895/96. — Ausgabe im Oktober 1895. Abgeschlossen 1. September 1895. — Leipzig, Verlag von Walther Fiedler. — Preis 2 Mark 50 Pf.

Johann Alboth: Singen und Ringen. Ausgewählte Gedichte. — Zürich und Leipzig, Verlag von Sterns „Litterarisches Bulletin der Schweiz", 1896. — Preis 1 Mark.

Ardouin-Dumazet: L'Armée et la Flotte en 1895. Grandes manoeuvres des Vosges. — Manoeuvres navales. — Expédition de Madagascar. — Avec de nombreuses cartes. — Paris et Nancy, 1896, Berger-Levrault & Cie., éditeurs. — Prix 5 Francs.

Wilhelm Arent: Marletta. Drama in einem Akt (Tragisches Idyll). — Als Manuskript gedruckt.

Dr. Willibald Beyschlag: Bischof Dr. Reinkens und der deutsche Altkatholizismus. — Berlin, 1896, Verlag von Hermann Walther. — Preis 50 Pf.

Conrad von Blumenthal: Die Tochter Salomos. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten. — Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn, 1896. — Preis 2 Mark.

Robert Brandt: Valeska. Drama in drei Aufzügen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 1 Mark.

Ernst Victor Bunzendahl: Junge Blätter. Gedichte. — Berlin, Verlag von Eduard Rentzel. — Preis 1 Mark.

Dr. Thomas Cathian: Der Karlsruher Männerhilfsverein und sein Wirken während des Feldzuges 1870/71, mit Rückblick auf die ersten 25 Jahre seines Bestehens. Erinnerungsbilder nach eigenen Erlebnissen und aktenmäßigen Aufzeichnungen. (Zwölfter Band von „Badener im Feldzug 1870/71. Persönliche Erlebnisse und Erinnerungen.") — Karlsruhe, Druck und Verlag von J. J. Reiff, 1896. — Preis 1 Mark 25 Pf.

Prof. Dr. Hermann Conrad: Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter. — Berlin, 1896, Verlag von Hermann Walther, W., Kleiststr. 14. — Preis 80 Pf.

K. W. Diefenbach: Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege. — Zweiter Band. — Wien, Selbstverlag des Verfassers.

El-Correi: Die Hinterbliebenen eines Unglücklichen. Roman. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis 6 Mark.

Hans Fait: Vom Flitter unserer Wirtshaus-Prinzessinnen. Die Kellnerin im Spiegel neuester Dichtung. — Leipzig, Verlags-Institut Richard Kühn, 1896. — Preis 50 Pf.

Martin Frehsee: Michael. Dichtung. Herausgegeben zum besten des Baues der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche. — Druck und Verlag von Max Schildberger, Berlin, 1896.

Henry George: Die Entschädigung der Grundeigentümer. Deutsch von Bernhard Eulenstein. Nebst einem Brief von Graf Leo Tolstoi. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 50 Pfg.

Wilhelm Gerling: Cajus Graechus. Drama in fünf Akten. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 1,50.

Göttinger Arbeiterbibliothek: I. Band: Heft 1: „Jesus als Volksmann" von Friedrich Naumann. — Heft 2 u. 3: „Die Börse" von Dr. Max Weber. — Heft 4: Bodenwucher und Bodenbesitzreform von Dr. Ernst Lehmann. — Heft 5: „Von der Hauswirtschaft zur Weltwirtschaft" von Martin Wenck. — Heft 6: „Gesunde Wohnungen" von Wilhelm Rupprecht. — Heft 7: „Die Genossenschaftsbewegung der englischen Arbeiter" von Dr. v. Schulze-Gaevernitz. — Heft 8: „Schöpfung und Entstehung der Welt" von Dr. Gottfried Riehm. — Heft 9: „Darwinismus und Christentum" von Dr. Gottfried Riehm. — Heft 10: „Die Sozialdemokratie in der großen französischen Revolution" von Dr. Hans Delbrück. — Preis jedes Heftes 10 Pfg. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Gerhart Hauptmann: Florian Geyer. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis 4 Mark.

Henning van Horst: Die Apostelfürsten. Historischer Roman. — Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagskonto 1896. — Preis 4 Mark.

Erhard Kiesner: Die öffentlichen Feste des deutschen Volkes. Wie sind sie zeitgemäß umzugestalten und zu wahren Volksfesten zu machen? Heft 152 der Zeitfragen des christlichen Volkslebens, herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg u. Pfr. H. Dietz. — Stuttgart, Chr. Belserſche Verlagshandlung. — Preis 80 Pfg.

Blanche von Kübeck: Handbuch der Englischen Geschichte von den Uranfängen bis zur Gegenwart. Nach bewährten historischen Hilfsquellen bearbeitet. — Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag. — Preis eleg. geb. Mk. 3,60.

Hermann Küchling: Morgenrot. Festspiel in zwei Aufzügen. — Leipzig,

Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 1 Mark.

Paul Langenſcheidt: Die fünfte Schwadron. Luſtſpiel in vier Aufzügen. — Berlin S. W. 46, Verlag für Sprach- und Handelswiſſenſchaft (Dr. P. Langenſcheidt). — Preis 2 Mark.

Paul Langenſcheidt: Gährung. Schauſpiel in vier Akten. Berlin S. W. 46, Verlag für Sprach- und Handelswiſſenſchaft (Dr. P. Langenſcheidt). — Preis 2 Mk.

Dr. Wilhelm Martens: Weltgeſchichte. Ein Handbuch für das deutſche Volk. — Hannover, Verlag von Manz & Lange, 1895. — Preis 8 Mark, geb. 10 Mark.

Dr. Leopold Florian Meißner: Weihnachtsſpiele. Bilder aus der deutſchen Geſchichte zu feſtlichen Aufführungen für Jung und Alt. — XII. Heft: Der Mauthner Hans. — Preis 45 Pfennig.

F. Mentor: Geläuterte Religion oder Vom Erzwungenen zum Erſehnten. Bruchſtücke aus den Kämpfen und Meinungen eines Aufrichtigen. — Saarbrücken, H. Klingebeils Verlag, 1896. — Preis 60 Pfennig.

Johann Georg Meyer: Kronos oder Seele und Welt. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 1 Mark.

Oda Olberg: Das Elend in der Hausinduſtrie der Konfektion. — Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1896. — Preis 1 Mark.

Anton Renk: Die Schneekönigin. Dramatiſche Dichtung. — Innsbruck, A. Edlingers Verlag, 1896.

Prof. A. Rinklake: Hebung des Mittelſtandes. 1. Blicke in die Praxis. 2. Praktiſche Vorſchläge. — Berlin, Verlag von Karl Georg Wiegand. — Preis 50 Pfg.

Ernſt Rosmer: Tedeum. Komödie. — Berlin, S. Fiſcher, Verlag, 1896. — Preis 2 Mark.

Arthur Schnitzler: Liebelei. Schauſpiel. — Berlin, S. Fiſcher, Verlag, 1896. — Preis 2 Mark.

Paul von Schönthan: Jahreszeiten der Feder. Allerlei. — Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Schall & Grund.

Spectator: Die Börſe. (Heft 1 der „Fragen des öffentlichen Lebens", herausgegeben von Karl Schneidt und Dr. jur. Richard Wrede.) — Kritik-Verlag, Berlin NW. 6. — Preis 50 Pfg.

Bertha von Suttner: Wohin? Die Etappen des Jahres 1895. — Berlin, 1896, „Gutenberg", Druckerei und Verlag, Akt.-Geſ. — Preis 1 Mark.

A. Tetzlaff: Die Shakeſpeare-Bacon-Frage. In ihrer hiſtoriſchen Entwicklung bis zur heutigen Stunde populär-wiſſenſchaftlich dargeſtellt. — Herausgegeben vom ſtudentiſchen Shakeſpeare-Verein zu Halle a. d. S. — Preis 1 Mark.

Max Trauſil: Die Welt hinter den Couliſſen. Indiskretionen aus dem Schauſpielerleben. — A. Bleier, Verlag, Leipzig. — Preis 1 Mark 50 Pfg.

Truth: Hefe im Schaum. Berliner Roman. — Berlin und Leipzig. T. Trautweinſche Buchhandlung, L. Wendriner. — Preis 4 Mark.

Adolf Vögtlin: Heilige Menſchen. — Leipzig, Verlag von H. Haeſſel, 1895.

Prof. Dr. Otto Warſchauer: Geſchichte des Sozialismus und Kommunismus im 19. Jahrhundert. III. Abteilung: Louis Blanc. — Berlin, Verlag von Hermann Bahrs Buchhandlung (K. Hoffmann), 1896. — Preis 3 Mark.

Th. Werkenthin: Der Geiſt, der ſtets verneint. — Berlin, 1896, Druck und Verlag von Max Schildberger. — Preis 50 Pfg.

J. L. Windholz: Ritter, Tod und Teufel. Ein Drama in Verſen. — Berlin, S. Fiſcher, Verlag, 1895.

Richard Zoozmann: Ums Recht. Ein Trauerſpiel in fünf Akten. — Berlin, Verlag von Eduard Reutzel. — Preis Mk. 1,50.

☞ Wir bitten **ſämtliche Manuſkript-, Bücher- etc. Sendungen ausſchließlich** an den **Verlag** der „Geſellſchaft":

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in **Leipzig**,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Geſellſchaft".

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

3 0000 093 399 875